

# ORIENTierungen

**Eine Untersuchung zum Selbstverständnis engagierter Frauen  
der deutschen Mehrheitsgesellschaft  
in ihren Beziehungen zu Frauen nichtdeutscher Herkunft**

vorgelegt von  
Doris Levasseur  
aus Berlin

Vom Fachbereich 2 – Erziehungs- und Unterrichtswissenschaften  
der Technischen Universität Berlin  
zur Erlangung des akademischen Grades

Doktor der Philosophie  
– Dr. phil. –

genehmigte Dissertation

Promotionsausschuß:

Vorsitzende: Prof. Dr. Astrid Albrecht-Heide  
Berichterin: Prof. Dr. Helga Marburger  
Berichterin: Prof. Dr. Christina Thürmer-Rohr

Tag der wissenschaftlichen Aussprache: 16. Mai 2000

Berlin 2000

D 83

**DISSERTATION**

**Doris Levasseur**

# **ORIENTierungen**

**Eine Untersuchung zum Selbstverständnis  
engagierter Frauen der deutschen  
Mehrheitsgesellschaft in ihren Beziehungen  
zu Frauen nichtdeutscher Herkunft**

**01.10.1999**



# INHALT

## EINLEITUNG

1. Ausgangslage und Fragestellungen \_\_\_\_\_ 7
2. Perspektiven auf deutsche Frauen \_\_\_\_\_ 10
3. Perspektiven auf andere Frauen \_\_\_\_\_ 12
4. Aufbau der Untersuchung \_\_\_\_\_ 17

## I. INTERPRETATIONSHORIZONTE

1. MIGRATIONSKONTEXTE \_\_\_\_\_ 18
  - 1.1. Mehrheiten und Minderheiten \_\_\_\_\_ 22
  - 1.2. Statistische Wirklichkeit von Minderheitsangehörigen \_\_\_\_\_ 25
2. KONSTRUKTIONSPROZESSE \_\_\_\_\_ 32
  - 2.1. Wahrnehmung von fremder Wirklichkeit \_\_\_\_\_ 32
  - 2.2. Bewältigung von Erfahrungen mit gesellschaftlicher Ungleichheit durch Deutung \_\_\_\_\_ 36
  - 2.3. Mechanismen und Folgen von Grenzbestimmungen zwischen Gruppen \_\_\_\_\_ 42
  - 2.4. Europäische GrenzGeschichte, Sichtweisen und Verhaltensmuster \_\_\_\_\_ 49
  - 2.5. Deutsche Abgrenzungsverhältnisse, Merkmale von Grenzbestimmungen und Verhalten der Mehrheit \_\_\_\_\_ 58
  - 2.6. Möglichkeiten der Wahrnehmung des Selbst als Frau und im Umgang mit Migrantinnen \_\_\_\_\_ 65
3. FORSCHUNGSLEITENDE PRÄMISSEN, FEMINISTISCHE ORIENTIERUNG UND METHODEN DER UNTERSUCHUNG \_\_\_\_\_ 86
  - 3.1. Grundlegung eines feministischen Ansatzes innerhalb der Offenheit des qualitativen Paradigma als Reflexion der Forschung und in der Forschung \_\_\_\_\_ 86
  - 3.2. Forschungsperspektiven in der Datensammlung und Problematik des Vorgehens zwischen Engagement und Distanzierung \_\_\_\_\_ 92
  - 3.3. Erhebungsinstrumente Interviews und Beobachtung im Rahmen einer Fallstudie \_\_\_\_\_ 95
    - 3.3.1. Fallstudie \_\_\_\_\_ 96
    - 3.3.2. Diskursive lebensgeschichtlich-problemorientierte Interviews begleitet von teilnehmender Beobachtung \_\_\_\_\_ 100
  - 3.4. Leitende Regeln der Auswertung, Geltungsanspruch und Problematik der Dokumentation prozessualer Forschung \_\_\_\_\_ 108

## II. DURCHFÜHRUNG UND ERGEBNISSE DER UNTERSUCHUNG

1. CHRONOLOGIE DES FORSCHUNGSPROZESSES \_\_\_\_\_ 117
  - 1.1. Beobachtungs-„Rayons“ mit anzusprechenden Personen \_\_\_\_\_ 117
    - 1.1.1. Beobachtungen \_\_\_\_\_ 118
    - 1.1.2. Interviews \_\_\_\_\_ 125
  - 1.2. Vorstrukturierung des TextMaterials \_\_\_\_\_ 126

2.	ÜBERBLICK ÜBER DIE BIOGRAPHISCHEN DATEN	129
2.1.	Äußere Daten der Dimensionen Aktuelle Situation, Kindheit und Jugend	130
2.2.	Aussagen über Kindheit, Jugend und Familiensituation	130
(1)	Personen und ihre Beziehungen innerhalb der Herkunftsfamilie	130
(2)	Kindheitserinnerungen und Zukunftsträume	131
(3)	Sexualität, Selbstwahrnehmung und Konfliktstrategien als Jugendliche	132
2.3.	Aussagen über die aktuelle Lebenssituation	133
(1)	Bisheriger Lebensweg	133
(2)	Lebensplanung und Perspektiven	133
2.4.	Aussagen über die Kontaktaufnahme zu Migrantinnen	134
(1)	Motive und Bedingungen	134
(2)	Informationsstand	136
2.5.	Annahmen über lebensgeschichtliche Gemeinsamkeiten der interviewten deutschen Frauen und Typisierungen	137
3.	REFLEXIONEN: DAS SELBSTBILD DER DEUTSCHEN FRAUEN	140
3.1.	Themen der Selbstwahrnehmung und Selbsteinschätzung	140
(1)	Eigenschaften und „Interesse“	140
(2)	Veränderungen und Entwicklungen	143
(3)	Gesellschaft: Definition der eigenen Position	144
(4)	„Deutsch-Sein“	146
(5)	„Frau-Sein“ und Weiblichkeit	150
(6)	Ansprüche und Realität	153
(7)	Verhältnis zu anderen Frauen	154
3.2.	Schlußfolgerungen	158
3.2.1.	Positive Selbstwahrnehmung oder Selbstdefinition durch Vorstellungen über die eigene Person: „Ich weiß, was ich will“/„Ich bin froh, daß ich so werden konnte“/„Ich hab halt auch hohe Ansprüche an mich“	159
3.2.2.	Selbstwahrnehmung in interpersonalen Beziehungen oder Selbstdefinition durch Akzentuierung von Ähnlichkeiten: „Die Wellenlänge muß stimmen“	161
3.2.3.	„Negative“ Selbstwahrnehmung oder Selbstdefinition durch Abgrenzung	162
(1)	„Ich bin nicht so wie die meisten sind“/„Ich gehöre hier einer Minderheit an“	163
(2)	„Es ist sicher nicht typisch, wie ich lebe/wie ich bin“	163
(3)	Das Deutsche und die Deutschen	164
(4)	Abgrenzungsstrategien deutsch: „Ich hasse die Deutschen“/„Man kann nicht immer nur alles Deutsche ablehnen“	166
(5)	Das Bild des Weiblichen	169
(6)	Abgrenzung weiblich: „Ich bin nicht feminin“/„Weibliches Verhalten lehne ich total ab“	170
3.3.	Annahmen über Gemeinsamkeiten in der Selbstreflexion und Selbstdarstellung	172
4.	ERFAHRUNGSHORIZONTE: DAS BILD DER ANDEREN FRAUEN	174
4.1.	Die Wahrnehmung der anderen Frauen	174
4.1.1.	Personen und Kontexte: Zerteilung der anderen und „diffuse“ Realitäten	174
4.1.2.	„Geschichten“ über die anderen	176
(1)	Allgemeine Beschreibungen der Lebenssituation von Migrantinnen	177
(2)	Individuelle Umgangsweisen mit und Reaktionen auf die Migrationssituation: „Entwicklungen“, Krankheit, Generationenunterschied	178

(3)	Migrantinnen als Opfer: von Familie, Tradition und Moralvorstellungen, vom (Ehe) Mann, von Diskriminierungen in der Aufnahmegesellschaft	179
(4)	Persönliche Qualitäten von Migrantinnen: Sprachliches Vermögen, „Stärke“, Vorurteile, Schönheit	180
(5)	Unterschiedliche Herkunft der Migrantinnen	183
(6)	„Frauenkultur“	184
4.1.3.	Reflektierte Wahrnehmungen: Begründungen für Eigenschaften und Verhaltensweisen	184
(1)	Die Aufnahmegesellschaft bedingt die Lebens- und Verhaltensweisen	186
(2)	Erwartungsdruck von Familie und Herkunftsgesellschaft oder Abhängigkeit von Tradition, Kindern, Küche, Ehemann	187
(3)	Persönliche Eigenschaften	188
(4)	Schichtzugehörigkeit	189
(5)	Islamisch bedingte Moralvorstellungen/Religion	189
(6)	Studium und Beruf, Geldverdienen	190
(7)	Rückzug auf „eigene Kreise“ und Abgrenzungswunsch gegenüber deutschen Frauen	190
(8)	Erziehung/Sozialisation	191
4.2.	Schlußfolgerungen	191
4.2.1.	Die „Objektivierung“ der Wahrnehmungen oder der Bezug zur Realität: „Ein schwieriges Leben voller Konflikte“/„Alle Frauen sind (psychisch) richtig krank“/„es ist eine tolle Leistung, sich hier psychisch so stabil zu halten“	192
4.2.2.	Einteilungen	194
(1)	Die Tatsache der „Differenzierungen“: „es gibt eben auch ganz andere: die sogenannten türkischen Frauen“	194
(2)	Rechtfertigungen: „Nicht nur Deutsche sind rassistisch, sondern Ausländer und Ausländerinnen auch“/„Da waren von den Türkinen ganz massive Vorurteile da“/„Das geht ja alles kreuz und quer und ganz wild“	196
4.2.3.	„Prägungstheorien“ als Erklärungen	197
(1)	Erklärungsmuster: „Das steckt eben einfach drin“/„Frauen als Kulturträgerinnen“ und „die ausländische Minderheit in einer fremden Kultur“	197
(2)	Individuelle Begründungstypen	199
4.2.4.	Persönliche Wahrnehmungsselektion: „Themen- und problemzentrierte Perspektiven“	202
(1)	Lebensbewältigung, psychische Stabilität, „Sicherheit“	203
(2)	Männerbeziehungen, Frauenrolle, „fremde“ Sexualität	204
(3)	Das „Absetzen“ von der Familie	206
4.3.	Die Grundlagen des Bildes und seine Bedeutung: „Probleme haben sie nur, wenn sie als Ausländerin erkennbar sind“	207
5.	HANDLUNGSHORIZONTE: FREMDBILD UND SELBSTBILD IN DER KOMMUNIKATION MIT MIGRANTINNEN	211
5.1.	Migrantinnen als Kommunikationspartner	212
5.1.1.	Beziehungs„qualitäten“	213
(1)	so wie ich – die „sehr gute Freundin“ und die „ganz intensiven Beziehungen“	214
(2)	Nicht so wie ich – „Kontakte“ und „Bekannte“, aber „nicht gerade/wirkliche Freundinnen“	215
(3)	Ja, aber... (noch) nicht oder nicht mehr wo wie ich – „Nähere Kontakte“, „so was wie eine Freundschaft (entwickelt sich)“ und „ich habe mit ihnen gelebt“	219

5.1.2.	Gemeinsamkeiten der Einschätzung der individuellen Beziehungen	224
5.2.	Handlungskontexte oder „Kontaktdimensionen“ – das eigene Verhalten und die Konflikte mit den anderen Frauen	225
5.2.1.	Verhalten und Reflexionen	226
(1)	Entwicklungshelferinnen: „ich möchte irgendwas tun“	227
(2)	Vertreterinnen in eigener Sache: „Ich will mich da auch durchsetzen und abgrenzen“/ „Das Interessante daran ist die Arbeit an mir selbst“	230
(3)	Korrekte Strateginnen: „Weiße deutsche Kultur“ und das „ganz normale Verhalten“/ „Aber ehrlich muß es auch noch sein“	234
(4)	Hilflose: „Ich habe nicht gelernt damit umzugehen“/„Ich weiß auch nicht, wie ich mich dazu verhalten kann“	237
(5)	Resignierte und Enttäuschte: „Ich registriere halt schon, was sich abspielt“/ „Was hab ich mich ins Zeug geschmissen, aber jetzt mach ich das nicht mehr lange mit“/ „Ich hab keine Hoffnung, sie überzeugen zu können“	238
5.2.3.	Zusammenfassung: Kommunikationsformen und -kontexte	240
5.2.4.	Konflikte und Reaktionen	242
(1)	Die „vermiedenen“ oder „ersparten“ Konflikte: „Man läßt sich gegenseitig in Ruhe“	243
(2)	Die „ganz persönlichen“ Konflikte in den problematischen Situationen mit den anderen: „Du magst zwar Ansprüche an mich haben, aber die sind nicht mit mir abgesprochen“/ „Wir können auch zusammen nicht das erreichen, was ich gerne möchte“	243
(3)	Die „zeitgeistigen“ Konflikte: „Das stellt ja mein ganzes Leben in Frage“	247
5.2.5.	Zusammenfassung: Die Realität der anderen und die Kontext- und Personenabhängigkeit der Konflikte	252
5.3.	„Das Andere, das Orientalische“? Reflexionen über Unterschiede und Gemeinsamkeiten	255
5.3.1.	Die Individualisten und die „unwichtigen“ Unterschiede: „Das ist genauso wie bei uns anderen auch“/„Alles ist individuell verschieden“ und „Ich seh Unterschiede bei jedem“	256
5.3.2.	Die Emotionalen und die „gewichtigen“ Unterschiede: „Das finde ich attraktiv/so wäre ich gerne“/„des lehn ich ab/das ist abstoßend/das fällt mir schwer zu akzeptieren/da werd ich mich nie reinversetzen können“	261
5.3.3.	Die Realisten und die „neutralen“ Unterschiede: „Die sind eben völlig anders drauf als ich“/ „Das ist so“/„Natürlich ist das anders“/„Ich denk, ich bin auch in einer ganz anderen Situation“	272
5.3.4.	Die Identifikationsbereiche oder das Verbundensein mit den anderen: „Das hab ich selbst auch erlebt“/„Es ist mir was sehr Vertrautes und ich fühl mich da heimisch“/„Ein Stück Gemeinsamkeit“	278
5.3.5.	Der Umgang mit „kultureller“ Andersartigkeit und das Bewußtsein der Differenzen	282
5.4.	Schlußfolgerungen: Die Bestimmung von Denkweisen und Handlungshorizonten im Verhältnis zu den anderen Frauen	286

### III. SCHLUSSBEMERKUNGEN ZUM SELBSTVERSTÄNDNIS ENGAGierter FRAUEN DER DEUTSCHEN MEHRHEITSGESELLSCHAFT

Literaturverzeichnis	303
Anhang	338

# EINLEITUNG

## 1. Ausgangslage und Fragestellungen

Die Debatte über die Kommunikation zwischen deutschen und nichtdeutschen Frauen in der Bundesrepublik Deutschland, die Anfang der 80er Jahre von in Deutschland lebenden Migrantinnen zuerst in feministischen Kreisen angeregt wurde, bildet den Ausgangspunkt meiner vorliegenden Untersuchung. Ganz ungewohnt war, daß die Frauen sich selbst als Angehörige einer diskriminierten gesellschaftlichen Minderheit sahen und noch ungewohnter war die aus dieser Position erfolgende umfassende Kritik am Verhalten und an den Haltungen der deutschen Frauen *in ihrer Eigenschaft* als Angehörige einer dominanten Mehrheit.

Die Gemeinsamkeiten zwischen allen Frauen weltweit wurden also nicht mehr fraglos von allen Frauen akzeptiert; ein Teil der Frauen betrachtete die aufgrund des gleichen Geschlechts unterstellten Gleichheiten und das Absehen von Unterschieden als fragwürdiges westlich-feministisches „Paradigma einer gemeinsamen Unterdrückung“, das außer der eigenen Kultur andere Kulturen nicht zur Kenntnis nehmen will und dessen universalistischer Anspruch dominant-vereinnahmend ist. Das war insbesondere für diejenigen deutschen Frauen irritierend, die sich in der Etikettierung als westlich und somit unterdrückerisch nicht wiederfinden und ihre Kontakte zu nichtdeutschen Frauen nicht als Machtverhältnisse zwischen Frauen sehen mochten. Die politische Solidarität unter Frauen und ihre historischen Gemeinsamkeiten wurden im Gegenteil betont. Das wiederum wurde als verletzende, weil „gleichmachende“ Ausgrenzung alles dessen bezeichnet, was eigentlich als anders, als unterschieden oder als sich unterscheidend empfunden wurde. Die Debatten über diese Gleichheit und/oder diese Differenz führten nur selten zu einem Konsens der Auffassungen.

Die geforderte Auseinandersetzung mit theoretischen und politischen Ansprüchen in Hinblick auf unterschiedliche Zugehörigkeiten und Aspekte von Differenzen innerhalb konkreter Beziehungen ist bis heute keineswegs abgeschlossen. Sie hat bei autonomen und sozialistischen frauenbewegten Frauen lediglich zu einer Erweiterung des politischen Forderungskatalogs geführt, in dem zumindest die Frage nach einem neuen „Verständnis von internationaler Frauensolidarität“ gestellt wird: „das heißt... uns mit der Situation von ausländischen Frauen, die hier leben, auseinanderzusetzen (auch als Frage nach unserem eigenen Rassismus (...)) und ihre Forderungen zu unterstützen“.<sup>1</sup>

Erst Anfang der 90er Jahre wurden die Diskussionen auf einer theoretischen Ebene ansatzweise aufgegriffen und verschiedentlich zum Thema einer „Kritik weißer Feministinnen an der Frauenbewegung“ und der feministischen Forschung im Umgang mit den „Anderen“ gemacht.<sup>2</sup>

Während jedoch im internationalen Rahmen die Frage des Rassismus in der feministischen Bewegung intensiv erörtert wurde<sup>3</sup>, beschränkte sich die deutsche Frauenforschung eher auf die Frage nach der Fremdheit von Frauen in einer männerdominierten Kultur.<sup>4</sup> Die Frage nach möglichen Differenzen innerhalb des eigenen Geschlechts wurde weiterhin in Deutschland selten gestellt; das Ereignis der deutschen Einheit leitete dann das Thema auf die verschiedenen Lebenswelten von Frauen/Ost und Frauen/West und diese neuentdeckte und unerwartete Fremdheit im Verhältnis von deutschen Frauen zu deutschen Frauen stand im Vordergrund der Diskussionen.<sup>5</sup>

Die Debatten werden – unter dem Eindruck grauenvoller Anschläge gegen Menschen, die in Deutschland leben, aber aus einem anderen Land kommen – auf den Aufschwung offensiver rassistischer Diskurse und Praktiken konzentriert.<sup>6</sup> Rassistische Übergriffe gibt es demnach offenbar vor allem auf ostdeutschem Territorium.<sup>7</sup> Gewalt und Mord werden scheinbar ausschließlich von jungen und *männlichen* Deutschen zwischen 14 und 25 Jahren verübt. Die Tatsache, daß auch rechtsextreme Einstellungen überwiegend von Männern geäußert werden, ist für Frauen in Deutschland ein weiterer Grund zur schnellen Distanzierung von der „Täterschaft“ und zur Abwehr einer Reflexion über eigene Beteiligungen an Ausgrenzung und Unterdrückung.<sup>8</sup>



Empirische Grundlage und Ausgangspunkt meiner Arbeit bilden diese skizzierten offensichtlich belasteten Beziehungen zwischen Frauen. Strukturelle Ungleichheiten zwischen gesellschaftlichen Gruppen, verschiedene Herkunft und Gruppenzugehörigkeiten scheinen in individuellen Situationen die Kommunikation zu bestimmen und eine Verständigung zwischen deutschen Frauen und Migrantinnen sowie Selbstreflexionen auf deutscher Seite zu erschweren. Verbundenheitsgefühle aufgrund eines gemeinsamen Frau-Seins sind nicht mehr selbstverständlich und Verhaltensweisen, die darauf aufbauen, können zu Mißverständnissen führen. Aber auch das mit der Mehrheit geteilte „gesellschaftliche Wissen“ über die anderen Frauen und Verhaltensformen, die auf gemeinsamer Sozialisation beruhen, werden hier im Kontakt mit vielleicht anderssozialisierten Frauen fragwürdig. Das Verhalten im Umgang mit anderen fremden Frauen richtet sich anscheinend nach historisch entstandenen und überlieferten Mustern der Aneignung des Fremden und des Umgangs mit Fremden, die das Verhältnis und damit die Rollen von untergeordneten anderen Frauen und übergeordneten deutschen Frauen festlegen. Die Haltungen gegenüber Migrantinnen wären somit gesamtgesellschaftlich dominante Verhaltensformen, die ursächlich zusammenhängen mit dem insgesamt typischen „gebrochenen Verhältnis der Deutschen zu ihrer eigenen kulturellen Identität“.<sup>9</sup>

Aus der Erfahrung dieser „unklaren Verhältnisse“ entstand mein Interesse und Bedürfnis, die Positionen und Perspektiven, Lebensformen und Verhaltensweisen, wie sie in den Selbstthematisierungen von deutschen Frauen zum Ausdruck kommen, näher zu betrachten und sie in ihrer Beziehung zu deutschen Traditionen im Denken, Fühlen und Handeln zu analysieren. Leitend ist dabei die Frage nach einer eventuell davon abweichenden spezifischen Perspektive von Frauen.

Thema der Untersuchung ist die *Bedeutung von Zugehörigkeit* für diejenigen deutschen Frauen, die Kontakte bewußt suchen und leben zu Frauen einer sozialen Minderheit, die sich zunehmend selbst bestimmen als Frauen anderer Zugehörigkeit und zwar auf der Basis von ethnischen, religiösen und kulturellen Kategorien. Auf diese Tatsache des „fremden Blicks“ wird unterschiedlich reagiert: mit Verleugnung der zugeschriebenen abweichenden Identität und Hilflosigkeit oder neuen Selbstdefinitionen, die die *Grenzen* der Zugehörigkeit ebenfalls hervorheben und gleichzeitig mögliche Gruppenidentifikationen aufzeigen. Gemeint ist die Einordnung in „weiße, säkularisiert christliche, nicht-jüdische, arische, deutsche Zusammenhänge“.<sup>10</sup> Diese Selbstbezeichnungen sind nicht einfach zu verstehen als Reaktion auf die Klassifikationen der anderen, sondern sind Teil von Äußerungen in einem komplexen Beziehungsverhältnis, das auf individueller Ebene von einem hohen Maß an emotionalem Engagement gekennzeichnet ist: persönliche Einstellungen zu „gesellschaftlichen Standards“ und Wertungen von gesellschaftlichen Ereignissen, die Migrantinnen in Deutschland betreffen, bestimmen Erlebnisweisen und Verhalten und die Bedeutung, die die so engagierten deutschen Frauen ihren Wahrnehmungen beimessen.

Das Eingebundensein von Denken in bestimmte historische, soziale und kulturelle Kontexte stellt – so ist anzunehmen – die Wahrnehmungsweisen möglicher anderer Zugehörigkeiten her und auch das Handeln in individuellen Kommunikationssituationen sowie die Reflexion über die eigene Person. Die Erfahrungen und Art und Weise des Umgangs mit den anderen Frauen können Verständigung behindern, ausschließen oder fördern.

Meine Aufmerksamkeit und mein Interesse richtet sich auf diese verschiedenen „Horizonte“ der Analyse, das heißt die von der Richtung des Blicks der deutschen Frauen geprägten und möglicherweise begrenzten, aber prinzipiell als erweiterungsfähig gedachten, Welten der Selbstreflexion, der Wahrnehmung der anderen und der konkreten Handlungen mit bezug auf die anderen. Die Interaktionsprozesse, in denen das Selbstbild und das Fremdbild in und durch die Kommunikation mit den anderen hergestellt wird, sollen in der Deutung der an der Handlung beteiligten deutschen Frauen dargestellt und analysiert werden. Im Mittelpunkt stehen *ihre* Deutungen von Differenz und *ihre* Festlegung von Unterscheidungskriterien und deren Wirkungen auf Verhaltensformen. Wichtigste Datenbasis und Erkenntnisquelle sind 15 qualitative, offene und nicht standardisierte, Interviews mit Frauen deutscher Herkunft und unterschiedlichen Alters, die zum Zeitpunkt der Durchführung der Interviews – 1990 bis 1992 – in WestDeutschland lebten und dort Kontakte zu Migrantinnen unterhielten. Die Auswertung der Daten ist der zentrale Hauptteil meiner Untersuchung. Um zu einer Dateninter-

pretation zu gelangen, müssen Kontexte und Denkangebote als diejenigen Horizonte ausgewiesen und offengelegt werden, die wahrscheinlich die Denkmöglichkeiten und Vorstellungen der deutschen Frauen begrenzen. Diese Interpretationshorizonte sind zugleich meine eigenen Denkvoraussetzungen, die derart kritisch reflektiert werden, und die Richtung bestimmen bei Entscheidungen des Vorgehens, in der Durchführung und der Auswertung der Interviews.

Der kritische Anspruch zur Offenlegung und dadurch möglichen Auflösung eingefahrener Sichtweisen setzt an in konkreten Kommunikationssituationen der einzelnen Frauen. Wie gesehen, sind Identifikationen der anderen innerhalb von Kommunikationsprozessen wechselseitig. Dabei ist die Frage zunächst nicht zu beantworten, ob und welche Identifikationsprozesse Gegenreaktionen auslösen und wie diese zu bewerten sind. In Zusammenhang mit bestehenden Machtverhältnissen, in diesem Fall zwischen Frauen der gesellschaftlichen Mehrheit und den Frauen der Minderheit, ist es jedoch sinnvoll, wiewohl nicht unbedingt üblich, von denjenigen Beteiligten auszugehen, die in diesem Verhältnis den objektiv scheinbar überlegenen Part besetzen. So ist in meiner Untersuchung die Analyse von Kommunikationsprozessen allgemein oder eine Erforschung der Frauen der Minderheit mit dem Ziel, politisch-praktisch Handlungsanleitungen für einen „richtigen“ Umgang zu entwickeln, nicht beabsichtigt. Vielmehr gehe ich davon aus, daß die Gestaltung der Interaktion durch die deutschen Frauen anhand der Analyse von individuellen Formen des Umgangs mit Migrantinnen eine Beurteilung des Gelingens oder Nichtgelingens ihrer je spezifischen Kommunikation insgesamt oder einzelner Beziehungsformen zuläßt. Darüberhinaus könnten die so gewonnenen Einsichten und Erkenntnisse die Basis für weitergehende Untersuchungen bilden.

Grundlegend ist die Annahme, daß es sich bei den Kontakten zwischen deutschen Frauen und Migrantinnen nicht um ein oberflächliches und zufälliges Zusammentreffen von Frauen handelt – anderenfalls wären diese kein umstrittenes Thema – sondern daß die Beziehungen beabsichtigt und in irgendeiner Weise „engagiert“ gesucht wurden. Die Begegnungen kommen anscheinend auf verschiedene Weise zustande: in theoretischer Arbeit oder in der Forschung über Migrantinnen, in der praktischen Sozialarbeit oder in bestimmten politischen Gruppierungen. Jedenfalls wird zur Herstellung der Kontakte seitens der deutschen Frauen eine Wahl der anderen Frauen notwendigerweise vorgenommen: sie müssen als Unterschiedene identifiziert sein.

Die Fragestellungen, die die Erforschung der Hinwendung zu Migrantinnen leiten, sind konzentriert auf die identifikatorischen Prozesse der deutschen Frauen in der Kommunikation. Erkenntnisziel ist, die Strukturen herauszufinden, die die einzelnen Frauen in ihrer Subjektivität und Individualität unterscheiden oder ihnen gemeinsam sind und zwar in zweierlei Hinsicht: zum einen die Unterschiede und Gemeinsamkeiten in den Identifikationen der einzelnen Frauen und zum anderen die Unterschiede und Gemeinsamkeiten im Zusammenhang mit allgemeinen gesellschaftlichen Mustern von Beziehungsweisen und des Umgangs mit Migrantinnen.

Ausgehend von der Problematik der nicht mehr selbstverständlichen Beziehungen von Frauen der deutschen Mehrheitsgesellschaft zu Frauen nichtdeutscher Herkunft stehen für die vorliegende Untersuchung folgende Fragenkreise im Vordergrund:

Die Frage nach dem Selbstverständnis: Wie erfahren sich die deutschen Frauen? Welche Möglichkeiten des Subjekt-Seins sehen sie für sich als Frauen? Für welche entscheiden sie sich in ihrem Lebensentwurf? Wie reflektieren sie ihre Stellung als Frau; wie sehen sie sich innerhalb gesellschaftlich-kulturell üblicher Vorstellungen von Frau-Sein und Weiblichkeit; inwiefern übernehmen sie diese Muster? Welchen Stellenwert hat die Begegnung mit Migrantinnen im Leben und im Selbstverständnis der deutschen Frauen und wie ist diese motiviert?

Die Frage nach den Perspektiven auf nichtdeutsche Frauen: Hat das Selbstverständnis der einzelnen Frau Einfluß auf die Perspektive auf die anderen? Bedingt ein bestimmtes Selbstbild eine bestimmte Wahrnehmung der anderen Frauen? oder bedingt eine bestimmte Vorstellung von den anderen das Selbstbild der deutschen Frauen?

Wie unterscheiden die deutschen Frauen Migrantinnen von anderen Frauen? Welche Rolle spielen allgemein übliche Kategorisierungen bzw. welcher Zusammenhang besteht zwischen ihnen und dem Bild, das die befragten Frauen von den anderen Frauen haben? Wie bewerten sie ihre Unterscheidungen?

Die Frage nach der Art und Weise der Beziehungen: Welche Rolle spielen diese Bewertungen in der Kommunikation? Welche Auswirkungen haben sie auf das individuelle Verhalten bzw. haben diese Einstellungen Auswirkungen auf die Beziehungen zu Migrantinnen? Welches sind die Bedingungen für eine Unterscheidung und welche Rolle spielt die konkrete Kommunikationssituation bei der Wahrnehmung der anderen?

Die Frage nach den Identifikationsprozessen: Welche Wechselwirkung besteht zwischen der Wahrnehmung der anderen und dem Selbstbild? Hat dieses sich durch den Kontakt und durch die Erfahrung mit den anderen verändert? Wie hat es sich verändert? Welche Prozesse der Selbstreflexion sind dadurch eingeleitet worden? Bedingen diese wiederum ein verändertes Verhalten gegenüber Migrantinnen? Werden die Beziehungen zu Migrantinnen von den deutschen Frauen überhaupt reflektiert?

Die Frage nach dem kontextuellen Hintergrund und den Bedingungen der Beziehungen zu Migrantinnen: Folgen die Vorstellungen der deutschen Frauen von den anderen Frauen und die Einordnungsprozesse tradierten historischen Mustern der Beziehungen von deutschen zu anderen, fremden Menschen? Sind sie Ausdruck kultureller Prägungen von kollektiven Überlegenheitsgefühlen und/oder Machtbedürfnissen der deutschen Frauen, denen sie als Individuen – auch unbewußt – unterliegen?

Meine Untersuchung unterscheidet sich von anderen Untersuchungen über Machtverhältnisse im weitesten Sinne darin, daß keine theoretischen Erklärungen gesucht werden sollen, auch keine Sollfragen und Handlungsvorschläge im Vordergrund stehen sollen, um ein „besseres Verhältnis“ zu erreichen und einen Ausweg aus dem Dilemma aufzuzeigen. Vielmehr steht die subjektive Beschreibung der Beziehungen, anhand der Aussagen der interviewten deutschen Frauen, im Zentrum meiner Arbeit.

## 2. Perspektiven auf deutsche Frauen

Trotz ihres empirischen Schwerpunktes, verstehe ich die vorliegende Arbeit nicht als „antitheoretisch“; die beabsichtigte selbstreflexive Dimension der Untersuchungsarbeit beinhaltet die Auseinandersetzung mit eigenen theoretischen Konzepten und Vorannahmen, deren alltagsweltlichen Voraussetzungen und politischer Eingebundenheit sowie mit der eigenen Position in der wissenschaftlichen Community und im Forschungsprozeß. Ein so verstandener Ansatz kann „dekonstruktivistisch“ genannt werden, insofern als die Absicht besteht, die „herrschende symbolische Ordnung“ und Verhaltensformen im Sinne der okzidentalen Duallogik aufzufinden und „auseinanderzunehmen“; zugleich gründet sich darauf ein gesellschaftskritischer feministischer Anspruch, nämlich durch eine dekonstruktivistische Perspektive bipolare Konstruktionen aufzudecken und zwar nicht nur soziale Geschlechtskonstruktionen, sondern alle Ein- und Ausschlußverfahren auf der Ebene der hegemonialen gesellschaftlichen Machtverhältnisse, durch die Subjektpositionen konstruiert und konstituiert werden, und das Reden als „Frau“ in seinem Zusammenhang zu sehen, das heißt der Frage nachzugehen, wer redet, von wo aus und für wen.<sup>11</sup>

Insofern verstehe ich Dualitäten nicht als gegebene Gegensätze, sondern frage danach, wie das Verständnis und die Einordnung von angeblichen Fakten als strukturell gegensätzlich oder anders zustande kommt und unter welchen Bedingungen, in welchen Herrschaftsdynamiken sie stattfinden sowie mit welchen Mechanismen sie von Individuen möglicherweise durchgesetzt werden. In Anlehnung an ethnomethodologische Theorieansätze gehe ich dabei davon aus, daß die faktenschaffende Grenzziehung in einem Konstruktionsprozeß, das heißt die Einordnung und Zuordnung von Frauen als verschieden von den eigenen Lebensweisen, auf der Ebene der konkreten Interaktion hauptsächlich von denjenigen vorgenommen werden kann, die aufgrund der gesellschaftlichen Bedingungen in der Lage sind, sich selbst und das Gegenüber auf eine bestimmte Art und Weise und nach ihren Interessen wahrzunehmen und einzuordnen. In der Beziehung zu Frauen nichtdeutscher Herkunft sind das in der Regel die Frauen der Mehrheit, die als Angehörige einer „Dominanzgesellschaft“<sup>12</sup> diese Möglichkeit und Macht der Grenzziehung haben. Ob sie es immer *tun*, stelle ich mir jedoch als Frage, im Unterschied zu psychoanalytisch argumentierenden Forschungen über Frauen in ihrem Verhältnis zu

Minderheiten<sup>13</sup>, die von geschlechtsspezifischen Eigenheiten auf ein „anderes“ Sozialverhalten schließen und mit Projektionsmechanismen von Frauen erklären, die aus der Erfahrung der sozialen Diskriminierung der Frau, ihrer Ausgrenzung aus den öffentlichen Räumen, ihrer beruflichen und statusmäßigen Tieferstellung gegenüber dem Mann resultieren.<sup>14</sup> Zwar wird hier auch von der Perspektive von Frauen ausgegangen, aber die Frau als Individuum wird dem Kollektiv Minderheiten gegenübergestellt und ihre Haltungen und – ausschließlich – Verhaltensmuster der Ausgrenzung auf die *Männer* bezogen. „Selbstentwertung“ von Frauen, die projiziert wird auf bedrohliche andere, oder auch die manchmal unbewusste „Selbstunterwerfung“ unter gebräuchliche kulturelle Muster der eigenen Mehrheitsgesellschaft und „in Bildern der anderen“<sup>15</sup> sind Erklärungen, die insgesamt schlüssig erscheinen, die jedoch die Bedingungen im Kontakt mit Migrantinnen und in direkten Kommunikationssituationen nicht näher analysieren. Kommunikation wird im vorliegenden Fall verstanden als Bereich des „unmittelbaren Wirkens“ des gesellschaftlichen Handelns, in Situationen, in denen sich der andere in unmittelbarer Reichweite befindet und „visuell und auditiv wahrgenommen“ werden kann.<sup>16</sup>

Das Dilemma, den Blick von Frauen auf andere Frauen und Identifikationsprozesse von Frauen selbstreflexiv zu analysieren, besteht darin, daß Kritik immer mit dem verbunden ist, was sie zu kritisieren vorgibt<sup>17</sup> und daß ich als kritische forschende Person – und darüberhinaus als soziales Konstrukt Frau – immer schon in den Strukturen mittendrin bin, mich nicht außerhalb stellen kann. Das bedeutet, daß ich in einer Gesellschaft lebe, in der alle Menschen entweder als Frau oder als Mann wahrgenommen werden und sich selbst als solche wahrnehmen müssen, und daß diese Konstruktion von Geschlecht als „vergeschlechtlichte“ Differenz zugleich ein hierarchisiertes Verhältnis darstellt, das insgesamt mit dem europäischen Denken und der Geschichte europäischer Frauen fest verbunden ist.<sup>18</sup> In den eigenen Erfahrungen und der Selbstdefinition läuft das Geschlecht gewissermaßen immer mit.<sup>19</sup> Meine Position und die unterschiedlichen Kontexte meines Lebens sind: meine Erfahrungen als Frau; mein Status als Deutsche in Deutschland, verbunden mit allen rechtlichen und politischen Konsequenzen; aufgewachsen in den fünfziger Jahren im Nachkriegswestberlin in einer deutschen Familie mit faschistischer Vergangenheit; meine Geschichte als behinderte Frau, auch im Studium und im Beruf; meine politische Geschichte in den Anfängen der Frauenbewegung, in der Behindertenarbeit und Migrantinnenpolitik; mein intensiver Kontakt und meine Freundschaften zu Migrantinnen in West-Deutschland; meine Situation als wissenschaftlich Forschende ohne Einbindung in universitäre Strukturen; und schließlich mein Ort als Hausfrau und Mutter von fünf Töchtern und als Ehefrau. Trotz oder aufgrund dieser perspektivischen Absicht und der eigenen Prägung durch verschiedene gesellschaftliche Räume, gehe ich davon aus, daß zumindest in einigen Teilen Ähnlichkeiten oder eine „strukturelle Verwandtschaft“<sup>20</sup> zwischen mir und den untersuchten Frauen bestehen.

Frauen zum Gegenstand einer Untersuchung der Beziehungen zwischen FrauenGruppen zu machen ist mit bestimmten Problemen verbunden. In der feministischen Theorie und in der Forschung über Frauen kommt die Kategorie Frau zwar üblicherweise vor, ist aber als Kategorie seit einiger Zeit durch diskurstheoretische Überlegungen heftig umstritten und diskutiert. Klar abgrenzende Aussagen zur Geschlechterdifferenz von Frauen und Männern sind danach nicht mehr möglich, da vor jeder Festlegung die Heterogenität und Vielfalt dieser und aller Kategorien anerkannt werden sollte.<sup>21</sup> Doch selbst wenn nicht mehr bestimmbar sein sollte, was eine Frau ist, bietet sich die Kategorie Frau als analytischer Begriff zur Erforschung gesellschaftlicher Machtverhältnisse an, und zwar „solange das Geschlechterverhältnis ein soziales Ungleichverhältnis und immer auch ein potentielles Gewaltverhältnis ist“.<sup>22</sup> Eine feministische Perspektive ist von daher geeignet, die vielfältigen Dimensionen von sozialer Ungleichheit erheblich erweitert wahrzunehmen. Durch die Analyse geschlechtsspezifischer Ungleichheiten in der Frauenforschung und durch den Hinweis auf patriarchale Strukturen wurde die widersprüchliche Lebenssituation von Frauen überhaupt erst in die Forschung einbezogen und die Einsicht begründet, daß Geschlechtszugehörigkeit und Geschlechterbeziehungen als Bestimmungsfaktoren von Ungleichheiten neben und in ihrer Verschränkung mit anderen traditionell soziologischen wie Klasse und Schicht eine tragende autonome Rolle spielen.

„Indem Frauenforschung aufzeigte, wie lange bestehende und bekannte geschlechtsspezifische Benachteiligungen von der Wissenschaft ignoriert wurden, bestätigte sie auf eindrucksvolle Weise die

These, wonach die wissenschaftliche Wahrnehmung von Ungleichheiten abhängig von politischen Ereignissen bzw. vom Auftreten sozialer Bewegungen ist, die Ungleichheit öffentlich machen (Bourdieu 1985).<sup>23</sup> So hat die politisch-emanzipatorische Frauenbewegung das Bewußtsein darüber artikuliert, daß Frauendiskriminierung ein gesellschaftlicher Tatbestand ist, der in ganz unterschiedlichen Lebensbereichen zu verschiedenen Phänomenen führt und daß eine zwangsläufige Verbindung zwischen objektiven und subjektiven Aspekten sozialer Ungleichheit nicht vorausgesetzt werden kann.<sup>24</sup> Die Folgen einer objektiven Situation, nämlich die Einstellungen von Menschen zu einer privilegierten oder benachteiligten Situation und ihre Identitätsmuster, stehen vielmehr in einem offenen empirischen Zusammenhang mit der „sozialen Lage“, und dieser wird von vielen Faktoren bestimmt. Deshalb ist zum Beispiel das Wissen um tatsächliche geschlechtsspezifische Benachteiligungen und die Erfahrung von Diskriminierung als Frau auf der individuellen Ebene nicht unbedingt mit der Herausbildung einer umfassenden sozialen Identität verbunden, die sich auf diese Benachteiligungen bezieht. Der Anspruch einer feministischen Forschung ist, die Situation von Frauen von möglichst vielen Aspekten her zu untersuchen und unter Einbeziehung verschiedener Perspektiven, die Frau-Sein komplexer erfassen als durch den Blick allein auf Benachteiligungen.

Mein Blick auf die Wirklichkeit von Ungleichheiten setzt demnach voraus, daß die einzelnen Frauen verschiedene Möglichkeiten der Selbsteinordnung in die gegebenen GeschlechterVerhältnisse haben und daß Geschlecht gesellschaftlich „gemacht wird“; die Frage, die die feministische Forschung von Beginn an beschäftigte, nämlich wie Frauen zu Frauen geformt werden<sup>25</sup>, wird durch den Blick auf andere soziale Ungleichheiten weitergeführt zu der Frage, wie Unterschiede geschaffen werden, und wie sie die Wirklichkeit von Frauen ordnen. Ich gehe davon aus, daß soziale Unterschiede zwischen Frauen existieren, daß jedoch die Gestaltung von Unterordnungs- oder Überordnungsbeziehungen nicht das Ergebnis dieser Differenz, sondern die Folge ihres Herstellungsprozesses innerhalb der Gesellschaft ist, in der die Bedeutungen der Unterschiede definitorisch festgelegt und als andersartig und hierarchisiert bewertet werden. Gleichwohl haben Frauen – so nehme ich weiter an – trotz des Vorhandenseins bestimmter gesellschaftlicher Strukturen, die die Individuen soziohistorisch vorprägen, durchaus unterschiedliche Wahlmöglichkeiten in ihrem Denken und Handeln.

Herauszufinden, welche Identifizierungen Frauen „gezwungenermaßen“ – durch soziokulturelle Vorgaben – oder freiwillig für sich beanspruchen, indem sie vielleicht andere Identifizierungen ausschließen, und über welche Definitionen sie für Identifikationen von anderen Frauen verfügen, ist das Erkenntnisziel der vorliegenden Untersuchung.

### 3. Perspektiven auf andere Frauen

Gleichzeitig und widersprüchlich zur erwähnten In-Frage-Stellung und Auflösung jeglicher Kategorien ist es in Wissenschaft und im Alltagsverständnis durchaus üblich, das Verhältnis zwischen den gesellschaftlich ungleichen Gruppen von eingewanderter und alteingesessener Bevölkerung in Deutschland und anderswo in Europa als polarisiertes Abgrenzungsverhältnis zu charakterisieren. Diesen Charakterisierungen liegt ein Wissen oder eine Vorstellung von Grenzen zugrunde, die von der Mehrheitsgruppe definiert werden. Die Grenzziehungen in diesem Zusammenhang sind nicht neu; sie finden in der Frauenbewegung, in der Frauenforschung und Migrationsforschung ebenfalls ihren Niederschlag.<sup>26</sup>

So werden in der deutschen Frauenforschung über eingewanderte Frauen ganz klare Unterscheidungen zwischen der eigenen Gruppenkultur der jeweils Forschenden und anderen Kulturen getroffen, ohne diese Einordnung jedoch zu reflektieren. Allen Erklärungen zur Betroffenheit über die neue und plötzliche Konfrontation mit Unterschieden und Differenzen – im Sinne von Streit – innerhalb des Kollektivs Frau zum Trotz werden Migrantinnen immer schon und ungefragt als Angehörige einer anderen Kultur aus der eigenen ausgenommen. In der Migrationsforschung mit geschlechtsspezifischer Perspektive werden sie in der Regel nicht nur individuelle Objekte von Forschung, sondern sie werden darüberhinaus ganz selbstverständlich einem fremden Kollektiv – einer anderen Kultur – zu-

geordnet; Diese Zuordnung ist manchmal das einzige Forschungsmotiv und bestimmt auch die theoretischen Gedanken und die Forschungsergebnisse. „Erfahrungen“ mit Unterschieden wurden demnach nicht erst seit dem Konflikt mit Migrantinnen gemacht.

Am Beispiel der migrationstheoretischen Forschungen über Frauen, die „anders“ sind, können die historischen Veränderungen und konzeptuellen Entwicklungen des Blicks von deutschen Frauen auf andere nichtdeutsche Frauen verdeutlicht werden. Gab es noch in den 80er Jahren in der „klassischen“ westdeutschen Frauenforschung<sup>27</sup> kaum Beiträge zu Migrantinnen, da ihre gesellschaftliche Position nur unter arbeitsmarktpolitischen Gesichtspunkten in Abhängigkeit zum eingewanderten Mann gesehen wurde, wurden in der dann folgenden sogenannten interkulturellen Frauenforschung der Themenschwerpunkt auf die Beschreibung und Bestimmung einer von der deutschen abweichenden und kulturell geprägten Lebenssituation von Migrantinnen gelegt.

Zur Herstellung und zur Bewertung der Differenz spielt die sprachliche Benennung eine herausragende Rolle. Frauen wurden entsprechend allgemeiner Sprachregelungen der bundesdeutschen Gesellschaft insgesamt und als einheitliche Gruppe der *Ausländerinnen* bezeichnet und in Abgrenzung und in Gegensatz zu Inländerinnen gestellt.<sup>28</sup> Die „Wahrheiten“ über Frauen wurden in deren Ausländerinnenforschung entdeckt und verbreitet; Je nach den politischen Veränderungen der Zeit und der Interessen rückten je verschiedene Aspekte und Problembereiche der ausländischen Frau in den Vordergrund.<sup>29</sup>

In der projektgebundenen Forschung der 70er Jahre war die „ausländische Frau“ in erster Linie „fremd“ und nach dem Anwerbestopp 1973 aufgrund der Familienzusammenführung vor allem abhängige „Hausfrau und Mutter“; die Abgrenzung zu westdeutschen Frauen fand statt über die Bestimmung ihrer Abstammung; aus traditionellen, patriarchal-autoritären Gesellschaften. Das spezifische Problem dieser Frauen sei die Konfrontation mit einem Leben in der modernen und zivilisierten bundesdeutschen Gesellschaft. Durch ihre totale Abhängigkeit von den männlichen Mitgliedern ihrer Gesellschaft mußten sie in Isolation und Unselbständigkeit leben. Der vermeintlich aus den traditionell rückständigen Lebensumständen innerhalb der deutschen Gesellschaft entstehende Identitätskonflikt der ausländischen Frauen wurde Mitte der 80er Jahre teilweise in der Forschung aufgegriffen unter dem Aspekt der Emanzipationsmöglichkeiten der einzelnen Frauen und die Tatsache der Migration als Auslöser dieser positiv bewerteten individuellen Emanzipationsprozesse gesehen.<sup>30</sup>

Im Unterschied dazu wurden in anderen Forschungen Migrantinnen nicht vorwiegend als abhängig vom Mann, sondern als Arbeiterin<sup>31</sup> mit besonderer Benachteiligung und Ausbeutung beschrieben. Die Gründe für die ökonomische Benachteiligung auf dem Arbeitsmarkt seien zum einen „sexistische Ausschließung“ durch die nationale und internationale geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, zum anderen wiederum kulturspezifischen Rollenerwartungen der Einwanderergemeinschaften.<sup>32</sup>

In den 90er Jahren wurden in der feministischen Theorie diese Bilder als Konstruktionen kritisiert<sup>33</sup> und ebenso in der Migrationsforschung Migrantinnen und ihre Lebenssituation differenzierter beschrieben.<sup>34</sup> Hier wird von Emanzipationsgeschichten von Migrantinnen ausgegangen, die als eine Form neuer Lebensentwürfe in einer sich ständig verändernden Gesellschaft verstanden werden, und es wird deren flexibler Umgang mit Identitätspositionen festgestellt; erforscht wird auch der Einfluß der außerhäuslichen Erwerbstätigkeit der Müttergeneration von Migrantinnen auf die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung innerhalb der Familie und auf Orientierung und Selbstständigkeitsbemühungen ihrer Töchter.

Die ausländischen Frauen werden nun nicht mehr so genannt, sondern werden neutraler bzw. „korrekter“ insgesamt als Migrantinnen bezeichnet oder als ethnisch-kulturelle Minderheit abgegrenzt mit jeweils besonderen Problemen der einzelnen Herkünfte. Auch wenn die Begrifflichkeiten kontrovers diskutiert werden, verbleiben die Frauen in Zuordnungen, die ihre Identität kennzeichnen. Die Abgrenzungen erfolgen auf mehreren Ebenen: einmal werden Frauen insgesamt einem größeren Kollektiv zugeteilt; sie werden hauptsächlich und zuallererst zusammengefaßt zu Ausländerinnen, zu nichtdeutschen Frauen, zu Angehörigen einer Minderheitskultur, zu Einwanderinnen, zu Migrantinnen; zum anderen wird dieses übergeordnete Kollektiv selbst unterteilt in nationalstaatlich, ethnisch, kulturell oder religiös bezeichnete Einheiten, die zur näheren Erläuterung der ersten Abgrenzung dienen

und denen je nach Forschungsinteresse unterschiedlicher Vorrang in der Bedeutung für die einzelnen Frauen eingeräumt wird. Die Frauen dieser näher bezeichneten Gruppen werden dann wiederum anhand jeweils spezifischer Identitätsmerkmale in „Generationen“ zusammengefasst, die aus den unterschiedlichen Lebensformen der Ersten, Zweiten oder Dritten Einwanderinnengeneration aufgrund ihrer kulturellen Herkunft abgeleitet werden.<sup>35</sup>

Diese weitergehende differenzierte Perspektive von deutschen Frauen auf Migrantinnen in diesem Rahmen hat folglich die Vorstellung eines Hauptunterschiedes zur Grundlage, die sich mit Alltagsannahmen über die Stellung von Ausländerinnen deckt. Leitend für die Herstellung von Unterschieden ist die Annahme eines „anderen“, eines bestimmten und bestimmenden kulturellen kollektiven Kontextes für Migrantinnen. Das Leben, die Äußerungsformen und Handlungsmöglichkeiten der einzelnen Frauen werden mit diesem Hintergrund wahrgenommen.<sup>36</sup> Bei der Einordnung der besonderen Probleme von Migrantinnen steht als Abgrenzungsbegriff die Bezeichnung der Herkunftsgesellschaften als „islamisch geprägt“ und der „orientalische Kulturkreis“ im Vordergrund. Im gesellschaftlichen Bereich der Sozialarbeit und Sozialpädagogik im Rahmen der deutschen Integrationspolitik wurde die Existenz von Migrantinnen im dargestellten Sinne wahrgenommen.<sup>37</sup>

In der Praxis und auch in feministischen ethnologischen, historischen Texten und in der feministischen Kulturtheorie ist die Grenzziehung dieser „kulturalistischen Argumentation“<sup>38</sup> von verschiedenen Haltungen geprägt: zum einen wird die angeblich orientalische Frauenkultur „sozialromatisch verklärt“, indem sie von „zivilisationsmüden“ deutschen Frauen als „Kritik der Moderne“ fungiert: die Zugehörigkeit zu einer nicht-europäischen ursprünglicheren Kultur eröffne Möglichkeiten weiblicher Existenzformen, die in der „westlichen, rassistischen, bürgerlichen Männerkultur des Okzidents“ nicht mehr vorhanden seien<sup>39</sup>; zum anderen wird die Trennung zwischen deutschen Frauen und „fremden“ Frauen vor allem im Grad ihrer Unterordnung unter eine Männerherrschaft gesehen, der durch gemeinsame Emanzipationsanstrengungen verringert werden könnte.

Die Interpretationen verändern die unterscheidende begrifflich einheitliche Definition von Andersartigkeit dabei nicht: Einzelpersonen werden nicht nur zu Vertreterinnen einer Herkunftsgruppe, sondern zu Vertreterinnen aller Ausländerinnen konstruiert.<sup>40</sup> In Verbindung dazu steht die Selbstabgrenzung als „westlich“ und spezifische symbolische Bezeichnungen, die Migrantinnen abgrenzbar machen, und sie aus verschiedenen Blickwinkeln betrachten. Zusammen oder je einzeln verwendet beschreiben sie den gesamten gesellschaftlichen Kontext der Frauen, ihre Position, und ihre individuellen Eigenheiten und erscheinen darüberhinaus erklärend: Islam, Tradition, Schleier, Kopftuch, Unterdrückung, Kinderreichtum, Emotionalität, Tanzen.<sup>41</sup>

Sehr kritische feministische theoretische Ansätze betonen, daß die kulturellrelativistische „essentialistische“ Beschreibung keinen Raum läßt für die Vielfältigkeit von Lebensgestaltung und die Realität von „fremden“ Frauen quasi-naturhaft, ahistorisch und somit erheblich reduziert festschreibt.<sup>42</sup>

Darüberhinaus wird der gegenwärtige feministische Diskurs in seiner Einteilung des Kollektivs Frau in zwei Gruppen, nämlich in „weiße“ Frauen der westlichen Welt mit „Täterpositionen“ und in „schwarze“ Frauen der restlichen Welt mit „Opferpositionen“<sup>43</sup>, als Platzzuweisung für Migrantinnen durch ein „universalistisches“ Konzept reflektiert, das aufgrund seiner Dominanz Ungleichheiten zwischen Frauen erst produziert und Differenz als „Abweichung“ definiert.<sup>44</sup>

Ein solcher dualistischer Blick ist auch in die feministische Anti-Rassismusdebatte eingeflossen, in der ebenfalls die Ungleichheit von „schwarzen“ und „weißen“ Frauen vorausgesetzt wird. Als Individuen werden sie einbezogen in die übergreifende grundlegende kulturelle GruppenDifferenz, auch in das Ausbeutungs- und Herrschaftsverhältnis, zwischen einerseits einem einheitlichen christlich-europäischen Kulturraum und andererseits einem „anderen“, „fremden“ und gegensätzlichen Kulturkreis. Beide erzwingen eine Ordnung von Zugehörigkeiten und unterschiedlichen politischen Standorten, die individuell nicht unbedingt nachvollzogen werden können.

In Deutschland ist die Perspektive von deutschen Frauen auf Migrantinnen in dieser Form in der frauenbewegten Literatur und in frauenorientierten Medien nachzuweisen.<sup>45</sup> Der Wahrnehmung als Individuum aus anderen Erdräumen und verschiedenen Nationen geht offenbar die Einordnung als Frau aus dem nicht-westlichen Ausland mit islamischer Herkunftskultur oft voraus. Selbst in wissen-

schaftlichen Publikationen, die aus „Frauensicht“ Stellung beziehen wollen gegen „Eurozentrismus“, „Ethnozentrismus“, „Rassismus“, „Antisemitismus“ und „Kolonialismus“ in Verbindung mit „fremden“ Frauen, werden im Grußwort diese Frauen gleichgesetzt mit türkischen und arabischen Frauen „moslemischer Glaubenszugehörigkeit“. <sup>46</sup> Das zeigt deutlich, daß eine Abgrenzung über homogene Gruppen und ihre Kulturen und die Entgegensetzung einer europäischen Wir-Gruppe die Grenzziehung selbst nur mühsam hinterfragen kann; die Herstellung von Ungleichheiten bleibt ungeklärt.

Meine Absicht besteht deshalb darin, die Ebene des individuellen Denkens und Handelns und seine Vielfältigkeit zu untersuchen; eine enge Orientierung auf die einzelnen Individuen engagierter Frauen der deutschen Mehrheitsgesellschaft und auf ihre Beziehungen zu Frauen nichtdeutscher Herkunft kann der Problematik begegnen, die mit der Definition von Kultur oder Kulturen verbunden ist. Eine Überprüfung der Perspektiven der deutschen Frauen durch die Darstellung der realen Situation einzelner Migrantinnen, wie sie „wirklich“ ist, oder durch die Einbeziehung von Selbst-Definitionen von eingewanderten Frauen, ist dagegen nicht beabsichtigt, könnte aber eine Weiterführung und Ergänzung des Themas darstellen.

Das unüberlegte Festhalten an sogenannten Differenzen und den dazugehörigen Begriffen wirken lähmend auf die Fähigkeit zu handeln und zu verändern: „Ein erbitterter, destruktiver Kampf um Trennungslinien wie zum Beispiel zwischen Schwarz, of Color und weiß oder zwischen hier geboren und eingewandert erschwert die Bildung von Bündnissen.“ <sup>47</sup> Jeder Begriff könne verletzend sein, der „politisch korrektere“ Begriff Migrantin genauso wie der der Ausländerin: der Kontext sei dabei ausschlaggebend, nicht das Wort an sich. Sprachlichen Konkretisierungen kann ich nicht aus dem Wege gehen. Die Bezeichnung *Migrantinnen* oder *andere Frauen* für *Frauen nichtdeutscher Herkunft* – auch dies schon eine unglückliche Kategorisierung – erfolgt in meiner vorliegenden Arbeit deshalb mit Bedacht und in dem Bewußtsein, daß eine begriffliche Benennung zwar notwendig ist, Begriffe selbst aber in keinem Fall neutral sein können.

In meiner folgenden Untersuchung sind also Benennungen unvermeidlich; eine genaue Definition der Frauen, die neben anderen Bezeichnungen als Migrantinnen benannt werden, ist vorab weder beabsichtigt noch möglich, da es hier einzig um den Blick auf solche Frauen geht, um den Prozeß der Herstellung und der zuschreibenden Abgrenzung von Frauen durch eine Mehrheitskultur. Dabei ist es für mein Anliegen nicht bedeutend, ob die Konstruktion die Realität der betreffenden Frauen und deren Selbstkonstruktionen repräsentiert oder nicht. Es geht um die Perspektive der Frauen der Mehrheit, die ich analysieren möchte und zwar im Kontext ihrer persönlichen Zugehörigkeitsdefinitionen und ihrer spezifischen Sicht der Welt.

Wenn ich also Frauen der Mehrheit als Arbeitsbegriff verwende, setze ich notwendigerweise diese von den vorab genannten, den Migrantinnen oder anderen Frauen, ab. Schon die Abgrenzung von Frauen als eigenständiger Kategorie ist problematisiert worden. Umsomehr sind in diesem Zusammenhang die Zusätze deutsch und engagiert in ihrer Problematik zu verdeutlichen. Üblicherweise bezeichnen sie zum einen eine ethnisch bestimmte Zugehörigkeit, die zudem aufgrund der historisch spezifischen Tatsachen in Deutschland extrem negativ belastet erscheint, und zum anderen eine bestimmte Handlungsweise. Ebenso bedarf der plakativ gebrauchte Begriff der Orientierungen im Titel meiner Arbeit der näheren Erläuterung.

Deutsche Frauen sind ebenso wenig wie Frauen als solche eine homogene Kategorie. Trotzdem scheint mir wichtig, dieses Attribut für eine vereinfachende Definition zu verwenden, um klar zu machen, daß es sich bei meinem Untersuchungsgegenstand erstens nur um Angehörige der gesellschaftlichen Mehrheitsgruppe handelt, also nicht um Frauen irgendwelcher Herkunft und Selbstdefinition, und zweitens nicht um eine ethnische Bestimmung, sondern um eine Definition von Zugehörigkeit, die nicht unbedingt gebunden ist an die Tatsache, die deutsche Staatsangehörigkeit zu besitzen und in Deutschland geboren worden zu sein. Beides: deutsche Nationalität und Geburtsort Deutschland können hinweisen auf die Zugehörigkeit zur Mehrheit der Deutschen, können aber auch irreführende, weil nur formale Anhaltspunkte sein. Vielfältige Identifizierungsmöglichkeiten mit unterschiedlichen Bewertungen lassen keine Eindeutigkeiten zu. Komplexe Identitätskombinationen mit verschiedenen Handlungsauswirkungen sind vorstellbar: Frauen deutscher Nationalität mit einer Lebensrealität in



anderen Ländern, die sich als Deutsche verstehen, Frauen mit auch deutscher Nationalität neben einer anderen, die in Deutschland leben, sich jedoch nicht als Deutsche verstehen, Frauen mit nicht deutscher Nationalität, die sich aufgrund ihrer Lebensumstände aber auch oder vorwiegend als Deutsche fühlen.

Eine Annäherung an die Frage, wer als deutsche Frau einzuordnen ist, wäre in diesem Sinne die zunächst vage Bestimmung einer strukturellen Kategorie von Frauen, die aufgrund ihrer Zugehörigkeit zur deutschen Mehrheitsgruppe in allen oder einigen Bereichen von gesellschaftlichen Ungleichheiten, das heißt von deren Dominanz über Minderheitsgruppen, persönlich profitieren können, wobei nicht ausgeschlossen ist, daß sie in anderen Bereichen selbst Unterdrückung erfahren können; das heißt, daß das Tätersein das Opfersein nicht ausschließt und umgekehrt. Ganz bewußt verwende ich zur Bestimmung der von mir zu untersuchenden Frauen keine definitorischen Differenzierungen wie inländisch, einheimisch, weiß, christlich, säkularisiert oder ähnliche. In diesem Fall müßten nämlich diejenigen Frauen ausgeschlossen werden, die mit weiteren selbstgegebenen Attributen ihren kollektiven Standort bestimmen, das bedeutet zusätzlich zu deutsch eine wichtige Identitätsbestimmung vornehmen, wie schwarze deutsche Frauen, jüdische deutsche Frauen, lesbische deutsche Frauen usw., die aus Diskriminierungserfahrungen durch die Mehrheitsgruppe resultieren und zur Abgrenzung von ebendieser dienen sollen. Das Problem besteht dabei darin, daß diese automatisch in meine weite Definition eingeschlossen werden, obwohl sie unter Umständen genau diesen Einschuß in ihrem Selbstverständnis ablehnen würden. Jedoch ist auch hier nicht sicher, daß sich alle derartigen Frauen in dieser solcherweise spezifizierten Definition wiederfinden und ihr ohne Vorbehalte zustimmen.<sup>48</sup> Feste Trennungslinien zwischen den einzelnen Zugehörigkeiten von vornherein zu ziehen, würde jedoch der Intention meiner Arbeit entgegenstehen, Bestimmungen von Zugehörigkeiten überhaupt erst zu eruieren und Differenzierungen innerhalb der Mehrheitsgruppe der deutschen Frauen herauszufinden, oder anders formuliert, die Frage zu beantworten, welche Bedeutung sie eigentlich den Bezeichnungen für sich und andere geben und wie sie die Andersartigkeit von Frauen in ihren individuellen Beziehungen konstruieren.

Deutsche Frauen sind alle diejenigen Deutschen weiblichen Geschlechts, die in Deutschland als Angehörige der gesellschaftlich-kulturellen Mehrheit leben und dieser Tatsache zumindest nicht widersprechen. Daß dieses nicht der einzige identitätsstiftende Umstand ist, nehme ich selbstverständlich an. Ich würde mich selbst dieser Kategorie zuordnen; gleichwohl besitze ich neben der deutschen noch eine mir wichtige andere Nationalität.

Der Zusatz engagiert begrenzt meinen Untersuchungsgegenstand auf solche Frauen der deutschen Mehrheit, die Beziehungen zu denjenigen Frauen aufnehmen oder aufgenommen haben, die sie von ihrer Position aus vermutlich als andere empfinden. In seiner ursprünglichen Bedeutung, aus dem militärischen und juristischen Bereich herkommend, beinhaltete ein Engagement eine Verpflichtung einer Sache oder Person gegenüber, die mit einer Entschädigung – Gage – verbunden war oder auf einem Vertrag beruhte.<sup>49</sup> Sich Engagieren bezeichnet auch das Aufnehmen einer zielgerichteten Handlung für ein bestimmtes Anliegen, zu deren Zweck eigene Arbeit, Gedanken und Gefühle in Dienst gestellt werden, und das Beziehen einer eindeutigen Position für Probleme in Politik und Gesellschaft. Beide Grundbedeutungen gehen von einem – formalen, ideologischen oder emotionalen – Gebundensein der Person aus, die sich engagiert. Nicht engagiert zu sein heißt frei bzw. neutral zu sein.

Für meine Untersuchung gehe ich davon aus, daß deutsche Frauen der Mehrheit auf verschiedene Weise gebunden – engagiert – sein können: in politisch verschieden ausgerichteten etablierten Parteien, in gesellschaftlichen Institutionen, in Gewerkschaften, in Vereinen, in Initiativen, in feministischen Gruppen, in anti-rassistischen Aktivitäten und in persönlichen Beziehungen usw. Dabei ist die Richtung des Engagements nicht vorab zu bestimmen, das heißt ich gehe nicht davon aus, daß engagierte Frauen sich nur in einem bestimmten politischen Spektrum finden. Meine Kategorie von deutschen engagierten Frauen läßt viele Möglichkeiten des Engagements zu. Die Eingrenzung auf linke, fortschrittliche, gesellschaftskritische Positionen liegt zwar nahe, soll hier jedoch nicht vorgenommen werden. Nicht zu erwarten ist, daß eine deutsche, im rechten oder rechtsextremen Bereich engagierte, Frau persönlichen Umgang mit Migrantinnen pflegt, aber auch diese Konstellation ist nicht undenkbar.

Meine Definition engagierter Frauen der deutschen Mehrheitsgesellschaft beruht auf der Tatsache ihres Gebundenseins in Beziehungen zu Minderheitsangehörigen und unterstellt eine gerichtete Handlungsweise in diesen Beziehungen. Welcher Art das Anliegen dieses Engagements ist, soll untersucht werden.

Die Richtung dieser Handlungen, die ein angenommenes aber ungeklärtes Engagement implizieren, verstehe ich als Orientierungen. Ein solcher Vorgang des Sich-Orientierens verlangt einen Ausgangspunkt und einen Referenzpunkt, auf den die Handlung bezogen ist und durch den der eigene Ausgangsort und das Ziel bestimmt werden können. Im Wort Orientierungen findet sich seine anfängliche, konkret-räumliche Bedeutung: die Ausrichtung im System der Himmelsrichtungen ging vom Orient oder Osten als dem hervorragenden Teil der Erde aus, an dem die Sonne aufgeht. Dazu ins geographische Verhältnis gesetzt werden konnte dann der Ort, an dem die Sonne am Horizont untergeht. Die Ausrichtung auf den geographischen Osten setzte immer einen entgegengesetzten Bezugspunkt, nämlich den Westen oder Okzident, voraus. Sich orientieren hieß auch sich ausrichten auf den richtigen Weg oder bezeichnete den Vorgang des Suchens des guten Weges, des Weges in die richtige Richtung. Die einteilenden Fixpunkte im Bezugssystem ermöglichten die Fortbewegung im Raum.

Darüber hinaus und im übertragenen Sinn hat der Begriff des Orients in der Vorstellungswelt des Okzident, der Menschen der sogenannten westlichen Welt, eine facettenreiche symbolische Bedeutung erlangt. Im Vorgriff auf die Ergebnisse meiner Arbeit kann gesagt werden, daß Orient zu einem schillernd ungenauen Begriff geworden und längst kein geographisch zu bestimmender Ort mehr ist, sondern eine willkürlich-homogenisierende Bezeichnung menschlicher Herkunfts- und Weltanschauungsorte, die als in jedem Sinne weit entfernt von Europa und europäischen Ideen gedacht werden. Orient als gedanklicher Bezugspunkt bezieht sich in Deutschland auf Menschen, die aus außereuropäischen Ländern und europäischen südlichen Ländern nach Deutschland gekommen und zu einem Teil und zum Problem der Gesellschaft geworden sind. Der undifferenzierte Blick auf „orientalische“ Lebensweisen von Einwanderergruppen scheint der gängige und vorgängige Blick auf die gesellschaftlich Ungleichen.

Als deutsche Frau diesem kategorisierenden MehrheitsBlick zu entgehen, ist nicht einfach. Ich verwende den Begriff des Orients in hervorhebenden Großbuchstaben, um ihn einerseits als aussagekräftiges Bild deutlich werden zu lassen, und andererseits deshalb, weil genau diese Sichtweise, die oberflächlich betrachtet der allgemeinen entspricht, in Frage gestellt werden soll. Es geht in meiner Untersuchung um die Perspektive der Frauen der deutschen Mehrheit und um die Frage, ob deutsche engagierte Frauen die als andere Frauen gesehenen Frauen ebenso im gängigen Gegensatzrahmen sehen bzw. ob ihre subjektiven Ausrichtungen mit denen der Mehrheitsgruppe übereinstimmt.

#### 4. Aufbau der Untersuchung

Meine empirische Analyse von Verhalten und Verhältnissen der objektiv zur Mehrheit gehörenden Frauen und ihrer subjektiven Wirklichkeit, das bedeutet ihre Lebenszusammenhänge, ihre individuellen und kollektiven Orientierungen, Einstellungen und Handlungsformen, erfordert neben dieser mikrosoziologischen Bezogenheit auf konkrete Interaktionsweisen eine Darstellung der Bezugspunkte, an denen sich meine eigenen Erkenntnisvoraussetzungen orientieren.

Aufgrunddessen stehen am Anfang der Darstellung der Untersuchung die Begriffsklärungen. Die *Interpretationshorizonte* dienen zur genauen Umreißung der VerhaltensHintergründe und beschränken sich notwendigerweise nicht auf eine Theorie und eine Disziplin, sondern stellen das explizierte und multidisziplinäre Vorverständnis dar, das sich sowohl aus wissenschaftlichen Denkansätzen als auch aus Alltagswissen, historischen und aktuellen Situationen und persönlichen Erfahrungen ergibt. Im abendländischen Verständnis von Wissenschaftlichkeit weist das Problem des Vorverständnisses hin auf allgemeine wissenschaftstheoretische Fragen nach der Voraussetzung oder der Voraussetzungslosigkeit von Wissenschaft<sup>50</sup>; in der vorliegenden Arbeit ist dieses Verständnis zur Klärung und Einordnung meines Wissens und meiner Möglichkeiten der Interpretation nicht allein das Verständ-

nis, das vor der Untersuchung bestand und als Basis von im voraus zu entwickelnden Hypothesen fungiert. Es ist vielmehr ständiger Veränderung unterworfen: im Laufe der Erhebung wird zusätzliches Wissen angesammelt, angelesen, erlebt und die (Er)Kenntnisse werden dadurch fortlaufend erweitert und modifiziert.

Zur Ausweisung der Kontexte des Denkens und Handelns engagierter Frauen der deutschen Mehrheitsgesellschaft wird von den „realen“ Grundlagen der Beziehung von deutschen Frauen zu Migrantinnen, den globalen Bevölkerungsbewegungen ausgegangen, die die Voraussetzung für Kontakte innerhalb Deutschlands mit Menschen aus anderen Ländern bilden, sowie deren historische und politisch-aktuelle Entwicklungen und speziellen Sichtweisen auf Minderheiten anhand deutscher Statistiken mit einbezogen.

In einem zweiten Schritt werden die Konstruktionsprozesse dargelegt, die der Wahrnehmung von Migranten in Deutschland allgemein und den Erfahrungen und Reaktionen der deutschen Bevölkerungsmehrheit auf ihre nationalen Minderheiten zugrundeliegen. Hier werden zwei Untersuchungsebenen in der Darstellung unterschieden: Zuerst die symbolische oder diskursive Dimension, in der das „Reden über Fremde“ oder die kollektiven Bilder von „Fremden“ in Europa und in Deutschland beschrieben und diese in einen theoretischen als auch historischen und alltagsweltlichen Rahmen gestellt werden. Dazu gehören europäisch-wissenschaftliche Vorstellungen über Wahrnehmungsvorgänge und der Prozeß der Bewältigung von fremder Wirklichkeit beim Blick auf Ungleichheiten zwischen gesellschaftlichen Gruppen. Durch Deutung der vorgefundenen Phänomene auf dem Hintergrund eines spezifischen Wissens über Menschen und Dinge werden Grenzen festgelegt und immer wieder erneut gezogen. Die kategorisierende Wahrnehmung, das heißt die Identifikation und Klassifikation, von Migranten als „Ausländer“ und diese Perspektive auf die „Angehörigen einer fremden Kultur“, wird von einem allgemein gesellschaftlich üblichen deutschen Standpunkt historisch und aktuell beleuchtet. Hier wird die Rolle des sogenannten Orients im europäischen Denken und in der Konstruktion von Andersartigkeit verdeutlicht.

Weiterhin gehören die Folgen einer solchen perspektivisch-wissenden Klassifizierung von Menschen zur Darstellung des Prozesses der sozialen Konstruktion von Minderheitsangehörigen. Das ist die interaktive Dimension der Untersuchung. Der Übergang oder die Umsetzung eines bestimmten Denkens in Handlungsformen wird diskutiert anhand der Möglichkeiten und Bedingungen für die interaktive Umsetzung von Kategorisierungen über „Fremde“. Angehörige einer gesellschaftlich mächtigen Gruppe, hier die Deutschen, haben offenbar einen ungleich größeren Anteil an der Herstellung von Ungleichheiten zwischen sozialen Gruppen und an der Zuweisung bestimmter Plätze und Identitäten als Minderheitsangehörige. Es wird festgestellt, daß der deutsche Umgang mit Minderheiten in nur wenigen Varianten der Handlungsorientierung besteht und theoretisch beschrieben wird, und Überlegungen angestellt darüber, ob die deutschen zu interviewenden Frauen in ihrem Verhalten der Formeneinfachheit des deutschen Umgangs mit Minderheiten folgen werden.

In dieser Hinsicht werden anschließend die „Abgrenzungsverhältnisse“ in ihrer Bedeutung zur Herstellung von Identität als Frauen beleuchtet, das bedeutet die Beziehungen im Kommunikationsprozeß mit anderen. Die Möglichkeiten zur Wahrnehmung des Selbst als Frau und die eigenen gesellschaftlichen Positionierungen und Verhaltensmöglichkeiten mit anderen Positionen und Ungleichheiten werden diskutiert. Individuelle Umgangsformen von deutschen Frauen mit „fremden“ Frauen werden anhand historischer literarischer Texte und aktueller Beschreibungen dargestellt.

In einem dritten Schritt erfolgt die methodologische Grundlegung meines feministischen Ansatzes, der sich auf Überlegungen innerhalb des qualitativen Wissenschaftsparadigmas bezieht. Die Probleme, die ein solcher Ansatz beinhaltet, werden aufgezeigt, und das Verfahren der anteilnehmenden Beobachtung sowie die Erhebungsinstrumente diskursives lebensgeschichtlich-problemorientiertes Interview erläutert und begründet. Besonderes Gewicht liegt dabei auf den leitenden Prinzipien zur interpretativen Auswertung des Datenmaterials und auf der Erläuterung der Art und der Probleme der Dokumentation der Ergebnisse.

Im Hauptteil meiner Arbeit werden die einzelnen Auswertungsschritte konkret erläutert und weitergehend begründet. In diesem Empirischen Teil wird versucht, den kreativ angelegten Forschungs-

prozeß in seinem Ablauf genau zu belegen: Von der Auswahl der deutschen Gesprächspartnerinnen, der Strukturierung des Textmaterials in einen Überblick über die Aussagen zur Lebensgeschichte der interviewten Frauen: *Biographische Daten*; in Aussagen über die Erfahrungen mit sich selbst: *Reflexionen* oder Selbstbild der deutschen Frauen, in Erfahrungen mit Migrantinnen: *Erfahrungshorizonte* oder das Bild der anderen Frauen; und in die Umsetzung der Erfahrungen in der kommunikativen Verbindung zu Migrantinnen: *Handlungshorizonte* oder Fremdbild und Selbstbild in der Kommunikation mit den anderen Frauen. Vergleichende Zusammenfassungen weisen jeweils auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Aussagen hin.

Im Schlußkapitel werden die Ergebnisse der Auswertung in Hypothesen zusammengefaßt, die als Annahmen über existierende Muster des Selbstverständnisses von deutschen Frauen eine perspektivische Einschätzung der Beziehungen von deutschen Frauen zu Migrantinnen erlauben. Dieses scheint umso mehr notwendig, als die geforderte Auseinandersetzung mit theoretischen und politischen Ansprüchen in Hinblick auf unterschiedliche Zugehörigkeiten und Aspekte von Differenzen innerhalb konkreter Beziehungen von Frauen der deutschen Mehrheitsgesellschaft gegenwärtig zwar weiterhin, aber eher unbemerkt stattfindet und von der Diskussion über die Zugehörigkeit zu einer einzigen deutschen Nation zurückgedrängt wird.

## Anmerkungen

- 1 SCHNEIDER/SIROWY 1989, 300
- 2 Die erste „gemeinsame Konferenz ausländischer und deutscher Frauen“ 1984 in Frankfurt wurde unter dem Titel: „Sind wir uns denn so fremd?“ (AG FRAUENFORSCHUNG) dokumentiert. Der dort angesprochene ‚Rassismus‘ der nicht-ausländischen Frauen wurde aber weiterhin kaum öffentlich diskutiert. 1985 erschien „Paternalismus in der deutschen Frauenbewegung?!“ (KALPAKA/RÄTHZEL, 1985b); 1990 nahmen die BEITRÄGE ZUR FEMINISTISCHEN THEORIE UND PRAXIS das Thema schwerpunktmäßig unter dem Titel „Geteilter Feminismus. Rassismus, Antisemitismus, Fremdenhaß“ auf und 1996 unter dem Titel „Entfremdung. Migration und Dominanzgesellschaft“. 1991 erschienen die FEMINISTISCHEN STUDIEN: „Kulturelle und sexuelle Differenzen“; 1993: „Sind wir uns immer noch fremd? Konstruktionen von Fremdheit in der deutschen Frauenbewegung“ (LUTZ); und „Rassismus in der weißen deutschen mittelschichtsdominierten LesbenFrauenBewegung in Westberlin“ (HALBLEIB u. a.); 1994: ‚Fremdes‘ oder ‚Eigenes‘?: Rassismus, Antisemitismus, Kolonialismus, Rechtsextremismus aus Frauensicht“ (NESTVOGEL); 1996: „Rassismen und Feminismen“: Differenzen, Machtverhältnisse und Solidarität zwischen Frauen“ (FUCHS/HABINGER).
- 3 vgl. u. a. DAVIS 1982, LORDE 1983, MOHANTY 1988, VAN DEN BROEK 1988, JOSEPH 1993, HOOKS 1994, UREMOVIC/OERTER 1994, KRAFT 1994, SPIVAK 1987. In diesem Zusammenhang wurde der Begriff der „schwarzen“ Frauen geprägt; so lautet die Übersetzung des entsprechenden „Women of Color“ („Frauen von Farbe“ im Gegensatz zur eher diskriminierenden Bezeichnung „farbig“). Es ist ein umfassender Begriff für Frauen der verschiedenen nicht-weißen ethnischen Gruppen und kennzeichnet nicht (nur) die Hautfarbe, sondern wird verstanden als Ausdruck kollektiver und politischer Identität, mit dem sich die Angehörigen einer Minderheit selbst bezeichnen gegenüber der „weißen“ Mehrheit. Inwieweit allerdings die Angehörigen einer Minderheit jeweils in dieser Bezeichnung ihre eigene Realität wiederfinden, ist umstritten. Unterschiedliche Benennungen „reflektieren die Dynamik der Auseinandersetzungen mit Definitionen, die Menschen zugeordnet werden, und der Entwicklung von Selbstdefinitionen.“, JOSEPH 1993, 9
- 4 vgl. den Überblick zu theoretischen und politischen Positionen zum Geschlechterverhältnis und der Geschlechterdifferenz bei ROSENBERGER 1995; zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften vgl. BUßMANN/HOF 1995; zur Stellung von „Frauen zwischen Eigen- und Fremdkultur“ HELFRICH 1995; zu Erscheinungs- und Funktionsweisen des hierarchischen Geschlechterdualismus als strukturierendem Merkmal moderner Kultur und Gesellschaft vgl. LANG/RICHTER 1994; zu Fremdheitserfahrungen von Frauen in der „Männerwelt“ der Politik vgl. die empirische Untersuchung von SCHÖLER-MACHER 1994.
- 5 Bestandsaufnahme des deutsch-deutschen (Frauen)Dialogs in KÜHLKE 1992; das Verhältnis zwischen Ost- und Westfrauen wird als „stiefschwesterliche“ oder sogar „feindlich“ bezeichnet, vgl. ROHNSTOCK 1994
- 6 Im Jahr 1997 wurden – laut Bericht der Ausländerbeauftragten für die Bundesregierung – insgesamt 2.323 ausländerfeindlich und rassistisch motivierte Straftaten offiziell registriert, vgl. taz vom 11. 12.

- 7 „Flüchtlinge hungern lieber in den alten Bundesländern und verzichten auf Sozialhilfe, als daß sie sich in die neuen Bundesländer umverteilen lassen, wo Schwarze aufgrund ihrer Hautfarbe um ihr Leben fürchten müssen, selbst bei hellichtem Tage z. B. in Ost-Berlin.“ NESTVOGEL 1994, 11
- 8 Einstellungsuntersuchungen zeigen, daß rechtsextremes und rassistisches Gedankengut sehr wohl von Frauen geäußert und positiv bewertet wird. Vgl. HORN-METZGER/RIEGEL. „Bezüglich Fremdenfeindlichkeit und der Ablehnung von Homosexuellen, von Behinderten, von Juden und Jüdinnen lassen sich kaum Unterschiede zwischen Männern und Frauen finden.“ Allerdings beteiligen sich Frauen kaum an direkter physischer Gewalt, sondern sie delegieren aggressive Gewalthandlungen, das bedeutet, sie befürworten diese, wenn sie von anderen ausgeübt werden. Vgl. AMESBERGER/HALBMAYR 1996, die Gründe für die Hinwendung zum Rechtsextremismus untersuchen und Beteiligungsformen an Diskriminierung beschreiben und zu dem Schluß kommen, daß sich Frauen aktiv und bewußt für rechtsextreme Ideologien einsetzen. Vgl. auch BIRSL 1994
- 9 vgl. KALPAKA/RÄTHZEL 1985, 23
- 10 Editorial der BEITRÄGE ZUR FEMINISTISCHEN THEORIE UND PRAXIS 27, 1990, 7
- 11 vgl. SIEBERT 1996; WARTENPFUHL 1996; RODRIGUEZ 1996; MAURER 1996
- 12 vgl. BEITRÄGE ZUR FEMINISTISCHEN THEORIE UND PRAXIS 42 und den Begriff der „Dominanzkultur“ von ROMMELSPACHER 1995
- 13 von denen es in Deutschland allerdings recht wenige gibt, vgl. NADIG 1993, KALPAKA 1994, RÄTHZEL 1993b
- 14 vgl. NADIG 1992
- 15 vgl. RÄTHZEL 1993
- 16 vgl. LOENHOFF 1992, der sich in dieser Definition auf SCHÜTZ und LUCKMANN bezieht
- 17 Da es – in Anlehnung an Derrida – „keine andere begriffliche Ordnung gibt als die herrschende“, WARTENPFUHL 1996, 197
- 18 Die Geschichte der Frauen ist „Teil der abendländischen Geschichte“, vgl. DUBY/PERROT, 1993, Band 1, 9 ff; zur historischen Entstehung und konzeptuellen Verwendung der Konstruktion von Geschlecht, vgl. LAQUEUR 1990, HONEGGER 1991
- 19 vgl. SCHULTZ 1990a
- 20 vgl. MAURER 1996
- 21 vgl. BUTLER 1995
- 22 WARTENPFUHL 1996, 207
- 23 vgl. CYBA 1995, 163
- 24 Die marxistische Klassentheorie und auch die Klassen- und Schichtungstheorien gehen von dieser Verbindung aus; zur feministischen Kritik an und Beeinflussung von traditionellen Theorien sozialer Ungleichheit, vgl. ebd.
- 25 Simone de Beauvoir beschäftigte sich als erste mit dieser grundlegenden Problematik, vgl. BEAUVOIR 1951
- 26 vgl. RODRIGUEZ 1996b
- 27 GÜMEN 1996, 82, vgl. im folgenden ebd. und RODRIGUEZ 1996b
- 28 Eine Bibliographie über Arbeitsmigrantinnen in der Bundesrepublik Deutschland belegt einen Wandel der Bezeichnungen: „Fremde Frauen: Von der Gastarbeiterin zur Bürgerin“, vgl. SCHULZ 1992a
- 29 vgl. WESTPHAL 1996, GÜMEN 1996, SARKHOCH 1996
- 30 z. B. vgl. KRASBERG 1979; KÖNIG 1989
- 31 vgl. LEY 1979
- 32 vgl. Überblick bei RODRIGUEZ 1996b
- 33 Editorial der BEITRÄGE ZUR FEMINISTISCHEN THEORIE UND PRAXIS 1990; vgl. LUTZ 1993; LENZ 1995; LENZ/GERMER 1996
- 34 vgl. LUTZ 1991; POTTS/KRÜGER 1993
- 35 z. B. vgl. RIESNER 1990
- 36 „Kulturelle Demarkierung“ als „großer Unterschied“, der die Funktion hätte, den „von Draußen“ Gleichheit und Teilhabe abzuspüren, vgl. LENZ 1996, 221
- 37 Identitäre Selbstdefinitionen von Migrantinnen als Ausländerinnen fügen sich in dieses Bild, ebenso entsprechen Segregationstendenzen der einzelnen so unterschiedenen Minderheiten der gängigen Vorstellung; „Die Etikettierung als die „Andere“ (...) macht die Selbst-Repräsentanz als Kollektiv trotz aller internen Unterschiede beinahe unumgänglich“, LUTZ 1994, 150

- 38 vgl. SARKHOCH 1996, 90 ff
- 39 Sarkhoch nennt die hier zum Ausdruck kommende negative Beurteilung der geschichtlichen Entwicklung und die pauschale und unreflektierte Verwerfung der Aufklärung und der Moderne „charakteristisch für den postmodernen Diskurs innerhalb des Feminismus“, ebd., 92
- 40 vgl. LENZ 1996; LUTZ 1994
- 41 Gesammelte Stichworte in Seminaren zu „Ausländerinnen“ von deutschen Frauen: neben den genannten: Kochen, Tanzen, viele Kinder; vgl. KALPAKA 1992 und RÄTHZEL 1993b
- 42 Besonders weit fortgeschritten bei nichtdeutschen Autorinnen, vgl. Überblick bei BUNTING 1996, ABU-LOGHUD 1996. Lazreg kritisiert das „religiöse Paradigma“: „Das Endresultat dieses Paradigmas ist, Frauen ihrer Selbst-Vergegenwärtigung, ihres Seins zu berauben. Weil Frauen unter eine in fundamentalistischen Begriffen dargestellten Religion subsumiert werden, erscheinen sie unweigerlich, als entwickelten sie sich in einer nicht-historischen Zeit. Sie haben praktisch keine Geschichte.“ LAZREG 1990, 330; anti-essentialistische Ansätze: vgl. MOI 1985, SPIVAK 1987
- 43 In den entsprechenden Analysen wird davon ausgegangen, „daß schwarze Frauen global, international und national gesehen, Opfer der Folgen von Kolonialismus und der Modernisierungsentwicklung geworden sind. „Weiße“ Frauen dagegen sind bewußt oder unbewußt Nutznießerinnen dieser Entwicklung geworden.“, vgl. LUTZ 1994, 142
- 44 vgl. LUTZ 1994
- 45 vgl. PINN/WEHNER 1995
- 46 gegenüber „unsere(r) Kultur der europäischen gebildeten Frauen“; eine Frau wird wahrgenommen und identifiziert als „die Kopftuch tragende Türkin, die am Steuer eines Autos sitzt“; das „Porträt von Frau Arafat im Fernsehen“ wird in die „Bilder von moslemischen Frauen“ eingereiht („Frau Arafat“ ist übrigens Christin); obwohl die Autorin gerade durch die Beschreibung der Wahrnehmung selbstkritisch ihrem eigenen ethnozentrischen Blick gegenüber sein will, Frauenbeauftragte des Ministeriums für Wissenschaft und Forschung, NRW, vgl. NESTVOGEL 1994, 8
- 47 vgl. KONUK 1996, 236–238
- 48 vgl. Anmerkung 3
- 49 Zur Entwicklung der Bedeutung des Verbs engagieren aus dem Latein und der deutschen Sprache des Mittelalters vgl. DICTIONNAIRE HISTORIQUE DE LA LANGUE FRANÇAISE, Paris 1993, 692 und 860
- 50 Zum hermeneutischen Grundproblem des „Vorverständnisses“ vgl. HENRICHS 1971

# I. INTERPRETATIONSHORIZONTE

## 1. MIGRATIONSKONTEXTE

Ich gehe von der Überlegung aus, daß das Denken und damit verbundene Verhaltensmöglichkeiten von Menschen nicht unmittelbar aus soziologisch beschreibbaren Machtstrukturen zwischen Gruppen oder ihren ökonomischen „materiellen“ Lebensbedingungen abgeleitet werden können. Gleichwohl sind sie nicht unabhängig zu betrachten vom Hintergrund der hier interessierenden Vorwürfe mangelnder Reflexion über den Umgang der deutschen Frauen mit anderen. So finden die Kontroversen in Deutschland statt im Kontext globaler sozio-ökonomischer Entwicklungen und europäischer kontroverser Haltungen zu und theoretischen Erklärungen von gesellschaftlichen Phänomenen sowie Denken und Forschen auch über Ideologien und Praktiken zur Machtausübung. Zur Einordnung meiner Arbeit möchte ich diese verschiedenen Schichten von Kontexten kurz erörtern. Daran anschließend werden Daten zur Realität von Migrantinnen in Deutschland gegeben, die zur Einordnung der Perspektiven und des „Wissens“ von deutschen Frauen wichtig sein können.

### 1.1. Mehrheiten und Minderheiten

Voraussetzung der aufgezeigten Problematik ist der in den letzten Jahrzehnten vermehrte Kontakt zwischen in Deutschland lebenden außereuropäischen und deutschen Menschen, das heißt zwischen Angehörigen sozialer Gruppen, die sich wesentlich unterscheiden hinsichtlich ihrer Möglichkeiten der Teilnahme am politischen und öffentlichen Leben und des Zugangs zu Bildung und Arbeit in Deutschland. Möglich wurden solche Begegnungen durch eine aufgrund zunehmender Globalisierung der Weltökonomie veränderte gesellschaftliche Realität in Deutschland. Internationale ökonomische Verflechtungen, politische Umbrüche, Kriege und Bürgerkriege haben zu zunehmender Verarmung eines großen Teils der Länder der sogenannten Dritten Welt und teilweise Osteuropas geführt; dadurch ausgelöste globale Migrationen von Millionen von Menschen haben Einfluß auch auf die deutschen gesamtgesellschaftlichen Bedingungen.

Diese historisch neue Situation wird theoretisch von einigen als Folge des schnellen sozialen Wandels in modernen Gesellschaften und ihrer funktionalen Ausdifferenzierung gesehen.<sup>1</sup> Die sogenannten Entwicklungsländer befänden sich auf einer unterschiedlichen Stufe im Modernisierungsprozeß als die westlichen Industrienationen, die die Lebensverhältnisse entsprechend prägt. Der Prozeß führe in entwickelten Gesellschaften zu fortschreitender „Individualisierung“ und zu Identitätsproblemen und „Orientierungslosigkeit“ durch die „moderne Rollenvielfalt“. Soziale Ungleichheiten erscheinen als soziale Risiken, von denen die Menschen betroffen sein können, beispielsweise von Arbeitslosigkeit; Konflikte und Benachteiligungen entstünden vor allem entlang bestimmter Merkmale wie Geschlecht, Hautfarbe, Rasse oder Behinderung. Der Wandel sei jedoch global: Alle Menschen seien von bestimmten Risiken gleich betroffen, beispielsweise Umweltverschmutzung. Zur Analyse von sozialen Ungleichheiten greifen andere Vertreter dieser Theorie auf Vorurteils- und Diskriminierungsansätze zurück, denen zufolge negative Einstellungen die Ursache für Ungleichbehandlung wären, die dann in sozialen Ungleichheiten beobachtbar sind.<sup>2</sup>

Kritiker dieser Ansätze sehen Ungleichheiten als Strukturproblem im Rahmen eines globalen ökonomischen Systems von Zentrums- und Peripherieländern und erkennen die Bedeutung der Verflechtungssituation verschiedener Bevölkerungsgruppen: „Die heutige kapitalistische Welt ist nicht nur eine ‚Weltwirtschaft‘, sondern auch ein Raum von weltweit vereinheitlichten und monopolisierten Kommunikationen, in dem praktisch alle Bevölkerungen gewissermaßen unmittelbar füreinander ‚sichtbar‘ sind. (...) In der heutigen Welt treffen (...) die Nationalen, (...), auf der Straße und im Fernsehen unaufhörlich auf ‚Nicht-Nationale‘ und umgekehrt. Solch eine Welt hat es zuvor in der Geschichte

nie gegeben. Folglich bleiben die zwei ‚Menschheiten‘, die durch die kapitalistische Entwicklung kulturell und sozial voneinander getrennt werden (...) einander nicht länger *äußerlich*. Sie werden nicht mehr durch große Entfernungen getrennt und bloß ‚am Rande‘ in Beziehung gesetzt. Sie durchdringen sich im Gegenteil mehr und mehr im gleichen Kommunikations-, Vorstellungs- und Lebensraum.“<sup>3</sup>

Tatsache ist, daß es in allen west- und nordeuropäischen Ländern durch große Bevölkerungsbewegungen zu einem Anwachsen nicht-nationaler Minderheiten gekommen ist.<sup>4</sup> Die Zuwanderung von Menschen erfolgte und erfolgt immer mehr aus außereuropäischen Regionen. Die Gründe, die Menschen veranlassen, ihr Land zu verlassen, sind unterschiedlich. Ganz allgemein sind dies „ökonomische und politische Disparitäten“, das heißt ungleiche Lebenschancen und Bedingungen. Ob und wieviel Menschen wohin gehen, hängt vom unterschiedlichen existentiellen Druck ab, der im Herkunftsland auf ihnen lastet, und von den Hoffnungen, die sie sich machen, in einem anderen Land besser zu leben oder überhaupt zu leben. Die Höhe und Richtung der Migration wird somit vom „Zielland“ entscheidend mitbestimmt, und dieses Land strukturiert die ökonomische und soziale Lebenssituation der Wandernden. In Westeuropa werden heute „potentielle und aktuelle Migrationsströme“ durch „verschärfte Asylgesetze ..., harmonisierte Visabestimmungen und strengere Kontrollen der EU-Außengrenzen“ ganz wesentlich beschränkt.<sup>5</sup>

Das Gebiet des heutigen Deutschlands war jahrhundertlang Auswanderungsland. Seit 1945 ist es im europäischen Vergleich das Land mit der größten Zahl Einwanderer. „Heute gibt die Anwesenheit von 7,3 Mio. Ausländern (in Deutschland, D. L.) und mehr als 3 Mio. Aussiedlern einen deutlichen Hinweis auf das Ausmaß an Zuwanderung während der letzten vier Jahrzehnte“. Unter den 7,3 Mio. Ausländern sind 1,3 Mio. Menschen, die in Deutschland geboren sind, aber weder die deutsche Staatsangehörigkeit besitzen noch ein Bleiberecht haben; zwei Drittel der Ausländer leben in städtischen Ballungsgebieten; 44% der Ausländer sind Frauen.<sup>6</sup> Dabei ist zusätzlich zu bedenken, daß diese Zahlen der offiziellen Statistik nicht diejenigen Menschen erfassen, die nach Deutschland gekommen sind und durch bestimmte institutionelle Vorschriften zu einer entrechteten, ungesicherten und illegalisiertem Existenz gezwungen sind. Während Menschen ohne gültige Aufenthaltsdokumente beispielsweise in Frankreich als „sans papiers“ manchmal die Möglichkeit haben, nach dem Nachweis einer mindestens zehnjährigen Aufenthaltsdauer als Staatsbürger anerkannt zu werden, müssen sie in Deutschland verdeckt und heimlich leben.<sup>7</sup> Diese Tatsachen begleiten aktuelle politische Kontroversen um das Verständnis Deutschlands als Einwanderungsland und um die Zugehörigkeit zur Nation: das Deutsch-Sein eines Menschen ist eindeutig biologisch als vom deutschen Volk abstammend definiert und bezeichnet darüberhinaus auch eine kulturelle Zugehörigkeit; beides ist gesetzlich verankert.<sup>8</sup> Diese Definition ist Ausdruck der speziellen deutschen Teilungsgeschichte: Deutsch-Sein war immer – und besonders seit Gründung der Bundesrepublik Deutschland – wegen des Fehlens einer nationalstaatlichen Definition über eine lange Zeit hin nicht mit der Zugehörigkeit zu einem bestimmten Staatsgebilde verknüpft, sondern entwickelte sich zu einer Bezeichnung für die Zugehörigkeit zu einem Kulturkreis, einer Tradition und einem Gefühl.

In Deutschland wie in ganz Europa sind fremdenfeindliches Denken und Handeln der jeweiligen Bevölkerungsmehrheiten nachweislich gewachsen; Erklärungen für dieses Phänomen werden in der Regel mit der Anzahl der im Land lebenden Minderheitsangehörigen verbunden: zu viele fremde Menschen lösen eben Ängste in der deutschen Bevölkerung aus. In einer neueren deutschen Erklärungsvariante wird mit zu wenig Menschen fremder Herkunft argumentiert, indem zum Beispiel für die ostdeutsche Bevölkerung eine mangelnde Gewöhnung aufgrund mangelnder Präsenz von Migranten angenommen wird.<sup>9</sup> Für rassistische Verhaltensweisen werden die historischen Traditionen alter Kolonialländer wie England, Frankreich und die Niederlande, die ökonomischen Bedingungen des Aufnahmelandes, die – besonders in Krisenzeiten – bei sozial schwachen Gruppen zur Abwehr von um Arbeitsplätze konkurrierenden Minderheiten führen, und überkommene kollektive Vorstellungen und individuelle Vorurteile gegen von Außen Kommende verantwortlich gemacht.

Die Analyse der Grundstruktur der europäischen und besonders der deutschen Gesellschaft als rassistisch und antisemitisch, in die die einzelnen Individuen der nationalen Mehrheit quasi schicksalhaft



„verstrickt“ sind, brachte theoretische Erklärungen und Forschungsansätze hervor, die dieses „Massenbewußtsein“ und die strukturgebundenen Verhaltensweisen aufdecken wollen, indem sie der Frage nachgehen, wie sich dieser festgestellte Rassismus im alltäglichen Denken und Handeln der Menschen äußert. Nachgewiesen werden tradierte Muster des Verhaltens, die immer wieder, auch unbeabsichtigt oder unbewußt, in aktuellen Situationen reproduziert und in den Beziehungen realisiert werden. Das Anliegen einiger dieser Ansätze ist, durch die Einsicht in internationale Zusammenhänge der kapitalistischen Weltwirtschaft und durch die alltäglichen Erfahrungen gegenseitiger Abhängigkeiten und Beziehungen, die auch über die Anwesenheit von Migranten sichtbar werden, die Widersprüche der eigenen Gesellschaft erkennen zu können und in gegenseitigen Lernprozessen eine neue „gesellschaftliche Handlungsfähigkeit“ zu erlangen; neue Zugehörigkeiten und ein neues Weltbewußtsein sollen entwickelt sowie dadurch neue Bündnisse geschlossen werden können.

Gegenwärtig scheinen die demographischen Fakten der Migration und die strukturellen ökonomischen Bedingungen auf der institutionellen Ebene der Politik zum Aufbau und zur Definition einer europäischen „Festung“ zu führen, die in allen Ländern Menschen aus dieser Gemeinschaft ausschließen soll, um die wie es heißt „interethnischen Konflikte“, die oft in Gewalt und Mord ihren Ausdruck finden, zu vermeiden. Die sozialen Verhaltensweisen der Fremdenfeindlichkeit und deren ideologische Grundlagen werden in Verbindung gebracht mit aktuellen Migrationsformen, das bedeutet, daß die Zuwanderung von Menschen oder die Menschen selbst das Phänomen von fremdenfeindlichen Tendenzen in der Bevölkerung hervorrufen und die offene Ablehnung gegenüber denjenigen, die nicht dazugehören sollen. So ist die Rede von einer Bedrohung durch die massenhafte Zuwanderung immer verbunden mit einer Abgrenzung der Gemeinschaft nach außen und einem Gefühl der Zugehörigkeit zu einem Kulturkreis, der länderübergreifend europäisch gedacht ist, ohne daß dieses „gemeinsame Haus“ irgendeine reale Grundlage hätte. Die Einheit existiert zwar nur in der Vorstellung<sup>10</sup>, – es gibt weder eine politische Einheit Europas noch eine ethnische, historische oder kulturelle –, hat aber als auch politische Handlungsanleitung ganz konkrete Wirkungen auf die Lebensbedingungen von nationalen Minderheiten und Flüchtlingen in Deutschland.<sup>11</sup> Deren Herkunft aus meist unterentwickelten südlichen und östlichen Regionen der Erde weist sie im globalen Rahmen als Nichtdazugehörige nicht allein zu Europa aus, sondern darüberhinaus zu einem Europa, das verstanden und empfunden wird als integraler Teil einer kulturell einheitlichen westlichen Welt.<sup>12</sup>

In die aktuelle Diskussion um diese Politik fließen auf der anderen Seite Vorstellungen darüber ein, wie eine Gesellschaft der vielfältigen Zugehörigkeiten zu gestalten wäre. Hier wird von den Tatsachen einer schon abgeschlossenen Entwicklung der deutschen Gesellschaft als einer „multiethnischen“ und „multikulturellen“ ausgegangen, die „das Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher Kulturen auf einem gemeinsamen Territorium erzwingen“<sup>13</sup>. So gesehen haben die einzelnen Deutschen nicht mehr die Wahl, sich gegen die Realität der anderskulturellen Normen und Werte abzugrenzen. In der modernen, global vernetzten Welt ist die gleichzeitige Anwesenheit von Volksgruppen verschiedener nationaler, religiöser und kultureller Herkunft vorgegeben. Aufgrund dieser vermeintlich neuen Situation sollte die deutsche Denktradition von Volkszugehörigkeit durch Abstammung aufgegeben werden, um das Zusammenleben unterschiedlicher ethnischer Gruppen zu regeln<sup>14</sup>. Es käme darauf an, die eigene deutsche Gesellschaft weiterzuentwickeln, dahingehend, daß interkulturelle Kommunikation anstelle der Diskriminierung der Minderheiten stattfinden kann. Die Begegnung mit differierenden Lebensweisen und fremden Traditionen wird in dieser Sicht der Mehrheit als Bereicherung eigener Lebensentwürfe gesehen.<sup>15</sup> Voraussetzung dafür sei eine antirassistische Einstellung und ein theoretischer Begriff von kulturellen Traditionen, in dem Kultur nicht statisch, sondern prozeßhaft als einen in seiner Vielfalt weiterzuentwickelnden Ausgangspunkt der Wirklichkeitsaneignung aufgefaßt wird. Ein Zugang zu mehreren Kulturen bedeute für die Einzelnen eine „Erweiterung der sozialen Kompetenz“<sup>16</sup>; Menschen und Gruppen hätten allerdings ein Recht auf eigene Interessenvertretung und auf Selbstorganisation, auf „kulturelle Autonomie“. Eine Homogenisierung der unterschiedlichen Kulturen zugunsten einer universell gültigen Lebensform der eigenen Gruppe wird abgelehnt ebenso wie die Idee der Gleichheit, nach der Unterschiede als aufzuhebende gesehen und damit verleugnet werden.

In diesem erst ab 1980 so genannten „multikulturellen“ Ansatz sind alle Kulturen gleichwertig; für die konkrete Interaktion seien ethnisch-kulturelle Unterschiede ohne Bedeutung: sie sollen den einzelnen in seinem Leben und Erleben anregen, nicht bedrohen, und ihm gleichzeitig die Identifikation mit seiner vertrauten und geordneten Gemeinschaft erlauben. Ein solches normatives Modell der multikulturellen Gesellschaft wird aber auch kritisiert, dahingehend daß es traditionales Denken unterstützt<sup>17</sup>. In der Tat wird es von rechtsextremen Gruppierungen in Deutschland als „ethnopluralistisches Konzept“ übernommen, insofern als die Vielfalt der deutschen Gesellschaft, wie aller modernen, westlichen Industriegesellschaften, als quasi „natürliche Ordnung der Kulturen“ behauptet wird, deren Vermischung den Untergang der abendländischen Zivilisation bedeutete und die folglich ein „Recht auf Differenz“ hätten, auf Bewahrung ihrer ursprünglichen kulturellen Traditionen und Lebensweisen und auf getrennte Entwicklung ihrer ganz eigenen „Gruppenidentität“.<sup>18</sup>

Für meine Überlegungen ist von Bedeutung, daß sowohl in der wissenschaftlichen Erörterung und Erklärung als auch im Alltagsverständnis zur Beschreibung der Gesellschaft und der sozialen Differenzen ethnische Kategorien und die Betonung der vielfältigen ethnisch-kulturellen Herkunft der in Deutschland lebenden Menschen üblich geworden sind. Dabei liefern auch theoretische Erklärungen die Vorgaben zur Einordnung von beobachteten Phänomenen<sup>19</sup>; zugleich wirken praktische alltägliche Erfahrungen mit diesen ein auf die wissenschaftliche Theorie und Empirie. Theoretische Konzeptionen und Wahrnehmungen beeinflussen sich somit gegenseitig, und Beschreibungskategorien können leitend sein für Erkenntnisinteressen und praktisch-politische Handlungen. Mit anderen Worten: die Beobachtung von Menschen als ethnisch-kulturell anders kann sowohl die gedeutete Voraussetzung als auch das Ergebnis von Erklärungen und Untersuchungen sein und bleibt nicht ohne Folgen auf den Umgang mit den in diesem Sinne andersartigen Menschen.

## 1.2. Statistische Wirklichkeit von Minderheitsangehörigen

Der folgende Überblick stützt sich auf verschiedene statistische Daten über die ausländische Bevölkerung in der Bundesrepublik Deutschland. Dabei muß berücksichtigt werden, daß die Lebenssituation von Migrantinnen von derartigen Beschreibungen recht unzulänglich und je nach Quelle widersprüchlich erfaßt wird, da die Wahl der Erfassungskategorien sehr unterschiedlich ist und zudem in den seltensten Fällen die für meine Untersuchungsperspektive wichtigen geschlechtsspezifischen Unterscheidungen in die Statistik einfließen. Ein Vergleich der Strukturmerkmale der ausländischen Bevölkerung insgesamt mit denen der deutschen Bevölkerung spiegelt trotzdem die faktischen Ungleichheiten zwischen der Mehrheit der Deutschen und der Minderheit der Ausländer sowie die Wirkungen staatlicher Migrationspolitik und die Interpretationsschemata der deutschen Statistik.

Im „Lexikon der Ethnischen Minderheiten in Deutschland“ werden unter der Kategorie „ethnisch/religiös“ sechzig zugewanderte Bevölkerungsgruppen unterschieden, die die „ethnische, sprachliche und kulturelle Vielfalt“ Deutschlands ausmachen.<sup>20</sup> Die kleinste Gruppe sind 130 Menschen aus Namibia, die größte Gruppe sind rund 2 Mio. Menschen aus der Türkei. Als „Ausländer im Bundesgebiet“ werden in einer Tabelle des Statistischen Bundesamtes die „Türkei, das ehemalige Jugoslawien, Italien, Griechenland, Spanien, Portugal, Marokko, Tunesien“ zusammengefaßt aufgeführt, wonach im Jahre 1993 die beiden erstgenannten Länder zahlenmäßig knapp die Hälfte aller Einwanderer stellen. Im Jahre 1995 sind 28% der ausländischen Wohnbevölkerung türkische Staatsbürger, 18% Bürger des ehemaligen Jugoslawien statistisch erfaßt.<sup>21</sup> Im Vergleich westeuropäischer Staaten kommen ausländische Staatsangehörigen zum Beispiel in Belgien: mehrheitlich aus der Türkei und Marokko; in Dänemark: aus der Türkei; in Frankreich: aus Algerien und Portugal; in den Niederlanden: aus der Türkei und Marokko; in Italien: aus afrikanischen Staaten; in Großbritannien: aus Pakistan.<sup>22</sup>

In der deutschen Statistik sind Ausländer „Inländer mit fremder Staatsangehörigkeit“ bzw. ist Ausländer „jeder, der nicht Deutscher im Sinne des Art. 116 Abs. 1 GG ist (1 Abs. 2 Ausländergesetz)“.<sup>23</sup> Wie oben erläutert sind es genetische Grenzen, die über die NichtZugehörigkeit entscheiden. „Ausländer

sein, heißt aber, nicht nur formal eine Person fremder Staatsangehörigkeit, sondern auch rechtlich und sozial ein „Anderer“ zu sein.“<sup>24</sup> Ausländern stehen Grundrechte zu, „soweit es sich um Menschenrechte handelt“ in gleicher Weise wie den Deutschen, sie haben aber einen „minderen Rechtsstatus“, da sie keine Bürgerrechte haben, sondern „unter gewissen ausländerrechtlichen Sondernormen stehen“; Für unterschiedliche Gruppen von Ausländern hat der Staat Deutschland unterschiedliche Regelungen geschaffen, „ohne den Grundsatz der Gleichbehandlung zu verletzen“.<sup>25</sup>

Der Rechtsstatus der unterschiedlichen Einzelgruppen im „Aufenthaltsstaat“ Deutschland, von ehemals angeworbenen Arbeitnehmern, von Asylbewerbern, von Aussiedlern, von Armuts-, Kriegs- und Bürgerkriegsflüchtlingen und von Illegalen<sup>26</sup>, ist nur für diejenigen relativ abgesichert, die aus einem anderen EU-Land stammen: ein weitgehend unbeschränkter Zugang zum Arbeitsmarkt und Niederlassungsfreiheit unter der Bedingung, daß sie über ein geregeltes Einkommen oder andere Subsistenzmittel verfügen und nicht auf Sozialhilfe angewiesen sind.<sup>27</sup> Die Feststellung einer Sozialhilfebedürftigkeit, auch Erziehungshilfen oder „Hilfe für junge Volljährige“ hat nach dem Ausländergesetz nachteilige Folgen für den Aufenthaltsstatus. Ein Antrag auf Sozialhilfe kann auch für diese Ausländer eine Nichtverlängerung einer Aufenthaltsgenehmigung bedeuten.<sup>28</sup> Ihnen gleichgestellt sind Bürger aus Island, Liechtenstein und Norwegen.<sup>29</sup> Alle übrigen Ausländer haben einen unterschiedlich verfestigten Status, der von bloßer „Duldung“, von ein paar Tagen bis zu höchstens einem Jahr verlängert, über eine befristete Aufenthaltserlaubnis bis zu einem dauernden Aufenthaltsrecht reicht. „Nach geltendem Ausländerrecht ist das Vorhandensein ausreichenden Wohnraumes eine Voraussetzung für die Erteilung einer unbefristeten Aufenthaltserlaubnis und dem Familiennachzug. Damit gewinnt die Wohnsituation für ausländische Familien größere Bedeutung als für deutsche. Gleichzeitig kann beobachtet werden, daß für sie der Zugang zum Wohnungsmarkt schwieriger ist. (...) Im 1991 vorgelegten ‚Bericht der Beauftragten der Bundesregierung für die Integration der ausländischen Arbeitnehmer und ihrer Familienangehörigen‘ wird die Wohnsituation der Ausländer als ‚überwiegend schlecht‘ bewertet: (...) (sie haben) auch bei gemeinnützigen Wohnungsgesellschaften Schwierigkeiten, eine Wohnung neben Deutschen zu erhalten. (...) ausländische Familien (lebten) in wesentlich beengteren Wohnverhältnissen als deutsche.“<sup>30</sup>

Die durchschnittliche Aufenthaltsdauer der in Deutschland lebenden Ausländer hat sich seit den 60er Jahren erheblich verändert. Den Anwerbejahren von Arbeitskräften, für die ein befristeter Aufenthalt vorgesehen war, folgten Jahre, in denen die Menschen und ihre Familien langfristig im Land blieben. Fast die Hälfte aller Ausländer lebte Ende 1994 schon mehr als 10 Jahre in Deutschland, fast 30% bereits länger als 20 Jahre. Bei den Ausländern türkischer Nationalität sind etwa 65% seit mehr als 10 Jahren in Deutschland, bei den Ausländern mit italienischer Nationalität sogar 70%.

Der Anteil verheirateter Ausländer „ohne Ehepartner“ in Deutschland beträgt aktuell unter 20%. Die demographische Struktur der ausländischen Bevölkerung insgesamt unterscheidet sich im Bereich der Geschlechterverteilung und hinsichtlich der Altersstruktur von der deutschen Bevölkerung. Es gibt einen Männerüberschuß bei den Ausländern (56% Männer), besonders ausgeprägt bei den jüngeren Altersgruppen, bei den Deutschen einen Frauenüberschuß (52% Frauen), besonders bei den über 60 Jährigen. Der Ausländeranteil in den Altersjahrgängen von 16 bis 25 Jahren ist besonders hoch (zwischen 13 und 17%). Die „Altenlastquote“<sup>31</sup> ist bei Ausländern sehr niedrig: 1994 kamen neun über 60jährige auf je 100 20 bis 60jährige, bei den Deutschen 30 auf 100. Demographische Veränderungen in ganz Europa sind in den letzten 25 Jahren hinsichtlich der Anzahl der Kinder von einer sinkenden Tendenz gekennzeichnet. Der Wandel im reproduktiven Verhalten hat auch in der ausländischen Bevölkerung stattgefunden. In der zweiten Hälfte der 80er Jahre stieg die ansonsten seit den 70er Jahren fallende „Fruchtbarkeitsrate“ in Deutschland – von 2,4 Kindern je Frau auf durchschnittlich 1,5 Kinder Mitte der 90er Jahre – kurzfristig durch den verstärkten Zuzug türkischer Frauen an. Gegenwärtig liegt die durchschnittliche Kinderzahl aller Mütter in Deutschland unter 1,4, je ausländischer Frau bei 1,5 Kinder. „Ein auffallendes Merkmal für türkische Familien in der Bundesrepublik Deutschland ist, daß sie hier (...) fast immer nur in der Kleinfamilie (Eltern und Kinder) leben. Ausländerrechtliche Bestimmungen erlauben den Migranten im Rahmen der Familienzusammenführung nur den Nachzug von Kindern unter 16 Jahren, nicht aber von Eltern und Geschwistern.“<sup>32</sup>

1992 lebten in Deutschland 60% aller Ausländer in Kernstädten und in Regionen mit großen urbanen Verdichtungen, gegenüber 41% der deutschen Bevölkerung. In den Kernstädten Frankfurt und Offenbach ist der Ausländeranteil 1995 mehr als dreimal höher (über 29%) als der durchschnittliche in Deutschland (8,8%). Danach folgen Stuttgart (24%), München (22,9%), Mannheim (21,1%), Köln (19,4%), Düsseldorf, Ludwigshafen, Wiesbaden, Duisburg (knapp 19 bis knapp 17%), Nürnberg, Augsburg (etwas über 16%), Hamburg (15,4%) und Berlin (12,6%). Für Ostdeutschland beträgt dabei der Anteil insgesamt 1,6%. Nur im östlichen Teil Berlins (5,4%) und in Brandenburg (2,5%), Halle-Leipzig, Dresden, Chemnitz und Rostock (2,1 bis 5,5%) ist der Anteil der ausländischen Bevölkerung höher als der Durchschnitt. In ländlichen Kreisen Westdeutschlands beträgt der Anteil der Ausländer weniger als 5%. Innerhalb dieser Ballungsräume im doppelten Sinn, von Städten und ausländischen Menschen, weist die regionale Verteilung der ausländischen Bevölkerung ebenfalls „spezifische Merkmale“ auf. Es sind meist Altstadtkerne im Zentrum der großen Städte, innenstadtnahe oder industrieorientierte Altbauviertel mit hohen Arbeiteranteilen, oder auch innenstadtnahe Bürgerviertel aus der Gründerzeit. „Hohe Ausländerkonzentrationen, die meist auch hohe Ausländeranteile in Kindergarten und Schulen bedeuten, beschleunigen den Abwanderungsprozeß der Deutschen; die Folge sind Gettos, in denen die Ausländer isoliert von der einheimischen Bevölkerung leben und kaum Kontakt zu ihr finden“.<sup>33</sup>

Für die Bildungsstruktur der ausländischen Bevölkerung ergibt sich ein großer Unterschied zur deutschen Bevölkerung bezüglich des Zugangs zu Bildung, Ausbildung und Beruf. Die Bundesbeauftragte für Ausländerfragen legte für 1997 einen Bericht vor<sup>34</sup>, nach dem rund 80% der arbeitslos gemeldeten ausländischen Jugendlichen über keine abgeschlossene Berufsausbildung verfügen, und die Zahl der ausländischen Schüler, die eine weiterführende Schule besuchen, stark rückläufig ist. Schon 1994 blieben ausländische Schüler an allgemeinbildenden Schulen doppelt so häufig ohne Abschluß wie deutsche.<sup>35</sup> Der Anteil der ausländischen Jugendlichen ohne Bildungsabschluß und der Hauptschulabsolventen beträgt 64%, bei den deutschen 37%. Knapp unter 10% ausländischer Jugendliche verläßt die Schule mit Abiturabschluß (deutsche: knapp 25%); Realschulabschluß machen 26% der ausländischen und 40% der deutschen Jugendlichen.

Die Erwerbsquote ausländischer Männer in Deutschland ist kontinuierlich gesunken: sie beträgt 1993 53% (64% 1976). Über den Anteil ausländischer Frauen am Erwerbsleben gibt es recht widersprüchliche Zahlen: In der offiziellen Statistik des Statistischen Bundesamts liegt ihre Erwerbsquote insgesamt bei rund 33%, mit ausgeprägten Unterschieden beim Vergleich der einzelnen Gruppen. Danach haben türkische Frauen 1993 die niedrigste (24,4%) und die höchste spanische und Frauen aus dem ehemaligen Jugoslawien (48 und 44%).

Die Erwerbsbeteiligung deutscher Frauen<sup>36</sup> wird in der Auswertung der Statistik über Ausländer nicht genau ausgewiesen: anhand des Vergleichs mit türkischen Frauen wird gesagt, deren Erwerbsquote „sei deutlich niedriger als die Erwerbsbeteiligung westdeutscher Frauen“<sup>37</sup>. In anderen Untersuchungen wird – allerdings für 1970 und insgesamt geltend für die Bundesrepublik, Österreich und die Schweiz – von einer doppelt so hohen „Erwerbsbeteiligungsquote von Migrantinnen“ wie die der „einheimischen Frauen“ ausgegangen. „Das Argument der vom Manne völlig abhängigen eingewanderten Frau wurde jüngst durch die Studien der Forschungsgruppe FAFRA (Familienorientierung, Frauenbild, Bildungs- und Berufsmotivation bei eingewanderten Arbeitsmigrantinnen aus der Türkei und Aussiedlerinnen aus der ehemaligen Sowjetunion und einheimischen westdeutschen Frauen) der Universität Osnabrück widerlegt. Die Studie FAFRAS zeigt, daß die Erwerbsrate bei Arbeitsmigrantinnen von 50% 1970 auf 70% 1994 gestiegen ist (...) in Vergleich zum Beispiel zur Erwerbsrate deutscher Frauen, die bei 41% 1960 lag und bei 37,7% 1970.“<sup>38</sup> Auch in dieser Interpretation bleibt die Erwerbsquote der deutschen Frauen zum gegenwärtigen Zeitpunkt und insgesamt unklar.

In den einzelnen Wirtschaftsbereichen gibt es strukturelle Unterschiede zwischen der ausländischen und der deutschen Bevölkerung. Im produzierenden Gewerbe sind mehr Ausländer als Inländer beschäftigt (41% zu 33%), ebenso arbeiten im Dienstleistungssektor im Durchschnitt mehr Ausländer als Deutsche. Dieser allgemeine Wandel in der Beschäftigungsstruktur hinsichtlich des Bedeutungsgewinns des tertiären Sektors sei im Vergleich bei den Ausländern größer gewesen, so wird die Statistik

interpretiert. Werden die Zahlen der betreffenden Tabelle des Statistischen Bundesamtes jedoch zusammengerechnet, ergibt sich ein Anteil von rund 56% für deutsche und rund 46% für ausländische Beschäftigte im Dienstleistungssektor. Im einzelnen allerdings ist der Ausländeranteil Mitte der 90er Jahre überdurchschnittlich hoch im Bereich der Gastronomie und im Hotelgewerbe, der Reinigung und Körperpflege, in der Eisen- und Stahlverarbeitung, in der Landwirtschaft und im Baugewerbe. Bei den Selbständigen in Handel, Gewerbe und Industrie sind Ausländer mit einem Anteil von 10% vertreten. Hier kommen „mithelfende Familienangehörige“ dazu, die zahlenmäßig von der Statistik kaum erfaßt werden können. Gleichfalls wird von der Statistik der Bundesanstalt für Arbeit nicht ausgewiesen, wieviel mehr Ausländer im Baugewerbe beschäftigt sind und wieviel als Putzfrauen, Kindermädchen, Köchinnen, Blumenverkäuferinnen usw. auch für private Haushalte arbeiten. Gesichert scheint demgegenüber, daß 1994 60% der ausländischen Bevölkerung un- und angelernte Tätigkeiten ausüben, gegenüber einem Anteil der deutschen von 16%. Hier werden jedoch Unterschiede für die „Berufsanfänger der Zweiten Generation“ beobachtet: nur noch 34% der Ausländer sind als ungelernte Arbeiter beschäftigt, 31% üben Facharbeiter und Meisterpositionen aus, 16% sind in mittleren oder gehobenen Angestelltenpositionen beschäftigt. Ein Vergleich dieser letzten Zahl mit gleichaltrigen Deutschen zeigt allerdings einen erheblichen Unterschied: dort ist der Anteil 41%.

Hinsichtlich der Betroffenheit von Arbeitslosigkeit wird in den Statistiken für Ausländer in Deutschland ein signifikant höherer Anteil als für Deutsche ausgewiesen: im Jahr 1995 waren insgesamt 17% aller Ausländer von Arbeitslosigkeit betroffen, bei den Erwerbstätigen türkischer Nationalität waren es 20%. Der Vergleich mit der Arbeitslosenquote deutscher Erwerbstätiger (9%) ist nur für die alten Bundesländer sinnvoll, da 97% aller legal anwesenden Ausländer 1995 dort ihren Wohnsitz hatten. Schlechte Arbeitsbedingungen, meist instabile Beschäftigungsverhältnisse und geringe Aufstiegsmöglichkeiten sind bis heute Kennzeichen vieler Arbeitsplätze von Ausländern. Eine relative Ungleichverteilung der Chancen für ausländische und deutsche Arbeitnehmer zeigt sich daran, daß ausländische Beschäftigte sich in einem bestimmten Teilarbeitsmarkt, im „unspezifischen Segment“, konzentrieren, während sich deutsche Beschäftigte ziemlich gleichmäßig über die Segmente verteilen.<sup>39</sup> Die spezifische Struktur des deutschen Arbeitsmarktes, das heißt, daß dessen Teilbereiche nicht für alle Arbeitskräfte gleich zugänglich sind, bewirkt offenbar Ausschlußmechanismen für Migranten von privilegierten Berufen und Positionen. In den USA haben Untersuchungen nachgewiesen, daß besonders Angehörige bestimmter Gruppen – vor allem Frauen, Jugendliche, Schwarze und ethnische Minderheiten – überdurchschnittlich oft von Arbeitslosigkeit und Unterbeschäftigung betroffen sind und zwar weitgehend unabhängig von ihrer individuellen Qualifikation. In Deutschland bleibt die Gruppenzugehörigkeit in den meisten Studien unberücksichtigt. Anhand einiger Statistiken läßt sich allerdings sagen, daß ausländische Frauen vorwiegend und immer noch im unspezifischen Segment des Arbeitsmarktes beschäftigt sind (1994: 79%; 1984: 91%). Andere Quellen und Interpretationen von Statistiken geben andere Zahlen an: „Migrantinnen sind vor allem in Branchen, Betrieben oder Betriebsabteilungen des frauendominierten Arbeitssegments tätig. Dieses zeichnet sich durch geringe Entlohnung, geringe Qualifikationsanforderungen, hohe Arbeitsbelastung, große Beschäftigungsrisiken und geringe Aufstiegsmobilität aus. (...) Migrantinnen (...) arbeiten zwar zu 50% im Dienstleistungssektor, jedoch zumeist unter Ausschluß der Öffentlichkeit als Putzfrauen, Hausangestellte und Kantinenköchinnen. (...) Die ausländischen Männer weisen (...) einen Anteil von 50% im Dienstleistungsbereich auf“.<sup>40</sup>

Geschlechtsspezifische Befragungen zu Sprachkenntnissen, „interethnischen“ Freundschaften und der nationalen Identifikation ergaben, daß insgesamt 42% der Ausländer ihre deutschen Sprachkenntnisse als gut einschätzten (1995); der „Selbstidentifikation als Deutsche“ stimmten 11% zu (Zahl nur für 1985 vorhanden). Ein anderes Bild ergibt sich für die „Zweite Generation“ und für „Frauen“ und „Türken“: 93% der zweiten Generation insgesamt haben gute Deutschkenntnisse, aber nur 48% der Frauen und 49% der Türken. Als Deutsche identifizieren sich 1995 21% dieser Generation (1991: 30%); Frauen haben zu 10% und Türken zu 7% das Gefühl, „ganz“ oder „mehrheitlich“ Deutsche zu sein. Der Anteil der Ausländer mit intensiven Beziehungen zu Deutschen nahm zwischen 1992 und 1995 ab: interethnische Freundschaften haben gegenwärtig 42% der Ausländer insgesamt (1992: 48%), 59% der

zweiten Generation (1992: 67%), 40% der Frauen (1992: 46%) und 33% der Türken (1992: 37%). Aufgrund dieser Selbsteinschätzungen wird auf eine „unterdurchschnittliche Sprachkompetenz bei ausländischen Frauen“ geschlossen und auf eine „soziale Segregation bei türkischen Zuwanderern und ihren Kindern“. <sup>41</sup>

Eine besondere Rolle spielt offenbar die Religionszugehörigkeit, die in keiner Statistik über die Lebensumstände von Migrantinnen fehlt. Auf die zunehmende große Bedeutung der Religion für Minderheitsangehörige, besonders für Türken, – im Gegensatz zu ihrer immer geringer werdenden Bedeutung für Deutsche – wird immer hingewiesen; etwa 2,7 Mio Muslime leben in Deutschland. Statistisch unterschieden werden Sunniten als größte Gruppe (3,3 Mio), Schiiten und deutsche Muslime. <sup>42</sup>

Der statistische Blick auf Menschen in Deutschland als Minderheitsangehörige, als Ausländer, als Türken, als Frauen, als Erwerbstätige und die Interpretation ihrer Lebensgrundlagen ist Teil einer Wahrnehmung und Interpretation von Welt, die zunächst Unterscheidungsmerkmale und dann Annahmen über die Realität der vermeintlich andersartigen Menschen festlegen. Da es mir in meiner Arbeit um die Dimensionen der Erfahrungen mit anderen Menschen geht, wird im folgenden dargestellt, wie die Wahrnehmung von Migranten in Deutschland und die Beschreibung der Wirklichkeit in ihrem Ablauf geschieht und zwar unter theoretischen und historischen Aspekten.

## Anmerkungen

- 1 vgl. die zusammenfassende kritische Darstellung von Individualisierungstheorien seit den 80er Jahren als Theorien sozialer Ungleichheit, die u. a. alle den Aspekt von Dominanz- und Unterordnungsstrukturen vernachlässigten; vgl. LENTZ 1995, 110–114
- 2 vgl. HRADIL 1987
- 3 BALIBAR 1992, 21f
- 4 vgl. EUROPÄISCHES PARLAMENT 1991 und im folgenden MÜNZ/SEIFERT/ULRICH 1997
- 5 MÜNZ/SEIFERT/ULRICH 1997, 20
- 6 MÜNZ/SEIFERT/ULRICH 1997, 167. Die Zuwanderer aus dem Ausland blieben zum größten Teil nicht auf Dauer in Deutschland. Insgesamt kamen „Zwischen 1950 und 1995 (...) rund 28 Mio. Menschen als Arbeitsmigranten, nachziehende Familienangehörige, Aussiedler, Asylbewerber oder als deutsche Staatsbürger aus dem Ausland. Im gleichen Zeitraum verließen 20 Mio. Deutsche und Ausländer das Land; manche gingen freiwillig, andere nach Ablauf ihrer Arbeitsgenehmigung oder nach Ablehnung ihres Asylantrages.“ Zwischen 1988 bis 1993 kamen 1, 4 Mio. Menschen vorwiegend aus Osteuropa, vom Balkan und aus der Türkei, und bewarben sich um politisches Asyl in Deutschland. Vgl. MÜNZ/SEIFERT/ULRICH 1997, 167 ff.
- 7 Allerdings nahm auch Frankreich an einer internationalen Konferenz in Prag am 14. Oktober 1997 teil, auf der Migrationsminister aus 40 Staaten Einwanderung als „Bedrohung für die Sicherheit der europäischen Länder“ bezeichneten, vgl. GASEROW 1997. zur Bedeutung der Staatsbürgerschaft für Migrantinnen in Europa am Beispiel der Entwicklung der französischen Staatsbürgerschaft vgl. METZ-GÖCKEL 1994
- 8 1842 wurde das Abstammungsprinzip („ius sanguinis“) gesetzlich eingeführt, zuerst in Preußen, das festlegte, daß „jedes eheliche Kind eines Preußen (...) durch die Geburt preußischer Untertan (wird), auch wenn es im Ausland geboren ist. Uneheliche Kinder folgen der Mutter“. Noch heute gilt das diesem Prinzip folgende Reichs- und Staatsangehörigengesetz vom 22.7.1913. Vgl. zum „Prinzip der Abstammung im deutschen Staatsangehörigkeitsrecht“ FRANZ 1992, 237–245. Im Ausländergesetz werden Ausländer dazu verpflichtet, „sich in die rechtliche, soziale und wirtschaftliche Ordnung der Bundesrepublik Deutschland einzufügen, die hiesigen kulturellen und politischen Wertvorstellungen zu respektieren“... (Gesetz vom 1. 1. 1991). Zur Debatte De-facto-Einwanderungsland Bundesrepublik Deutschland vgl. u. a. GEIGER 1987, COHN-BENDIT/SCHMID 1992, LEGGEWIE 1990.
- 9 Ursachen und Hintergründe rassistisch und antisemitisch motivierter Straftaten sowie alltäglichen fremdenfeindlichen Verhaltens werden unterschiedlich analysiert und beurteilt, von Wissenschaftlern unterschiedlicher Disziplinen vor allem aus anderen europäischen Ländern als Deutschland. Vgl. (auch zu den folgenden Ausführungen) Theorien zu Rassismus und sozialen Ungleichheiten im Zusammenhang mit Einwanderung u. a. bei AUERNHEIMER 1988/1989/1992, AUTRATA 1989, BALIBAR 1988/1992a/1992b, BALKE/HABERMAS/NANZ/SILLEM 1993, BAUMANN 1992, BIELEFELD 1992, DITTRICH/RADTKE 1990, BUTTER-

- WEGGE/JÄGER 1993, CASTLES 1987/1992, DE RUDDER 1992, ESSED 1992/1994, EVEN/HOFFMANN 1986, GUILLAUMIN 1972/1992, HALL 1989/1994, LENTZ 1995, MEMMI 1987, MILES 1991/1992a/1992b, SILVERMAN 1992, TAGUIEFF 1988/1992, TSIAKOLOS 1984. Für die deutsche Situation u. a. BIELEFELD 1992, GEIGER 1985/1992, KALPAKA/RÄTHZEL 1986, und die empirischen Studien über den rassistischen Alltagsdiskurs in Deutschland von JÄGER 1992 und bei deutschen Jugendlichen LEIPRECHT 1990.
- 10 Im Sinne einer nur vermeintlich einheitlichen, im Grunde aber hergestellten und nur imaginären, eingebildeten Gemeinschaft; vgl. ANDERSON 1988
  - 11 DE BRIE stellt für die Situation in Frankreich und in den meisten anderen Ländern fest, daß die Einwanderungspolitik die Einhaltung der Menschenrechte und Grundfreiheiten grob vernachlässigt; die Verschlechterung der Lebens- und Arbeitsbedingungen sei für viele Einwanderer „ebenso wie für den Durchschnittsbürger“ eine reale Bedrohung, „während der Einwanderungsdruck eher Mythos als Realität sein dürfte“, vgl. DE BRIE 1997
  - 12 Der „Westen“ als umfassendes Denkkonzept und der Diskurs der „westlichen Identität“, der Unterschiede dieser städtischen, hochindustrialisierten und entwickelten Region zu anderen Weltgegenden und Gesellschaften, zum „Rest“, charakterisiert als nicht-westlich, nämlich ländlich, nicht-industrialisiert und unterentwickelt. Vgl. HALL 1994
  - 13 vgl. DETTMAR 1989, 1
  - 14 vgl. LEGGEWIE 1990
  - 15 vgl. COHN-BENDIT/SCHMID 1992
  - 16 GEIGER 1989, 149
  - 17 vgl. RADTKE 1992; die Position des Antirassismus wird in der Dekonstruktion von TAGUIEFF in der Nähe des Rassismus behauptet, vgl. TAGUIEFF 1987
  - 18 vgl. SIEGLER 1991
  - 19 Vgl. die Ausführungen von RADTKE, nach denen es im 20. Jahrhundert vor allem die Sozialwissenschaften sind, die die auf Unterscheidungen und Bezeichnungen beruhenden Deutungen für Realität den gesellschaftlichen Institutionen und den Individuen vorgeben, um den „Umgang mit ihm (dem Fremden, D. L.) in sozial vorgegebene Bahnen zu lenken und so zu erleichtern.“ RADTKE 1992, 80
  - 20 vgl. SCHMALZ-JACOBSEN/HANSEN 1995, 55ff und 7; im folgenden BEAUFTRAGTE DER BUNDESREGIERUNG FÜR DIE BELANGE DER AUSLÄNDER 1995; BEDNARZ/KREUEL 1998; BUNDESZENTRALE FÜR POLITISCHE BILDUNG 1992, 1993b; MOROKVASIC M. 1987; MÜNZ/SEIFERT/ULRICH 1997; RODRIGUEZ E.G. 1996; SCHMALZ-JACOBSEN/HANSEN 1995; TRÄNHARDT D. 1988
  - 21 „Ex-Jugoslawien“ meint Bürger Bosnien-Herzegowinas, Kroatiens, Mazedoniens, Sloweniens und Rest-Jugoslawiens (Serbien und Montenegro), MÜNZ/SEIFERT/ULRICH 1997, 54
  - 22 vgl. BUNDESZENTRALE 1992
  - 23 BUNDESZENTRALE 1993b, 27, 28
  - 24 BUNDESZENTRALE 1993b, 27
  - 25 ebd., 27
  - 26 BUNDESZENTRALE 1992, 11
  - 27 MÜNZ/SEIFERT/ULRICH 1997, 53
  - 28 vgl. DEUTSCHES AUSLÄNDERRECHT 1996, Einführung
  - 29 MÜNZ/SEIFERT/ULRICH 1997, 53; vgl. im folgenden auch DEUTSCHES AUSLÄNDERRECHT 1996
  - 30 BUNDESZENTRALE 1992, 11
  - 31 d. h. die Zahl von Menschen über 60 Jahre je 100 Personen im Alter von 20–60 Jahren, vgl. auch im folgenden MÜNZ/SEIFERT/ULRICH, 56ff
  - 32 LEXIKON 1995 (ÖZCAN E.), 523
  - 33 BUNDESZENTRALE 1992
  - 34 vgl. Bericht in taz vom 11. 12.
  - 35 MÜNZ/SEIFERT/ULRICH 1997, 68ff
  - 36 Für 1992: 59,5% in den alten Bundesländern, 74,8% in den neuen, vgl. RAASCH 1997
  - 37 MÜNZ/SEIFERT/ULRICH 1997, 72
  - 38 RODRIGUEZ 1996b, 173/174; MOROKVASIC 1987, 460
  - 39 vgl. Segmentationstheorien des Arbeitsmarktes, dargestellt in MÜNZ/SEIFERT/ULRICH 1997, 87–95: In dem Qualifikationserfordernisse und Betriebsgröße kombiniert werden, wird der deutsche Arbeitsmarkt

meist in drei Teilarbeitsmärkte oder Segmente unterteilt: Der Bereich des „unspezifischen Arbeitsmarktes“ umfaßt „Tätigkeiten mit niedrigen Qualifikationsanforderungen. (Voraussetzung für einen Job sind eine gewisse physische Leistungsfähigkeit und ein Mindestmaß an Arbeitsdisziplin.) Eine Unterteilung nach Betriebsgröße ist nicht erforderlich, weil für diese Beschäftigten keine betriebsspezifischen Aufstiegsmöglichkeiten bestehen. (...). Fachspezifischer Arbeitsmarkt: Hier bestehen hohe Qualifikationsanforderungen in Betrieben bis zu 200 Beschäftigten. Typisch für Arbeitsplätze dieser Kategorie sind universelle Qualifikationsanforderungen. Betriebsspezifischer Arbeitsmarkt: Kennzeichnend sind höhere Qualifikationsanforderungen in Betrieben mit über 200 Beschäftigten. Dieses Teilsegment kommt aufgrund der für Großbetriebe charakteristischen innerbetrieblichen Aufstiegsmöglichkeiten eine besondere Bedeutung zu. Typisch für diesen Bereich ist, daß neben universellen Qualifikationen auch betriebsspezifische Kenntnisse für den Aufstieg in höhere Positionen erforderlich sind.“

40 RODRIGUEZ 1996b, 174

41 MÜNZ/SEIFERT/ULRICH 1997, 100, 102

42 BEDNARZ/KREUEL 1998, 110



## 2. KONSTRUKTIONSPROZESSE

Über den Prozeß der Erfahrung von anderen Menschen und Menschengruppen, ihre Identifikation als andere oder andersartige und über das Verstehen in der individuellen Kommunikation mit anderen sind zum einen theoretische Vorstellungen und zum anderen die Entwicklung dieser Ideen einzubeziehen. Hier wird das Problem deutlich, daß im Grunde alle gesellschaftlichen Erscheinungen nur schwer in anderen als den bekannten Perspektiven wahrgenommen werden können. Dem Denken über soziale Phänomene liegt die europäische Vorstellung über Gegensätze und grenzziehende Unterschiede und deren spannungsreiche Beziehungen vorgängig zugrunde.<sup>1</sup>

Es geht im folgenden um die Herstellung der Wirklichkeit und um ihre Konstrukteure, um die Frage, wie Menschen in Deutschland den äußerlichen Erscheinungen begegnen, das heißt, die Art und Weise ihrer Beziehungen zur Wirklichkeit: um das theoretische und alltägliche Verhältnis von Deutschen zu Migranten und um ihre Wirklichkeitsdefinitionen.<sup>2</sup> Der Darstellung von Wahrnehmung, Deutung und Kategorisierung von Wirklichkeit aus der Sicht der Konstrukteure und unter dem Gesichtspunkt der Wahrnehmung von fremden sozialen Gruppen innerhalb der Gesellschaft folgt die Beschreibung der Art und Weise der zeitgenössischen Wahrnehmung von nichtdeutschen Menschen in Deutschland, der Auswirkungen dieser „Bilder von anderen“ auf Klassifikationen und Behandlung von Minderheitsgruppen in ihrer Verbindung mit der Entwicklung europäischer Wahrnehmungsschemata.

### 2.1. Wahrnehmung von fremder Wirklichkeit

Die Wahrnehmung anderer Menschen als fremd und ihrer Lebensweisen als nicht-identisch mit den eigenen ist vor allem ein praktisches Problem von individuellem als auch gesellschaftlichem Handeln. Auf dem Hintergrund der empirischen Wirklichkeit von „Fremden“ in Deutschland und ihrem objektiven Status als in vieler Hinsicht ungleiche Minderheit werde ich im folgenden grundlagentheoretische Ideen zu Kommunikationserfahrungen, Verstehensleistungen und intersubjektiver<sup>3</sup> Verständigung beleuchten; sie dienen einerseits zur Verdeutlichung der Prozeßhaftigkeit von Wahrnehmung, Kommunikation und Erfahrung, um die es hier geht.

Zum anderen zeigen sie trotz unterschiedlicher Zielrichtungen und vielfältiger wissenschaftlicher Traditionen oder sich gegenseitig kritisierender Schulen einen gemeinsamen Denkraum: sie beanspruchen eine gültige Darstellung von allgemein menschlichen Wahrnehmungsweisen der Welt und repräsentieren in dieser Hinsicht eine „europäisch-westliche“ Sichtweise auf Erlebnisweisen<sup>4</sup>; die Ansätze lassen sich verbinden unter dem Aspekt ihrer Beschäftigung mit dem Problem der Fremdheit und durch ihre Untersuchungen zu allgemeinen gesellschaftlichen Trennlinien sowie durch eine gemeinsame – westliche und/aber kritische<sup>5</sup> – Perspektive, in der Fremdheit nicht als metaphysische oder ontologische Größe gesehen wird, als etwas Vorgängiges oder sich aus der menschlichen Natur Ergebendes, sondern als das Produkt gesellschaftlicher Prozesse.<sup>6</sup>

Fremdheit wird als Grenzerfahrung thematisiert und als „Ergebnis einer Beziehung handelnder Subjekte zur Welt. Diese Beziehung ist im Laufe der Philosophiegeschichte hauptsächlich als Abgrenzungsverhältnis definiert worden. Jene, durch Descartes begründete Konzeption des Bewußtseins, die eine scharfe Trennlinie zwischen psychischer Innerlichkeit und sozialer Äußerlichkeit zieht, hat (...) letztlich zu einer totalen Verzerrung von Strukturen des Bewußtseins einerseits und der Sozialität andererseits und damit zu miteinander unverträglichen „disjunkten Sphären“ (...) geführt. Insofern ist dem Cartesianismus der Vorwurf nicht erspart geblieben, das Denken aus dem Zusammenhang von Zeichen, Sprache und Kommunikation herauszulösen.“<sup>7</sup> Descartes Dualismus und das damit verbundene Problem der Verknüpfung der „res cognitans“ mit der Realität der „res extensa“ sei nur „vorläufig“ überwunden. Es habe sich jedoch eine Gegenhaltung in Phänomenologie, Interaktionismus und Konstruktivismus herausgebildet, die „die Möglichkeit eröffnet (hat), das Verhältnis von Innen und Außen, von Eigenem und Fremdem und von Heimlichen und Unheimlichem aus einer perspektivischen Neu-

ordnung zu thematisieren.“<sup>8</sup> Für die „alte Ordnung“ und die Betrachtung der Welt als Abgrenzungsverhältnisse bestimmend ist die Tradition der Wahrnehmung von Welt in der sich immer wieder herstellenden „Hierarchie des dualen Gegensatzes“<sup>9</sup>

Als grundlegende Bedingung und als Voraussetzung von Wahrnehmung im Kommunikationsprozeß gilt die kommunikative Erreichbarkeit des anderen, das konkrete Existieren der Beteiligten: ihres Denkens, ihrer Empfindungen und ihrer Motivation zum Handeln.<sup>10</sup> Ein Aspekt im zusammenhängenden Beziehungsgeflecht von Kommunikationsvorgängen ist danach die Frage nach dem Wie der menschlichen Erfahrung in einer gegebenen Situation.

In zeichentheoretischer Sicht funktioniert der Wahrnehmungsvorgang als Hypothese über den Sinn fremder Äußerungen und Handlungen, die auf einem nicht-logischen und nicht bewußten mentalen Sinngebungsprozeß beruht und ist Teil eines „geordneten“, das bedeutet nicht zweideutigen, Erfahrungshintergrunds „alltäglicher Orientierungen“; dieser folgt einer bestimmten Gefühls„logik“.<sup>11</sup> Aus der semiotischen Perspektive werden beobachtete Fakten, das bedeutet eine vorgegebene Wirklichkeit, in diesem Vorgang durch solche „automatischen Synthesen“ erklärt und identifiziert; äußere Dinge oder Menschen werden nicht als solche nur gesehen, sondern etwas, das gar nicht direkt wahrgenommen werden kann, von dessen Existenz die Beteiligten allerdings überzeugt sind, wird gleichzeitig verstanden.<sup>12</sup>

In der Begegnung mit anderen Menschen sind schon gewußte oder bekannte Erfahrungen grundsätzlich vorhanden. Sie werden nach Schütz in Typisierungsschemata erfaßt, die aufgrund ihrer außerordentlichen Variabilität und Offenheit und ihrer hypothetischen Struktur vieldeutige Handlungssituationen durch die Schaffung eines jeweils neuen Typs bewältigen helfen. Die Typen sind somit Bewußtseinsleistungen oder Erfahrungsschemata, die Erlebnisse und Erfahrungen abstrahieren, das bedeutet von einer konkreten Situation loslösen: sie sind mehr oder weniger „anonym“. Sie werden in bezug zu anderen Erfahrungen oder einem diese Erfahrungen umfassenden Schema, zum Beispiel einer schon bewährten Problemlösung, in „Geltung“ gesetzt, in einer konkreten Handlungssituation modifiziert, oder sogar neu gebildet, sind aber nicht beliebig. Wahrnehmungssituationen werden durch das Vornehmen der Typisierung situationsgerecht verstanden. Nach Schütz entstehen somit „multiple“ Realitäten der Lebenswelt, die von Anbeginn „intersubjektiv“ ist. „Alle Erfahrungen sind (...) prinzipiell offene, nicht abschließbare Prozesse, innerhalb derer sich immer neue Erweiterungen und Modifikationen konstituieren.“<sup>13</sup>; und können auch als Produkt von Kommunikationshandlungen betrachtet werden.

Wahrnehmung ist allgemein von ihrer Bedeutung nicht trennbar; die Sinngebung, das Erkennen von etwas Wahrgenommenen als etwas Bestimmtem, ist immer schon in den Prozeß der Wahrnehmung eingebunden und macht seinen interpretativen Charakter aus: insofern wäre der Wahrnehmungsprozeß selbst im wesentlichen ein Interpretationsvorgang. Was allerdings tatsächlich wahrgenommen und interpretiert wird, hängt im wesentlichen davon ab, was von den Handelnden in einer Wahrnehmungssituation als auslegungsrelevant empfunden wird.<sup>14</sup> Je anonymere die Wahrnehmungstypen sind, desto weniger bedürfen sie einer Auslegung, da sich um so mehr Erfahrungen als den typischen Aspekten zugehörig begreifen lassen.

Die Interpretationsverfahren zur Klärung von Unbestimmtheiten und die Entscheidung, ob die Wahrnehmungen einer Interpretation überhaupt bedürfen, sind orientiert an übergeordneten Bedeutungszusammenhängen. Übergeordnete Bedeutungszusammenhänge und Wissen, die Sphären der Sinnbereiche, sind neben ihrer Zentrierung auf das unmittelbar spezifisch Eigene immer auch auf die Welt als Ganzes gerichtet, also universalistisch. Sie stehen in Diskurs oder Alltagskommunikation nicht zur Disposition, weil sie anerkannte Lösungsmuster, Wertsysteme und Weltkonzepte enthalten, gewissermaßen das jeweilige rationalistische Gruppenverständnis ausmachen und als Normen des Verhaltens fungieren.<sup>15</sup>

Im „Wissensvorrat“ oder Hintergrundwissen sind die aus der Erfahrung entwickelten Hypothesen oder Typen gespeichert, die die Erfahrung organisieren; je nach Kontext sind die Sinnbereiche in ihrer Relevanz variabel. Aus der Mannigfaltigkeit von Interpretationsmöglichkeiten wird aber nicht nur nach den Sinnstrukturen der „alltäglichen Lebenswelt“ (Schütz), sondern auch nach Interessen und Bedürf-

nissen der Beteiligten das jeweils Wichtige selektiert. Die Annahmen über den Sinn der Erfahrung können so auch als eine Voraussetzung für Wahrnehmungen in Kommunikationssituationen angesehen werden.

Wenn Erfahrungen zugleich als Produkt und als Voraussetzung in einem Prozeß der Wahrnehmungsinterpretation betrachtet werden, wird deutlich, daß die Bedeutung dessen, was wahrgenommen wird, überhaupt erst und immer wieder in diesem Prozeß hergestellt wird. Der Sinn äußerlich wahrnehmbarer Zeichen kann aufgrund der Kenntnis der symbolischen Ordnung erkannt oder rekonstruiert werden und wird durch „Codes“ in einem intersubjektiven Kontext hergestellt. Die Zeichen selbst oder für sich allein bedeuten nichts; erst innerhalb ihres Kontextes werden sie bedeutungsvoll.<sup>16</sup> Diese „Verweisungssysteme“, die den einzelnen Menschen als Interpretationshilfen bei der Erfahrung der gesellschaftlichen Wirklichkeit zur Verfügung stehen, beschränken sich nicht auf die sprachliche Dimension, sondern werden hier verstanden als alle möglichen „Texte“ und „Diskurssysteme“.<sup>17</sup> Die ordnenden kognitiven und emotionalen Muster sind sinnstrukturbedingte, historisch entstandene Orientierungen für Problemlösungen und deshalb nicht nur das Produkt des menschlichen Kontaktes, sondern bilden ihrerseits den „Konstruktionsplan“ für weitere Handlungen. So verstanden, wird die soziale Wirklichkeit von Menschen interaktiv und diskursiv-symbolisch konstruiert.

In einer Fremdheitssituation werden die Sphären des eigenen ausdifferenzierten Systems und die des fremden als getrennt betrachtet, das bedeutet, verschiedene Sinnbereiche werden als unvertraut oder als nicht passend erlebt. Die bekannten den Äußerungen „normalerweise“ zugrundeliegenden Deutungsmuster haben in einer solchen Situation keine Gültigkeit mehr; Sinnzusammenhänge müssen neu hergestellt werden, der subjektiv gemeinte Sinn fremder symbolischer Äußerungen muß aufgeklärt werden und eine Einordnung in den „zuhandenen Wissensvorrat“ vorgenommen werden. Typisierungen haben demzufolge hier einen höheren Allgemeinheitsgrad, als die aus der eigenen Lebenswelt bewährten Strategien, die von den Mitgliedern in dieser Sinnwelt gemeinsam erlernt und vermittelt sind. Das Typische wird mit dem Individuellen verwechselt, da die unbekannte Welt der anderen erst erschlossen werden muß.<sup>18</sup>

In welchem Sinne jemand Vertrauter oder Fremder ist, wie er wahrgenommen und in die Lebenssphäre eingeordnet wird, bestimmt sich vor allem aus der Situation der Begegnung. Dem Menschen, der als Fremder Fremdheitserfahrungen macht dadurch, daß er anderen Sinnbereichen von ausdifferenzierten Relevanzsystemen gegenübertritt, bleiben zur Bewältigung der Situation nur unsichere intuitive Handlungsmuster aus seiner vertrauten Welt, mit denen er die neuen Kontexte verbinden muß: „Der sich nähernde Fremde muß deren Ausdrücke in solche der Zivilisationsmuster seiner Heimatgruppe ‚übersetzen‘, vorausgesetzt, daß überhaupt innerhalb der letzteren ein auslegungsmäßiges Äquivalent existiert. Wenn es das gibt, kann man die übersetzten Ausdrücke verstehen und erinnern; dann kann man sie rekursiv wieder erkennen; sie sind zur Hand, aber noch nicht in der Hand.“<sup>19</sup> Das Vertrauen in die Gültigkeit des „habituellen ‚Denkens-wie-üblich‘“ ist erschüttert: es mangelt an Orientierung in der Wirklichkeit.<sup>20</sup>

Kommunikationsprobleme oder Handlungsunsicherheit kämen also dadurch zustande, daß „wir die Begegnung mit etwas uns Unbekannten so aufnehmen, als ob sie nach den Kategorien unserer Lebenswelt und unseres Wirklichkeitsverständnisses organisiert wäre.“<sup>21</sup> Der Kritik, die sich mit dieser Auffassung verbinden läßt, daß nämlich alles Neu zu erfahrende immer nur das Altbekannte sein könne, da alles Erleben ein Erleben auf dem Hintergrund altbewährter Schemata und deshalb nur aneignendes Gleichmachen sei, kann mit dem Hinweis auf das Typisierungsverfahren in diesem Wahrnehmungskonzept begegnet werden, das bei bzw. *nach* der Aufnahme des unbekannten Neuen erfolgt und zu neuen Formen in der Struktur des alten Systems der Erfahrung führen kann.

Das Phänomen von Fremdheitserfahrungen in einer gegebenen Gesellschaft ist ethnologisch erforscht und vor allem aus der Perspektive des Immigranten soziologisch beschrieben worden.<sup>22</sup> Gleichwohl bieten diese „klassischen“ Denkansätze<sup>23</sup> für die Beziehungen von Angehörigen der gesellschaftlichen Mehrheit zu denen der Minderheit, die hier interessieren, zusätzliche Anhaltspunkte zum Verständnis des Erfahrungsgeschehens und seiner Bedingungen. Hier wird nämlich grundlegend davon ausgegangen, daß erstens Grenzerfahrung als ein „seelisches“ und „soziologisches Geschehen“ pro-

zeßhaft geschieht, daß zweitens dieser Prozeß in einer räumlichen und sozialen Nähe von Gruppen stattfindet: „Der Fremde ist ein Element der Gruppe selbst“<sup>24</sup>, und daß es sich hier drittens um ein Verhältnis handelt, das heißt, daß ein existentieller Zusammenhang besteht zwischen der Sicht auf andere Menschen oder der Erfahrung der „Anderheit“<sup>25</sup> und der Herausbildung von „Eigenem“, der eigenen Identität, die sich aus jeder Begegnung neu konstituiert.<sup>26</sup>

Simmel verdeutlicht diese komplexen Zusammenhänge anhand seiner Bestimmung des spezifischen Charakter des Fremden und seiner Rolle als „beweglich“: er ist, obwohl er gegenwärtig da ist, ein potentiell wandernder, „weiterziehender“ Mensch und hat daher die „Gelöstheit des Kommens und Gehens nicht ganz überwunden“. Dies charakterisiert seine formale Position innerhalb einer umgrenzten Gruppe und die Konstellation des Verhältnisses. Ein Ausdruck für diese Konstellation sei die „Objektivität des Fremden. Weil er nicht von der Wurzel her für (...) die einseitigen Tendenzen der Gruppe festgelegt ist, steht er allen diesen mit der besonderen Attitüde des ‚Objektiven‘ gegenüber, die nicht etwa ein bloßer Abstand und Unbeteiligtheit bedeutet, sondern ein besonderes Gebilde aus Ferne und Nähe, Gleichgültigkeit und Engagiertheit ist.“<sup>27</sup> Das sei ein Grund, warum ihm „überraschende Offenheit und Konfessionen, bis zu dem Charakter der Beichte“ entgegengebracht würden. „Objektivität ist keineswegs Nicht-Teilnahme. (...) er ist der freiere, praktisch und theoretisch, er übersieht die Verhältnisse vorurteilsloser, mißt sie an allgemeineren, objektiveren Idealen und ist in seiner Aktion nicht durch Gewöhnung, Pietät, Antezedentien gebunden.“<sup>28</sup>

Hinsichtlich des individuellen Verhältnisses zum Fremden schreibt Simmel: „Der Fremde ist uns nah, insofern wir Gleichheiten nationaler oder sozialer, berufsmäßiger oder allgemein menschlicher Art zwischen ihm und uns fühlen; er ist uns fern, insofern diese Gleichheiten über ihn und uns hinausreichen und uns beide nur verbinden, weil sie überhaupt sehr Viele verbinden.“<sup>29</sup> Diese zwei Momente der Beziehung haben eine „besondere Spannung, indem das Bewußtsein, nur das überhaupt Allgemeine gemein zu haben, doch gerade das, was nicht gemeinsam ist, zur besonderen Betonung bringt. Dies ist aber im Falle des Land-, Stadt-, Rassefremden usw. (...) nichts Individuelles, sondern eine fremde Herkunft, die vielen Fremden gemeinsam ist oder sein könnte.“; deshalb würden die Fremden auch nicht als Individuen wahrgenommen, sondern als „die Fremden eines bestimmten Typus überhaupt empfunden, das Moment der Ferne ist ihnen gegenüber nicht weniger generell als das der Nähe“.<sup>30</sup>

Eine grundlegende Voraussetzung, Fremder zu sein oder als solcher betrachtet zu werden, wäre demnach in der Tatsache zu sehen, als Fremder empfunden und behandelt zu werden und zwar losgelöst von tatsächlichen beispielsweise Statusunterschieden. Typisierungen erfolgen aufgrund von Annahmen eine Mehrheit über die andere Herkunft und aufgrund des sicheren Wissens über die „lebendige geschichtliche Tradition“ der eigenen Gruppe, durch die zivilisatorische Muster und „standardisierte Rezepte“ (Schütz) für Handlungen gebildet werden konnten. Bezüglich der Frage nach dem Erleben von ungleicher sozialer Wirklichkeit könnte angenommen werden, daß die Wahrnehmung als Gleicher oder Ungleicher wesentlich, wenn nicht ausschließlich, abhängt von Zugehörigkeitsgefühlen der Mehrheitsgruppe, der sich „der Fremde annähert“, und von deren Fähigkeit, mit mehr als überindividuellen Generalisierungen dem unsicheren Unbekannten zu begegnen.

Aus der Darstellung dieser theoretischen Auffassungen über menschliche Wahrnehmung läßt sich zunächst festhalten: daß Fremdheit als allgemein-menschliches Problem von Einordnung und Kommunikation aufgefaßt wird; daß in der Erfahrung der anderen sich nicht allein nicht deckungsgleiche Sinnzusammenhänge gegenüberstehen, sondern auch Gefühlswelten; daß die erfahrbare gesellschaftliche Wirklichkeit in einem diskursiven und intersubjektiven Prozeß von Menschen geschaffen ist und wird; daß die Deutung von differenten Existenzweisen oder unterschiedlicher Rationalitätsformen von Gruppen der Gesellschaft – je unterschiedlich bezeichnet als Sinnsysteme, Kulturen, Mentalitäten oder Schichten – in wahrnehmbaren Äußerungen von anderen Menschen weder voraussetzungslos noch folgenlos ist, sondern abhängig von bestimmten Vorstellungen über die Grenzen und Werte des eigenen und des anderen Bezugssystems; daß diese sich in Handlungssituationen als „unsichtbare“ Steuerung offenbaren, indem aus dem Kontext relevante Bezugsgrößen gedeutet und typisiert werden; und daß in Wahrnehmungsprozessen auch die Selbstinterpretation orientiert wird.<sup>31</sup>

Für die Deutung von Aussagen engagierter Frauen der deutschen Mehrheitsgesellschaft über ihre Beziehungen zu Frauen nichtdeutscher Herkunft ist meine Aufmerksamkeit demzufolge auch darauf zu richten, daß die Konstruktion des eigenen Selbst über die Wahrnehmung anderer Sinnbereiche und anderer Selbstes gelenkt wird. Über die subjektive Bedeutung der Werte, den Stellenwert, die Überlegenheit oder Unterlegenheit oder Gleichwertigkeit des nicht eigenen Systems und über seine Auswirkungen auf die Wahrnehmung sozial ungleicher Gruppen bzw. auf das Verhältnis und Verhalten von Mehrheiten zu Minderheiten einer Gesellschaft ist damit noch nichts ausgesagt. Dazu müssen die Grenzdefinitionen bekannt sein, das heißt, der Frage nachgegangen werden, wie Zugehörigkeit zu unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen wahrgenommen wird, welches Bild der anderen und welche Rede über die anderen den AlltagsDiskurs und das Handeln beherrscht.

## **2.2. Bewältigung von Erfahrungen mit gesellschaftlicher Ungleichheit durch Deutung**

Durch den Prozeß von Deutung und Typisierung kann das „Problem der Fremdheit“, das heißt eine vermutete ungleiche Wirklichkeit von anderen Menschen, als eine grundlegende Art und Weise der Wirklichkeitskonstruktion angesehen werden. Alle Erfahrung erfolgt durch Umstrukturierung von kognitiven Bereichen, durch Typenbildung werden Probleme in diesem Prozeß bewältigt und neue Erkenntnismittel ausgebildet. Die Basis dieses Prozesses ist der hypothetische Charakter aller Erfahrung und die Fähigkeit der einzelnen Menschen, ihren „Denkstil“ ihren Erfahrungen gemäß zu ändern.<sup>32</sup> Der erwachsene Mensch ist demnach in kognitiver Hinsicht durch den grundsätzlich offenen Horizont von Sinnbereichen zum Umdenken befähigt, indem er die Grenzen seiner Welt in Beziehung zur Welt erfährt und sein Handeln danach ausrichtet. Anders ausgedrückt: Erfahrungsmuster im Bewußtsein schließen soziales Lernen nicht aus.

Nach dem bisher Gesagten ist zu vermuten, daß ein solches Lernen bei der Begegnung mit anderen Sinnhorizonten kein einfaches – und auch nicht einfach zu erklärendes – Unternehmen ist, und daß einer Begegnung immer ein „Wissen um die Dinge und Menschen“ vorausgeht. Aus diesem Grund und angesichts der Art und Weise, wie Erfahrungen mit gesellschaftlichen Ungleichheiten in Deutschland tatsächlich interpretiert werden, sind Bedenken angebracht hinsichtlich einer generalisierend-optimistischen Einschätzung der Lernfähigkeit einzelner Menschen und Menschengruppen und der Annahme, es handele sich nur um nebeneinander existierende Weltdeutungsbereiche, die grundsätzlich und automatisch je nach Neuigkeit der Erfahrung mit je neu zu verschiebenden Grenzen versehen sind. Die Deutung und Identifikation von Grenzen der Welt führt in Deutschland nämlich manches Mal zu offener Ablehnung, Haß und Gewalt gegen Minderheitsangehörige, seltener zu engagiertem politischem und praktischen Einsatz für das „Einwanderungsland Deutschland“ und für „Einwanderer“, zum überwiegenden Teil zum stillen Ignorieren der im Vergleich zu deutschen Mehrheitsangehörigen ungleichen Lebenssituation von nichtdeutschen Menschen.

Eine differenzierte Betrachtung des Mechanismus von Grenzziehungen bei der menschlichen Begegnung bzw. der Art des Interpretationsverfahrens zur Einordnung von Beobachtungen ist deshalb notwendig, um bei der Auswertung von Interviewaussagen entscheiden zu können, ob es sich um „standardisierte gesellschaftliche Muster“ von Denken, Wahrnehmen und Verhalten handelt oder eben nicht. Ich gehe allerdings davon aus, daß die subjektive Deutung von Begegnungssituationen und die Bewältigung von individuell erlebten Begrenzungen und der Umgang mit Zugehörigkeiten abhängen von Art und Inhalt der Wahrnehmung und vom durch Sozialisationsvorgänge gelernten gesellschaftlichen „Wissen“ in Verbindung mit Erfahrungen der je speziellen Lebensgeschichte des einzelnen.

Denn Grenzen der sozialen Welt zu erfahren und zu deuten heißt nicht, daß sich verschieden begrenzte Sinnsysteme gegenüberstehen und sich zusammentreffend erleben; vielmehr sind es immer konkret existierende Menschen, die konkret existierende Menschen treffen und deren Handlungen einordnen können müssen, um auf dieser Grundlage eine Orientierung in Kommunikationssituationen zu erlangen. In diesem Prozeß mischen sich Erfahrungen über die soziale Gruppe in unmittelbaren face-to-face Kontakten als auch Vorstellungen über Gruppen, deren Mitglieder sich nicht kennen,

die aber dennoch in den Köpfen der Menschen existent sind; Zugehörigkeiten – die eigenen und die der anderen – werden gedacht oder sind „imaginär“<sup>33</sup>; Zugehörigkeit oder Nicht-Zugehörigkeit ist vor allem aber ein im Sinne Webers „subjektiver Glauben an Gemeinsamkeit“, „ganz einerlei natürlich, ob er objektiv irgendwie begründet ist“.<sup>34</sup> Denken und Handeln sind in diesem Sinne miteinander verbunden als Prozeß der Herstellung und Festlegung von Zugehörigkeit oder Ausschluß.

Hinsichtlich des Verhältnisses und des Verhaltens von gesellschaftlichen Mehrheiten zu diskriminierten Minderheiten geben Ansätze, die sich von einem gesellschaftskritischen Standpunkt mit theoretischen Fragen des Rassismus im gegenwärtigen Westeuropa beschäftigen,<sup>35</sup> Anhaltspunkte für grundlegende Charakteristiken über Inhalte von Perspektiven und Art der Bedeutungen bei der Herausbildung von Gruppen und Identitäten. Sie gehen davon aus, daß in differenzierten Gesellschaften der Moderne das europäische Wissen über die Ordnung der Dinge der Art der Kenntnisaufnahme der anderen als Andersartige zugrundeliege; der Diskurs über andere – das Denken und Handeln – der Menschen sei hier wesentlich bestimmt durch das schon erwähnte Denken in Gegensätzen, die eine spiegelbildliche Opposition bildeten – und deshalb in ihrem Zusammenhang betrachtet und analysiert werden müssen.

Die Welt würde in philosophisch binäre Gegensätze des Innen und Außen, hinsichtlich der Menschen in Freunde und Feinde, eingeteilt, in „gegenüberliegende Pole, die gleichzeitig die Welt, in der wir leben, und das Leben in der Welt ordnen. (...) Das Außen ist die Verneinung des Positiven der Innenseite. (...) Der Riß zwischen Freunden und Feinden macht *vita contemplativa* und *vita activa* zu Spiegelbildern. Mehr noch garantiert er ihre Koordination. Dem gleichen Strukturierungsprinzip unterworfen, ertönen Wissen und Handlung im Gleichklang, so daß das Wissen Handlung beeinflussen und Handlung die Wahrheit des Wissens bezeugen kann. Der Gegensatz von Freund und Feind trennt Wahres vom Falschen, Gutes vom Bösen, Schönes vom Häßlichen. Er trennt auch eigen von uneigen, richtig und falsch, geschmackvoll und unverträglich. Er macht die Welt lesbar und instruktiv. Er zerstreut Zweifel.“<sup>36</sup> Und zur Beziehung der Gegensätze: „Freundschaft und Feindschaft, und nur sie, (stellen) Formen der Vergesellschaftung (dar); sogar Grundmuster jeder Vergesellschaftung, ihre zweigeteilte Matrix. Sie bilden den gemeinsamen Rahmen, in dem Vergesellschaftung möglich ist. (...) Freund zu sein und ebenso Feind zu sein sind die zwei Formen, in denen der andere als anderes Subjekt wahrgenommen werden kann, konstruiert als ein Subjekt ‚ähnlich dem Selbst‘, zugelassen, wahrgenommen und als relevant erachtet in der Lebenswelt des Selbst.“<sup>37</sup>

Baumann sieht die kognitive Klarheit der ordnenden Gegensätze als Grundlage sozialen Lebens in Abhängigkeit zur Verhaltenssicherheit, das bedeutet, daß „Fremde“ das soziale so geordnete Leben gefährden, da bei der Begegnung mit unbestimmbaren Lebenswelten die Sicherheit verschwindet. Umgekehrt sei dies auch gültig: bei eindeutig bestimmbaren Lebenswelten träte Verhaltenssicherheit auf. In Anlehnung an Simmel und unter Berufung auf Derrida führt er zur Definition der Fremden in einer Gesellschaft deshalb „ein Drittes“ ein: sie seien weder Freunde noch Feinde, könnten aber beides sein; deshalb seien sie die „Unentscheidbaren“, Zwitterwesen, sie seien „weder-noch“ und „d. h. gleichzeitig ‚dieses und jenes‘.“<sup>38</sup> Zu bedenken ist bei solchen Erklärungen jedoch, daß diese anscheinend objektive Bestimmung ausschließlich aus dem Blickwinkel der gesellschaftlichen Mehrheit erfolgt.

Auch aus kulturanthropologischer Sicht wird das nicht eindeutig Definierbare als Kennzeichen des Fremden gedeutet: „Der Status eines Fremden befindet sich in der Mitte zwischen dem eines feindlichen Fremden und dem eines Mitglieds der Gemeinschaft. (...) das Zusammentreffen mit dem Fremden (ist) eine Konfrontation der bekannten Welt mit dem Reich des Geheimnisvollen. Der Fremde gehört der außergewöhnlichen Welt an, das Geheimnis, das ihn umgibt, verbindet ihn mit dem Heiligen.“ „Das Wesen eines Fremden besteht darin, und das ist tautologisch genug, daß er unbekannt ist.“<sup>39</sup>

Die Folgen für die Gesellschaft, in der solchermaßen definierte unbekannte Wesen auftreten, werden in den Sichtweisen unterschiedlich betrachtet, sind aber gleichermaßen schwerwiegend in dem, was über die Fremden und die gesellschaftlichen und individuellen Wirkungen ihres DaSeins ausgesagt wird: „Der Fremde bezieht seine Gefährlichkeit wie seine Heiligkeit aus seinem Teilhaben an der außergewöhnlichen Welt.“<sup>40</sup> Bei Baumann wird gesagt: „Ihre Unterdominiertheit ist ihre Potenz: Weil

sie nichts sind, könnten sie alles sein. Sie setzen der ordnenden Macht der Gegensätze ein Ende. (...) Unentscheidbare lähmen. Sie decken brutal die Fragilität höchst sicherer Trennungen auf. Sie bringen das Äußere ins Innere und vergiften die Bequemlichkeit der Ordnung mit dem Mißtrauen des Chaos.“<sup>41</sup>

Interaktive Unsicherheit durch die Unfähigkeit zur Einordnung löse unangenehme Gefühle der Ängste oder sogar der Bedrohung aus. Je größer die Verwirrung durch das Unbekannte der nicht Klassifizierbaren in alltäglichen Routinesituationen, je intensiver die In-Frage-Stellung des habituellen „Denkens wie üblich“, desto weniger attraktiv sei der Umgang mit ihnen: ein als klein erfahrener Unterschied könne als Bestätigung gedeutet, ein großer ignoriert werden. Der Umgang mit Fremden sei durch ihren „konfusen Status“ und die „Inkompatibilität der Regeln“ immer inkongruent und Begegnungen würden so weit möglich vermieden. Während selbst Feinde in ihrem Objekt-Sein noch als moralische Subjekte anerkannt würden, seien Fremde so weder Objekte noch Subjekte. Allerdings könne ihnen ein marginaler Platz außerhalb der Freund-Feind-Dichotomie nur solange zugewiesen werden, wie sie nur vorübergehend bleiben, und vor allem, solange die Reklassifizierung der Fremden in diesen Gegensatz, und damit die Aufrechterhaltung der Ordnung und Vermeidung von Zweideutigkeiten, einfach zu handhaben sei und in der Macht der Gemeinschaft liege.<sup>42</sup>

Es sieht so aus, als ob diese Macht mit der Bestimmung der Grenzen des „Wir“ steht und fällt, das heißt mit der Möglichkeit, die kollektive Identität als abgrenzbar zu anderen Kollektiven und einheitlich herzustellen und aufrechtzuerhalten. Dazu müssen Gemeinsamkeiten betont oder erst erschaffen werden, wie gemeinsame Vergangenheit in Raum und Zeit, gemeinsame gegenwärtige Lebensform und die gemeinsam vorgestellte Zukunft, die daraus abgeleitet und begründet werden kann; zwangsläufig müssen dazu die Unterschiede festgelegt werden, sie bedingen erst die Schaffung der Identität. Prinzipiell seien alle Abgrenzungen zur „herrschaftlichen“ Wir-Definition als Schließungsprozesse oder Öffnungsprozesse in diesem Sinn zu beschreiben.<sup>43</sup> Ein Beispiel dafür ist die Vorstellung oder Erfindung eines einheitlichen Europa in Abgrenzung zu außereuropäischen Räumen, die mit politisch-rechtlichen Mitteln durchgesetzt und aufrechterhalten werden kann.<sup>44</sup>

Scheinbar ist es eine Tatsache, daß Gruppen von Menschen aufgrund von Gemeinsamkeiten, die sie hinsichtlich geschichtlicher und aktueller Erfahrungen und der Vorstellungen über eine gemeinsame Herkunft miteinander teilen, ein „Identitäts- und Solidarbewußtsein“ der jeweiligen Gruppe im und als Unterschied zu einer anderen ausbilden.<sup>45</sup> Dieser Vorgang wurde je nach historischem Kontext, Interessen für und Blick auf dieses soziale Phänomen in ganz unterschiedlichen Kategorien bezeichnet: als Stamm, Rasse, Volk, Nation, ethnische Gruppe, Klasse, Kultur.

Seit der Einrichtung von Forschungen über Minderheiten hat sich der Begriff „Ethnizität“ international und auch in Deutschland für Gruppenidentifikationen durchgesetzt.<sup>46</sup> Die Vorstellungen bzw. symbolischen Ordnungsmuster dieser Abgrenzungen beschreiben nur scheinbar objektive Unterschiede. Sind die entsprechenden Konzepte erstmal etabliert und institutionalisiert, kommen den sprachlichen Bezeichnungen eine Erzeugerfunktion der anscheinend objektiven Differenzen zu.<sup>47</sup> Die wissenschaftlichen Unterscheidungen und kategorialen Benennungen haben in dieser wissenschaftssoziologischen Argumentation somit eine Wirklichkeit konstruierende Eigenschaft, das heißt der Diskurs der Wissenschaft wird als Teil der Wirklichkeit gesehen, der sie mit ihren Unterscheidungen konstruiert; die Grenzziehungen beeinflussen soziale Prozesse und Identifikationen und bestimmen die Definitionen durch den Alltagsdiskurs und den gesellschaftlichen Hintergrundkonsens über die Interpretation von Welt mit; Handlungsräume von Individuen würden entsprechend festgelegter Denk- und Deutungskonzepte strukturiert, das heißt diese beschränken die Interpretationsmöglichkeiten der Menschen und lassen nur bestimmte Handlungsalternativen. In der Wissenschaftsgeschichte gab es unterschiedliche Deutungsmuster mit unterschiedlichen Wirkungen, die als „Weltbilder“ auch den Alltag der Menschen bestimmten und bestimmen.<sup>48</sup> Im Alltag beginnt demzufolge die Beobachtung von Ungleichheiten mit dem von den Wissenschaften „gelieferten“ Unterscheidungskriterium, über das ein gesellschaftlicher Konsens besteht. Die Setzung des Unterschieds, eine gewissermaßen vorausgehende Deutung einer vorgefundenen Wirklichkeit, wird damit zur Grundlage der Wahrnehmung und des nunmehr eingeschränkten Einordnungsspektrums.

In der deutschen Wirklichkeit ist zur Beschreibung gesellschaftlicher Ungleichheitsphänomene und zur Kategorisierung von Menschen neben den Begriffen *Ethnie/Ethnizität/oder prozessual: ethnischer Differenzierung* der der *unterschiedlichen Kultur* zentral geworden. Ethnie ist in der Sozialwissenschaft vor allem eine kulturelle Kategorie<sup>49</sup>; Ethnie und Kultur werden deshalb oft synonym gebraucht.<sup>50</sup> Hier wurde und wird seit langem intensiv darüber gestritten, was Kultur ist und wie die Grenzen einer Kultur zu bestimmen wären, und auf welcher Grundlage;<sup>51</sup> die Bedeutung des Konzepts der Ethnizität, das meint das, was aus der Zugehörigkeit zu einer ethnischen Gruppe hervorgeht, wird vorwiegend auf der Ebene von Gruppenidentifikationen behandelt, indem von einer vorgängigen Existenz von ethnischen Gruppen in der Gesellschaft ausgegangen wird, die kulturell zu bestimmen sind, das heißt aufgrund ihrer kulturellen Eigenheiten beschrieben werden können; besondere Aufmerksamkeit gilt der subjektiven Bedeutung von Ethnizität und ihrer Auswirkung für die Angehörigen ethnischer Minderheiten, also ihrer Identitätsproblematik<sup>52</sup>.

Demgegenüber hat sich im deutschen Alltagsverständnis eine Vereindeutigung der Definition unter dem Aspekt der Klassifikation von Minderheitsangehörigen als Menschen einer anderen *Kultur* im Sinne von fremd oder gegensätzlich gegenwärtig längst verbreitet. Zur Bewältigung von Fremdheits- oder Ungleichheitssituationen ist hier der „Allgemeinheitsgrad der Interpretationstypen“ zur Identifikation und Klassifikation der anderen sehr hoch, die Kategorien sind sehr weit und anonym gefaßt: die andere, „fremde Sinnwelt“ wird als fundamental anders kategorisiert und alle Erscheinungen unter ein Bild oder „unter einen Hut“ gebracht und dadurch sinnvoll und eindeutig. In Zeiten angeblicher Globalisierung, das heißt weltweiter ökonomischer Verflechtungen und Abhängigkeiten innerhalb eines einzigen Weltwirtschaftssystems, und Migrationsvorgängen, die gleichzeitig eine widersprüchliche Realität von sich immer weiter ausdifferenzierenden Gruppen der Gesellschaft erzeugen, die sich in ihrem Selbstverständnis auf ihre je eigene kulturelle Identität berufen, werden Unterschiede zwischen Minderheitsgruppen innerhalb Deutschlands sprachlich-symbolisch und auch praktisch als „außen-europäisch“ über Kultur „weggedacht“; Differenzierungen werden als solche nicht mehr gesehen. In diesem Vorgang wird die Welt als abgeschlossenes System „westlicher Industrienationen“ konstruiert, dessen Angehörige zunächst nur ein auf Ausschließung der Minderheitsgruppen basierendes Zusammengehörigkeitsgefühl gemeinsam haben, das auf dem Hintergrund von griechischer Philosophie, christlicher Ethik, Aufklärung und universeller Menschenrechte und Ähnlichem „irgendwie da ist“.

Die Betonung grundlegender kultureller Gemeinsamkeiten dieser übernationalen westlichen Gemeinschaft umfaßt dabei auch die nordamerikanische, die sogenannte atlantische Zivilisation und wird historisch unterschiedlich, in Krisensituationen jedoch, wie im Golfkrieg 1991, politisch besonders deutlich konstruiert und verteidigt; die Einteilung wird aber ebenfalls übernommen von sich kritisch verstehenden, auch empirischen, Forschungen, als Grundlage *und* als Ergebnis, wenn auch die Terminologien unterschiedlich sind: zum Beispiel wird von der Existenz der zwei Makrokulturen Okzident und Orient ausgegangen oder von einer fundamentalen Trennung zwischen reichen euroamerikanischen und mächtigen Ländern – das bedeutet Länder der ersten Welt oder Zentren mit ihren „weißen“ Gruppen – und armen afroasiatischen Ländern, mehr oder weniger abhängigen und ohnmächtigen Gebieten – das bedeutet Länder der dritten Welt oder der Peripherie mit ihren „braunen“ Gruppen – mit dem Ziel, ökonomische Abhängigkeits- und Ausbeutungsverhältnisse festzustellen oder um die Aktualisierung historisch entstandener rassistischer Vorurteile bei Angehörigen des „Westen“ und Stereotypen zur Selbst- und Fremddefinition im Kontakt mit anderen Völkern, mit dem „Osten“, „Süden“ oder dem „Rest“, nachzuweisen.<sup>53</sup> Auch hier erfolgt eine Kategorisierung auf der Basis der Gegensätze. Zudem wird die Identität von Menschen festgelegt aufgrund ihrer Zugehörigkeit zu einer Gruppe von Klassifizierten und Abhängigen.

Nach Benhabib bedeuten selbst diese kritischen Sichtweisen des westlichen Herrschaftsanspruchs, die Eigenheit einer Gruppe auf die Begrifflichkeit des gerade herrschenden Diskurses zu reduzieren; das betrifft „jede Definition von Identität, die nicht von den Erfahrungen ausgeht, durch die sich die jeweilige Gruppe konstituiert, sondern von der Tatsache, daß ihre Mitglieder von anderen zu Opfern gemacht werden.“<sup>54</sup>



Auf der deutschen Alltagssprachlichen Ebene ist festzustellen, daß mehrere Begriffe synonym gebraucht werden, um diese Großgruppe oder übergeordneten Bedeutungszusammenhang zu konstruieren, die in der Vorstellung und der Rede von „Ausländern“ oder „Türken“ jeweils gleichbedeutend zum Ausdruck kommt.<sup>55</sup> Gemeint ist das Bild oder die Konstruktion einer nichtdeutschen fremden Gesellschaft mit einer einheitlichen kulturellen Identität, die sich schwerpunktmäßig auf eine gemeinsame Herkunft bezieht, und zwar nicht auf nationaler oder ethnischer Basis, sondern auf der einer gegensätzlich gedachten und als trennend empfundenen Religionsgemeinschaft: des Islam. Bei der Bestimmung von Menschen aus dem „islamischen Kulturkreis“ wird ebenfalls nicht gefragt nach deren Selbstdefinition, da das Bild als „Undiskutiertes“ im „Habitus“ der Mehrheitsgruppe<sup>56</sup> wie selbstverständlich die Realität vertritt und abweichende Vorstellungen verdrängt, und durch die deutschen Kommunikationsmedien weiterverbreitet und bestärkt wird.<sup>57</sup>

Der gesellschaftliche Konsens scheint hier das Bild eines als unverständlich konstruierten Gegenübers der deutschen Mehrheitsgesellschaft zu sein, das immer oder zumindest in seiner „fundamentalen Ausprägung“ feindlich gesinnt ist und deshalb in das Freund-Feind-Schema paßt. Bemerkenswert am deutschen „Ausländerdiskurs“ ist, daß die trennende Fremdartigkeit der anderen Kultur in gewissem Sinne bekannt und vertraut ist und zwar durch die Vorab-Kategorisierung des Wissens. Beim Vorgang der Wahrnehmung von Ungleichheiten wird das Beobachtete erst zum Fremden gemacht. Das so benannte Unbekannte bedeutet im Falle dieser Grenzdefinitionen der Mehrheitsangehörigen gegenüber Minderheitsangehörigen in der gesellschaftlichen Praxis nicht Unsicherheit im Umgang aufgrund von etwas Nichtklassifizierbarem und keine In-Frage-Stellung des „Denkens wie üblich“. Auf interaktiver individueller Ebene hat der Fremde so keinen konfuse Status. Es besteht keine Notwendigkeit, seine Weltverständnisregeln, die nicht zu den eigenen passen, als die Orientierung verwirrend zu empfinden.

Gleichwohl ist die Einordnung in das erwähnte Freund-Feind-Schema schwierig, da diese die Anerkennung als ähnliches Subjekt voraussetzt; die entdifferenzierende Konstruktion von Unterschieden als ein für die Konstruierenden diskussionslos anerkanntes Wahrnehmungskonzept sieht in der beobachteten Differenz in diesem Sinne immer und ohne jede Nachfrage Ungleichheit in der Wertigkeit. Ob eine solche Differenz in der Realität existent ist oder nicht, ist nicht unbedingt von Gewicht; wichtig ist die Frage nach der Bedeutung dieser eindeutigen Ungleichheit für die sie konstruierenden Mehrheitsangehörigen und die Frage nach der Mächtigkeit dieser Bedeutungen in interaktiven Situationen, da es sich hier entscheidet, ob oder wie die Definitionen das Verhalten beeinflussen.

Von Fremdheitserfahrungen von Deutschen in sozialen Ungleichheitssituationen kann im Grunde bei der Begegnung mit Minderheitsangehörigen nicht ausgegangen werden; ebenso wenig von dadurch automatisch ablaufenden angstausslösenden Prozessen für Angehörige der deutschen Mehrheit. Fremdheit ist hier eine Frage der je unterschiedlichen Deutung von sozialen Unterschieden – durch die Macht der klassifizierenden Mehrheitsangehörigen: die Deutungen machen die Gruppe zur fremden Gruppe, zu Freunden oder zu Feinden oder zur Randgruppe oder zu einer wichtigen und interessanten oder zur uninteressanten Minderheit.<sup>58</sup> Die Begegnung mit Minderheitsangehörigen ist insofern nicht zu betrachten als Beziehung zu „Fremden“ in Deutschland, sondern – auch angesichts der Dauerhaftigkeit der Anwesenheit von Minderheitsgruppen in Deutschland – zu vertrauten, auf eine bestimmte Weise gedeuteten, Teilen der deutschen Gesellschaft.

Jedenfalls setzen Erfahrungen der Mehrheit mit der Minderheit voraus, daß ein irgendwie bedeutsamer Unterschied zwischen den jeweiligen Angehörigen existiert, das heißt in der sozialen Wirklichkeit von den einzelnen Angehörigen beobachtet oder zumindest angenommen wird. Welcher Natur dieser ist, wie bedeutend er ist für die unterscheidenden Personen, ist von der Funktion dieser Differenz abhängig, nämlich von dem jeweiligen Bedürfnis oder der Notwendigkeit *dieser* Einordnung.

Wie ausgeführt, besteht die Funktion von Einordnungen, das heißt von Differenzbestimmungen von Menschen und Gruppen von Menschen und ihrer Identifizierung als durch ein symbolisches Bedeutungssystem gemeinsam strukturiert, auch darin, durch diesen Abgrenzungsakt das eigene, die eigene kollektive Identität und die eigene gemeinsame Denkstruktur, herzustellen: die Grenzziehung zum Zwecke der Ausschließung aus der Gruppe findet im Moment der Identifizierung und Kategori-

sierung anderer sozialer Gruppen als kulturell fremd oder anders statt, in dem Bewußtsein, daß die eigene Kategorie nicht die andere ist und die Regeln der anderen nicht die eigenen sind: Wir sind, was jene nicht sind. Ob dieser Konstruktion einer anderen homogenen Gruppe immer ein ebenfalls homogenisierendes, alle inneren Widersprüche ausblendendes Gegenbild der Eigengruppe entspricht, wie es in einigen theoretischen Arbeiten über rassistische Bilder und Haltungen angenommen wird, ist gerade zu untersuchen.<sup>59</sup>

Im Prozeß der Grenzziehung werden die Angehörigen der sogenannten fremden Kultur zu Menschen, die einer einheitlich strukturierten Gruppe angehören, und deren Identität sich auf dieser Grundlage bestimmen läßt. Da Kultur zunächst etwas Abstraktes ohne feste Grenzen ist, müssen konkrete, bei allen ähnliche Merkmalstypen zur Identifizierung in der Vorstellung oder überhaupt „vorhanden“ sein, die auf die bedeutungsvollen Unterschiede hinweisen.<sup>60</sup> Dazu müssen zunächst die unterschiedenen Personen und Personengruppen benannt werden: Nichtdeutsche sind Ausländer, sind Nichteuropäer, sind Türken, sind Moslems, sind traditionell, sind fundamentalistisch. In der Regel werden die Unterschiede an äußeren Zeichen festgestellt, wobei schon kleinste Abweichungen von „normalem“ deutschen Denken und Handeln als Symbole für die jeweilige bedeutende Differenz wahrgenommen werden. Zugleich wird damit die Zugehörigkeit zu einer Großgruppe festgelegt. Beispielsweise ist das Erscheinungsbild einer Frau mit Kopftuch nicht loslösbar vom „Wissen“, von der Definition der Religionszugehörigkeit, von der sozialen und kulturellen Zugehörigkeit der betreffenden Frau zu einer Gemeinschaft mit rigider Geschlechtertrennung und entsprechenden patriarchalen Umgangsformen im Geschlechterverhältnis, von bestimmten kollektiven Haltungen und Überzeugungen mit entsprechendem individuellen und Gruppenverhalten. Durch den Blick auf Frauen werden die Symbole zu einem eindeutigen Standbild über die Gruppe und das Wissen über die Wirklichkeit dieser Kultur als Ganzes zur Gewißheit.<sup>61</sup> Die Art der Kopfbedeckung – und zwar ausschließlich der der Frauen – hat sich in der deutschen Wahrnehmung zu einem besonderen und entscheidenden Unterschied bei der Identifizierung von nichtdeutschen Menschen und der Zuschreibung von nichtmodernen Gesellschafts- und Existenzformen entwickelt, die in der Tat als gegensätzlich zu deutschen Lebensweisen empfunden werden.

Der theoretisch behauptete enge Zusammenhang zwischen Wissen, Wahrnehmen und Handeln, zwischen Denkmustern und Verhaltensmustern, die durch einen Prozeß gegenseitiger Verstärkung nur einen beschränkten Rahmen von Deutungen zulassen, die den Handelnden dann als ihre gesellschaftliche Wirklichkeit erscheinen und ihre Identifikationen beeinflussen, mit denen sie dieser Wirklichkeit begegnen, machen den Vorgang von Selbstdefinition und Fremdkonstruktion zwar deutlich, lassen die Frage nach den Verfügungsmöglichkeiten über die festgestellten Bedeutungen beim Blick auf die sogenannten Fremden in Deutschland und die Frage nach der Gestaltung von individuellen Beziehungen außer acht. Auch machen die eingangs beschriebenen Haltungen gegenüber Minderheitsangehörigen in Deutschland – ebenso wie die Tatsache der Selbsteinordnung von Migrantinnen als Minderheitsangehörige – klar, daß der Prozeß der Konstruktion der anderen in einem engen Beziehungsverhältnis zu Gruppenidentifikationsprozessen zu sehen ist, und daß der Kategorisierungsprozeß Auswirkungen hat, sowohl für diejenigen, die klassifiziert werden, als auch für die, die klassifizieren.<sup>62</sup> Jedoch nicht gleichermaßen: da das Ziehen der Grenzen, um die anderen als Nichtdazugehörige zu bestimmen und auszuschließen, über die Grenzen der eigenen Zugehörigkeit hinausweist, ist der Vorgang immer mit Fragen der Abhängigkeit und der Macht über andere Menschen verbunden. Er beinhaltet deshalb eine Machtbeziehung zwischen Menschen und Menschengruppen, zwischen denen, die aufgrund ihres rechtlichen, politischen und materiellen sozialen Status im Sinne ihrer Kategorisierung handeln können und denen, die es nicht können. In der westlichen Welt der binären Gegensätze des Innen und Außen – so Bauman – könne deren Verhältnis immer nur asymmetrisch sein: „Es sind die Freunde (das heißt diejenigen, die sich als einer gleichen Gruppe zugehörig fühlen, D.L.), die die Feinde definieren. Die Freunde kontrollieren die Klassifikation und die Zuschreibungen.“<sup>63</sup>

Auf der individuellen Ebene kann allein die Tatsache handlungsleitend sein, der Gruppe der klassifizierenden Mehrheit anzugehören und damit die Möglichkeit zu haben, andere Menschen als fremd, als anderskulturell, als ausländisch, als türkisch, als andersgläubig, als islamisch-fundamentalistisch,

als feindlich zu kategorisieren – unabhängig von realen Situationen. Ob daraus zwangsläufig ausgrenzendes Verhalten resultiert, wie im extremen Falle von Angriffen gegen alle Menschen, die die klassifizierte Gruppe vermeintlich repräsentieren, ist zu bezweifeln. Auch Konzepte, die von einer durch innerpsychische Vorgänge begründeten unbewußten oder ungewollten Internalisierung der Machtstrukturen, der Bilder und der Klassifizierungsregeln der „Kultur“ der dominanten Mehrheit ausgehen<sup>64</sup>, der die Mehrheitsangehörigen als KulturTräger und auch Trägerinnen fast unweigerlich folgen müssen und der sie in ihrem Verhalten gewissermaßen nicht oder nur durch große Reflexionsanstrengungen entkommen können, wäre eine einengende Grundannahme für meine Untersuchung, die die Wirklichkeitsdefinition bzw. das Selbstverständnis deutscher engagierter Frauen und ihren Beziehungen zu Migrantinnen herausfinden will.

Weiterhin ist es unwahrscheinlich, daß es unter der Voraussetzung der festschreibenden Definitionen von Grenzen in Deutschland – wie es in der deutschen politischen Wirklichkeit erscheint und wie durch Analysen nahelegt wird – nur zwei mögliche Bewertungsarten bzw. „Arten“ von wahrnehmenden Menschen gibt: entweder solche mit „ausländerfeindlicher“ oder aber solche mit „ausländerfreundlicher“ Haltung mit jeweils entsprechenden Verhaltensweisen, die Kontakte zur Minderheit entweder ablehnen oder befürworten und anstreben. Damit gäbe es keinen Grund mehr, die ja offenbar ausländerfreundlichen deutschen Frauen mit Kontakten zu Migrantinnen zum Thema einer Untersuchung zu machen, da ihr Denken und Handeln ohnehin bekannt und somit nur einheitlich einseitige Verhaltensmuster zu vermuten wären.

Von diesen Überlegungen ausgehend nehme ich also an, daß die selbstverständliche Möglichkeit, mit der Mehrheitsangehörige Minderheitsangehörige klassifizieren können, in der Praxis der Handlungen nicht realisiert werden muß und Wahrnehmung, Klassifikationsschemata und Verhaltensformen von deutschen Frauen zwar im dargestellten Bezugsrahmen orientiert sein, jedoch ein weitaus größeres Spektrum umfassen können und deshalb der individuelle Umgang mit Ausschlussregeln und Bildern der Mehrheit über andere im Kontakt mit Migrantinnen im einzelnen und näher zu betrachten ist.

### **2.3. Mechanismen und Folgen von Grenzbestimmungen zwischen Gruppen**

Meine Zweifel daran, daß es sich bei der Begegnung von Mehrheits- mit Minderheitsangehörigen um Fremdheitserfahrungen für die Mehrheit handelt, die Kultur der anderen also ein objektiv abgrenzbarer und fremder *Sinnbereich* ist, werden unterstützt von Gedanken aus Konzepten der soziologischen und sozialpsychologischen Theorie und Forschung, die sich auch am Konstruktionscharakter von Wahrnehmungsprozessen orientieren. Sie berücksichtigen die komplexen Dimensionen von Identifikationen in Kontakten zwischen Angehörigen verschiedener Gruppen, indem sie die interindividuelle Wahrnehmung nicht von der Gruppenwahrnehmung trennen und die Realität von sozialen Unterschieden, das heißt Machtunterschiede und Abhängigkeitsbeziehungen von Menschen und Menschengruppen, miteinbeziehen, also nicht ausschließlich auf die kognitive Ebene von Wahrnehmungen abstellen.<sup>65</sup> Darüberhinaus sind diese Ansätze anschlussfähig an die bisherigen Ausführungen und zudem reflektieren sie teilweise selbstkritisch den eigenen perspektivischen Standpunkt, indem sie ihre Erkenntnisse kritisch einschränken: Sie seien „zumindest in unserer europäischen Kultur und Gesellschaftsform“ (Tajfel) gültig.

In Bezug auf die für meine Interpretation wichtigen Fragen nach den Prozessen, die in Kontaktsituationen ablaufen, und nach den Mechanismen, die eine bestimmte Position von Gruppenmitgliedern gegenüber denjenigen erzeugen und durchsetzen, die nicht dazugehören, wird hier auf die Folgen hingewiesen, die Kategorisierungsprozesse für die Bildung von Gruppen, die Bewertung von Zugehörigkeit zu einer Gruppe und für die Beziehungen der Gruppenmitglieder untereinander haben.

Dem Typenbildungsvorgang von Schütz ähnlich entsteht nach Tajfel soziale Differenzierung durch eine vereinfachende und systematisierende Wahrnehmung der Welt in kognitive Klassen oder Kategorien, die je nach ihrer Bedeutung für den einzelnen und je nach historischem, sozialem oder individu-

ell-lebensgeschichtlichen Kontext betont oder „akzentuiert“ werden. Diese sind Anhaltspunkte für eine subjektive Ordnung und Vorhersagbarkeit in einer „ansonsten ziemlich chaotischen Umwelt“. Eine aus gesellschaftlichen Phänomenen abgeleitete Kategorisierung ist unmittelbar verbunden mit dem Selbstkonzept eines Menschen, das neben individuellen Persönlichkeitsmerkmalen zu großen Teilen durch die Mitgliedschaft in Gruppen bestimmt wird, individuelle und kollektive Identität demzufolge als Teilaspekte von Identität begriffen werden. Das Selbstwertgefühl oder Selbstkonzept – Tajfel nennt es „soziale Identität“ – wird durch sozialen Vergleich, mit anderen Gruppen der Gesellschaft, hergestellt und die Unterschiede und dadurch auch die eigene Position in sozial definierten Begriffen bestimmt und bestimmbar.

Betont werden in diesem Konzept die immense Bedeutung und die positiven oder negativen Auswirkungen auf das Selbstbild eines Individuums durch die Tatsache, daß es Mitglied einer Vielzahl von Gruppen ist. Eine Gruppe wird – auch hier im Sinne Webers, Andersons u. a. – beschrieben als Meinung einer Anzahl von Menschen eine bestimmte Gruppe zu sein oder darzustellen, im Unterschied zu anderen, die das nicht sind; die Beschreibung enthält drei Komponenten: eine kognitive, eine evaluative und eine emotionale, das heißt: das Wissen darum, einer Gruppe anzugehören, die Vorstellung von der Gruppe oder der eigenen Gruppenmitgliedschaft, die eine positive oder negative Wertkonnotation besitzen kann, und Emotionen, die die kognitive und evaluative Komponente begleiten können, und die auf die eigene oder auf andere Gruppen gerichtet werden, die mit ihr in Beziehung stehen, wie Liebe oder Haß, Zuneigung oder Abneigung. „Der Erwerb der Vorstellung von einem Wertunterschied zwischen der eigenen Gruppe (oder den eigenen Gruppen) und anderen Gruppen ist ein integraler Bestandteil des allgemeinen Sozialisierungsprozesses.“<sup>66</sup> Das Selbstkonzept eines Menschen leitet sich demnach ab aus seinem gelernten Wissen und seiner Mitgliedschaft in sozialen Gruppen und aus dem Wert der emotionalen Bedeutung, mit der diese Mitgliedschaft besetzt ist.

Individuelle Unterschiede in Persönlichkeit, Motivation und Erfahrungen mögen die Art und Weise der Wirklichkeitswahrnehmung und Strukturierung im einzelnen determinieren, aber „Solange Individuen eine gemeinsame soziale Zugehörigkeit teilen, die für sie von Bedeutung ist (und sich selbst entsprechend wahrnehmen), wird die Auswahl von Kriterien für die Einteilung in Eigen- und Fremdgruppen und die Art der Charakteristika, die sie ihnen zuschreiben, direkt von den kulturellen Traditionen, Gruppeninteressen, sozialen Umwälzungen und sozialen Differenzierungen determiniert werden, die als der *gesamten* Gruppe gemeinsam angesehen werden.“<sup>67</sup>

Aufgrund des von Tajfel behauptete jedem Menschen innewohnende Bedürfnis, durch „soziale Identität“ einer Situation soziale Bedeutung zu geben, werden Unterschiede zwischen Gruppen geschaffen – Tajfel nennt es „Herbeiführung von Eigenart“ – , wenn diese tatsächlich nicht bestehen, oder auch schon als existierend wahrgenommene Unterschiede positiv bewertet und vergrößert. Das Streben nach einer zufriedenstellenden Gruppenidentität führe dazu, daß die eigene Gruppe immer positiv bewertet differenziert und dadurch eine Abwertung der Außengruppe gerechtfertigt wird, ohne daß ein bestehender „objektiver“ Interessenkonflikt zugrundeliegen muß. Jedoch müsse ein Konsens über die Zugehörigkeit zu Gruppen vorhanden sein, die Existenz dieser Gruppen und die Definition „wer wer ist“ anerkannt sein, aus der vergleichenden Betrachtung von innen und von außen so hervorgehen. Die Unterschiede zu den anderen Gruppen müssen gewissermaßen zu dem passen, was als soziale „Realität“ gilt. Beispielsweise muß eine sich als übergeordnet ansehende Gruppe auch allgemein als solche akzeptiert werden. „Die Charakteristika der eigenen Gruppe (wie z. B. Status, Reichtum oder Armut, Hautfarbe oder die Fähigkeit, Ziele zu erreichen) erhalten den Großteil ihrer Bedeutung erst in Relation zu den wahrgenommenen Unterschieden zu anderen Gruppen und zu den Wertkonnotationen dieser Unterschiede.“<sup>68</sup> Sinnvoll würde die Definition einer Gruppe nur, wenn andere Gruppen existieren. Daraus wäre umgekehrt zu schließen, daß die anderen erst durch diese Definition zur Gruppe werden. Im Prinzip könne dabei jeder Unterschied – aber auch jede definierte Ähnlichkeit – werthaltig werden: neutrale Unterschiede zwischen Sprachen, Briefmarken, Landschaften, Flaggen, Fußballmannschaften, Liedern, Kopfbedeckungen usw. können eine emotionale Bedeutung bekommen, wenn sie mit einem übergeordneten Wert verbunden sind oder mit bestimmten Situationen.

Wie schon an anderer Stelle gesagt, ist das Vorhandensein von Zugehörigkeitsgefühlen oder Nichtzugehörigkeitsgefühlen, das emotionale Wissen und der Wert der Gruppenmitgliedschaft, unabhängig von der konkreten Begegnung mit anderen; auch Tajfel geht im Anschluß an Allport davon aus, daß sie keine persönliche Interaktion zwischen allen oder den meisten Gruppenmitgliedern erfordern. In vielen unterschiedlichen, auch alltäglichen Kontaktsituationen versetze vor allem die geglaubte Zugehörigkeit zu einer Gruppe „uns in die Lage, Informationen über andere „Arten“ von Leuten in Einklang mit unserem Wertsystem auszuwählen, zu akzentuieren und zu interpretieren.“ Dieser Prozeß „schützt das Wertsystem, das der Aufteilung der Welt in Schafe und Ziegen zugrundeliegt.“<sup>69</sup>

Der Mechanismus solcher werterhaltenden Differenzierungen und damit verbundene Typenbildung können zu Stereotypenbildung bzw. massiven sich in der Wirklichkeit immer wieder bestätigenden Vorurteilen führen. Theoretische Erklärungsansätze für dieses Phänomen gehen in der Regel von bestimmten Persönlichkeitsstrukturen der Menschen mit oder ohne Vorurteile aus, oder erforschen die „falschen“ Einstellungen, um Modelle für ihre individuelle Veränderung zu „richtigen“ Haltungen zu finden.<sup>70</sup>

Das Interesse meiner Untersuchung und meine Überlegungen haben zum Ziel, auf der Grundlage empirischer Beobachtungen der Wahrnehmung von Ausländern in Deutschland einen Rahmen für Interpretationsmöglichkeiten für Aussagen engagierter Frauen der deutschen Mehrheitsgesellschaft abzustecken; deshalb und aufgrund meiner prozeßorientierten Betrachtungsweise ist eine ursächliche Festlegung menschlichen Denken und Handelns auf individuelle Charakteristiken nicht ausreichend für die Interpretationsrichtung und Beurteilung von Beziehungen zwischen Angehörigen gesellschaftlich ungleicher Gruppen.

Bezogen auf die Frage, wie Mehrheitsangehörige sich in Begegnungssituationen wahrnehmen, welche Bedeutung sie ihrer Gruppenmitgliedschaft zu einer allgemein übergeordneten Gruppe beimessen, und wie die Tatsache gut definierter und voneinander klar abgehobener Kategorien auf ihr Verhalten einwirken kann, ist anzunehmen, daß die hohe Bedeutung, die die Zugehörigkeit zur eigenen Gruppe für die Selbsteinschätzung einer Person hat, die zu treffende Unterscheidung zwischen der eigenen Gruppe und der fremden sozialen Gruppe in starkem Maße mitbestimmt. Der Ausdruck Gruppe umfaßt dabei maßstäblich oder vorstellungsmäßig größere und kleinere Einheiten. Erwachsene Menschen können sich zu verschiedenen Gruppen zugehörig fühlen, die sie vermittelt durch Sozialisationsprozesse „gelernt“ haben. Diese Mitgliedschaft können sie ein Leben lang beibehalten oder auch nicht, das bedeutet theoretisch im Laufe ihres Lebens ändern, aus den verschiedensten Gründen und mehr oder weniger einfach. Die bisherigen Ausführungen belegen, daß das allerdings nicht bedeutet, daß die Zugehörigkeiten beliebig sind und sich ohne Umstände zusammenfügen.

Eine Mitgliedschaft in mehreren sozialen Gruppen gleichzeitig, die in einem über- oder untergeordneten Verhältnis stehen, ist nicht ausgeschlossen. So können Deutsche sich – gleichzeitig, dauerhaft, vorübergehend oder zu einem bestimmten Zeitpunkt oder in einer isolierten Situation – als Deutsche betrachten und fühlen, aber auch als Mehrheitsangehörige, als Europäer, als Weltbürger, als Bayern, als Berliner, als Ost/Westdeutsche, Gewerkschaftler, als Kleingärtner, als Arbeiter, als Vertriebene, als Alternative, als Bewohner eines Stadtviertels, als Männer, als Frauen usw. Das Problem stellt sich hier, daß die Trennlinien zwischen Gruppen und Gruppenzugehörigkeiten sich überschneiden können, daß sie als mehr oder weniger bedeutend empfunden werden, das heißt, in einem hierarchisierten oder auch gleichwertigen Verhältnis zueinander existent sein können. Von einer „tonangebenden Basis-Identität“, entlang der sich alle anderen Zugehörigkeiten an- bzw. unterordnen, und die die Wahrnehmung und Verhalten eindeutig orientierend bestimmen – wie zum Beispiel die gesellschaftstrukturierenden Trennlinien des Geschlechts, der Ethnie/Kultur oder der Klasse – gehe ich für die Analyse von Aussagen engagierter Frauen der deutschen Mehrheitsgesellschaft nicht aus.<sup>71</sup>

Nach Tajfel ist von der Bedeutung der Zugehörigkeit/en und der Art der vorgefundenen Unterscheidungen zu anderen Gruppen abhängig, ob und wie eine Situation als wichtig für die Gruppenmitgliedschaft wahrgenommen wird: Je klarer das Bewußtsein der subjektiven Gruppenzugehörigkeit, je größer das Ausmaß an positiven – oder auch negativen – Bewertungen, die mit der Mitgliedschaft verbunden sind und je höher der emotionale Einsatz in dieses Bewußtsein und in diese Bewertungen, desto größer wird die Anzahl und Unterschiedlichkeit der sozialen Situationen sein, in denen Perso-

nen anderer Gruppen im Sinne dieser Gruppenzugehörigkeit wahrgenommen und als Mitglied der Gruppe gehandelt wird.

Soziale Situationen werden demzufolge unter Einbeziehung der Art der Beziehungen zwischen den beteiligten Gruppen wahrgenommen und der Umgang mit anderen wird in dieser Auffassung zu einem hohen Maße nicht von persönlichen Beziehungen, sondern durch die Mitgliedschaft in einer sozialen Gruppe bestimmt. Ein Individuum setze sich öfter als „wir“ in Beziehung zu „denen“ und weniger als „ich“ in Beziehung zu „der“ oder „dem“. Die positive und sichere soziale Identität ist damit umso einfacher zu erreichen oder aufrechtzuerhalten, je eindeutiger die soziale Situation als Beziehung zwischen einheitlich kategorisierten Gruppen interpretiert werden kann, die Grenzen zwischen den Gruppen als dichotomisch und selbstverständlich angenommen werden können. In dem Moment, wo Zweifel an der Rechtmäßigkeit der Gruppenidentität der „überlegenen“ Gruppe laut und öffentlich werden und andere Gruppen ebenfalls eine vielleicht andere Grenzziehung und Selbstbestimmungsrechte beanspruchen und definieren, droht das Kategorisierungssystem zusammenzubrechen, das heißt der übergeordnete Status wird als bedroht wahrgenommen.

Da es also keine auf Dauer sichere Identität einer Gruppe gibt, bestehende Status-, Macht-, Über- bzw. Unterordnungsbeziehungen immer wieder neu geschaffen und aufrechterhalten werden müssen, könne eine Gruppe, die sich bisher ihrer Überlegenheit äußerst sicher war, ihre positiv bewertete Eigenart, ihr klares Bild, nur bewahren, indem sie Unterschiede intensiviert und Zugehörige bevorzugt und Nichtdazugehörige aus dem „Club“ ausschließt. Von Tajfel durchgeführte Gruppenexperimente ergaben, daß im Zweifel eher der „Richtige“ aus der Gruppe ausgeschlossen als der „Falsche“ als gruppenzugehörig eingeschlossen wird.

Diskriminierendes Verhalten von Deutschen gegenüber Ausländern, eine Situation der Machtausübung einer überlegenen Mehrheit, könnte als Folge der Bedrohung der positiven sozialen Identität in Zeiten starken sozialen Wandels interpretiert werden, wo zur Aufwertung der eigenen Kultur eine extreme Abwehr gegenüber anderen Gruppen notwendig wird. Hinsichtlich des Erschreckens derjenigen deutschen Frauen, die Trennlinien zwischen Frauen bisher nicht oder nur als unbedeutend definiert und wahrgenommen haben, könnte angenommen werden, daß – da die Auffassung über die Grenzen der Zugehörigkeiten nun nicht mehr akzeptiert wird – diese neue Situation als Verunsicherung der eigenen Positionierung und des Selbstwerts empfunden wird. Untersucht werden muß, welche Zugehörigkeiten für engagierte Frauen der deutschen Mehrheitsgesellschaft bedeutend sind, ob und unter welchen konkreten situativen Bedingungen eine Verunsicherung stattfindet.

Neben der Bedrohung „von außen“ wird in diesem Konzept noch eine Möglichkeit unsicherer sozialer Identität genannt: Wenn die Mitglieder der Gruppe, der ein höherer Status zugeschrieben wird, die übergeordnete Position der eigenen Gruppe als nicht legitim wahrnehmen, da diese mit einem Wertkonflikt für sie verbunden ist, sie also der Auffassung sind, daß ihre Position auf ungerechten Vorteilen, auf Formen der Ungerechtigkeit, auf Ausbeutung oder auf Machtmißbrauch beruht. Dann komme es auf die Stärke des Zugehörigkeitsgefühls an, ob entweder die Mitgliedschaft erlöscht, das bedeutet die Gruppe verlassen wird, oder aber neue Rechtfertigungsstrategien zur Erhaltung des Status quo erfunden werden können und somit das Zugehörigkeitsgefühl zur eigenen Gruppe Determinante des Verhaltens bleibt. Im Gegensatz zu Tajfel, der davon ausgeht, daß der Fall des geringen Zugehörigkeitsgefühls uninteressant ist, da „gegenüber der Fremdgruppe nicht diskriminiert wird“ und „keine Feindschaft“ existiert und „die Mitgliedschaft für alle praktischen Zwecke ausgelöscht ist“, nehme ich an, daß ein solcher Wertkonflikt in Zusammenhang mit der Gruppenzugehörigkeit bei deutschen engagierten Frauen in ihrem ihr Denken und Handeln in Beziehung zu Migrantinnen auch ein Rolle spielen könnte, da die Mitgliedschaft zur Gruppe „der Deutschen“ – auch aufgrund des geltenden abstammungsorientierten Staatsangehörigkeitsrechts – ja nicht einfach erlöscht oder gewechselt werden kann, sondern in diesem – einleitend beschriebenen – Falle als „Gegenzug“ von den Mitgliedern der anderen Gruppe eine Zugehörigkeit im Kontext von Machtstrukturen zugewiesen wird, die den Kontakt offenbar stört und den zukünftigen Umgang miteinander mitbestimmt sowie eine kritische Auseinandersetzung mit dem Selbstbild innerhalb einer „Nation als Abstammungsgemeinschaft mit gemeinsamer Kultur und Geschichte“<sup>72</sup> herausfordern könnte.

Eine Untersuchung von Norbert Elias über Prozesse der Gruppenstabilisierung im Falle einer vermuteten Bedrohung von außen gibt Aufschluß über die Machtquellen und konkreten Mechanismen, mit denen Gruppenmitglieder ihre Position der Überlegenheit herstellen, durchsetzen und aufrechterhalten.<sup>73</sup> Auch hier geht es um die Bedeutung der Gruppenmitgliedschaft, genauer um den sozialen Vorrang und die Verhaltensweisen einer Gruppe von Alteingesessenen, den „Etablierten“, gegenüber einer Gruppe von Neuzugezogenen, den „Außenseitern“. Eine deutliche Trennung der Gruppenmitglieder wird durch die alte Gruppe dadurch erreicht, daß die schon Etablierten Unterschiede zu den Neuen sehen wollten, diese als entscheidend für die Gruppenbeziehungen anerkannt und zur Grundlage des Handelns der Gruppenmitglieder auf allen Ebenen wurden. Auch in diesem Konzept wird das Selbstbild der Gruppe als Element der Persönlichkeitsstruktur des einzelnen betrachtet; ein Individuum kann niemals absolut autonom sein, sondern existiert immer in Abhängigkeit von der Meinung aller seiner Wir-Gruppen. „Das Wir-Bild und Wir-Ideal eines Menschen ist ebenso Teil seines Selbstbildes und Selbstideals wie das Bild und Ideal seiner selbst als der einzigartigen Person, zu der er „Ich“ sagt.“<sup>74</sup>

Das Modell der Etablierten-Außenseiter-Beziehung, das als Ergebnis der Untersuchung einer kleinen englischen Gemeinde von Elias entwickelt wurde, ist charakterisiert durch eine ungleiche Machtbalance zwischen voneinander abhängigen Menschengruppen, die auf materieller oder ökonomischer Machtüberlegenheit der einen über die andere Gruppe und dem unterschiedlichen Zugang zu Ressourcen basieren kann, weshalb die überlegene Gruppe die Mitglieder der „machtschwächeren Formation“ durch eine spezifische Stigmatisierung, allgemein „soziale Vorurteile“ genannt, auf ihre Außenseiter-Plätze verweist, um diese „ungleiche Verteilung der Mittel zur Befriedigung materieller Bedürfnisse der Menschen“ zu bewahren und die stigmatisierte Gruppe von der Teilhabe auszuschließen. In der Regel werden diese Machtkämpfe in Zusammenhang gebracht mit Gruppenunterschieden nach sozialer Klasse, Religion, ethnischer Herkunft oder Rasse, Nationalität, Kultur und Bildungsniveau. Diese klassischen soziologischen und kulturanthropologischen Differenzierungen von Gesellschaft sieht Elias in seinem Modell als Nebenaspekt einer Etablierten-Außenseiter-Beziehung, der lediglich verstärkend wirken kann und „die Angehörigen der Außenseitergruppe leichter als solche kenntlich macht“. Die Soziodynamik der Gruppenbeziehung sei unabhängig von irgendwelchen unterschiedlichen Merkmalen ihrer Angehörigen, sondern bestimmt durch die Art ihrer Verflechtung unter Machtaspekten. Wesentlich in Elias Konzept ist die Feststellung, daß wahrgenommene Grenzen der Zugehörigkeit, die sozialen Differenzierungen, keine wirklichen Unterschiede voraussetzen, sondern daß allein die Angehörigen der machts stärkeren Gruppe die von ihr abhängige Gruppe und ihre Mitglieder als ungleich definieren und entsprechend handeln muß, um einen Unterschied konsensfähig zu machen. Im Laufe dieses Definitionsprozesses wird diese Differenz auf beiden Seiten durch Empfinden und Verhalten akzeptiert, als bedeutend angesehen für die Gruppenbeziehungen und als Maßstab verwendet für die Beurteilung der eigenen Identität und der der anderen.

Im Gegensatz zu Taifel, der eher von beobachteten Unterschieden ausgeht, die in den Beziehungen der Gruppenmitglieder untereinander mehr oder weniger überbetont werden und dadurch die Wahrnehmung beeinflussen, weist Elias auf die Kontextabhängigkeit der sogenannten Unterschiede zwischen Gruppen hin: in anderen Zusammenhängen könne der als wichtig empfundene Unterschied eine geringe bis gar keine Bedeutung haben. Darüberhinaus wird bei Elias zugrundegelegt, daß jegliche „Gruppenkonfigurationen“, auf welchem Unterschied sie auch beruhen mögen, auf eine spezifische Weise funktionieren und weltweit von übermächtigen Gruppen Außenseitergruppen nach einem gleichförmigen Muster konstruiert werden. Die Machtüberlegenheit einer Gruppe kann durch ein hohes Maß an Identifizierung, an Zusammenhalt und Gemeinsamkeit von Gruppennormen und Werten gewährleistet werden. Da in seiner Untersuchung diese „innere Kohäsion“ der Etabliertengruppe sehr viel höher war als die der Außenseitergruppe, konnte sie die konstruierte Ungleichheit zwischen den Gruppen stabilisieren und weiter ausbauen.

Weiterhin wird gesagt, daß durch die steigende Interdependenz aller Gesellschaften der Welt Machtbalance-Kämpfe zwischen einer Vielzahl relativ kleiner Gesellschaftseinheiten und zwischen einer immer kleiner werdenden Zahl immer größerer Einheiten stattfinden. Das Ziel der Etabliertengruppen sei dabei ausgerichtet auf Erhöhung oder Wahrung der Machtunterschiede und der eigenen Überle-

genheit. In globalen als auch kleinmaßstäbigen Machtbalancezusammenhängen geht es um das Streben um Vorteile, deren „objektive“ Basis nur im Falle einer sehr ausgeprägten Machtbalance zugunsten der etablierten Gruppe rein ökonomischer Art sind, und infolgedessen eine schwächere Gruppe um ihr physisches Überleben und die Befriedigung fundamentaler Bedürfnisse kämpft. Das Ziel der Sicherung des Lebensunterhalts ist nach Elias jedoch nicht das einzige oder „wirkliche“ Bedürfnis im Handeln der Menschen und nicht der Grund für Konflikte und Spannungen zwischen Gruppen<sup>75</sup>. Die Realität im Erleben der Menschen werde durch andere Bedürfnisse und Konflikte zwischen Gruppen bestimmt, die nicht in Begriffen von „rationalem“ – oder irrationalen – Handeln zu beschreiben sind. Während Tajfel die Bewußtheit über soziale Identität und ihre affektive Komponente besonders hervorhebt, geht Elias von „Gruppenphantasien“ aus, dem Wir-Bild und Wir-Ideal, „ein Gemenge von gefühlsgeladenen Phantasien und realistischen Vorstellungen“, die in allen Gruppenmachtbeziehungen für das gesellschaftliche Handeln eine zentrale Rolle spielen, und die ihren eigenen Entwicklungscharakter und eine Tendenz zum Überdauern haben, das heißt, an denen selbst bei gewandelten Bedingungen festgehalten wird, und die begleitet werden durch unveränderte Einstellungen und Verhaltensweisen. Die Bewußtheit über veränderte Tatsachen, nämlich eine Änderung des Gruppenverhältnisses, reiche für die Mitglieder einer etablierten Gruppe nicht aus, um ihre veränderte Position zu erkennen; die Veränderung müsse als „Realitätsschock“ *gefühlt* werden, um die Vorstellung von der Gruppe an die Realität anzupassen. Die Strategie der betroffenen Gruppen – Elias nennt als Beispiel „vor allem nationale Gruppen“ – auf dem Weg dorthin sei zunächst die „emotionale Leugnung des Wandels“ und die Aufrechterhaltung des Gruppenbildes. In der Migrationspolitik europäischer Staaten und besonders in Deutschland ist dieses Vorgehen in der Selbstrepräsentation einer nationalen Einheitlichkeit und der institutionellen Aufrechterhaltung der Ungleichheit und der Außenseiter-Position ihrer Ausländer, die keine Einwanderer sein sollen, wiederzuerkennen.

Identifikationen von Menschen einer Gruppe mit Vormachtstatus sind nach dieser Theorie eng verbunden mit dem Wir-Bild dieser Gruppe. Deren überlegene „Machtrate“ habe auf ihre Angehörigen einen großen Einfluß, da sie „selbsterhöhend“ wirke. Sie „schmeichelt der kollektiven Selbstliebe, die zugleich der Lohn ist für die Unterwerfung unter gruppenspezifische Normen, unter Muster der Affekteinschränkung, die für die betreffende Gruppe charakteristisch sind und die bei den machtschwächeren, „minderwertigen“ Gruppen – Außenseitern und Ausgestoßenen – vermißt werden.“<sup>76</sup> Angehörige der Mehrheit müssen die Regeln, „traditionelle Selbstzwangsmuster und auszeichnende Verhaltensnormen“ der eigenen Gruppe, beachten und leben, wenn sie an deren Vorrangstellung teilhaben wollen. Die individuelle Machtrate stehe und falle mit der Anerkennung durch die Mitglieder der eigenen Gruppen, die durch normsetzende Meinung den einzelnen in seinem Verhalten und Empfinden kontrollieren können, da diese als persönliches Gewissen funktioniert. Die Befolgung der Gruppenzwänge wird zum Zeichen für Zugehörigkeit.

Es wäre für die vorliegende Arbeit demnach wichtig herauszufinden, welche Gruppe und welche Gruppenmeinungen für das Selbstwertgefühl und die Selbstachtung von engagierten Frauen der deutschen Mehrheitsgesellschaft notwendig und interaktiv leitend sind: ob gesamtgesellschaftliche und kulturell herrschende deutsche Standardmeinungen oder/und Meinungen bestimmter Teilgruppen und SubKulturen.

Die für meine Problemstellung und Untersuchung wichtige Frage, wie sich Menschen als zur selben Gruppe zugehörig betrachten und einander in die Gruppengrenzen einschließen, während sie andere als einer anderen Gruppe zugehörig ausschließen, hängt für Elias – wie gesagt – nicht mit einem realen, allgemein und überall gültigen, Unterschied zusammen. Sein Konzept ist deswegen hier von Interesse, und auch weil er den Entwicklungsprozeß von gesellschaftlichen Meinungen einer überlegenen Gruppe miteinbezieht und darüber hinaus den soziologischen Blickwinkel thematisch erweitert, indem er die Präsentation und Darstellung des Körpers von anderen, strukturell unterlegenen, Gruppenangehörigen als aussagefähiges Zeichen für die Zugehörigkeit und für die soziale Identität von Individuen hervorhebt.

Ein Aspekt im Konstruktionsmuster in einer Unter- bzw. Überordnungsbeziehung, in der von einer Etabliertengruppe andere Gruppen als minderwertig behandelt werden oder wurden, ist in Elias' Mo-



dell die „verdinglichte Stigmatisierung“: ein nicht existierender körperlicher Unterschied, der in der kollektiven Vorstellung der machtüberlegenen Gruppe entwickelt wurde, wird den Angehörigen der Gruppe als physisches Kennzeichen unterstellt, und erscheint in der Folge für alle als unveränderliche Tatsache; auf sie hinzuweisen entlastet zugleich die „stigmatisierenden“ Gruppenangehörigen von jeder Schuld.<sup>77</sup> Die „angeborene“ Besonderheit wird zum „greifbaren Symbol“ für die unterstellte Anomie der anderen Gruppe und verteidigt die bestehende Machtpositionen und Verteilung der Machtchancen. Nicht-Dazugehörige werden so unmittelbar erkennbar und „sichtbar“.

In diesem Gruppengeschehen werden alle Mechanismen von Identifikationen als Mittel zur Behauptung der sozialen Überlegenheit einer Gruppe beschrieben: Mitglieder der eigenen Gruppe werden als emotional vertraute bessere Menschen mit gemeinsamen Lebensformen und Lebenserfahrungen empfunden; Mitglieder der anderen Gruppe werden kollektiv und individuell als anomisch wahrgenommen, da sie als Außenseiter den Normen und Zwängen der überlegenen Gruppe offenbar nicht folgen wollen. Sie werden nicht aufgrund ihrer individuellen Eigenschaften beurteilt, sondern weil sie Mitglieder einer Gruppe sind, die „en bloc“ als fremd und minderwertig gilt. Tendenziell werden dabei insgesamt die angeblich schlechten Eigenschaften der „schlechtesten“ ihrer Teilgruppen, ihrer „anomischen Minderheit“, zugeschrieben, und das Selbstbild der überlegenen Gruppe, die sich schon insgesamt als menschlich höherwertig sieht, wird „durch die Minorität ihrer ‚besten‘ Mitglieder, durch ihre beispielhafteste oder ‚nomischste‘ Teilgruppe geprägt“. Die Stärke dieser von Elias so genannten „kollektiven Lob- und Schimpfphantasien“ läßt sich gegenwärtig zum Beispiel an der in Deutschland weit verbreiteten Meinung ablesen, daß die Ausländerkriminalitätsrate höher ist als die der Deutschen.

Aufgrund dieser Phantasien bilden sich bestimmte Empfindens- und Verhaltensweisen als Standards aus, die den Kontakt mit der machtschwächeren Gruppe gewissermaßen emotional erschweren und im Extremfall verbieten: Ekel und Abscheu vor den Mitgliedern der anderen Gruppe im übertragenen und konkreten Sinne, wie zum Beispiel das Gefühl der Herabsetzung des eigenen Wir-Bildes durch Kontakt mit Nicht-Dazugehörigen, die gültige Verhaltensnormen, Zwänge und Lebensformen nicht respektieren, oder die sinnliche Beobachtung, daß diese „unsauber“ und „ungepflegt“ sind; sprachliche Ausdrücke und Definitionen der Gruppenangehörigen, die diese als unterlegene Gruppe insgesamt positionieren und beleidigend wirken (sollen); und Argumentationsstrategien, die in der eigenen Gruppe anerkannte Einstellungen, Verhaltensweisen, Umgangsformen und Selbstrepräsentationen dann als negativ oder Tabu-Verletzung umdefinieren, wenn sie in Kontaktsituationen von den Mitgliedern der unterlegenen Gruppe verwendet werden.

Ich gehe mit Elias davon aus, daß die Zusammenhänge zwischen Wir-Bild und Sie-Bild einer Mehrheit und theoretische Grundmuster von Beziehungen, die Menschen zu einer emotionalen Gleichsetzung von hoher Macht mit hohem Wert der eigenen Gruppe und entsprechenden Verhaltensweisen führen, keine unabänderlichen Erscheinungen der menschlichen Natur sind, sondern daß sie abhängig sind von der kritischen Bewußtheit der einzelnen über den Konstruktionscharakter dieser Prozesse. Allerdings legen die Auffassungen über das überaus bedeutungsvolle Selbstverständnis einer „etablierten“ Mehrheit auf dem Hintergrund und mit dem Mittel von klassifizierenden Einordnungen nahe, von einem relativ einheitlichen Wissensbestand und schematischen Wirklichkeitsdefinitionen sowie gleichförmigen Prozessen auszugehen, die die Beziehungen von deutschen Frauen mit Migrantinnen bestimmen könnten. Außerdem wäre anzunehmen, daß eine bestehende Realität von Ungleichheiten durch eine Änderung der Klassifikationen von Ausländern durch die Konstrukteure, den Inländern, zu veränderten Gruppenzugehörigkeitsgefühlen und damit die Folge der Grenzziehungen, interaktives Handeln, verändert sein könnte. Auf individueller Ebene wäre ein vom allgemeinen Gruppenstandard abweichendes Empfinden und Verhalten möglich.

Die Machtungleichheit als Kern der Gruppenkonfiguration zwischen Mehrheitsfrauen und Minderheitsfrauen und das durch die Zugehörigkeit bedingte Machtpotential der deutschen Frauen zur Beschreibung und Klassifikation anderer Frauen wären damit jedoch zunächst nicht berührt. Die Frage bleibt hier, welches Selbstverständnis und welches Gruppenzugehörigkeitsgefühl der deutschen Frauen kontaktbestimmend sind oder in Kommunikationssituationen werden, unter welchen Bedingungen ihr Wahrnehmen und Verhalten einem durch die Machtstruktur der Beziehungen bestimmte Mu-

ster folgen und inwieweit diese Zugehörigkeiten und Konstruktionen in individuellen Kontaktsituationen und überhaupt den zur konstruierenden Mehrheit gehörenden deutschen Frauen bewußt sind.

Zur Verdeutlichung der Struktureigentümlichkeiten der Beziehungen muß ihre Entwicklung, das heißt die Gruppenbeziehungen „als Prozesse in der Abfolge der Zeit“ (Elias), als Rahmen für die empirische Analyse mit einbezogen und bewußt gemacht bzw. reflektiert werden: Die Klassifikationsschemata selbst sind nicht vorgängig da, sondern sind als Produkte vergangener Zeiten zu sehen. „Die zentrale Frage ist (...), wie es denn geschah, daß man sich in unserer Welt daran gewöhnt hat, Menschen mit einer anderen Hautfarbe als einer anderen Gruppe zugehörig wahrzunehmen. (...) Erst aufgrund dieses langen Verflechtungsprozesses, in dem Gruppen mit verschiedenen Körpermerkmalen als Herren und Sklaven oder in anderen Positionen mit großen Machtdifferentialen interdependent wurden, gewannen Unterschiede der physischen Erscheinung den Charakter von Signalen der Zugehörigkeit zu Gruppen mit verschiedenen Machtraten, einem verschiedenen Status und verschiedenen Normen.“<sup>78</sup>

Es ist davon auszugehen, daß neue und veränderte Existenzbedingungen in der Gegenwart, wie zum Beispiel das zunehmende Vorhandensein von Minderheitsgruppen in Deutschland, tendenziell in den Wahrnehmungsschemata der Vergangenheit gedeutet werden, die jedoch in neuen Kontexten historisch je spezifisch bearbeitet werden. Auf das den Wahrnehmungen deutscher Frauen zugrundeliegende „Wissen“ über Grenzen und Zugehörigkeiten auch zu übergeordneten Bedeutungszusammenhängen, die in ihr Selbstkonzept einfließen und ihre Wirklichkeit „erzeugen“ können, gehe ich im folgenden ein.

## 2.4. Europäische GrenzGeschichte, Sichtweisen und Verhaltensmuster

Das Denken in Gegensätzen als „europäisches Wissen“ zu bezeichnen und damit von anscheinend einheitlichen und statischen Denkmustern in der Wirklichkeitskonstruktion auszugehen, die allen europäischen – und deutschen – Menschen gleichermaßen zur Verfügung stehen und Orientierungen in Handlungssituationen bieten, ist an sich schon eine fragwürdige bzw. „falsche“, weil festlegende Grenzziehung und könnte in unzulässiger Weise die Interpretation von Aussagen der deutschen Frauen zu ihren Beziehungen zu Migrantinnen beeinflussen und zu vorschnellen Urteilen führen. Aus diesem Grunde ist es notwendig, gemäß dem Anspruch der vorliegenden Arbeit, die „okzidentale Duallogik“ zu reflektieren und zu „dekonstruieren“, der Prozeßhaftigkeit von Wahrnehmungen anderer Menschen und sozialer Phänomene nachzugehen, um die Beziehungskonstruktion von deutschen Frauen zu Frauen der Minderheit aufzuspüren. Meine folgende „Rekonstruktion der Konstruktion europäischer Wirklichkeit“ beschränkt sich auf vor-„herr“-schende Perspektiven. Aus zwei Gründen: zum einen forschungspraktische, da in den wenigstens Fällen frauenspezifische Sichtweisen in Theorien und Analysen berücksichtigt oder überhaupt gesehen werden; zum anderen, weil erst durch die Darstellung von „Standardsichtweisen“ und „Normaldifferenzierungen“ eventuell davon abweichende Wahrnehmungen als spezifisch anders beurteilt werden können.

Da davon ausgegangen wird, daß das Denken und Wahrnehmen der Europäer nicht in der Ordnung der Dinge begründet, sondern sozial konstruiert ist, das heißt „daß der Gegensatz Natur-Kultur weniger eine Eigenschaft des Wirklichen widerspiegelt, als vielmehr eine Antinomie des menschlichen Geistes: Der Gegensatz ist nicht objektiv, es sind die Menschen, die das Bedürfnis haben, ihn zu formulieren“<sup>79</sup>, gibt es zwar keine „europäische Kultur“, in der Tat aber eine bestimmte, sich in der Geschichte über Jahrhunderte lang kontinuierlich entwickelte Art und Weise von Wirklichkeitskonstruktion, die im wesentlichen eine Geschichte von „Gleichgearteten“ und ihren „Abstoßungen“ (Weber) ist.<sup>80</sup>

Das kennzeichnende allgemeine Ergebnis davon ist die Einteilung der Welt in die „zivilisierte“ europäische Kultur und „unzivilisierte“ außer-europäische Völker oder Kulturen, die aufgrund der Auffassung der grundlegenden Trennung von Eigenem und Fremden und der cartesianischen Zersplitterung der physischen und sozialen Welt mit einer Polarisierung der Welten und mit ganz bestimmten Arten von Bewältigung fremder Wirklichkeit durch Identifizierung einhergehen. Das Fremde würde ange-

eignet durch ein Sich-Hinein-Versetzen in die fremde Erfahrungswelt und durch die „Sammlung alles Verständlichen in einem Logos“<sup>81</sup>; es wird verstanden und/oder beherrscht. Diese „egozentrische“ und „logozentrische“ Grundhaltung des abendländischen Denkens, die tatsächliche Beziehungen zwischen Europa und der übrigen Welt gar nicht in den Blick bekommt, ist vielfach kritisch analysiert und in ihrer historischen Entwicklung beschrieben worden. Meine Ausführungen können nicht alle „Wurzeln“ der europäischen Art und Weise der Wirklichkeitskonstruktion erläutern; sie beschränken sich notwendigerweise auf die europäische Sicht, wie sie in den Begriffen zum Ausdruck kam und kommt, und deren Bedeutung zur Identifizierung von Menschen, sowie der damit einhergehenden Herausbildung von Mustern der Wahrnehmung, des Verhaltens und der Erklärung von beobachteten Phänomenen sozialer Ungleichheit.<sup>82</sup>

Die Schemata für die Klassifikation im menschlichen Kontakt und die ihnen zugrundeliegenden Ordnungsvorstellungen über die Grenzen, über das Innen und Außen, vorgestellter Gemeinsamkeiten waren im europäischen Denken bis zum 16. Jahrhundert geprägt von der Idee einer durch Glauben zusammengehaltenen und zu verteidigenden Großgemeinschaft und zwar lange vor dem Erscheinen des Christentums. In der Antike wurden die „Fremden“ der Gemeinschaft „Araber“ genannt und ihr phantastischer Reichtum beschrieben; aufgrund ihrer angeblich kriegerischen Gesinnung gaben sie jedoch Anlaß zur Besorgnis. „Au commencement, cinq siècles avant Jésus-Christ, était déjà l'anxiété. C'est Eschyle qui dans *Prométhée enchaîné* décrit ainsi les Arabes: *tribus belliqueuses dont un frisson agite les lances acérées*.“<sup>83</sup> Aufgrund der „Undurchdringlichkeit des Anderen“, des Fremden, konstruierte das „kollektive Bewußtsein“ die geographische Herkunft und Situierung der Beschriebenen: Aischylos verlegte „Arabien“ in den Kaukasus; Herodot beschrieb dieses Land als „von fliegenden Schlangen bevölkert und von Schafen, deren Schwänze so groß und schwer waren, daß sie ihnen von Karren gestützt hinterhergetragen werden mußten.“<sup>84</sup> Die fantasievolle Einordnung war möglich, weil es nachgewiesenermaßen in dieser Zeit in praktischer Hinsicht fast keine Kontakte zu Arabern gab.

Das änderte sich mit der Entwicklung des christlichen Weltbildes und der konkret stattfindenden Auseinandersetzung mit einer ähnlichen, nämlich der aus der jüdisch-monotheistischen und der römisch-griechischen Tradition hervorgegangenen, Religion des Islam bzw. mit dem Erscheinen von Mohammed (610). Die christliche Welt, das „corpus christianum“, tendierte einerseits zur Exkorporation aller nichtchristlichen Glaubensvorstellungen, andererseits zur Inkorporation aller derjenigen, die sich den Wertvorstellungen – zum Beispiel durch Taufe – unterwarfen.<sup>85</sup> Zur Kenntlichmachung nicht-christlicher Gemeinschaften wurde die Grenzziehung entsprechend auf religiöser Basis vorgenommen. Die Einteilung ist wie oben erläutert mit Bewertungen der anderen bzw. der Anerkennung der anderen als Subjekt oder Objekt verbunden und bedeutete moralische Gegensätzlichkeit von Gut und Böse, Richtig und Falsch. Die christliche Welterklärung hatte einen umfassenden Wahrheitsanspruch durch die „heilige“ Schrift, die den Sinn der Welt offenbarte, und identifizierte andere mit ihren anderen Wahrheitsansprüchen als Gegenentwurf des eigenen Selbst. In dieser Perspektive galt die Ordnung der islamischen Gemeinschaft der Ummah als Unordnung.<sup>86</sup> Überaus wichtig war in dieser Vorstellung, daß die Menschen, die als „Heiden“ wahrgenommen wurden, eben nicht nur nicht an den wahren und richtigen, sondern an gar keinen Gott glaubten, und deshalb die moralischen Regeln der christlichen Religion nicht auf sie angewendet werden brauchten.

So bildete sich etwa seit dem 8. Jahrhundert die Differenzierung zwischen Christen mit der Selbstwahrnehmung als rein, gut, Geist, weiß, heraus und der entsprechenden Negation in der Fremdwahrnehmung der islamischen Welt als unrein, böse, Fleisch, schwarz, Teufel. Die vorgestellte Welt eines christlichen Europa war nicht auf eine territoriale Begrenzung unterschiedlicher Großgemeinschaften bezogen; die theologische Konstruktion betraf sowohl Bevölkerungsgruppen außerhalb wie innerhalb Europas und zwar unabhängig von der islamischen Glaubenszugehörigkeit. Die Charakterisierung der Menschen der islamischen Welt als böse, unrein, barbarisch, degeneriert, tyrannisch, grausam und von fleischlicher Lust und Zügellosigkeit geprägt wurde auf Juden und christliche wirkliche oder vorgestellte Häretiker in gleicher Weise angewendet.

Im Zuge der kriegerischen Auseinandersetzung mit dem Islam verfestigte sich das christliche Selbstverständnis, das alle Nichtchristen aus der Gemeinschaft rigoros ausschloß, die sich nicht den

wahren Ordnungsvorstellungen unterwarfen, und das zum Beispiel auch Menschen jüdischen Glaubens zu einer sozialen Gruppe konstruierte, die zu ihrer Ausschließung aus der Gesellschaft und ihrer „Einschließung“ ins Ghetto des Mittelalters führte.<sup>87</sup>

Europa begann dem gesamten Teil der nichtchristlichen Welt der anderen, derjenigen jenseits der Grenzen des eigenen qua Religion definierten Bedeutungsgebiets, auch geographisch einen Namen zu geben und so die Demarkationslinie zum „Osten“ abzustecken: das „Morgenland“ oder der „Orient“ wurde den europäischen Vorstellungen entsprechend unterschieden als der „unbekannte“ Bereich, von dem in der vergleichenden Differenz die religiöse Identität des „Abendlandes“ negativ abgeleitet werden konnte. Dazu brauchte es weder eine wirkliche Andersartigkeit noch eine Anerkennung der Unterscheidung durch die Menschen der anderen Sinnwelt. Bis ins 18. Jahrhundert war das europäische Verständnis des Orients das des Islam. Die Wahrnehmung dieses entfernten und „sehr fremden“ Bereichs wurde aber eher in Kategorien früherer, nämlich der christlichen Erfahrung beurteilt als daß das Unbekannte zur Bildung neuer Erfahrungstypen, zum Erhalt neuer Informationen, geführt hätte: Es wurde eine Kategorie gebildet, die es erlaubte, die scheinbar völlig neue Lebensform so anzueignen, daß sie als Version der schon altbekannten gesehen werden konnte. So konnte das offensichtlich für die etablierte Sicht der Dinge bedrohlich Neue kontrolliert werden, indem der Islam als eine betrügerische Version des Christentums eingeordnet und die Echtheit der Offenbarung Mohammeds schlicht geleugnet wurde.<sup>88</sup> „Die verbreitetste Ansicht war (...), daß der Islam eine falsche Religion, Allah nicht Gott und Muhammad kein Prophet sei. Der Islam sei eine Erfindung von Menschen mit beklagenswerten Motiven und einem jämmerlichen Charakter und er werde mit Feuer und Schwert verbreitet.“<sup>89</sup>

Die Leugnung des Neuen und das Hereinholen alles angeblich Verständlichen in das eigene Bezugssystem, wurde zum grundlegenden charakteristischen Beziehungsmuster europäischen Denken und Handelns. Der Vorgang war verbunden mit Gefühlen, die durch allerdings handfeste Tatsachen verursacht wurden. In der Regel war Respekt, wenn nicht Angst, im Europa des Mittelalter vorherrschend: „Nach Mohammeds Tod im Jahre 632 wuchs die militärische und später die kulturelle und religiöse Hegemonie des Islams beachtlich. Zunächst fielen Persien, Syrien und Ägypten, dann die Türkei, dann der Norden Afrikas den moslemischen Armeen zu. Im 8. und 9. Jahrhundert wurden Spanien, Sizilien und Teile Frankreichs erobert, im 13. und 14. Jahrhundert herrschte der Islam bereits bis nach Indien, Indonesien, China. (...) Christliche Autoren, die Zeugen der islamischen Eroberungen (erst durch arabische, später durch türkische bzw. osmanische Dynastien, D. L.) waren, hatten wenig Interesse für das Wissen, die hohe Kultur und (...) die Größe der Moslems“<sup>90</sup> Ihre wissenschaftlichen Leistungen auf dem Gebiet der Medizin, Mathematik und Astronomie, ihr außerordentlicher und initiierender Beitrag zum „Erwachen“ der europäischen Zivilisation und Kultur wurde über Jahrhunderte heftig und polemisierend bestritten<sup>91</sup>; tatsächlich hatten „die islamischen Gelehrten mit der Rezeption der klassischen griechischen Philosophie begonnen, während die Christen Europas erst später und vermittelt über die islamische Philosophie mit ihr bekannt wurden.“<sup>92</sup>

Funktion der Gegenüberstellung des christlichen Abendlandes und des islamischen Morgenlandes war somit zuerst „Teil der Selbstverteidigung und Selbstidentifikation gegen einen überlegenen und auch expandierenden ökonomisch-politischen Feind“<sup>93</sup> Die Selbstkonstruktion als Großgemeinschaft Europa sowie die Gedanken der Menschen Europas, die sich selbst als „Okzident“ sahen, und die Identifikation der Menschen des „Orients“ hatten eine wirkliche materielle Grundlage in den wirtschaftlichen und politischen Beziehungen, und es entstanden Kontakte aufgrund dieser Machtansprüche beider Seiten. Die Kenntnis des Orient und der Orientalen verbreitete sich im Zuge des Kreuzzüge gegen eine andere hegemoniale Macht und über intensive Handelsbeziehungen mit dem Orient. Konkrete Begegnungen fanden jedoch vorwiegend von Europa in Richtung Orient statt, weniger umgekehrt: europäische Handeltreibende reisten nach Osten und Übersetzer der arabischen Werke übten ihre Tätigkeit dort aus. Aber: „Bis auf wenige Ausnahmen standen die meisten Christen dem Islam während der ungefähr ersten tausend Jahre der Konfrontation unwissend gegenüber, obwohl der Koran seit dem 12. Jahrhundert in einer lateinischen Übersetzung zugänglich war.“<sup>94</sup>

Das tatsächliche Wissen über den Orient war sehr gering; nichtsdestoweniger war dieses Wissen sehr komplex. „Fast seit den ältesten denkbaren Zeiten war der Orient für Europa mehr als das, was em-

pirisch über ihn bekannt war. (...) Zumindest seit dem 2. Jahrhundert vor Christus war es jedem Reisenden oder ostwärts blickenden westlichen Potentaten bekannt, daß Herodot – Historiker, Reisender, unerschöpflich neugieriger Berichterstatter – und Alexander – königlicher Krieger, wissenschaftlicher Eroberer – zuvor im Orient waren.“; „Bestimmte Assoziationen mit dem Osten – nicht ganz ohne Kenntnisse, nicht ganz informiert – scheinen schon immer mit dem Begriff des Orients verbunden gewesen zu sein.“<sup>95</sup>

Das Bild dieses Raumes oder Bereichs war zwar das einer Einheit, war aber nicht einheitlich, sondern bestand aus mehreren unterschiedlichen konkreten Bildern, die sich allerdings alle in einen Rahmen fügten. Der für und von Europa geschaffene Orient oder vielmehr die Idee eines solchen, erhielt im Laufe der europäischen Geschichte bestimmte Repräsentationen und Repräsentanten, das heißt Bilder, Vorstellungen und Charaktere, die die größere Einheit darstellten und in Variationen ersetzten, den eigentlichen Charakter des Begriffs, der auf dem christlichen Selbstbild basierte, jedoch nicht veränderten. Der Orient war, wie Hourani meint, „Zeit seines Bestehens ein Problem für das christliche Europa“<sup>96</sup>, da er gleichbedeutend mit „Islam“ stand; der Begriff symbolisierte „Terror, Zerstörung, das Dämonische, Horden verhaßter Barbaren. Für Europa war der Islam ein dauerhaftes Trauma. Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts lauerte die ‚osmanische Gefahr‘ an Europas Grenzen, um für die gesamte christliche Zivilisation eine konstante Bedrohung zu repräsentieren. Und zu der Zeit schloß die europäische Zivilisation diese Gefahr und ihre Erzählungen, ihre großen Ereignisse, Gestalten, Tugenden und Untugenden als etwas in ihren Lebensstoff Gewebtes mit ein.“<sup>97</sup>

Die europäische Repräsentation der Menschen der anderen Welt verfügte über verschiedene „semantische Masken“<sup>98</sup> oder Varianten mit einem negativ beschränkten Vokabular<sup>99</sup>: Der fremde Feind war unausgesprochen und selbstverständlich der „Orientale“ und je nach historischem Kontext und Zeitpunkt Moslem, Araber, Sarazene, Maure, Barbar, Ägypter, Osmane oder Türke, meist im Plural genannt, äußerlich als „schwarz, hundsköpfig und häßlich“ beschrieben und assoziiert mit einer gefährlichen Region, einer betrügerischen „Irrlehre“ und einem monströsen, blutrünstigen und sexuell triebhaften Volk.<sup>100</sup> Der polemische Diskurs über Gruppeneigenarten deckte sich mit den Charakterzuschreibungen für die Angehörigen religiöser oder anderer machtloser Gruppen in Europa, wie der Juden und der „Zigeuner“<sup>101</sup>, und war eindeutig ausgerichtet auf Machterhalt und die Aufwertung des Selbstkonzepts durch Erfinden von fanatischen Anti-Christen und Verächtlichmachung der angeblichen Eigenheiten der anderen Menschen. Ein zusätzlicher Beweis für deren sagenhafte Monstrosität war der durch Schilderungen von Reisenden bestätigte Mythos aus der Antike, daß das Leben der despotischen Orientalen in Faulheit, Sexorgien und grenzenlosem Reichtum stattfand. Um das tugendhafte Rittertum in christlicher Mission hervorzuheben, wurden in solchen Geschichten muslimische Prinzessinnen erfunden, die „gerettet“ werden konnten, wenn sie ihre Liebe zum Ritter dadurch bewiesen, daß sie ihrer Religion entsagten und ihre familiären Bindungen durch Verrat am Vater oder Gatten verleugneten.<sup>102</sup>

Am Ende des europäischen Mittelalters wurde der Islam mit den Türken identifiziert, das Wort „Türke“ stand synonym für „Muslim“ und meinte die gesamte muslimische Welt, obwohl bekannt war, daß diese verschiedene Länder und eine Vielfalt von Menschen umfaßte. So war der Türke, Moslem oder Orientale herkunftsmäßig und in seinem Sein einerseits abstrakt, undefiniert und unbegreiflich, so daß ihm jeweils alles Mögliche an Sinn unterstellt werden konnte, andererseits aber festgelegt auf ein variierbares Spektrum von negativ-konkreten Bedeutungen.

Die historische Feindschaft zwischen dem christlichen Okzident und dem muslimischen Orient nahm mit dem Niedergang des osmanischen Reiches und der militärischen und ökonomischen Durchsetzung der Machtansprüche Europas ab. Auf das Gefüge der Bedeutungen, Typenbildungen und Mythen wurde aber im Laufe der Geschichte immer wieder zurückgegriffen, das heißt sie wurden mit unterschiedlicher Schwerpunktsetzung wiederbelebt und bestätigt, zum Beispiel durch nunmehr erfundene oder tatsächliche schriftliche Reiseberichte, die sich vorwiegend auf das entsagungsfreie, also „unmoralische“, Luxusleben der Orientalen bezogen.

Während im Mittelalter die Wir-Sie-Dichotomie der eurozentrischen Weltsicht auf der Basis des Christentums als Unterscheidungskriterium aufruhte, entwickelte sich das Bild im Zuge der europäi-

schen „Entdeckung“ der Neuen Welt zu einem allgemein umfassenden Bild des anderen als kulturelle Entgegensetzung von höher entwickelten und naturverhafteten Anderen, das mehr und mehr ausschließlich nach den Erwartungen und Phantasien der westlichen Welt gebildet wurde. Das Selbstverständnis der europäischen Welt, die ihren geographisch-realen Mittelpunkt bisher im Mittelmeerraum hatte, erweiterte sich in den atlantischen Raum hinein, der nun begrifflich in vertrauten zur Verfügung stehenden Bild- und Sprachmustern angeeignet wurde. Benennungen von Erfahrungen in der Neuen Welt als „orientalisch“ oder „türkisch“ belegen die Beständigkeit der Wahrnehmungsschemata.<sup>103</sup> Auch hier bildete sich, als innere Differenzierung innerhalb des Gesamtbildes von Menschen und Gruppen von Menschen außerhalb des als abendländische Kulturgemeinschaft konstruierten Europa, eine Dichotomie von Gut und Böse, von Oben und Unten, heraus.

Kriterium für Menschenkategorisierungen wurde die Unterscheidung nach dem Äußeren, der Hautfarbe, die es erlaubte, die Position eines jeden Individuums innerhalb der gesamten Menschheit als unveränderlich festzulegen, da sie beobachtbar und offensichtlich war, und zudem diese physiologische Ausstattung des Menschen nicht – da „von der Natur gegeben“ – wie ein Kleidungsstück abgelegt werden konnte. Darüber hinaus konnte anhand der äußeren Merkmale rückgeschlossen werden auf die innere Eigenart der Menschen. Die Zuschreibung von bestimmten Eigenschaften, Verhaltensweisen und Vergesellschaftungsformen – aufgrund der biologischen Einteilung der Menschheit in verschiedene voneinander unterscheidbare Rassen – war möglich und sinnvoll, da erst dadurch die Bewertung von Zugehörigkeiten, die hierarchisierende Grenzziehung zwischen den Kategorien, einsichtig wurde. Traditionell und tendenziell wurde in der Stufenfolge der menschlichen Rassen die weiße Rasse als überlegen an der Spitze der neuen, vorgestellten Gemeinschaften, den „Völkern“, aufgewertet und die schwarze in ihrer Stellung am Ende der Skala klassifiziert und abgewertet. Die Farbskala der Rassen richtete sich in ihrer Bedeutung bzw. Wertigkeit nach denen schon im Mittelalter gültigen Unterscheidungen von Christen und ungläubigen Heiden<sup>104</sup>; von den Anthropologen wurde nun den „Schwarzen“ vorgeworfen, im Gegensatz zu den „ehrbaren Weißen“ ihren Sexualtrieb nicht bändigen zu können.<sup>105</sup> Im allgemeinen bestand kein Zweifel am Führungsanspruch der europäischen Rasse und ihrer Kultur innerhalb der Menschheit, deren Grundlage insgesamt von der Natur bestimmt war und eine begrenzte Vielfalt von Lebensweisen herausbilden konnte. Somit wurde die europäische das vorgestellte Ziel jeder menschlichen Zivilisation.

Entscheidend für die Einordnung war die Perspektive und die Absicht der Einordnenden: zur Kritik der eigenen europäischen Gesellschaft wurde der reine, „edle Wilde“ geschaffen<sup>106</sup>, der aufgrund der Tatsache, daß er sich noch in einem natürlichen Urzustand menschlicher Entwicklung befand, den dekadenten Zivilisierten moralisch überlegen war; oder der böse Kannibale, über dessen Menschsein gestritten werden konnte und an dem sich im Vergleich die Überlegenheit der europäischen Kultur beweisen ließ. „Eingeborene“ und ihre Gesellschaftsformen wurden durch beginnende ethnologische Forschung und klassifizierungswütige Wissenschaft in ihren – auch kommunikativen – Strukturen „aufgedeckt“, das heißt „verstanden“, und dann entweder idealisiert und beherrscht, um sie zu beobachten und die Entfaltung der an sich allen Menschen eigenen „Vernunft“ an das europäische Entwicklungsideal anzugleichen, oder verachtet und beherrscht zum Zwecke der Ausrottung und der Sicherung europäischer Besitztümer.<sup>107</sup>

Leidenschaftliche Vertreter des aufklärerischen 18. Jahrhunderts mit seinem veränderten Welt- und Menschenbild benutzten die mittelalterlichen Sichtweisen und Bedeutungen der Begriffe für ihr Anliegen: durch die Diffamierung der Person Mohammeds und des Islam griff zum Beispiel Voltaire die Religion insgesamt und die „infame“ Alleinherrschaft der Kirche an; Montesquieu und andere schilderten die eigene Gesellschaft aus einem angeblich orientalischen Blickwinkel, um sie zu kritisieren und übernahmen ebenfalls die vorhandenen Bedeutungen. Der Diskurs über die „anderen“ erreicht hier seine volle Entfaltung; die „anderen“ wurden zum Mittel, um die sich verändernden sozialen Beziehungen in Europa selbst symbolisch aufzuarbeiten.

Die „weiße Rasse“ wurde dabei nicht als grundlegend verschieden von den anderen innerhalb der Einheit einer vernunftbegabten Menschheit vorgestellt. Ideen der Gleichheit fanden auch Erklärungen für die Verschiedenartigkeit der Lebenswelten und Gesellschaftsorganisationen: menschliche Vielfalt

wurde mehr und mehr mit Natureinflüssen begründet, durch die die eigentlich von Natur aus gleichen oder gleich ausgestatteten Menschen und ihre Gesellschaften determiniert wurden, und von denen sich Regierungs- und Herrschaftsformen als auch individuelle Charaktereigenschaften ableiteten: Kaltes Klima erzeugte „mutige, tugendhafte, kräftige, moralische, unsensible“ Charaktere und eine Republik der freien Bürger mit christlicher Religion; heißes Klima war mit den Eigenschaften „schlapp, lasterhaft, intrigant, empfindsam“, mit einer „Ermattung des Geistes“, Haus-Despotie im Harem und Regierungsform des „reinen Despotismus“ verbunden.<sup>108</sup>

Seit der Aufklärung orientierte sich demnach die Abgrenzung und Ausgrenzung von Menschen in Europa an einem System zweier gegensätzlich vorgestellter „Menschheiten“. Die eine Hälfte als die Vernunft nutzende, geschichtsbewußte, sich entwickelnde, die andere als irrationale, als nicht oder noch nicht entwickelte und mehr oder weniger geographisch benannte.<sup>109</sup> Naturnähe im Gegensatz zu Kulturnähe verschiedener Gruppen sind seitdem als Unterscheidungskriterium für die Vielfalt von Lebensweisen und ihre Hierarchisierung im europäischen Denken und in der Wissenschaft verwurzelt. Die Erfindung des unvereinbaren Gegensatzes Natur und Kultur, die Unterscheidung von natürlicher und gesellschaftlicher Ordnung, machte es notwendig, alle Menschen entweder nur der einen oder nur der anderen Seite zuzuordnen; der Vorrang der Seite der Kultur und ihrem Grad der Berrschung der Natur, und zwar der europäischen Zivilisation als oberster Instanz, die die allgemeinen Kategorien der Aufklärung, Gleichheit aller vernunftbegabten Menschen als freie, autonome Subjekte, als universell gültigen Maßstab des Denkens und aller Bewertungen setzte, erlaubte es, genau diese Ideale für alle außereuropäischen oder sonstwie andersartig erscheinenden Menschen nicht anzuwenden und/oder sie zu Nicht-Dazugehörigen, weil der anderen „dunklen“ Seite Angehörigen, zu konstruieren, die die Natur und Triebhaftigkeit, Vorherrschaft von keiner rationalen Analyse zugänglichen Religiosität, den Mangel an Vernunft, das Fehlen von Zivilisation bzw. „Naturbeherrschung“, von Freiheit und Recht, repräsentierten. In dieser Perspektive wurden sie gleichzeitig zu einer undifferenzierten und wesenhaften Einheit umgrenzt, deren innere Unterschiede nicht mehr wahrgenommen werden konnten und an der sich das eigene Weltverständnis und das Selbstkonzept als überlegen darstellen und erst beweisen ließen. Entscheidende Grundlage dieses Konzepts war die Wahrnehmung des europäischen Selbsts nicht nur als weißes und bürgerlich-freies, sondern als männliches Subjekt, so daß humanistische und universalistische Verhaltensdoktrinen der westlichen Aufklärung ausschließlich für Männer dieser allgemeinen Menschheit galten.

So wurden die Abgrenzungsbegriffe Orient und Okzident nicht nur bei der In-Frage-Stellung religiöser Leitbilder durch die Aufklärung, sondern auch bei der Weiterentwicklung Europas zur Moderne wiederum verwendet, diesmal jedoch als Rechtfertigungsideologie für die Beherrschung und Ausbeutung fremder Völker durch europäische Eroberer. Durch die wissenschaftliche Untermauerung der Einteilung von Menschen in verschiedene höher oder niedriger bewertete Rassen, entsprechenden Charaktereigenschaften und Gruppenzugehörigkeiten, wurden diese zu Bestandteilen des europäischen Wissens und rassistische Haltungen legitim, die Menschen aufgrund anscheinend natürlicher – „objektiver“ – Unterschiede in einer untergeordneten Position für immer festhalten, von den „Guten“ ausgrenzen und in vielen Fällen vernichten wollten. Mit dem alten Gegensatz Morgenland-christliches Abendland wurden die Ungleichheiten und Ungleichzeitigkeiten der Entwicklungen wahrgenommen und differenziert und die essentielle Unvereinbarkeit beider Kulturen erklärt; das Selbstbild der „westlichen Moderne“ scheint insgesamt – „trotz aller Widersprüche“<sup>110</sup> – das der Alleinerbin des griechisch-römischen Kulturgutes sowie der universalistischen Werte der Aufklärung zu sein. Auf dieser Basis wird die Kontinuität christlich-europäischer Gemeinsamkeiten gesehen, die ihre Menschenbilder, Gesellschaftsmodelle und Erziehungsziele beeinflussten und beeinflussen.<sup>111</sup>

Wie die Identifikation von Menschen als einer Kategorie zugehörig zu weitreichenden Folgen für die Schaffung „neuer“ und „realer“ Gegensätze zwischen einer okzidentalen und einer orientalen Welt geführt hat und führt, legt Said in seiner literaturwissenschaftlich orientierten Analyse für die Entwicklung der Rede vom Orient in Europa und seiner Verwissenschaftlichung im „Orientalismus“ dar<sup>112</sup>; Orientalismus gilt hier als ein gemeinsames europäisches Denksystem, wodurch besonders im 19. und 20. Jahrhundert der Widerspruch zwischen Okzident und Orient konstruiert und der „Orientale“ als

das Nicht-Ich erst hervorgebracht wurde und wird. Durch die Darstellung des Orients als das Andere, als Feind, als Gegenspieler, als Kulisse für koloniale Machtausübung, enthüllt sich nach Said der Okzident selbst, da diese Darstellung ausschließlich eine Darstellung *für* den Okzident ist.<sup>113</sup> Überaus zahlreiche Zeugnisse aus Kunst, Literatur, Malerei, Wissenschaften und Moden des 19. Jahrhundert belegen diese Auffassung.<sup>114</sup>

Hier bildete sich neben der Übernahme der feindlichen Haltung aus dem Mittelalter, ein weiteres Muster heraus, das zwar in der Kontinuität des Bildes von der ausschweifenden orientalischen Sexualität verblieb, aber dieser vermeintlichen Exotik und anziehenden Erotik des Orients den Vorzug gab. Der Orient fungierte als Kontrastbild, auf das abendländische Phantasien projiziert werden konnten.

Diese – allerdings „argwöhnische“<sup>115</sup> – Faszination führte in der neu gegründeten orientalistischen Wissenschaft zur eingehenden jedoch vergangenheitsorientierten Beschäftigung mit orientalischen – türkischen, persischen, arabischen – Sprachen, Gesellschaften und ihren Institutionen durch europäische Gelehrte und in der Literatur zur Darstellung einer romantisch verklärten nicht-rationalistischen sinnlichen Vorstellungswelt großer Leidenschaften, „südlicher Glut“ und Schicksalsgläubigkeit.<sup>116</sup> Dichtungen und Reiseberichte, deren Autoren häufig kein einziges Mal ihren Fuß außerhalb ihres eigenen Landes setzten<sup>117</sup>, bestätigten das schon vorhandene Bild vom Orient, in dem die wesentlichen Elemente nun festgelegt wurden: Bäder, Düfte, Genüsse aller Art, Serails mit rehägigen Frauen im Überfluß, schmachtend und sich verzehrend vor Liebe und Sehnsucht, böse und rachsüchtige Männer, die sie gefangenhalten, reiche Bankette, prächtige Stoffe, Juwelen, Musik, Tanz<sup>118</sup> und Poesie.

Der durch keinerlei Vernunft oder gesellschaftliche Normen beschränkten Phantasiewelt wurde die soziale Stabilität Europas entgegengestellt, mit der Begriffe wie geistige und physische Tatkraft, Pflicht, Strebsamkeit, Ansehen, sozialer Rang, Staat, Ehe und Fortschritt verbunden waren. In den europäischen Dramen waren der orientalische Mann, der Sarazene, der Türke, der Mohr, der Jude, die Bösewichter schlechthin. Der Prototyp der verführerischen orientalischen Frau, die Schönheit und grausam-gefährliche Verruchtheit zugleich vereinte, wurde zur Verkörperung dieses Orients schlechthin. Im Kontext der europäischen Literatur waren Zigeunerinnen und Jüdinnen in das Bild miteingeschlossen.<sup>119</sup> Als typisch für den Orient wurde das patriarchale Geschlechterverhältnis anhand der Lebensform der orientalischen Frauen im Harem wahrgenommen und hervorgehoben; der Harem wurde genauestens von den männlichen Europäern in Wort und Bild dargestellt, obwohl männliche Europäer nie Zutritt zu dieser angeblichen „Frauenwelt“ hatten. Kontakte zu orientalischen Frauen wurden recht selten beschrieben; literarische Schilderungen von konkreten Begegnungen beschränkten sich weitgehend auf die Selbstdarstellung in Hinblick auf erotisch-sexuelle Befindlichkeiten.<sup>120</sup> Für Maler dienten Frauen aus ihrer eigenen europäischen Welt als Modelle für orientalische Szenarien. Doch hier wurde nicht deren Körper thematisiert, sondern der Körper der halb oder gänzlich entkleideten hellhäutigen Frau – „Odaliske“ –, umgeben von schwarzen Sklavinnen, in seiner Funktion als Symbol der exotischen Welt der anderen.

„Die Haltung der Europäer gegenüber der orientalischen Frau war immer ambivalent. Sie schwankte zwischen Begehren, Mitleid, Verachtung und Entrüstung. Die Frauen des Orients wurden sowohl als sexuelle Opfer als auch als ränkeschmiedende Hexen dargestellt.“<sup>121</sup> Ihre Eigenschaften wurden negativ bewertet: Sie seien stolz, hochmütig, hinterhältig, betrügerisch, grausam, schamlos, lüstern, faul, vertändelten ihre Zeit, verbrächten ihr Leben in Müßiggang, Untätigkeit, Bequemlichkeit und beim Schwatzen miteinander.

Reisende europäische Frauen hatten zwar schon im 18. Jahrhundert die Möglichkeit des Einblicks in orientalische Frauenwelten, aber ihre Perspektive unterschied sich im großen und ganzen nicht wesentlich von denen ihrer oder der Männer.<sup>122</sup> Auffällig im Vergleich zu den männlichen Autoren von Reiseberichten ist jedoch, daß bei den Europäerinnen vorwiegend die orientalischen Männer – je nach Interesse als dumm und anmaßend oder als despotisch und anziehend – in den Blick geraten, und daß orientalische Frauen von den „westlichen“ meist nicht bemerkt und außer als stumme, oft unförmig häßliche, Figuren nicht erwähnt werden. Wo sie bemerkt werden, wird ihr Dasein als mitleiderregend geschildert, da sie ein „gleichförmiges, verborgenes, müßiges, unbewegtes Leben“ in Knechtschaft führen mußten<sup>123</sup>. Im ganzen 19. Jahrhundert werden „Orientalinnen“, ganz gleich, ob von Jüdinnen,



Türkinen, Beduinen- oder maurischen Frauen die Rede ist, als ‚arme Geschöpfe‘ bezeichnet“; ihr Gefängnis sei der Harem, der ihnen zwar Luxus biete, aber sie von der Außenwelt abschließe, sodaß sie das höchste Gut des menschlichen Lebens, Freiheit, nicht besäßen<sup>124</sup>.

Westliche ethnologische Forscherinnen und Anthropologinnen des 19. und des 20. Jahrhundert unterlagen und unterliegen in der Regel dem wissenschaftlichen Zeitgeist und übernehmen die „männliche Ideologie“<sup>125</sup>, indem sie ausschließlich die männerdominierten Sphären der untersuchten Kultur erforschen und die Frauen entsprechend als nichtssagend, uninteressant und langweilig bewerten. Auch Ansätze einer feministischen Anthropologie, die sich abgrenzt von der männlichen Forschung, bleibt den üblichen Sichtweisen verhaftet, da nunmehr ausschließlich „traditionell weibliche Umfelder“ der jeweiligen Frauen untersucht werden und andere Bereiche als unwichtig ausgespart werden, insofern von der männlich-europäischen Perspektive bestimmt bleiben. Die untergeordnete gesellschaftliche Position und die unterdrückte und entrechtete Lebenssituation der Orientalinnen im Unterschied zur eigenen wird bewiesen anhand der Kriterien Harem, Schleier, Sektionsvorschriften, mangelnder Bewegungsfreiheit in der Öffentlichkeit, Polygamie, Verstoßung und Beschneidung, und allerdings unterschiedlich gedeutet: entweder als Ausdruck patriarchalisch-kapitalistischer Unterdrückungsmechanismen oder als informelle Frauenmacht. Zudem wäre die Beobachtung und Thematisierung von Aktivitäten der Frauen untereinander mit einer homoerotischen Komponente versehen, die sich in den Texten europäischer Forscherinnen als Abwehr und „Angst vor Verführung“ widerspiegeln<sup>126</sup>. Hinsichtlich persönlicher Kontakte zu orientalischen Frauen ist zu bemerken, daß es in der Feldforschung im allgemeinen männliche Informanten sind, die als erste Ansprechpartner fungieren und die Kontakte also meist durch sie vermittelt sind.

„Die koloniale Situation bestimmte seit etwa 1870 jede kulturelle, soziale und politische Aussage in und über die islamische Welt.“<sup>127</sup> So folgt der der wissenschaftliche und Mediendiskurs des 20. Jahrhunderts den nachgezeichneten Konstruktionsmustern, indem der Islam „als eine monolithische Einheit dargestellt wird, als ein schwerfälliges, rückständiges und vor allem veränderungsunfähiges Gebilde“<sup>128</sup> mit gänzlich eigener Logik. Die moderne komplexe europäische Gesellschaft wird in der gleichen Tradition konzipiert in Abgrenzung zu vormodernen, traditionellen Gesellschaften, das heißt nichteuropäische Gesellschaften werden lediglich als Negation der europäischen Gesellschaft wahrgenommen. Die Kraft dieses Gegenbildes zeigt sich auch daran, wie es in diejenigen Sozialwissenschaften eingeflossen ist, die Prozesse der Grenzziehung zwischen Gruppen nicht durch die Natur bzw. Biologie bedingt, sondern als sozial determiniert sehen wollen und doch Gesellschaft nicht anders als in bezug auf die europäische Gesellschaft und in den gängigen Vorstellungen denken können.

Das polare Modell der „modernen“ Gesellschaft gegenüber „vormodernen“, „primitiven“ oder „traditionalen“ Gesellschaften, wie es bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts von der nicht-biologistischen Soziologie entwickelt wurde und die nachfolgenden Theorien und Forschungen prägte und prägt, sieht moderne Gesellschaften gekennzeichnet durch territorialstaatliche Gliederung, monogame Familie, Privateigentum, Vertragsbeziehungen und wissenschaftlich-rationale Denkweise, und deren negativen Gegenpol in den Charakteristiken vormoderner Gesellschaften: nomadische Lebensweise, eine auf Blutsverwandtschaft gründende Organisation, Fehlen von Eigentum und unlogisch-magisches Denken. In der Regel werden die letzteren in außereuropäischem Völkerkontext verortet und nun – während die „wildten Völker“ der Aufklärung noch das ursprüngliche Wesen und die „natürlichen“ Lebensformen der (aller) Menschen repräsentierten – in einem umfassenden Entwicklungsmodell als Vorstufe zur komplexen Gesellschaft oder als Vergangenheitsform europäischer Gesellschaften begriffen.<sup>129</sup>

Begriffe wie „westliche Freiheit“ und „östliche Tyrannei“, die von Herodot bis Montaigne schon gängig waren, werden zur Kennzeichnung der Gruppen und Menschen wieder und weiterhin verwendet. Der „orientalische Despotismus“ findet sich bei Marx wie auch bei seinem Kritiker Weber, die in ihrer Theorie der indischen Gesellschaft eine „Zurückgebliebenheit“ und die „Abwesenheit“ westlicher Institutionen für ihre Entwicklungs- bzw. Fortschrittsunfähigkeit sehen. Arten der Rationalisierung in Zusammenhang mit der Entwicklung des Kapitalismus in verschiedenen Bereichen des sozialen Lebens seien einzigartig im Okzident zu finden; für rationale Systematisierung in Staatsverwaltung und

Wirtschaftsunternehmen gebe es im Orient keinen Vergleich. Weber sieht in dieser Befreiung von der Magie, der „Entzauberung der Welt“, das hervorstechendste Merkmal des Abendlandes und führt die Stagnation „orientalischer“ Gesellschaften auf die Art und Funktion ihrer ganz eigenen religiösen Ideen zurück. Dabei dient seine Analyse der Religionen einzig und erklärtermaßen der Herausarbeitung okzidentaler Muster.<sup>130</sup> „Eurozentrische Grundhaltungen“ lassen sich bei vielen westlichen Theoretikern nachweisen und die Ansicht, primitive Gesellschaften an der fehlenden Individualität ihrer Menschen erkennen zu können: je primitiver die Gesellschaft, desto ähnlicher die Individuen, die sie bilden. In dieser Perspektive werden Kollektividentitäten „nicht-modernen Völkern“ zugewiesen, Individualitätsformen hingegen als fortschrittlich gesehen, die sich nur in „modernen“, nordwestlich-kapitalistischen Gesellschaften ausbilden könnten<sup>131</sup>.

Ein behaupteter und global gesehen anhand „kultureller Merkmale“ abgelesener „Modernisierungsrückstand“ nichteuropäischer Gesellschaften, und auch die zugrundeliegende Rede von „Modernisierungsverlierern“ oder im Falle fundamentalistischer „Rückbesinnung“ auf religiöse Werte sogar „Modernisierungsverweigerern“ im Vergleich zu den „Modernisierungsgewinnern“<sup>132</sup>, beinhalten auf dem evolutionstheoretischen Hintergrund einen qualitativen Unterschied und kritisch betrachtet „zumindest implizit eine Abwertung der ‚anderen‘ Gesellschaften“; Diese „Form rassistischen Denkens“ sei bis heute relativ unangegriffen in den Sozialwissenschaften existent<sup>133</sup>.

Die Vorstellung einer nicht vollzogenen Entwicklung eines außereuropäischen Großraums Orient ist in weniger theoretischen Zusammenhängen gegenwärtig wiederzufinden und illustriert besonders deutlich zum einen ihre Funktion als europäische Selbstrepräsentation und zum anderen das Muster der argwöhnischen Faszination. Der Orient sei gegenwärtig auf einer – keineswegs negativ zu bewertenden – kindhaften Stufe stehengeblieben, da er „geistig in tiefstem Grunde anders strukturiert war und ist“, ein „objektives“ Anders-Sein, das sich „insbesondere durch seine anderen religiösen Ansichten, seine andere Einstellung gegenüber Tod, Schicksal, Ehre, Mut, Leidenschaft, Familie und Sippe“ ergebe. Dieses Andersartige sollte nicht verschwinden, denn es wäre gerade „reizvoll, anziehend, fremdartig-vertraut, liebenswert“. „Geistiger Idealismus und Humanismus“, „ungewöhnlicher wirtschaftlich-technischer Aufschwung“ hätten sich eben „in Europa stärker als im Morgenlande mit seinem Hang zu Pragmatismus und Schicksalsgläubigkeit, zu Familie und Tradition“ entwickelt. „Hier in Europa die sprichwörtlichen Eigenschaften Fleiß, Tüchtigkeit, Gründlichkeit und Sauberkeit; faustisches Suchen, Drängen, Forschen, Experimentieren und Erfinden; Freude und quasi Selbstbestätigung am Planen und Organisieren, an der Funktion und der Perfektion. (...) Dort aber das natürliche, noch nicht in Frage gestellte Gefühl für das Eingebundensein in eine jenseits-existente göttlich-paradiesische Welt; Hinnahme des vorbestimmten Fatums und Hingabe an Allah. Eine sehr reale reflektionslose Religiosität, gegen deren Inzweifelsehung der Orientale sehr empfindlich ist. Glaube an das Schicksal als Macht, aber auch Wunderglaube und Aberglaube. Innere Ruhe und Beschaulichkeit, bisweilen bis zur Lethargie der heißen, erschlaffenden Klimazonen.“<sup>134</sup>

Der Wahrheitsgehalt dieser Bilder besteht einzig und allein in der Bestätigung der Auffassung, daß der Orient eine Erfindung des europäischen Denkens und der europäischen Kultur sei, die durch ihre Selbstdarstellung den Orient als Verallgemeinerung der Andersartigkeit auf eine bestimmte Art und Weise gesehen und in ihren ordnenden Besitz genommen – oder in der Vorstellung eines aufnehmenden Glaubenskörpers der christlichen Welt ausgedrückt – in die eigene Logik inkorporiert habe.

Die europäische Politik des 19. Jahrhunderts beschäftigte sich eingehend mit der „orientalischen Frage“, in deren Zentrum die Krisengebiete rund um das südliche Mittelmeer lagen.<sup>135</sup> Verschiedene europäische Nationen interessierten sich für den „kranken Mann am Bosphorus“, um sich dessen Territorien anzueignen. Diese Perspektive wurde im gesellschaftlichen Orientbild übernommen; im spezifisch deutschen Kontext war diese ebenfalls im wesentlichen „türkisch“ orientiert – auch aufgrund der ausgedehnten deutsch-türkischen Zusammenarbeit und Bündnisse im militärischen Bereich. Eine deutsche Türkeipolitik und grundlegende staatliche Beziehungen begannen schon im 18. Jahrhundert; ab 1836 wurden militärische Berater und Offiziere als Ausbilder in die Türkei entsandt; nach der Reichsgründung kamen türkische Militärs zur Ausbildung in preußische Kasernen. Um die Jahrhundertwende erfolgte der Bau der Bagdad-Bahn, die mit Großkrediten deutscher Banken finanziert und

mit dem Wissen deutscher Ingenieure geplant wurde; somit wurde die Beziehung zum Osmanischen Reich auch auf andere Ebenen ausgedehnt. Ab 1933 wurde die Türkei außerdem zum Exilland für Gelehrte, Politiker und Künstler: Wissenschaftler aus Deutschland halfen beispielsweise mit beim Ausbau der Istanbuler Universität nach westlichem Vorbild.

Zusammenfassend ist bezüglich der europäischen Erfahrungsschemata festzustellen, daß der europäische Wahrnehmungshorizont außereuropäischer Welten an den durch die europäische Identität gestifteten Grenzen haltmacht. Grenzen der Wahrnehmung, der sprachlichen Beschreibung und Deutung bilden zugleich den Raum der anderen, bestimmen die eigene Handlungsrichtung und legen die der anderen fest – ohne daß eine tatsächliche Annäherung der Menschen nötig wäre. Vielmehr ist für die Beziehungen zwischen Europa und von Europa definierter Gesellschaften die überwiegende und zunehmende völlige Abwesenheit von wirklichen Kontakten kennzeichnend. Die religiöse Basis von europäischer Selbstdefinition und Zugehörigkeit wurde im Laufe dieser Grenzgeschichte zur Basis der Fremddefinition, das heißt der Identifikation und Erklärung außereuropäischer Menschen und der Interpretation von Gruppenbildungsprozessen. Diese sich räumlich und gedanklich außerhalb Europas befindenden Menschen wurden zur Projektionsfläche vielfältiger Phantasien und deren Körper zum Symbol und zum Angebot für mehrdimensionale Assoziationen. Innerhalb des gewissermaßen geschlechtsübergreifenden Diskurses der Angst vor dem so bezeichneten Anderen sind Diskurse der Verachtung, der Abwertung und Minderwertigkeit, des Desinteresses oder Nichtbeachtung und des anziehenden geschlechtsspezifischen Interesses entwickelt worden, die sich besonders deutlich im Zuge der kolonialen Expansion oder Verbreitung Europas über die Welt zur Grundlage charakteristischer Haltungen und für Europäer selbstverständlicher Verhaltensformen herausbildeten.

Die für wahr genommene einheitliche Wirklichkeit der anderen hat seine Grundlage in der bipolaren Konstruktion des eigenen Selbsts im von allen anerkannten Zentrum der Welt. Dabei ist der Aspekt der traditionell und tendenziell möglichen Inkorporation der anderen in die eigene Sinnwelt zunehmend dem Aspekt der Exkorporation gewichen: aus dem prozessualen Zivilisationskontext des postmodernen Europas, das sich als machtüberlegen vorstellt und handelt, werden sie als „nicht zeitgleich“ aus der Geschichte ausgeschlossen. Dem dynamischen Europa als Teil einer Weltgesellschaft stehen sie nicht mehr allein als Negativpart gegenüber, sondern bilden in diesem Denken eine Welt für sich, da sie „stets mit den Mitteln der Diachronie“<sup>136</sup> als statisch beschrieben werden: außereuropäische Welten und Gesellschaften werden ausschließlich im Zustand ihrer Vergangenheit und darin fixierter Normen gesehen, die zur Grundlage ihrer Beurteilung als grundsätzlich andersartig werden.

Der Einfluß der dargelegten europäischen Wahrnehmungsmuster und Klassifikationen auf Beziehungen von Überordnung und Unterordnung innerhalb der deutschen Mehrheitsgesellschaft wird im folgenden erläutert.

## 2.5. Deutsche Abgrenzungsverhältnisse, Merkmale von Grenzbestimmungen und Verhalten der Mehrheit

In Deutschland haben die in Europa entwickelten Vorstellungen zur Wahrnehmung und Definition von Ungleichheiten und gesellschaftlichen Minderheiten als „ethnisch-kulturelle“ viel beigetragen. Daß die geistige Grundlage nicht-westlicher Kulturen zu „zivilisatorischen Defiziten“ führe bzw. zur Unvereinbarkeit mit abendländischen Werten wie politischer Partizipation, freier Persönlichkeitsentfaltung, Leistung und Konkurrenzdenken, die die westlich-kapitalistische Welt und ihre Individuen auszeichne, wurde als leitende Idee bei Integrationsbemühungen für die Minderheit der Nichtdeutschen durch von einer „Modernisierungsdifferenz“ ausgehende Erziehungskonzepte und migrationspolitische Modelle lange Zeit bestimmend. Ohne diese scheint ein geordnetes Funktionieren von Welt-Wirtschaft und Welt-Gesellschaft und ein friedliches Zusammenleben der Menschen nicht möglich.

Im Vergleich zu anderen europäischen Ländern ist der Umgang mit Minderheiten in Deutschland allerdings speziell. Auf Kontakte zwischen deutschen und nichtdeutschen Gruppenangehörigen gehe ich im folgenden ein und zwar unter dem Aspekt der historischen Gruppenbeziehungen und pädago-

gischer Konzepte sowie damit verbundenen Identifizierungs- und Kommunikationsmuster. Dabei ist nicht beabsichtigt, Konzepte und ihre theoretischen Grundlagen ausführlich darzustellen und aufzuarbeiten oder in Hinblick auf ihre Verwendbarkeit oder ihren politischen „Erfolg“ zu beurteilen. Vielmehr stehen die mehrheitlichen Wirklichkeitsdefinitionen im Vordergrund, die als dominante Denkangebote und Handlungsmöglichkeiten auch für engagierte Frauen der deutschen Mehrheitsgesellschaft im Umgang mit Frauen nichtdeutscher Herkunft genutzt werden könnten.

Im Laufe der Einwanderungsgeschichte nach Deutschland war der Austausch zwischen Deutschen und sogenannten nichtdeutschen Volksgruppen geprägt von Unterordnung der letzteren durch Anpassung bis zur Germanisierung und/oder durch Aussonderung bis hin zur Vernichtung.<sup>137</sup> Das Gefühl der Überlegenheit der deutschen Kultur, die die Vorstellung von Religion und Sprache als „höchste Heiligtümer der Nation“ beinhaltete, führte vor 1830 zu einer Assimilierungspolitik, die auf Förderung von Kontakten in der Armee, in der Geschäftswelt und in der Schule abstellten, um die Sprache der Minderheitsgruppe – hier vor allem polnisch und litauisch – langfristig zum Verschwinden zu bringen; danach wurde in Preußen die Eindeutschungspolitik durch diskriminierende Sprachklauseln im Wirtschafts-, Vereins- und Schulrecht, sowie in der Festlegung der Amtssprache Deutsch und durch die gesetzliche Einführung der Abstammungsgemeinschaft verstärkt zu einer Politik der Segregation und zu „harten“ Assimilierungsstrategien: eine große Zahl nichtdeutscher Saisonarbeiter wurden 1885 ausgewiesen; andererseits wurden polnische und russische ZwangsarbeiterInnen für Landwirtschaft und Industrie zu Beginn des Ersten Weltkriegs verpflichtet und im Zweiten Weltkrieg über sieben Millionen Kriegsgefangene und ausländische ZwangsarbeiterInnen eingesetzt. Im völkisch-nationalen Denken des Nationalsozialismus gingen seit 1919 vorhandene demokratisch orientierte Ansätze zu einer institutionellen Absicherung gleichberechtigter Beziehungen und zur subkulturellen Autonomie nichtdeutscher Gruppen unter. Höhepunkt der Aussonderung und der Menschenverachtung war die Definition „undeutscher“ und „minderwertigen“ Volksgruppen durch die faschistische Bevölkerungspolitik und deren systematische, bürokratisch gesteuerte Vernichtung: der Völkermord an den europäischen Juden und der Sinti und Roma. Es braucht nicht betont zu werden, daß Beziehungen zwischen Deutschen und diesen Minderheitsgruppen nicht (mehr) existierten.

Charakteristisch für die deutsche Geschichte hinsichtlich ihrer nichtdeutschen Minderheiten sei der tendenzielle Widerspruch zwischen einer ökonomisch notwendigen Assimilierungsorientierung und einer „ideologisch gewollten ethnischen Segregation“<sup>138</sup>, der in Zusammenhang mit der besonderen Geschichte des deutschen Nationalismus das widersprüchliche Handeln von Deutschen im Kontakt zur nichtdeutschen Bevölkerung im Inland wesentlich prägte.<sup>139</sup> Gleichberechtigte Kontaktformen seien aufgrund von Verdrängung der Geschichte der Erziehung zu deutschen „Herrenmenschen“ und nichtdeutschen „Arbeitsvölkern“ erschwert.<sup>140</sup>

Umerziehungskonzepte für die Westdeutschen im Rahmen der amerikanischen re-education sowie der „verordnete Antifaschismus“ in der DDR seien samt und sonders gescheitert. Die Entwicklung und Festigung einer bildungspolitischen Tradition im Erziehungs- und Gesellschaftssystem fehle gänzlich, so daß sich soziale und kulturelle Beziehungen zwischen im Nachkriegsdeutschland angeworbenen sogenannten Gastarbeitern und den deutschen Einheimischen nur in kultureller Distanzierung und sozialer Diskriminierung der nichtdeutschen durch die deutsche Bevölkerung äußern konnten. Zwischen nicht deutschsprachigen Ausländern und Deutschen fand entsprechend der segregierenden Tendenzen nur eine minimale, überwiegend negativ empfundene Kommunikation statt, in rechtlichen, ökonomischen und sozio-kulturellen Bereichen wie Arbeits- und Sozialamt, Betrieb, Wohnsektor, und durch die Massenmedien vermittelt, „deren hierarchisch angelegte, distanzierende, ethnisch diskriminierende Grundmuster im Prinzip bis heute erhalten geblieben sind.“<sup>141</sup> Auch die über 30jährige Geschichte der Einwanderer sei auf allen Ebenen der Verdrängung zum Opfer gefallen, so daß Deutschland ein unerklärtes oder „Einwanderungsland wider Willen“ und Nichtdeutsche und ihre Familien „Einwanderer ohne Einwanderungsentscheidung“ blieben.<sup>142</sup>

In den vorangenannten Erklärungen bringen die fast ausschließliche Beobachtung und Bestandsaufnahme von Kontakten in gesellschaftlich-institutionell vorstrukturierten Situationen – aufgrund des hier festgefügt bestimmten Rahmens der menschlichen Beziehungen – nur sehr einge-

schränkte und negative Kommunikationsformen ins theoretische Blickfeld. Da anders bedingten Kontakten keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird, sind mehr als diese allgemeinen Aussagen über widersprüchliche Kontakte der Mehrheits- zu Minderheitsangehörigen nicht möglich.

Interesse an einer sozialen und beruflichen Eingliederung von als Arbeitskräfte angeworbenen Menschen nichtdeutscher Herkunft brachte schon in den 60er Jahren politischen Handlungsbedarf hervor. Die sogenannte Erste Generation der ArbeitsmigrantInnen wurde von kirchlichen und staatlichen Verbänden „betreut“; Ende der 60er Jahre sollte die Institution Schule zur Vermittlungsinstanz für die Zweite Generation werden; staatliche Maßnahmen für „ausländische Jugendliche“ wurden Mitte der 70er Jahre eingeführt, um „nachgezogenen“ Jugendlichen besonders aus der Türkei auf den deutschen Arbeitsmarkt vorzubereiten; ab Ende der 70er Jahre gab es für die Dritte Generation verstärkt Angebote im vorschulischen Bereich, begleitet und unterstützt von geschlechtsspezifischer Bildungs- und Sozialarbeit: sie wandte sich ausschließlich an „ausländische Frauen“.<sup>143</sup> „Gegenwärtig werden im Bereich des ‚Gemeinwesens‘ auf Stadtteilebene bzw. innerhalb der gesamten Kommune von deutschen Einrichtungen vielfältige Versuche unternommen, die (...) Bereiche bezogen auf die erste, zweite und dritte Generation durch Intensivierung der interkulturellen Kontakte zur deutschen Bevölkerung bzw. zu den Regeleinrichtungen der sozialen Arbeit institutionell zu ‚vernetzen‘.“<sup>144</sup>

Pädagogische Ansätze zur im Laufe der Migrationsgeschichte notwendig gefundenen gesellschaftlichen Integration mit dem Mittel verstärkter Kontakte wurden übernommen aus amerikanischen Konzepten und Erziehungsmodellen.<sup>145</sup> Ausgegangen wurde zunächst von den Ausländern als lernbedürftig und als an die deutsche – nicht (mehr) lernbedürftige – Gesellschaft Anzupassende, weshalb die Bemühungen auch „Ausländerpädagogik“ genannt wurden. Zentraler Gegenstand des Lernens der MigrantInnen war der Wandel „vom Bauern zum Industriearbeiter“<sup>146</sup>; durch westlich-moderne Bildung sollte das ausländische Individuum sich weiterentwickeln, seine Defizite kompensiert und „traditionelle“ Einstellungen und Verhaltensweisen verschwinden.

In den 80er Jahren fand ein Paradigmenwechsel statt: Aus der Ausländerpädagogik wurde „Interkulturelle Erziehung“ in der Schule.<sup>147</sup> Nunmehr wurde von voneinander anscheinend abgrenzbaren Kollektiven von Menschen ausgegangen, von ihrer Kultur; die deutsche Gesellschaft wurde als faktisch multikulturelle verstanden und so bezeichnet. Vorausgesetzt werden in diesem Gegenkonzept ebenfalls kulturell markierte Grenzen, indem von der Existenz verschiedener durch ihre Kultur unterschiedenen Gruppen ausgegangen wird. Das Ziel sei, Kulturen als unterschiedlich, aber gleichwertig zu sehen und so zum „transkulturellen Handeln“ zu gelangen, „was bedeutet: die selbstverständliche Überschreitung der eigenen Kultur, d. h. eigenkulturelle Inhalte zu verändern mit dem Ziel der Umwandlung des Deutungs-, Denk- und Handlungsmusters und der Fähigkeit, auch die eigene Kultur wieder neu leben zu lernen.“<sup>148</sup> Nur durch eine intensive Auseinandersetzung könne es zur „Reflexion auf die eigene Kultur und zu einem Überdenken der darin enthaltenen Überlegenheits- und Unterlegenheitsvorstellungen“ kommen.<sup>149</sup>

Programmatisch-ideologische Grundlage zur Entwicklung eines Konzepts für eine interkulturelle Erziehung wurde somit die Einbeziehung der deutschen Mehrheitsangehörigen in den Lernprozeß, derart, daß sie zum Erwerb von Empathie und Perspektivität in Interaktionen befähigt werden;<sup>150</sup> damit verbunden war eine Forderung intrakulturellen Nachdenkens und Hinterfragens von Verhaltensmustern, nicht jedoch eine Anpassungsforderung an die deutsche Seite.

Aus der sich innerhalb der Sozialwissenschaften herausbildenden Migrationsforschung mit einer Flut von Publikationen<sup>151</sup>, gingen Ergebnisse hervor, die die Denkmöglichkeiten der Mehrheit in unterschiedlichem Maße prägten und die zu teilweise kontroversen „kulturellrelativistischen“ oder „universalistischen“ Einstellungen zum nationalen Selbstverständnis und hinsichtlich integrationspolitischer Maßnahmen führten. Hierbei war vor allem die These eines fortdauernden Entscheidungskonflikts zwischen zwei Normenanforderungen von Bedeutung, die besagt, daß sich Ausländer, Erwachsene und Kinder gleichermaßen, in der deutschen Gesellschaft zwischen den Kulturen befänden, und daß dieser Identitätskonflikt, resultierend aus der Nichtübereinstimmung zweier gegensätzlicher Sinn- und Lebenswelten, negative Auswirkungen auf das Individuum habe; kritisiert wurde diese These mit dem Hinweis, daß Identität hier realitätsfern aus der Ethnie oder Kultur als einzig bestimmender Basis

sozialer Existenz abgeleitet wird. Dem wurde die These von dem Vorhandensein einer gesonderten Migrantenkultur, die sich sowohl von der Herkunftsgesellschaft als auch von der Aufnahmegesellschaft unterscheidet, entgegengestellt. Wesentliches Kriterium für die Analyse dieser besonderen Lebenswelt von Migrantengruppen in der Einwanderungsgesellschaft war hierbei wiederum ihre Abweichung von der Herkunftskultur.

Bezüglich der Kulturkonfliktthese wurde in einigen Untersuchungen festgestellt, daß es beim „Aufeinanderprallen“ zweier verschiedener Kulturen tatsächlich für den einzelnen Ausländer in Deutschland Identitätskrisen infolge von Veränderungen, Schwierigkeiten und Problemen geben kann.<sup>152</sup> Andere stellten den Begriff kritisch in Frage, indem sie das Ausländerproblem eher als Problem der deutschen Gesellschaft analysierten, die unfähig war und ist, mit Ausländern umzugehen<sup>153</sup>, und dementsprechend von ethnozentristischen und rassistischen Haltungen als zu lösendes Identitätsproblem der deutschen Gesellschaft ausgingen.

In interkulturellen Lernkonzepten wird in der Regel sowohl von den als nicht passend wahrgenommenen Individuen als auch von Unterschieden der Kultur ausgegangen: Einerseits soll der einzelne befähigt werden, seinen Sinnhorizont zu erweitern, seine Erfahrungen und sein Wissen anzugleichen sowie Deutungshorizonte umzustrukturieren, andererseits der interkulturelle Dialog zwischen der Mehrheit und der Minderheit gefördert werden. Die Gewöhnung an mit der Mehrheit übereinstimmende Werte und Lebensweisen soll den individuellen sogenannten Kulturkonflikt bei Ausländern und den Umgang mit verschiedenen Rollenanforderungen erleichtern und gleichzeitig Vorurteile auf beiden Seiten durch Information und Kontakt miteinander abgebaut werden<sup>154</sup>. Als interkulturelles Lernen wird demzufolge ein gegenseitiges Aufeinanderzugehen verstanden. Die Wege dahin sind jedoch bei Inländern und Ausländern nicht voraussetzungslos und daher ihre StartPosition grundverschieden: Während Inländer sich entscheiden (können), das Problem fremder Gruppen durch Aneignung von Wissen über deren Herkunft, Sprache, Sozialisations- und Erziehungsbedingungen zu lösen und damit zu mehr Verständnis, tolerantem Entgegenkommen und zur „eigenkulturellen“ Selbstreflexion mittels der Kenntnisse über die „andere Kultur“ gelangen wollen und auch dazu ermutigt werden, sind Ausländer in der mißlichen Lage, sich als das Problem selbst betrachten zu müssen.

In der erziehungswissenschaftlichen Theorie und besonders in der sozialpädagogischen Praxis, die sich auf Ergebnisse der Migrationsforschung beziehen bzw. sich an ihnen orientierten und orientieren, blieben jedoch „Ausländer“ im wesentlichen und über Jahre die einseitige Zielgruppe von deutschen pädagogischen Programmen und praktischer Arbeit auf der Ebene von Bildung, Weiterbildung und Stadtteilarbeit. Auf sie wurden und werden sogenannte interkulturelle Lernkonzepte als Strategie zur Eingliederung in eine neue ungewohnte Arbeits- und Lebenswelt angewendet; zugrundegelegt wird weiterhin eine anderskulturelle Herkunft mit bestimmten prägenden Werten und Normen, obwohl sich die Lebensbedingungen nichtdeutscher Menschen grundlegend verändert haben: die Mehrzahl lebt seit Jahrzehnten in Deutschland oder ist im Lande geboren und aufgewachsen.

Tatsächlich gibt es gegenwärtig nicht zu übersehende Ungleichheiten zwischen deutscher Mehrheit und der Minderheit sowie überwiegend als problematisch zu bezeichnende Kontakte mit als andersartig wahrgenommenen Minderheitsgruppen der deutschen Gesellschaft. Andere als diese kaum als kommunikativ einzuordnenden Kontakte geraten selten in den Blick oder in die Analysen. Massive zu beobachtende Fremdenfeindlichkeit der deutschen Bevölkerung läßt die Konstruktion eines neuen Verhältnisses der deutschen Mehrheit zur Minderheit der Ausländer notwendig erscheinen. Die Frage, ob durch eine Umdeutung eigentlich gesellschaftlicher Spannungen und Konflikte in pädagogische Probleme und durch pädagogische Lösungen veränderte Beziehungen geschaffen werden können, kann hier nicht diskutiert werden, da sie über die Absichten und Problemstellungen meiner Arbeit hinausgeht.

Die Realität der konflikt- und gewaltreichen Beziehungen der Mehrheit zu Minderheit scheint in Deutschland den Schluß nahezu legen, daß eine Aufwertung der eigenen Mehrheitskultur durch Ausgrenzung der Menschen mit einer angeblich anderen Kultur in jedem Falle individuell beabsichtigt und unweigerlich mit Abwehrreaktionen gegen andere verbunden ist.

Besonders im deutschen Kontext werden die Ursachen sozialer Probleme und bestehende Konflikte, die als kulturelle bezeichnet werden, vorwiegend in der antagonistischen Existenz von zwei „Welten“

gedeutet.<sup>155</sup> In Medien- und Alltagsdiskurs scheint der Diskurs der Angst und das Gefühl der traditionellen Feindschaft gegenüber einer nach universeller Herrschaft strebenden „Weltanschauung“ vorzuherrschen: „Es werden Bilder gezeichnet, die nicht nur die Andersartigkeit, sondern auch die Bedrohung, beschwören und „den Islam“ oder „die islamische Welt“ zu einer expliziten Gefährdung der westlichen Vernunft machen“<sup>156</sup>; Abgrenzungsbedürfnisse der Inländer würden hier sichtbar. Diskursanalytische Forschungen bestätigen diese Beobachtung: Kollektiv verankerte Bilder, die eine symbolische Bedeutung tragen, werden durch Medien, Sachbücher, Romane, Jugendliteratur, Schulbücher konstruiert und signalisieren vor allem Gefahr durch Revolution, Krieg, Chaos und Tod und werden so zu einer existentiellen Bedrohung für jeden einzelnen Menschen in der deutschen Gesellschaft. Sprachlichen Äußerungen zugrundeliegende habituelle Höherwertigkeitsvorstellungen und rassistisches Ausgrenzungsdenken werden auf allen Ebenen und in allen Abstufungen nachweisbar.<sup>157</sup>

Wie erläutert, ist der bedeutungsvolle Abgrenzungsbegriff für die Identifikation eines deutschen Gegenübers der „Ausländer“, der vor allem als „Türke“ und „mit islamischen Kulturhintergrund“ imaginiert wird. In den Ländern Westeuropas hänge – so wird behauptet – die Bezeichnung der Menschen von der Anzahl und Herkunft der Ausländer im eigenen Land ab. Die größte „sichtbare“ Gruppe, im Falle der deutschen Gesellschaft Menschen mit türkischer Nationalität, bestimme jeweils die Benennungen der gesamten Gruppe derjenigen, die woanders herkommen.<sup>158</sup> Identifikationen von Menschen als „Türken“ sind im deutschen Denken noch weiter zu begründen. Sie lassen sich zum einen in die Tradition europäischer Bilder und Deutungsmuster einordnen, zum anderen sind sie als spezielle deutsche Beziehungstradition infolge der historisch-politischen Kontakte von deutschen und türkischen Menschen zu sehen; zum dritten sind sie im theoretischen Rahmen von gesellschaftlichen Gruppenbeziehungen zu interpretieren: Türken als der Teil der Gesamtgruppe der Ausländer, der im Sinne Elias' als „schlechtester“ Teil für das Gesamtbild der Gruppe der Minderheiten in Deutschland prägend ist.

Die genannten Deutungsmöglichkeiten werden unterstützt von früheren Ergebnissen der Vorurteilsforschung und Untersuchungen über das Selbst- und Fremdkonzept auch von Menschen mit deutscher Nationalität und aus dem deutschen „Kulturkreis“.<sup>159</sup> Daraus geht hervor, daß das nationale Selbstbild (Autostereotyp), das aus dem Bild anderer Nationen (Heterostereotyp) auf der Basis einer Ähnlichkeit oder Nichtähnlichkeit charakteristischer Eigenschaften ermittelt wird und über Freund oder Feind entscheidet, im Falle der deutschen Befragten auf der Überzeugung beruht, daß Engländer, Franzosen, Italiener, Norweger und andere Europäer dem „Selbst ähnlich“, mehr Freunde als Feinde, seien; und daß Türken immer als das äußerste unähnlichste Gegenteil der eigenen nationalen Eigenschaften gesehen werden. Auch bei der Verteilung von Sympathien auf einer Völkerskala befinden sie sich auf der untersten Stufe am Ende der Skala. Den Platz teilen sie in diesen Untersuchungen in den meisten Fällen mit „Negern“ und Juden.

Auch neuere Untersuchungen zu Einstellungen der deutschen Mehrheit zu ihrer gesellschaftlichen Minderheit der MigrantInnen stellen das äußerst niedrige Sozialprestige türkischer MigrantInnen fest: Türkische Arbeitnehmer stehen auf der „Skala der Verachtung“ am weitesten unten.<sup>160</sup> „Die von Deutschen empfundene ‚kulturelle Distanz‘ zu den ‚Gastarbeitern‘ unterscheidet sich je nach ihrer Herkunft beträchtlich.“<sup>161</sup> Eine Untersuchung zur sozialen Distanz, die – wahrscheinlich als einzige – zwischen „Türken, die an ihren Traditionen festhalten“ und „Türken, die sich an deutsche Sitten anpassen“ unterscheidet, konstatiert sehr unterschiedliche Einstellungsmuster zu den anpassungswilligen und „traditionellen“ TürkInnen<sup>162</sup>. Letztere sind ebenfalls am Ende der Sympathieskala zu finden bzw. zu ihnen besteht die größte Distanz. Eine repräsentative Umfrage zur Einstellung der Deutschen zu Angehörigen anderer Weltreligionen zeigt, daß Muslime im Vergleich zu anderen Religionsangehörigen auf die stärksten Vorbehalte stoßen: insgesamt 52% der Deutschen stünden Islam-Gläubigen negativ gegenüber<sup>163</sup>.

Diese Forschungsergebnisse können jedoch nichts darüber aussagen, ob und welche Kontakte zu den Menschen der Minderheiten bestehen, noch klären sie, anhand welcher Kriterien die Menschen gegeneinander abgegrenzt werden, worauf also die Unterscheidung zu deutschen Mehrheitsangehörigen einerseits und innerhalb der Gruppe der TürkInnen andererseits beruht, das heißt über die hier interessierenden Fragen, wie und in welchen Kontexten über die Zugehörigkeit der anderen zu einer be-

stimmten Kultur von den Deutschen entschieden wird, und ob oder wie diese Entscheidung das Verhalten in konkreten Situationen beeinflusst.

Das Bild der türkischen Minderheit als repräsentativ für die Gruppe der Ausländer in Deutschland ist im gegenwärtigen Diskurs nicht immer negativ geprägt, aber meist vorhanden: In der Rede von der Multikulturalität der deutschen Gesellschaft, beispielsweise in einer Podiumsdiskussion zur „Rolle des Islam in der deutschen Schule“<sup>164</sup>, wird von deutschen Mehrheitsangehörigen zu allererst an die türkische Kultur gedacht und Menschen türkischer Nationalität als Beispiel benannt. Deren „türkische Identität“ wird dabei als vom Islam geprägt vorgestellt.

Um diese andere Identität in der Wirklichkeit ausmachen zu können, muß nicht nur die Gruppe „sichtbar“ sein, sondern müssen bestimmte Zeichen gedeutet werden können, die in den Vorstellungen der Deutenden als Merkmale der Kultur gelten und über die ein Konsens besteht. Solche eindeutigen Merkmale, die als Signal und Symbol für die andersartige Bedeutungswelt fungieren und zugleich die Grenze zur eigenen markieren, beschränken sich nicht auf eine einzige Wahrnehmungsebene und werden nicht allein über sprachliche Kategorisierungen gedeutet. In Anlehnung an die Ergebnisse einer Medienanalyse kann ein Katalog von Identifikationsmerkmalen oder „Fremdzeichen“<sup>165</sup> erstellt werden, der offenbar die unhinterfragte und gesellschaftlich akzeptierte Perspektive von deutschen Menschen auf Menschen der Minderheit bestimmt, somit ihre Zugehörigkeit zum islamischen Kulturkreis und zugleich ihre Nichtzugehörigkeit zur abendländischen Zivilisation und ihren Werten festlegt.

Dazu gehören visuelle, auditive und olfaktorische Zeichen. Bestimmte phänotypische Merkmale eines Menschen, wie dunkle Hautfarbe, Bart und Turban, und das schon mehrmals erwähnte äußerst bedeutungsvolle Kopftuch bzw. der Schleier sind diejenigen Zeichen, die ermöglichen, aus der unmittelbar sichtbaren äußeren Erscheinung, auch körperlichen Eigenschaften, eine nicht sichtbare, wohl aber gewußte Gruppenzugehörigkeit abzuleiten und die dieser Gruppe vermeintlich entsprechenden sozialen Verhaltensweisen. Beobachtbare Handlungen, zum Beispiel die Schächtung von Tieren, das Empfangen von Gästen, Hochzeitsfeiern; mediale Merkmale wie die arabische Schrift; architektonische wie Moscheen und Minarette; Merkmale der materiellen Kultur wie Teppiche sowie Embleme wie der Halbmond, sind nach diesem Katalog ebenfalls visuelle Zeichen. Auditive Fremdzeichen sind eine völlig unverständliche Sprache, ein Akzent oder falsches „Gastarbeiterdeutsch“, der Ruf des Muezzins und eine bestimmte Musik. Zu den olfaktorischen Zeichen gehören Gerüche in Verbindung mit Speisen, wie Knoblauch, Pfefferminztee, Tee, Kebab oder Döner. Hinzuzufügen ist, daß diese einzelnen Merkmale oder Zeichen aufgrund der Wahrnehmungsmechanismen wechselseitig aufeinander verweisen, das heißt, auch je einzeln ihre Bedeutung für das Ganze tragen, in diesem Fall also die islamische Kultur symbolisieren.

Die verbreitete Akzeptanz der Sichtweisen werden in der Analyse darauf zurückgeführt, daß sie zum gesellschaftlich überlieferten Wissen von Kulturkontakten und zur „unbewußten Welt“, zum Mentalitätsbestand und den „Habituialisierungen“ der Gesellschaft gehören. Weiter wird gesagt, daß die Merkmale darüber hinaus bestimmte Funktionen erfüllen, die eine veränderte Wahrnehmung erschweren oder nicht zulassen: sie reduzierten die Wirklichkeit auf formale, einfache und leicht erkennbare Fakten, die leicht identifiziert werden könnten, da sie in der Realität durchaus eine Entsprechung fänden. Letztere Begründung ist aufgrund des Interpretationscharakters jeglicher Erfahrung jedoch in Frage zu stellen.

Die Merkmalsliste ist insofern für meine Überlegungen nützlich, als eine konsensuelle Fremdbildkonstruktion konkret beschrieben werden kann. Aufgrund meiner bisherigen Ausführungen kann davon ausgegangen werden, daß die Deutung über das bloße Wahrnehmen der Merkmale als unterschiedlich weit hinausgeht und daß positive oder negative Bewertungen der Merkmale in Zusammenhang mit der emotionalen Bedeutung in Bezug auf die Konstruktion des Selbstbildes stehen, an dem sich wiederum Haltungen und individuelles Verhalten in verschiedenen Kontexten je unterschiedlich ausrichten können.

Von Rassismusforschern wird erläutert, daß sich traditionelle Muster europäischer Wahrnehmung und Handelns vorwiegend aus der Kolonialzeit im „transnationalen Phänomen des Rassismus“ der Gegenwart in allen westlich-industriellen Ländern fortsetzen; allerdings habe eine Verschiebung in



den Kategorisierungen und in der Sprache stattgefunden: an die Stelle der definierten Rassenzugehörigkeit sei die der Kulturzugehörigkeit getreten, die in gleicher Weise als „natürlich-wesenhafte“ und deshalb unveränderliche Grundlage für menschliche Eigenschaften und nicht konformes oder nicht „normales“ Verhalten – der anderen – gesehen wird. So begründe und ermögliche diese Kulturkonstruktion auch in postkolonialer Zeit rassistisches Verhalten. Das Scheinwissen der dominanten Mehrheit in westlichen Nationen über andere Bedeutungszusammenhänge und ihre Definitionsmacht über historische und soziale Unterschiede seien verbunden mit einem kulturalistischen oder so genannten differentialistischen Rassismus<sup>166</sup>, der Kultur in der dargestellten Weise als imaginäre Natur und als ein für alle Mal definiert wertet und soziale Ungleichheiten als natürliche Ordnung der (aller) Kulturen, und der *die* menschliche Zivilisation durch Hierarchisierung und Ausschluß „vermischungsfrei“ aufrechterhalten will.

Voraussetzung für eine solche Haltung sei die theoretische Vorstellung der „Subjekte“ von der Notwendigkeit, die Identität der Gemeinschaft, das nationale Wir-Gefühl, vor kultureller Überfremdung bewahren zu wollen, und die Möglichkeit, aus einer Machtposition heraus bewerten zu können und den „Objekten“ durch negative Stereotypisierungen eine Gemeinschaftsidentität zuzuschreiben, der sie sich nicht entziehen können und die zur Projektionsfläche von Ängsten wird. Auch hier geht es um die Bedeutungszuschreibung mittels bestimmter Zeichen: Migranten oder Ausländern würde anhand von Merkmalen wie Hautfarbe, Namen, religiöse Praxisformen, einheitlich differente Traditionen, Lebensweisen und Werte unterstellt, die sie von den eigenen Lebensformen unterscheiden sollen. Aus dem Sinne dieses Konzeptes ist abzuleiten, daß die faktisch schwächere Minderheitsgruppe und ihre vermeintlich schlechteren Menschen den Status der Wir-Gruppe schon dadurch aufwertet, daß sie durch etablierte Bilder unterschieden werden können. Zur Ausgrenzung der betroffenen Menschen und zur Projektion von Ängsten gehören Verhaltensformen der Mehrheitsangehörigen wie physische Gewalt, Diskriminierungen, Intoleranz und gezielte Erniedrigung, aber auch durch Worte ausgedrückte Gewalt in Form von Verachtung und Aggression.

Aktuelle Probleme sprechen für eine Kontinuität überlieferter Bilder und Haltungen, die sich in Formen kolonial geprägten rassistischen Verhaltens äußern; im deutschen Kontext gehören zudem ausgrenzende Verhaltensformen aufgrund erkennbar anderer Lebensweisen zu den gewissermaßen historisch vertrauten aggressiven Umgangsformen mit Angehörigen von Minderheiten. Mit diesen Feststellungen bleibt wenig Raum für den Blick auf die Handlungsbedingungen und Formen in individuellen Kommunikationssituationen und für die Wirklichkeit von Beziehungen derjenigen beteiligten Menschen, die der Mehrheit zugehörig sind und so empfinden oder/und empfunden werden, und für den damit verbundenen Fragen, inwiefern faktische Machtunterschiede zwischen Gruppen und Vorstellungen dieser Differenz im individuellen Erfahrungsprozeß sichtbar und genutzt werden, und wie das Gegenüber identifiziert wird, wenn nicht Erniedrigung, sondern Verständigung das Ziel von Kontakten zu Mitgliedern einer gesellschaftlich ausgegrenzten Gruppe ist, und wenn sich nationale Wir-Gefühle nicht bruchlos ins Selbstkonzept einfügen lassen.

Daß es sich bei den Beziehungen zwischen den ungleichen Gruppen der dominanten Mehrheit der Deutschen und der in vieler Hinsicht unterlegenen Minderheit der Ausländer um ein Verhältnis handelt, in dem die Abgrenzung zu nicht modernen Lebensentwürfen die Wahrnehmung der anderen Menschen als manchmal minderwertigen Gegensatz des eigenen Selbst bestimmt; daß bevorzugt die Zugehörigkeit der anderen dargestellt und thematisiert wird; daß ihnen eine bestimmte homogene und geschichtslose Kultur und Tradition unterstellt wird, unabhängig davon, ob diese als Lebensrealität von MigrantInnen vorhanden ist oder nicht; daß anhand bedeutungsvoller Zeichen die Kultur und gesellschaftliche Position von MigrantenInnen erkannt sowie deren äußere Merkmale mit persönlichen und sozialen Lebensformen und Verhaltensweisen verbunden werden: dies kennzeichnet mehrheitlich die theoretischen Strömungen in ihren Prämissen und dominiert alltägliche Grenzbestimmungen, die gleichsam als natürlich determiniert wahrgenommen werden und ausgrenzendes Verhalten ebenfalls als natürlich rechtfertigen können.

Die in der Einleitung meiner Untersuchung dargestellten Einlassungen feministischer theoretischer Positionen und frauenbewegter Literatur lassen keine oder nur sehr geringe geschlechtsspezifische

sche Varianten dieser gesamtgesellschaftlichen Perspektiven aufscheinen.<sup>167</sup> Das bedeutet nicht, daß es sie nicht in persönlichen Begegnungen deutscher Frauen zu Migrantinnen geben könnte. Wie im übrigen auch nicht aus Strukturen der Unter-/Überordnung und Rassismus der Schluß gezogen werden kann, daß ihnen alle Individuen der Gesellschaft zustimmen.

Öffentlich gemachte emotional geführte Auseinandersetzungen von Frauen unterschiedlicher Gruppenzugehörigkeit bedeuten allerdings, daß eine Reflexion auf eigene Positionen im Sinne einer Klärung der Beziehungen von Frauen und der vorangehend gestellten Fragen nötig ist.

Um den darzustellenden Interpretationshorizont meiner Gespräche mit engagierten Frauen der deutschen Mehrheitsgesellschaft abzurunden, müssen die Möglichkeiten des Selbstverständnisses von Frauen der Mehrheit aufgezeigt und diese in Zusammenhang mit dem Umgang mit Migrantinnen gestellt werden, um beurteilen zu können, ob und wie das strukturell mögliche Dominanzdenken und -handeln der faktisch überlegenen Gruppe vorhanden oder auch „verdeckt“ vorhanden ist.<sup>168</sup>

## 2.6. Möglichkeiten der Wahrnehmung des Selbst als Frau und im Umgang mit Migrantinnen

Hinsichtlich der Frage nach den Grenzziehungen von deutschen Frauen und Identifikationsprozessen in interaktiven Situationen mit Migrantinnen, die in meiner Untersuchung gestellt wird, kann davon ausgegangen werden, daß der Blick auf Migrantinnen vom Blick auf und vom Gefühl für die Zugehörigkeit zu den Gruppen beeinflusst ist, die für das Selbstkonzept eine Bedeutung haben.

Die bisherigen Ausführungen beziehen sich auf Wahrnehmungen der Gesellschaftsmehrheit, auf die Entwicklung von Vorstellungen der Überlegenheit und auf die Bedeutung der Definition von Unterschieden für eigene Gruppenzugehörigkeiten. Wie gesehen spielt das Geschlecht hierbei theoretisch keine, beim Blick auf außereuropäische Menschen jedoch eine große Rolle. Im Blickwinkel der Menschenbildentwicklung sind die Begriffe Mensch – gedacht als Subjekt, als Freund, als Feind – und Kultur – gedacht als hierarchisierte Bedeutungszusammenhänge – keineswegs geschlechtsneutral, sondern in der Regel männlich konzipiert. Unbestritten ist sicherlich, daß Frauen ebenso wie männliche Personen eingebunden sind in Strukturen und Realitäten, auch in grundlegenden Vorstellungen von Gruppenunterschieden und Hierarchien und daß sich ihr Selbstverständnis auch über die Identifikation mit der eigenen dominanten Mehrheit herstellt. Ob individuell und perspektivisch gleichermaßen, ist umstritten; das einleitend erörterte Problem der Herstellung von Ungleichheiten scheint Frauen aufgrund ihrer Position und ihrer Erfahrungen in einer in allen Bereichen männlich bestimmten Gesellschaft mehr als Männer zu beschäftigen. Ihre Perspektive auf andere Frauen ist – wie in der Einleitung dieser Arbeit ausgeführt – ganz offensichtlich nicht nur von gesamtgesellschaftlich vorhandenen Ideen, Vorstellungen und Standards abhängig, sondern auch von ihrer konkret-praktischen FrauenExistenz und ihrer auch theoretischen Einstellung zu einem anderen Unterschied, der gesellschaftliche Trennlinien markiert: der vorgestellten und vorausgesetzten Differenz zwischen den Geschlechtern.

In meiner Untersuchung und den anschließenden Überlegungen sind mehrere Aspekte dieses Selbstkonzepts „in der Differenz“ wichtig: Zum einen geht es um die konkrete Identität oder Subjektivität der einzelnen Frau, das heißt um individuelle Erfahrungen des Frau-Seins mit einer bestimmten Position in der Gesellschaft und innerhalb eines zweigeschlechtlichen Systems; zum anderen um die gesellschaftlich-kulturellen Vorstellungen über die Kategorie Geschlecht und Weiblichkeit, das heißt um die normierten Grenzen des Frau-Seins; zum dritten um ein Handeln in der Überzeugung und im Bewußtsein, Frau zu sein innerhalb einer Gruppe, das heißt um theoretische Auffassungen und kritisches Nachdenken über die Grundlagen und Bedingungen kollektiver Identität von Frauen.

Im Beziehungsverhältnis zwischen gesellschaftlich ungleichen und ungleich kategorisierten Gruppen hängen die genannten Aspekte unmittelbar miteinander zusammen; in meiner Erörterung der Erfahrungen von Frauen werden die den Aspekten entsprechenden Ebenen der Wahrnehmung des Selbst, der gesellschaftlichen Wirklichkeit, der symbolischen Ordnung und der Handlungen zusammengeführt: Der Gesichtspunkt der Subjektivität soll durch meine vorliegende Untersuchung der indi-

viduellen Wahrnehmung deutscher Frauen anhand gedeuteter Aussagen herausgearbeitet werden; der Blick mehr von außen auf die Konstruktionsprozesse und Subjektivitätskonzepte, das heißt das Verhältnis von Frauen zu den Konstruktionsvorgängen, in Zusammenhang mit der Kategorie Frau, werden im folgenden dargestellt. Ohne die historische Entwicklung und die Diskussionen in feministischer Theorie und Praxis darüber gänzlich auszubreiten, soll dabei aufgezeigt werden, daß Differenz nicht auf Geschlecht reduziert werden kann: Differenzerfahrungen aufgrund von Geschlecht können ähnlich und unterschiedlich sein und von einer universellen Einheitlichkeit dieser Erfahrungen kann nicht ausgegangen werden. Gleichsetzungen von Erfahrungen gesellschaftlicher Minderheitsgruppen und der Gruppe der Frauen infolge gleicher Gruppenbildungsprozesse und gleicher diskursiver Strukturen in der europäischen Rede vom Orient und von der Frau sollen problematisiert werden.

Blickmöglichkeiten und Wahrnehmungsmöglichkeiten des Selbst innerhalb einer bestimmten Ordnung werden wesentlich durch die Geschlechtszugehörigkeit strukturiert, da Geschlecht, selbst wenn es als soziales Konstrukt aufgefaßt wird, ein grundlegendes – aber nicht das einzige – Strukturmerkmal europäischer Gesellschaften und Identifikationspotential für den einzelnen Menschen darstellt. Jeder Mensch muß auch in der deutschen Gesellschaft entweder als Frau oder als Mann gesehen und erkannt werden, um überhaupt an Kommunikation teilnehmen zu können, das heißt jeder Mensch „ist“ zuerst Frau oder Mann und seine Wirklichkeit stellt sich ihm entsprechend dar. Dabei scheint mir wichtig zu betonen, daß die Grundlage dieses erzwungenen Wahrgenommenseins als entweder weiblich oder männlich nicht in der physiologischen Beschaffenheit des Menschen zu suchen ist, sondern in der Tatsache zu sehen ist, daß das habituelle Deutungssystem keine andere Möglichkeit läßt als die eindeutige Zuordnung zu und ebenfalls die Selbsteinordnung in bestehende Ordnungsmuster, da anderenfalls Verunsicherungen sowohl in der Wahrnehmung der Wirklichkeit als auch in Interaktionszusammenhängen auftreten können. In der sozialen Praxis richtet sich die individuellen Selbstdarstellung nach den zeitgenössischen Gewißheiten über die Realität der Geschlechter.<sup>169</sup> Maihofer spricht in ähnlicher Weise von Geschlecht als hegemonialem Diskurs und der Realität einer „weiblichen Existenzweise“, einer spezifischen Weise des FrauSeins im Denken, Fühlen und Handeln<sup>170</sup>. Der Zugang zur sozialen Identität ist damit auch geschlechtsspezifisch. Auf die Wichtigkeit und Wirkung von Geschlechtszugehörigkeit auf mögliche konkrete Selbstdefinitionen von deutschen Frauen im Zusammenhang mit der abstrakten Identität des Kollektivs Frauen muß demnach ein besonderer Akzent gesetzt werden, wenn die Beziehungen zu anderen Frauen im Blick sind.

Im feministisch orientierten Denken und Schreiben über Geschlecht als kollektiver Identität von Menschen und über Differenz liegt das theoretische Interesse seit langem und mit gutem Grund auf dem Phänomen geschlechtsspezifischer Ungleichheiten, Machtunterschieden, Diskriminierung und Unterdrückungsformen<sup>171</sup> – Schwerpunkte von Arbeiten sind die Beschreibung der Machtverteilung im Geschlechterverhältnis, die Erklärung dieser Geschlechterdifferenzen, die historische Analyse patriarchaler Strukturen, der Definition männlicher Dominanz und herrschender Vorstellungen von Weiblichkeit und Frau sowie die Genese und Verwendung von Geschlechterordnungen.<sup>172</sup> Dafür mußte und muß die Kategorie Geschlecht als Differenz zwischen „Frauen“ und „Männern“ begriffen und diese als binäre Gegensätze beobachtet werden, das bedeutet, daß es eben zwei Geschlechter gibt und diese weiblich und männlich sind.<sup>173</sup>

Eine konstruktivistische und/oder dekonstruktivistische Geschlechtersoziologie beschäftigt sich in neuerer Zeit diskurstheoretisch mit der Geschlechtsdarstellung, dem „doing gender“, und mit der Dezentrierung oder Auflösung auch des weiblichen Subjekts, versteht also den Differenzbegriff poststrukturalistisch oder postmodern<sup>174</sup>; Differenz wird bezogen auf die Vielzahl verschiedener Positionen des Subjekts, aus denen sich das Individuum vermutlich – im Gegensatz zu den modernen Vorstellungen von dem in sich geeinten Selbst – zusammensetzt. Die zahlreichen Kontroversen über Begriffe wie sex und gender und der Streit um die biologisch und/oder ausschließlich kulturell abzugrenzenden Grundlagen von Geschlecht, die Bewertung, praktische Umsetzung und politische Bedeutung theoretischer Erkenntnisse für die Frauenbewegung sollen hier nicht im einzelnen erörtert werden<sup>175</sup>, zeigen aber die immense Wichtigkeit für Identifikationsprozesse von Frauen und die Definition von Zugehörigkeit. Kritisch sehe ich jedoch die ausschließliche und ausschließlich theoretische Beschäfti-

gung mit der Konstruktion von Geschlecht, die eine Erforschung der gesellschaftlichen Folgen der Phänomene selbst in den Hintergrund drängt.

Über das Beziehungsverhältnis von Frauen und Männern als charakteristisches Machtverhältnis herrscht meist Übereinstimmung, auch über die relative Machtlosigkeit von Frauen.<sup>176</sup> Die Position von Frauen innerhalb der Hierarchie von zwei als gegensätzlich gedachten Geschlechtern, nämlich als unterdrückter Part innerhalb eines Herrschaftsverhältnisses verschiedener Gruppen der Gesellschaft, beeinflusst die soziale Wirklichkeit von Frauen. Ihre Identifizierungen können sich höchst widersprüchlich entwickeln: Durch das Aufwachsen und den Sozialisierungsprozeß innerhalb eines zweigeschlechtlichen Systems sind weibliche Erfahrungswelten in hervorragender Weise gekennzeichnet durch die Spannung zwischen einerseits Erwartungen und Zuschreibungen, deren „männlich-codierten“ Symbole eine von den Gesellschaftsmitgliedern weitgehend geteilte Bedeutung haben und die auf Macht- und Bedeutungslosigkeit von Frauen in allen gesellschaftlichen Bereichen hinweisen; und andererseits einer selbstbestimmten Lebensgestaltung: Das heißt leben und handeln nach gesellschaftlich gesetzten Normen bei gleichzeitigem Bedürfnis, in der je eigenen, besonderen Persönlichkeit anerkannt werden zu wollen. Die einzelne konkrete erwachsene Frau kann sich in ihrem Subjekt-Sein immer nur in der Auseinandersetzung mit diesen Gegebenheiten definieren; da diese nicht abstrakte Gebilde sind, sondern sich über Beziehungen zu konkreten Personen herstellen, sind die Selbstdefinitionen unmittelbar verbunden mit Gefühlen der Zugehörigkeit.

Wie ausgeführt, können sich Verbundenheitsgefühle mit Gruppen im Laufe eines Lebens ändern. So sind sie auch nicht für Frauen gleich eindeutig festgelegt, sondern offen, je nach den realen Verhältnissen und Machtverhältnissen, die eine Frau außer der Unterdrückung im „Patriarchat“<sup>177</sup> noch erfährt und lebt. Nicht alle Frauen sind gleichermaßen oder überhaupt Opfer von Sexismus, Männergewalt und Männerherrschaft, und/oder sie nehmen sich nicht in diesem Sinne wahr, das heißt sie erfahren und fühlen sich nicht so. Statt ohnmächtig und unterdrückt können sie sich mächtig und überlegen fühlen, immer, nur in einzelnen Lebensphasen oder nur gelegentlich oder in bestimmten Situationen, und zwar ganz unabhängig vom – eigenen oder anderen – Geschlecht. Die grundlegende Existenzform als weiblich innerhalb einer zweigeschlechtlich hierarchisiert strukturierten Gesellschaft bleibt davon jedoch unberührt. Machtverhältnisse – Differenzen – zwischen Frauen, die als existent angenommen werden können, führen deshalb nicht automatisch zur Auflösung der Kategorie Geschlecht und der Differenz zwischen den Geschlechtern – und sind trotzdem und zugleich nicht ohne Einfluß auf die Beziehungen von Frauen untereinander.

Meine Absicht ist es, Differenzen zwischen Frauen zu sehen, die aufgrund ihrer Zugehörigkeit zu für sie relevanten Bezugsgruppen und Sinnzusammenhängen entstehen und zu verschiedenen Selbstkonzepten führen können, *und dabei gleichzeitig* die Differenzen zwischen Frauen und Männern zu bedenken. Geschlechtszugehörigkeit sehe ich – wie auch aus den vorangegangenen Ausführungen hervorgeht – nicht als ausschließend identitätsbestimmend. Handeln von Frauen findet nicht nur im Geschlechterverhältnis statt, das heißt bezogen auf den Mann, sondern auch selbständig oder bezogen auf andere Frauen und in anders beeinflussten Gruppenverhältnissen und Machtstrukturen. Deshalb ist die Teilhabe von Frauen an Handlung in Beziehungen und Konflikten, die scheinbar außerhalb des Geschlechterverhältnisses angesiedelt sind, genauso zu untersuchen wie ihre Teilhabe am Geschlechterverhältnis. Das bedeutet, daß nicht Aussagen über „die Frauen“ getroffen werden, sondern daß in bezug auf je konkrete Situationen zu fragen ist, inwiefern Geschlecht einen Unterschied machen könnte.

Sichtweisen und Erfahrungen von Frauen der deutschen Mehrheitsgesellschaft, die in die Interaktionsweisen einfließen, können demnach geschlechtsspezifisch sein oder sich eben gerade nicht von der dominanten, nämlich männlich geprägten, Perspektive ihrer Gesamtkultur unterscheiden. Die „besonderen“ Erfahrungen „als Frau“, die in feministisch-soziologischer Theorie und auch in der Praxis der Frauenbewegung als grundsätzlich bedeutend angesehen werden, würden damit – so könnte gesagt werden – zur Disposition gestellt, oder das feministisch privilegierte Subjekt postmodern dezentriert werden. Einzuwenden wäre, daß das Verständnis von Geschlecht als zentraler Kategorie, das vom Standpunkt weiblicher Erfahrung ausgeht, um das Verschweigen ebendieser spezifischen Erfahrungen zu überwinden und um zu „ermessen, inwieweit sich Welten von Frauen und Männern in der Art

und Weise ihrer Organisation unterscheiden“<sup>178</sup>, seinerseits die Existenz anderer Kategorien, die Erfahrungen strukturieren und nicht nur quantitativ, sondern qualitativ verändern können, verschweigt.

Beispielsweise wird global gesehen das Ausmaß an Ungleichheit, Unterdrückung und Gewalt, das von Frauen in kriegerischen Auseinandersetzungen und auf der Flucht erlebt wurde und wird, nicht nur einfach vergrößert oder vertieft durch die Tatsache einer bestimmten zum Beispiel ethnischen Zugehörigkeit, sondern der Charakter der Unterordnung wird dadurch grundlegend verändert. Die Frage ist, ob oder wie sich dieser Charakter durch die Erfahrung von Macht und Überlegenheit in der eigenen Gruppe verändert. So werden „Verhältnisse von Dominanz und Subordination komplex und widersprüchlich“<sup>179</sup>; die Sichtweisen von Frauen sind verschiedenartig und beeinflusst von vielen Faktoren und Zugehörigkeiten. Nicht nur ethnische Herkunft und die gesellschaftliche Position der Gruppe, sondern auch das Alter, die geographische Lage, die körperliche Verfassung, das heißt Krankheit oder Behinderungen, und die emotionale Grundhaltung strukturieren ihr Leben auf vielfältige Art und Weise und formen den Lebenslauf je unterschiedlich. Perspektiven und Erfahrungen von Frauen können deshalb nicht einheitlich noch für alle gültig sein.

Somit seien „die Frauen“ auch in Deutschland gegenwärtig durch sehr unterschiedliche Lebensentwürfe und -gestaltung in sich „gespalten“ und zwar „vielfältiger und subtiler als zuvor: zwischen Karriere- und Basisfrau, oben und unten, Deutscher und Migrantin, arm und reich; zwischen zu wenig oder zu viel Erwerbsarbeit und zu viel Hausarbeit, zu wenig Geld oder zu wenig Zeit, zu viel oder zu wenig an „Beziehung““. <sup>180</sup>

Beobachtungen von tiefgehenden Verschiedenheiten zwischen Frauen schließen deshalb letztendlich die normative Neu-Inwertsetzung von einheitlich weiblichen Qualitäten, die Frauen angeblich besitzen, aus. Neue Identitäten für Frauen in Abgrenzung zu einer gesetzten Männeridentität, wie es feministische Standpunkttheorien als utopischen Entwurf für eine andere mögliche Wirklichkeit vertreten, schreiben weibliche Erfahrungen im Geschlechterverhältnis als Wahrheit des Frauseins fest. Ein solches zweipoliges Modell betont die abweichende Identität, die Andersheit von Frauen, positiv, bleibt somit aber vorhandenen Strukturen und dem wesenhaften Denken der „westlichen, herrschenden Rationalismustradition“ verhaftet. <sup>181</sup> Die Kategorie Frau kann in dem mit dieser Definition einhergehenden Menschenbild nur relational und als Gegensatz definiert werden: sie wird konstruiert und ausgegrenzt als das Nicht-Vernünftige, als nicht-identisch mit dem Mann, der allein Subjekt des philosophischen und öffentlichen Diskurses sein kann; sie ist das „Andere“ des männlichen Denkens, des „Geistes“ und der instrumentellen Vernunft. <sup>182</sup> Das Weibliche drückt etwas aus oder weist auf etwas hin, das im Entwurf dieses dichotomisch konzipierten Denkens ausgegrenzt wird: Irrationalität, Gefühle, Körper, Konkretes, Privates, Chaos. Die so abgewertete innere, „verborgene“ Seite des Menschen und der Vernunft wird nach außen auf das Weibliche projiziert. Die Frau – durch das Weibliche charakterisiert – bekommt zwar „einen Ort in einem Jenseits von Wahrheit, Vernunft, Ordnung und Kultur zugewiesen“<sup>183</sup>, ist jedoch Bedingung zur Herstellung eines allgemein und universell gesetzten MenschenMannes. Selbst wenn die mit Weiblichkeit konnotierten Begriffe inhaltlich neu gefüllt und aufgewertet werden, die „Schwäche“ der Frauen als ihre Stärke definiert wird, bleibt ihre Funktion innerhalb des Systems der zwei Geschlechter erhalten und verfestigt das traditionelle Frauenbild und bedeutet in vielen Fällen Zustimmung zu den bestehenden sichtbaren und unsichtbaren Grenzen zwischen den Geschlechtern und zu Machtverhältnissen. Deshalb ist die Definition von Identität als negative Abgrenzung problematisch: vieles spricht dafür, daß empirisch feststellbares „anderes“ Verhalten von Frauen, geschlechtsspezifische Denkweisen, Moral und Sprache, Produkt eines Weiblichkeitsdiskurses, das heißt Ergebnis und Motor, aber nicht Ursprung von Weiblichkeitsvorstellungen sind. <sup>184</sup>

Die Wertschätzung der Andersheit wird im Zusammenhang mit dem Umgang mit Frauen anderer Herkunft einer Prüfung unterzogen, das heißt im Moment des Zusammentreffens mit anderen Differenzen als der der Geschlechterdifferenz. Im Stolz auf die besondere weibliche Lebensform und in der Definition von Besonderheit von Frauen wird übersehen, daß es sich hier um eine formal ignorierte Besonderheit in der Gesellschaft der rechtlich Gleichen handelt. Dieser Aspekt ist keineswegs unwichtig, wenn es um die Beziehungen von engagierten deutschen Frauen zu Frauen nichtdeutscher Herkunft geht. Migrantinnen genießen die gleiche Berechtigung innerhalb der Gesellschaft der Gleichen

in der Regel nicht; Voraussetzungen von Beziehungen sowie die Rahmenbedingungen in interaktiven Situationen sind daher von vornherein nicht vergleichbar und „ungleiche Verhältnisse“ trotz gemeinsamen Frau-Seins realistisch.

Der Konstruktionsvorgang, um Differenz in Verbindung mit Geschlecht herzustellen, verlangt offenbar eine männliche Denkweise bzw. eine männliche Perspektive. Da in der europäischen Kultur das Männliche mit dem Allgemeinen gleichgesetzt wird, seien die Normen und Werte, an denen Handeln von Frauen und Männern gemessen werden, nicht nur nicht neutral, weil männlich geprägt, sondern in dieser Prägung auch nicht kenntlich. Darauf hat schon der Klassiker der Soziologie, Simmel, der sich als einziger seiner Zeit und Zunft mit dem Geschlechterverhältnis auseinandergesetzt hat, hingewiesen. In Interaktionen brauche der Mann sein Mann-Sein nicht mitzudenken, die Frau dagegen sei sich ihres Frau-Seins immer bewußt; Geschlecht strukturiere demnach das Handeln von Frauen, aber nicht das von Männern, die „dem Gegensatz der Geschlechter enthoben“ seien.<sup>185</sup> Deutungs- und Orientierungsmuster würden hier also fragloser akzeptiert. Es ist wahrscheinlich davon auszugehen, daß „Alle, die eine Sozialisation zur Frau oder zum Mann durchlaufen haben, (...) eine – nicht notwendig klar artikulierte – Vorstellung davon (haben), was typisch weiblich und was typisch männlich ist, wenn auch nicht unbedingt die gleiche.“<sup>186</sup>

Stereotype Weiblichkeitsbilder, festgemacht und reduziert auf spezifisch weibliche Wesenseigenschaften wie intuitiv, verharrend, kontextbezogen, sorgend, einfühlsam, kooperativ, friedfertig, expressiv, konkret usw., die zum Kategorisierungskanon der europäischen Kultur gehören, werden in vielen feministischen Konzepten und Theorien, nicht nur den „Standpunkttheorien“, wiederverwendet: teilweise um sie kritisch auseinanderzunehmen und in ihrer Funktion als Ausgrenzung von Frauen aus gesellschaftlichen Bereichen und als „Platzanweiser“ in der Gesellschaft zu erklären, teilweise unter dem Aspekt der Akzeptanz oder aber des Widerstands von Frauen gegen eine vorgeschriebene Weiblichkeit und damit verbundene Orientierungs- und Verhaltensmöglichkeiten. In kritischer Sicht haben nämlich nicht nur gesellschaftliche, sondern auch feministische Konstruktionen von weiblicher Identität eine normative das Individuum formierende Dimension, wenn sie eine gleiche Kollektividentität von Frauen unterstellen.

Mit den Vorstellungen über weibliche Identität sei ein „Identitätszwang“ verbunden<sup>187</sup>, der die Selbsteinordnung und Selbstzurichtung von Frauen in die „gesellschaftlichen Normalkonstruktionen“ von Weiblichkeit, den gesellschaftlichen Konsens darüber, wie Frauen sein sollen, verlange und über die Verinnerlichung der Bilder auf die persönliche Identität wirke; darüber hinaus wird die Realität damit strukturiert, wenn nämlich Frauen sich selbst darin denken, die äußere Ordnung zu ihrer inneren machen, und ihr Handeln danach orientieren. So würden normierende Bilder und verordnete Verhaltensanweisungen nicht nur als Zwang erfahren, sondern auch als Schutz: dadurch, daß die Vorstellungen Gewohntes, Vertrautes und Altbekanntes darstellen, eben das Denken-wie-üblich, bieten sie auch Sicherheit. Widerstand gegen kollektiv zugeschriebene Geschlechtsrollen, um aus dem Identitätszwang „flüchten“ zu können, könne nur mit Blick auf diese Funktionen und durch die Analyse von Weiblichkeitsvorstellungen geschehen. Abgesehen von der ungeklärten Frage, warum geflüchtet werden soll, wenn aufgrund des sich bietenden Schutzes kein Grund vorhanden ist, wohin denn die Flucht aus der Bequemlichkeit gehen soll und wie sie gelingen kann – einzeln, zusammen, auf welchem Weg –, ist daraus mindestens zu entnehmen, daß Frauen in ihren Erfahrungen und ihrer Situierung den Bedingungen der symbolischen Ordnung unterliegen und sich selbstverständlich einrichten als auch aktiv an Konstruktionsprozessen und Konstrukten beteiligen können.

Ausgehend von einer vorgefundenen Situierung von Frauen arbeiten andere Ansätze mit Konzepten aus der Migrationsforschung, um den Weg von Frauen in die Welt der Hochschule und des Berufs zu beschreiben.<sup>188</sup> Sie gehen von einer fremden Männerwelt aus, die von Frauen individuelle, immer wieder auszuführende Anpassungsleistungen an die dominante Kultur mit ihren neuen, anderen Lebensbedingungen herausfordert und erzwingt. Mal wird aus der Perspektive der Aufnahmekultur, mal mehr aus der Perspektive der Individuen, als „subjektiver Dimension“, dieser Prozeß der „Akkulturation“ erforscht. Diese und alle ähnlichen Konzepte, gehen davon aus, daß sich in einer nach Geschlecht polarisierten Gesellschaft für Frauen und Männer jeweils unterschiedliche Lebenszusammenhänge

herausgebildet haben, die die Selbstwahrnehmungen sowie die Orientierungen entscheidend prägen. In einer patriarchalisch strukturierten Gesellschaft bestehe überdies zwischen den „Geschlechterwelten“ eine hierarchische Differenz, wobei die männliche Welt in der Werteordnung höher rangiert. Nur die „Sache der Männer“ sei im gesellschaftlichen Kontext von Bedeutung und Wert, in diesem Zusammenhang sei die „Sache der Frauen“ durch deren Bezogenheit auf den häuslichen Raum und die Familie ohne Bedeutung.

Innerhalb dieser „Zwei-Welten“- oder „Zwei-Kulturen“-Sicht<sup>189</sup> wurden das Konzept der „Identitätsbalancen“<sup>190</sup> und das Konzept der „kulturellen Zwischenwelten“ entwickelt bzw. weiterentwickelt; im Prinzip geht es hier immer um Fremdheit und Distanz zweier unvereinbarer Welten, die vom weiblichen Individuum – nach oder durch Erleiden eines „Kulturschocks“ im Bewußtsein – Balanceakte zwischen weiblichen und männlichen kulturellen Bezugssystemen verlangt, um weibliche und männliche Anteile der eigenen Identität und Lebenspraxis sinnvoll zusammenzuführen. Oder die einzelnen – wieder von MigrantInnen und deren Leben „zwischen Gastland und Heimatland“ ausgehend – müßten mit Zwischenexistenzen, die in einem Zustand des „nirgends-richtig“ bestünden, kreativ umgehen, indem sie soziale Wirklichkeit eigenständig rekonstruierten und zwar durch den Aufbau einer kulturellen Zwischenwelt, die den Betroffenen einen neuen Standort erlaube, von dem aus gleichermaßen Identifikation und Distanzierung mit bzw. von den Elementen der neuen Kultur möglich sei. Frauen seien in den Bereichen der gesellschaftlich höherbewerteten Männerbereiche grundsätzlich Fremde, die die Spielregeln dieser ihnen unvertrauten Kultur nicht kannten und die sich immer neu anpassen müßten, wenn sie nicht scheitern wollten.

In neueren Arbeiten<sup>191</sup> wird selbstkritisch erkannt, daß mit dem Festhalten an trennscharfen Grenzen zwischen den Geschlechtern in der Forschung und dem Bestehen auf der polaren Geschlechterdifferenz das tradierte System der Zweigeschlechtlichkeit bestätigt und zementiert wird; insbesondere die Nichtbeachtung von komplexen Konstruktionsprozessen und die fehlende Kontextualisierung in weiteren Zusammenhängen, die die historische und kulturelle Variabilität von Geschlechterdifferenzierungen zeigen könnten, lassen nur eine einzige und eingemauerte Kultur als reduziertes Identifikationsangebot für Frauen. Wenn aber Geschlecht verstanden wird als soziale Konstruktion, die durch kulturelle Symbole produziert wird, ist diese nicht nur kontextual und situativ veränderbar, sondern steht auch im Wechselwirkungsgeschehen zu anderen sozio-kulturellen Identifikationsmöglichkeiten.

Beim kritischen Blick auf die Herstellung und Realität von ungleichen Geschlechterverhältnissen wird auf verwandte Denkkonstruktionen und auf Konstruktionsvorgänge von Andersartigkeits- und Fremdheitsvorstellungen bei der Untersuchung des Geschlechterverhältnisses und der Problematik von Weiblichkeitsvorstellungen und Männlichkeitsvorstellungen zurückgegriffen: „Das Anderssein der Frau schafft eine unüberbrückbare Differenz, welche die Frau in einem existentiellen Sinne als fremd erscheinen läßt.“<sup>192</sup> In der Geschlechterkonstruktion glauben einige Autorinnen Analogien zur Konstruktion von Kultur erkennen zu können, indem das Verhältnis als auf gleiche Art und Weise strukturiert bewertet wird. Die Stellung als der negativ bestimmte andere Teil innerhalb einer homogenen und entwickelten Menschheit habe die Frau hier mit anderen gemeinsam: mit nicht-zivilisierten Menschen, mit außereuropäischen Kulturen, mit Juden, „Zigeunern“, Kindern und „Narren“.<sup>193</sup> Beschreibung von Geschlechtscharakteren und Normierung von Weiblichkeit wären auch in ihrer historischen Entwicklung mit der europäisch-kulturellen Grenzgeschichte verbunden.

Die vorangehend beschriebenen Vorstellungen vom Orient, zusammenhängend mit den synonymen Begriffen Erotik und Exotik, wie sie besonders im 19. Jahrhundert ausgebildet und auch in Deutschland verbreitet wurden, stünden in unmittelbarer Verbindung mit einem Definitionsprozeß im Inland, der „Feminisierung der Frau“.<sup>194</sup> Historisch sei der Prozeß gleichzeitig mit der Feminisierung der Fremde, nämlich durch die „Feminisierung des Orients“, verlaufen. Der vorherrschende Blick auf den Orient wäre zwar eine kollektive westliche Männlichkeitsphantasie, die die Orientalin zum Objekt der Begierde und dieses zur Repräsentantin einer „typisch orientalischen“ Natur gemacht habe; gleichzeitig seien jedoch die Frauen zu Objekten gemacht worden: „Im Innern zog die bürgerliche Gesellschaft eine Trennungslinie zwischen dem starken und dem schwachen Geschlecht, und dieses Modell wurde nach Außen übertragen auf die Beziehung zwischen zwei Hemisphären, (...). „Europa“

übersetzte sich (...) mit Stärke, Aktivität, Männlichkeit, Herrschen; „Orient“ hingegen (...) Schwäche, Passivität, Weiblichkeit, Beherrschtwerden. In der Phantasie vom gefügigen Objekt für einen starken, westlich-männlichen Blick korrespondierte die Konstruktion des bürgerlichen Orientbildes wesensgleich mit der Konstruktion des bürgerlichen Frauenbildes.“<sup>195</sup>

Die Herausbildung und Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ im 18. und 19. Jahrhundert als Neuordnung der Geschlechter, die im Rahmen der Umgestaltung der ständischen zur bürgerlichen Gesellschaft auch zum politischen Programm wurde, ordnete Frauen besondere bzw. von den allgemeinen abgesonderte Lebenswelten zu, deren Grundlage die Trennung in zwei Sphären mit geschlechtsspezifisch zugeordneten Arbeitsbereichen war: das Reproduktive, Häusliche, Nichtöffentliche wurde den Frauen zugewiesen, alles Produktive, Außerhäusliche, Öffentliche für Männer vorbehalten. Desweiteren wurde die Bestimmung eines spezifisch weiblichen immer negativ vorgestellten Geschlechtscharakters identisch mit den Charakteren „niederer Rassen“ und denen der Juden: der pseudowissenschaftliche Grundstein für „Antifeminismus, Rassismus und Antisemitismus“<sup>196</sup> wurde durch diese Verbindung gelegt: Der Geschlechtsgegensatz sei die „älteste empirische Dualität“ und eine „tiefe Wahrheit“; was wahr sei hinsichtlich der Frauen, gelte ebenso für Juden; alle Feinde seien eigentlich Weiber.<sup>197</sup>

Die Ursprünge des Denkens über Geschlecht und die Legitimation bestehender Macht- und Herrschaftsverhältnisse auch zwischen den Geschlechtern reichen jedoch viel weiter in die Tradition westlich-abendländischer Philosophie zurück. Rousseau, Kant, Fichte, Hegel, im ausgehenden 18. Jahrhundert bzw. am Beginn des 19. Jahrhunderts, übernahmen Argumentationen aus der staatstheoretischen Philosophie von Aristoteles, deren Grundlage der Ausschluß von Frauen aus der politischen Öffentlichkeit war. Auch hier wurden schon zwei Sphären menschlicher Existenz durch die Unterscheidung zwischen politischer Öffentlichkeit auf der einen und dem Persönlichen und Privaten auf der anderen Seite getrennt<sup>198</sup>. „Wer nichts kannte als die private Seite des Lebens, wer wie der Sklave (im griechischen Kontext galt dies auch für alle Frauen und Unselbständige) keinen Zutritt zum Öffentlichen hatte oder wie die Barbaren ein allen gemeinsames Öffentliches gar nicht erst etabliert hatte, war nicht eigentlich Mensch.“<sup>199</sup> Auch in dieser Interpretation teilt die Frau ihr Schicksal mit Sklaven und Unzivilisierten.

Männliche Definitionsmacht und kulturell hegemoniale Symbolisierungen in der Verbindung mit dem Blick auf Frauen setzten sich scheinbar ungebrochen fort: „Durch eine enge und merkwürdig fort-dauernde Assoziation von Orient und Sex erfahren der Orient wie die europäische Frau als zwei kontrastierende Bilder und integrale Teile der europäischen Zivilisation ein ähnliches Diskursschicksal. Weder ‚der Orient‘ nach ‚die Europäerin‘ ist einfach da und natürlich gegeben, noch sind beide rein imaginativ. Der Orientalismus ist genausowenig wie die imaginierte Weiblichkeit ein wahrheitsgemäßer Diskurs über Orient und Frau, vielmehr bilden beide ein sich gegenseitig befruchtendes und stabilisierendes mythisches System, das der europäisch-männlichen Macht und freien Verfügungsgewalt über die orientalisierte Europäerin und über den weiblichen Orient seinen Ausdruck verleiht.“<sup>200</sup>

In einer literaturorientierten Untersuchung über die „Erfindung der ‚Differenz‘ im Zeitalter der Aufklärung“ wird auf gleiche Symbolisierungen hingewiesen: so wie der „Orient“ und „Frau“ das jeweils „Andere“ des europäischen Mannes symbolisierten, so sei der Harem zum „Weiblichen des Weiblichen“ und die fremde Frau zur „Frau der Frau“ geworden<sup>201</sup>. In diskurshistorischer Betrachtung hat Weigel ebenfalls strukturelle Analogien von männlichen Redeweisen über Fremde und Frauen nachgezeichnet<sup>202</sup>. Sie stellt die Bedeutung des Bildes der anderen für das Selbstwertgefühl des europäischen Mannes fest, wenn er sich im Diskurs mit Frauen und Fremden in Beziehung setzt: seine Vorstellungen von Fremden und Frauen hingen von seiner Identifizierung mit einem Männerbild und einem Selbstbild als Kulturmensch ab, die sich über Frauen- und Fremdbilder konstituieren. Da er die Definitionsmacht habe, nehme er in seinen Fremdkonstruktionen „die Position des Fortschritts“ gegenüber den „Wilden in der Ferne“ und „die Position des höhergestellten, vernünftigen Subjekts“ gegenüber „der Frau in der Nähe“ ein.

In verschiedenen Denkansätzen findet sich Übereinstimmung in der Definition der Frau und der Weiblichkeit als das marginalisierte Andere im Verhältnis zum männlich dominanten bzw. universa-



len Repräsentationssystem der Geschlechter – der spezifische Ort und die Positionierung der deutschen Frau als gleichzeitig Aus- und Eingeschlossene ist also unabhängig von einer positiven oder negativen Bewertung dieser Mitgliedschaft zur Gruppe der Andersseienden durch die Definierten. Davon abhängig allerdings ist das Selbstverständnis als außenseitiger, als minderwertiger Teil und Ausgestoßene einer dominierenden Geschlechtsgruppe und als Objekt von Diskriminierung. Das bedeutet den zugeschriebenen Status als unterdrückte Minderheit – selbst wenn durch eine Anrufung des Opferstatus nur beabsichtigt ist, diesen zu überwinden – und den männlichen Blick auf die Wirklichkeit zu übernehmen und damit für die Selbstdefinition als Frau innerhalb des Rahmens von Geschlechterrollendefinitionen und Männerphantasien zu bleiben. In diesem Sinne hat schon de Beauvoir die Herstellungsweise des Konstrukts Frau als Opfer und die Definition von Frauen als Fremde sowie ihre Behandlung als Minderheit mit demselben Status, wie „Juden, Neger und sexuelle Außenseiter“, <sup>203</sup> abgelehnt: Frauen seien nicht nur zahlenmäßig keine Minderheit. <sup>204</sup>

Tatsächlich sind Frauen nicht nur in Geschlechterverhältnisse eingebunden und nicht nur Opfer; sie sind in diesen auch keine Außenseiter, sondern konstituierender Bestandteil; Weiblichkeitsbilder sind notwendig zur Konstruktion moderner Männlichkeit. <sup>205</sup> Diskussionen über die Beteiligung, genauer: Selbstbeteiligung, von Frauen im eigenen Unterdrückungsverhältnis, die Ende der 70er Jahre mit der Frage „Frauen: Opfer oder Täter“ begannen <sup>206</sup>, beschäftigten sich mit der spezifisch weiblichen Sozialisation und Rolle von Frauen in Herrschaftsverhältnissen, wobei in der Regel aber das Verhältnis zu den vom einheimisch-kulturellen Denken als Fremde/Andere Definierte nicht auftauchte. Über Beteiligungen in diesem Verhältnis gibt es bis heute nur relativ wenige Untersuchungen; theoretische Ausführungen – wie auch die vorangehend dargestellten – belegen keinen geschlechtsspezifischen Unterschied in der Qualität von Beziehungen zum Fremdartigen.

„Indem Frauen teilhaben, teilnehmen an der herrschenden Sprache, sich ihren „Zugang“ zur zeitlichen Bühne erobern, sind sie an der bestehenden Ordnung beteiligt; sie benutzen dann eine Sprache, Normen und Werte, von denen sie zugleich als „das andere Geschlecht“ ausgeschlossen sind. Als Teilhaberin dieser Kultur dennoch ausgegrenzt oder abwesend zu sein, das macht den spezifischen Ort von Frauen in unserer Kultur aus.“ <sup>207</sup> Siebert weist anhand der Bilderproduktion von deutschen Frauen „um 1900“ nach, daß diese die bürgerliche Imagologie des 19. Jahrhunderts verwenden, um Fremde und Frauen zu beschreiben. Aber: „Was für den weißen Mann die Frau ist, scheinen für die reisenden Frauen Menschen mit niedrigerer sozialer Position, mit anderem kulturellen Hintergrund und anderer ethnischer Herkunft zu sein. Dabei überschneiden sich kulturelle mit sozialen Grenzziehungen.“ <sup>208</sup> aus der Beschreibung der Fremden sei unmittelbar das Selbstbild abzulesen als weiße kulturell höherstehende oder überhaupt Kultur besitzende Europäerin als auch sozial Höherstehende gegenüber Menschen aus dem Volk.

Beim gegenwärtigen ethnologischen Blick auf fremde Frauen führe, so eine kritische Untersuchung zum westlichen Frauenbild auf Musliminnen, die Anwendung des nur für westliche Kulturen gültigen Natur-Kultur-Paradigmas auf nicht-westliche Gesellschaften immer zu Fehlinterpretationen der Stellung der Frau und der Weiblichkeitsauffassungen im Geschlechterverhältnis <sup>209</sup>. In ähnlicher Argumentation werden auch auf der individuellen Ebene des Verhaltens von inländischen Mehrheitsfrauen gegenüber ausländischen Menschen Verhaltensformen ausgemacht, die eigentlich charakteristisch sind für das Machtverhältnis zwischen Männern und Frauen der Eigenkultur. Mechanismen des Rassismus seien gleichzusetzen mit denen des Sexismus, also Ausgrenzung aufgrund von Geschlecht und zugeschriebenen „natürlichen“ Merkmalen und Verhaltensweisen. Im Verhältnis zu ausländischen Menschen würden deutsche Frauen den „Männerpart“ leicht übernehmen, ihr Selbstwertgefühl aufwerten durch die Zuschreibung von Eigenschaften und Verhaltensweisen; ausgrenzende weibliche Verhaltensformen im Umgang mit diesen Menschen wären dieselben, wie ausgrenzende männliche Verhaltensformen im Umgang mit Frauen <sup>210</sup>.

Andere als Männerperspektiven auf andere Frauen werden historisch und in der deutschsprachigen Frauenforschung wenig beachtet, <sup>211</sup> erst recht war und ist eine eingehende Analyse des spezifischen Blicks von Frauen auf Frauen selten von Interesse. Ebenso rar sind Arbeiten über Machtverhältnisse im Binnenraum des weiblichen Geschlechts. Im vordefinierten spezifischen Ort von Frauen scheint kein

Platz für eine weitere Minderheit oder für die angeblich noch oder ganz anderen der anderen. Kritisch gesehen birgt auch eine analoge Statusgleichsetzung der Gruppe Migrantinnen mit der Gruppe deutscher Frauen die Gefahr, in der Wahrnehmung von Ungleichheiten machtbedingte feine Unterschiede in den Konstruktionsmustern zu überspringen. Im Überordnungs/Unterordnungsverhältnis einer etablierten Mehrheit zu ihrer Minderheit sind die Definitionen körperlich-seelischer Eigenarten der Konstruierten zur Fixierung der natürlichen Zugehörigkeit seitens der Konstruierenden immer ausschließend, und meistens negativ konnotiert. Innerhalb der Mehrheit selbst, und der in ihr enthaltenen Gruppen der Männer und Frauen, schaffen derartige Minderheitsdefinitionen ein klares Bild über Ungleichheiten, das der viel komplexeren Realität von Konstruktionen nicht entspricht.

Es ist nicht davon auszugehen, daß deutsche Frauen an der geschichtlichen Tradition der Männerkultur ihrer Gesellschaft nicht teilhaben, in deren Welt fremd sind und deren „standardisierte Rezepte“ von Orientierung und Handeln nicht kennen. Ich teile die Grundannahme, daß Frau-Sein nicht in der Erfahrung eines Minderheitenstatus oder der eines „existentiellen“ Außenseitertums<sup>212</sup> aufgehen kann, da dieser auf vorrangig zugeschriebenen und angeblich fixen Eigenschaften beruht. So gehe ich davon aus, daß für engagierte Frauen der deutschen Mehrheitsgesellschaft im Umgang mit Frauen nichtdeutscher Herkunft vielfältigere Wahrnehmungen und Positionierungen möglich sind als sie in einem binären Gegensatzdenken von Geschlecht erscheinen.

Eine Selbstdefinition als von den einheimisch-männlichen Subjekten unterschiedene einheimisch-weibliche Objekte, die aus der etablierten Ordnung als andere herausfallen und die durch gemeinsame Unterdrückungserfahrungen ein spezielles Bewußtsein über ihre Verbundenheit in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft haben, scheint eine die Realität leugnende Frauenphantasie zu sein. Ein Übersehen der anderen bzw. ihrer Vorstellungen und eventuell von den eigenen unterschiedlichen, aber für diese äußerst wichtigen Werte, könnte die Folge sein. Somit wäre eine Identifikation vorrangig mit der Gruppe der Frauen kommunikationsfeindlich, da sie Ungleichheiten – in den Augen der anderen – unterbewerten, wenn nicht leugnen muß und dadurch vertändigungs- und verstehensbehindernd wirkt.

Liegt das emotional werthaltige Gewicht auf der Zugehörigkeit zu einer kulturell anders strukturierten Gruppe, die aufgrund ihrer Lebensweisen und „überhaupt“ anhand von Merkmalen objektiv abgrenzbar erscheint, dürften Unterschiede von Zugehörigkeiten als bedeutend erfahren und – je nach Weltanschauung und positiver oder aber negativer Bewertung der Mitgliedschaft in der Gruppe der Deutschen – positiv oder negativ überbetont werden. Von einer feindlichen Haltung der deutschen Frauen in meiner Untersuchung gegenüber Migrantinnen gehe ich nicht aus.

Entsprechend der einleitend beschriebenen kulturalistischen Perspektive auf Migrantinnen, ist das bevorzugte Thema „die türkische Frau“ als exemplarischer Fall für alle mit der Migration verbundenen Probleme. Die unterdrückte Lage der türkischen Frau, verursacht durch das islamische Patriarchat, die getrennten Lebenswelten von Frauen und Männern, die Rückständigkeit, Isolation und Abhängigkeit der familienorientierten passiven Frauen dieses Kulturkreises, werden immer am äußeren Bild erkannt: an der symbolhaften Kopfbedeckung, deren HintergrundBedeutung als „weiteres Wissen“ fungiert und von allen Gesellschaftsmitgliedern als Deutungsmuster geteilt wird. Ein geschlechtsspezifisches Frauenbild scheint in der von deutschen Frauen offenbar bevorzugten Sicht auf Migrantinnen allgemein als hilflose Opfer ihrer Herkunftskultur, im besonderen in der auch sexuellen Ausbeutung durch den Mann und die Familie zu liegen.

In einer sozialpsychologischen Analyse<sup>213</sup> über die gegenseitigen Fremdbilder „westdeutscher“ Frauen und Migrantinnen aus der Türkei wird festgestellt, daß die Fremdbilder extreme Reduzierungen auf nur wenige und enge Typen zulassen: westdeutsche Frauen sehen Migrantinnen als einen konservativen, ländlichen Frauentyp, Migrantinnen die deutschen Frauen als modernen, städtischen Frauentyp. Das ebenfalls untersuchte Selbstbild der Frauen der Migrantinnengruppe stimmt mit diesen vorwiegend auf die Differenz zwischen Frauen abgehobenen Typen nicht überein. Das Selbstbild der deutschen Frauen als fortschrittliche, emanzipierte, autonome und helfende Akteurin käme eben nicht isoliert zustande, sondern gerade und erst durch die erwähnten Bilder von Migrantinnen, die eine „symbolische Verbesserung ihrer eigenen Situation“ und Unterdrückung erwirkten.<sup>214</sup> Das Selbstver-

ständnis deutscher Frauen in engagierten „linken, alternativen und auch feministischen Kreisen“ bestünde in dem Bedürfnis, nicht deutsch sein zu wollen und jegliches „Verankertsein in einer nationalen und christlichen Ideologie abzustreiten. Wir behaupten unser Anderssein in Abgrenzung zur Täterinnengeneration um den Preis der eigenen Blindheit gegenüber den tatsächlichen Verhältnissen: da von der Täterinnengeneration erzogen und dadurch behaftet mit nationalen, nationalistischen, antisemitischen, rassistischen „Ideologieanteilen“, sind „Wir (...) nicht nur de facto Angehörige und damit Profitierende der Dominanzkultur, sondern durchaus auch subjektiv auf dem entsprechenden ideologischen Hintergrund aktiv Handelnde.“<sup>215</sup>

Derartige ihrerseits homogenisierende Selbstdefinitionen können nur enthomogenisiert werden, wenn den konkreten Selbstinterpretationen in interaktiven Situationen und im Zusammenhang mit der Herstellung von Fremdbildern nachgegangen wird. Die Frage ist, welche Bewußtseinshaltungen und Identifikationen im Erfahrungsprozeß einer Kommunikationssituation von engagierten Frauen der deutschen Mehrheitsgesellschaft mit Frauen nichtdeutscher Herkunft zu welchen Wahrnehmungsdeutungen und welchem Verhalten führt. Wenn vorausgesetzt werden kann, daß für eine Verständigung und das Verstehen in interaktiven Situationen zwar die Fähigkeit zum Symbolgebrauch, zur Deutung von „Zeichen“ eines bedeutungsvollen Wissenshintergrundes der anderen, Voraussetzung ist, jedoch die Vorstellungswelten der Handelnden nicht deckungsgleich sein müssen, sondern es genügt, wenn gewisse Bestandteile von Wissen und Erfahrung gemeinsam sind bzw. geteilt werden, dann könnte trotz der obigen Einwände eine vorrangige Selbst- und Fremd-Identifikation aufgrund des Geschlechts und die Selbstbenennung als Frau bzw. weiblich als „einfache“ Zugehörigkeit „ohne Anspruch“ eine vorzügliche Grundlage für ein Verstehen in aktuell gemeinsamen Lebenszusammenhängen und konkreten Kommunikationssituationen bilden.

In der Realität zeigen sich Folgen von Zugehörigkeitsdefinitionen für das Verhalten gegenüber Frauen, die sich als Zugehörige differenter und diskriminierter gesellschaftlicher Gruppen wahrnehmen, und denjenigen die sich selbst als Objekte (von Männerherrschaft) bezeichnen, ihrerseits als *Subjekte* von Unterdrückung erfahren. Die Vorwürfe an die Adresse deutscher Frauen lauten im einzelnen:<sup>216</sup> Vereinnahmung von Personen und Dingen, das heißt bestimmter Kulturelemente, Respektlosigkeit und achtloser Umgang mit Werten der anderen, pathologisches Helfertum den anderen Frauen gegenüber, das heißt Sozialarbeitermentalität, Besserwisserei, das heißt deutsche Frauen stellen keine Fragen, sondern wissen schon immer alles über die andere Kultur, „nett gemeinte“ Ausgrenzung, wohlwollendes Beobachten von persönlicher Entwicklung und Emanzipationsbemühungen, Betonung der Rückständigkeit, Isoliertheit und Hilflosigkeit sowie der unterdrückten Lage der ausländischen Frauen als Folge der patriarchal-strukturierten und nicht-modernen Herkunftskultur oder als Folge der Migrationssituation als einzig interessierende Themen der Literatur über Migrantinnen, Nicht-Nachdenken über eigene Standorte und universelle Maßstäbe, übermäßiges Beachten und Interpretieren von Äußerlichkeiten, herablassende Toleranz, Unverständnis, Ablehnung unverstandener Verhaltensweisen, geheucheltes Mitleid oder überhaupt keine Empathie.

Die Erfahrung dieser Vorwürfe von Dominanz führte bei deutschen Frauen zu verschiedenen Reaktionen: einerseits zu einem zerknirschten Schuldbekenntnis und Selbstanklagen und andererseits zur Abwehr der Debatte selbst, die gegenwärtig nur untergründig geführt wird. Beides war mit einer solchen Handlungsunfähigkeit verbunden, daß ein Nachdenken über das Verhältnis von deutschen Frauen zu Migrantinnen nicht mehr vorkommt. Ob und wie gegenwärtige Beziehungen dadurch bestimmt werden, und ob die „traurige Praxis der Kommunikation bzw. Nichtkommunikation zwischen Frauen dominanter und dominierter gesellschaftlicher Gruppen“<sup>217</sup> existiert und fortgeführt wird, soll in meiner Untersuchung herausgefunden werden.

## Anmerkungen

- 1 „Il n'est guère possible de penser le social en évitant les tensions entre inclusion et exclusion, homogénéité et hétérogénéité, intégration et marginalité, fractionnement et unité“, DE RUDDER 1986, 231
- 2 Zur „gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit“ vgl. BERGER/LUCKMANN 1970. Die Frage nach der „Wirklichkeit der Konstruktion“ (vgl. LINDEMANN 1994), das heißt, wie die Konstruktion individuell als etwas unhintergebar Wirkliches erfahren wird und warum sie den Konstrukteuren als unverrückbar gegeben erscheint, tritt dabei in den Hintergrund.
- 3 Intersubjektivität verstanden als „Feld der Überschneidung zwischen zwei Subjektivitäten, als das Zusammenspiel zweier unterschiedlicher subjektiver Welten.“ Die Idee der Intersubjektivität der menschlichen Erfahrung wurde aus der Philosophie auch in die Psychoanalyse übernommen, die sich damit dem „Problem der Definition des Anderen als eines Objektes stellt. Intersubjektivität wurde absichtsvoll der Logik von Subjekt und Objekt, die die abendländische Philosophie und Wissenschaft beherrscht, gegenübergestellt“. vgl. BENJAMIN 1996, 40ff
- 4 Andere, weniger „zentristische“, weniger „problematische“, Sichtweisen stehen mir nicht zur Verfügung. Das Problem besteht nämlich darin, daß eine im wesentlichen psychophysische Gleichartigkeit aller Menschen als gesichert angenommen wird: der Mensch oder Menschsein überhaupt wird universell charakterisiert durch Angst, Hunger, Durst, Schmerz, Geschlechtstrieb, Tod, ebenso wie durch bestimmte Bewußtseinszustände wie Symbolgebrauch, Liebe, Freundschaft, Schuld, Trauer, ohne daß nach der Deutung und Bedeutung dieser Universalien gefragt wird; immerhin wäre es denkbar, daß Empfindungen oder Bewußtseinslagen in unterschiedlichen Teilen der Welt von Menschen unterschiedlich empfunden und durchaus verschieden gedeutet werden, was wiederum das „menschliche“ Erleben von Welt nicht unerheblich beeinflussen könnte.
- 5 Schon Max Weber weist auf den Perspektivismus hin, der alle wissenschaftlichen Fragestellungen prägt; die universalistische Betrachtungsweise von gesellschaftlichen Entwicklungen in der Moderne spiegelt das europäische kulturelle Interesse wider. „Wir“ würden uns gern vorstellen, daß nur auf dem Boden des Okzidents Kulturercheinungen von universeller Bedeutung und Gültigkeit auftraten, WEBER M. 1990, 1. Auf die Ambivalenz dieser Aussagen in den Schriften Webers über die Moderne und den Prozeß der Rationalisierung und der „Spannung zwischen universalistischer und perspektivischer Betrachtungsweisen“ seiner Fragestellungen macht kritisch Benhabib aufmerksam, vgl. BENHABIB 1995, 76, 294
- 6 vgl. die Pionierstudien von GRÜNFELD 1939; MICHELS 1925; PARK 1928; SCHÜTZ 1932 und 1971, SIMMEL 1908, PITT-RIVERS in LOYCKE 1992; SUMNER 1940; und ELIAS/SCOTSON 1993
- 7 LOENHOFF 1992, 152
- 8 ebd., 153; die Denkansätze und davon geprägten Forschungsrichtungen mit gesellschaftstheoretischer Perspektive, die zum allgemeinen Problem sozialer Ordnung, zum sozialen Wandel oder zur Identität von Gesellschaften Beiträge liefern, sind innerhalb der modernen Kultur- und Sozialanthropologie, Soziologie und der interkulturell orientierten Erziehungswissenschaft sowie der materialistisch begründeten Kultursociologie und Persönlichkeitspsychologie zu verorten; in mehr kommunikationstheoretischer Perspektive, die die Steuerung des Interaktionsprozesses durch kognitive Muster und Erwartungen als Handlungsanleitungen untersucht, z. B. Phänomenologie, Symbolischer Interaktionismus, Strukturalismus, Kognitive Anthropologie, Wissensoziologie und Ethnomethodologie, „Cultural studies“ des Center for Contemporary Culture Studies (CCCS) in Birmingham mit unterschiedlichen Ausrichtungen (WILLIAMS; WILLIES; CLARKE; HALL); und in der kulturhistorischen Wahrnehmungspsychologie, vgl. zusammenfassend AUERNHEIMER 1988 und SCHWEITZER 1994
- 9 DERRIDA 1986, 88; der empirische Dualismus scheint evident, „Dualismus ist Erfahrung“, vgl. SCHMITZ 1965, 56; gemeint ist die Setzung des Nicht-Identischen als das Andere und die Bildung von Gegensatzbegriffen wie Mensch/Natur, Kultur/Natur, männlich/weiblich usw. Auf diese inhaltliche Seite der Wahrnehmung und der Entwicklung bestimmter europäischer und somit auch deutscher Bilder über Ausländer komme ich in 2.2. und 2.3. zurück.
- 10 Das „Zwischenleibliche“ als Basis jeglichen Kommunikationsversuchs, vgl. MERLEAU-PONTY 1966
- 11 In der sozialphänomenologischen Theorie wird für diese Hypothesenbildung der Begriff des „abduktiven Schließens“ (das Auffinden von Hypothesen, demgegenüber Deduktion und Induktion Verfahren der Hypothesenprüfung darstellen) verwendet als ein forschungslogisches Verfahren, das mit einer Prämisse ohne wissenschaftliche Begründung beginnt; auch in der Alltagswirklichkeit wird von den Handelnden bei der Su-

- che nach Lösungen abduktiv vorgegangen, um den tieferen (inneren) Sinn von wahrnehmbaren (äußeren) Handlungen interpretieren zu können; die Abduktion – kontrollierbar und bewußt – und das Wahrnehmungsurteil – nicht kontrollierbar und unbewußt – werden von Pierce als eine einzige mentale Operation begriffen; vgl. PEIRCE 1970, 362; In seiner Theorie der nicht-logischen Handlungen weist Pareto auf die Funktion alltagsweltlicher Schlüsse im Rahmen der „Logique des sentiments“ hin: „Il faut enfin remarquer que si, dans la logique ordinaire, la conclusion résulte des prémisses, dans la logique des sentiments, ce sont les prémisses qui résultent de la conclusion.“ PARETO 1968, 227
- 12 vgl. im folgenden LOENHOFF 1992, 94ff und SCHÜTZ 1974
- 13 LOENHOFF 1992, 207
- 14 vgl. HUSSERL 1973
- 15 „Große Erzählungen“, Schöpfungsmythen, Kosmologien sind immer Erzählungen über Ordnung der einen Welt, nicht nur die einer bestimmten und begrenzten Sphäre. Diese ist aber jeweils der logische Mittelpunkt dieser Welt und deshalb an sich „ethnozentrisch“ und die Grenzen definierend. Der Begriff des „universellen Syndroms“ des „Ethnozentrismus“ wurde von Sumner 1906 zuerst eingeführt: „Ethnozentrismus ist die technische Bezeichnung für die Ansicht, daß die eigene Gruppe das Zentrum aller Dinge ist; alle anderen werden in bezug auf sie skaliert und bewertet...Jede Gruppe ernährt ihren eigenen Stolz und ihre eigene Eitelkeit, kommt sich überlegen vor, überhöht ihre eigenen Götter...“ SUMNER 1940, 12; vgl. auch JOUHY 1985
- 16 Die Auffassung der bedeutungskonstituierenden Funktion von Zeichen innerhalb eines Systems geht zurück auf die linguistische Theorie Saussures und ist damit zur „strukturalistischen“ Grundlage zeichentheoretischer Arbeiten geworden; vgl. SAUSSURE 1931
- 17 Text in „neuem Sinne“ als nicht nur Geschriebenes oder Schrift, sondern „die Rede ist ein Text, die Geste ist ein Text, die Realität ist ein Text.“, es gilt anzuerkennen, daß es eine Vielzahl von Texten gibt, vgl. DERRIDA 1987, 108ff; Zusammenhängende Diskurssysteme oder „Dispositive“, also umfassende Denksysteme, die den Menschen nicht nur prägen, sondern durch welche „Macht“ in jedem einzelnen Menschen wirkt und bewirkt wird, und die aktiv mitgestaltet und immer neu produziert werden. Das Prinzip der Alles durchdringenden und produktiven Macht heißt nicht, daß alles Macht sei; es meint, daß einzelne Kräfteverhältnisse, globale strategische Dispositive, Diskurs- und Wissensformationen, soziale, politische, ökonomische und kulturelle Verhältnisse gleichermaßen als Machtverhältnisse zu denken sind, vgl. FOUCAULT 1973, 1976; zur Philosophie Foucaults ausführlich und kritisch vgl. FINK-EITEL 1994
- 18 vgl. HUSSERL 1973
- 19 SCHÜTZ 1971b, 158
- 20 vgl. ebd., 62
- 21 LOENHOFF 1992, 217
- 22 Zur Ethnologie als Wissenschaft vom „Fremden“ und deren „Grenzerfahrungen“ unter Kommunikationsaspekten vgl. zusammenfassend LOENHOFF 1992
- 23 mit unterschiedlichen Begrifflichkeiten: z. B. der „Fremde“ bei Michels, Simmel, Schütz; der „Periphere“ bei Grünfeld; der „Marginal Man“ bei Park; „Ingroup“ und „Outgroup“ bei Sumner
- 24 vgl. SIMMEL 1908
- 25 ein Begriff von Schütz
- 26 „Fremdsein ist (...) eine ganz positive Beziehung, eine besondere Wechselwirkungsform“, SIMMEL 1908
- 27 SIMMEL 1908, in LOYCKE 1992, 11
- 28 ebd., 12
- 29 ebd., 13
- 30 ebd., 15
- 31 Schon Husserl behauptet, daß sich das Fremde innerhalb und mit den Mitteln des jeweils Eigenen, durch die unaufhebbar subjektive Dimension jedes Erfahrungsmodus, konstituiere. Das andere Subjekt reiche immer schon in die eigene Subjektivität hinein. So beruhen alle kommunikativen Erfahrungen auf „Akten der Selbstauslegung“, vgl. HUSSERL 1973, 418
- 32 Loenhoff weist darauf hin, daß „ebenso wie Schütz' Typentheorie auch Fleck schon lange vor den aktuellen konstruktivistischen Arbeiten dieses Phänomen als „Denkstilveränderung“ bezeichnet: „Diese Denkstilveränderung – d. h. Veränderung der Bereitschaft für gerichtete Wahrnehmung – gibt neue Entdeckungsmöglichkeiten und schafft neue Tatsachen.“ (Fleck 1980, 144), vgl. LOENHOFF 1992, 211
- 33 vgl. ANDERSON 1988, 15f und Anmerkung 10 von I.1.

- 34 vgl. Webers Definition der „ethnischen Gruppen“, in der auf die auch politisch-ideologische Funktion dieser Überzeugung hingewiesen wird: „... solche Menschengruppen, welche auf Grund von Ähnlichkeiten des äußeren Habitus oder der Sitten oder beider oder von Erinnerungen an Kolonisation und Wanderung einen subjektiven Glauben an eine Abstammungsgesellschaft haben, derart, daß diese für die Propagierung von Vergemeinschaftungen wichtig wird, ...“; vgl. WEBER 1972, 237, 307
- 35 vgl. u.a. BAUMAN 1992; BIELEFELD 1992; RADTKE 1992; TAGUIEFF 1992
- 36 BAUMAN 1992, 23
- 37 ebd., 24, 25
- 38 ebd., 26
- 39 PITT-RIVERS 1992, 22, 29
- 40 ebd., 30
- 41 BAUMANN 1992, 30
- 42 ebd., 26ff, 31ff
- 43 vgl. BIELEFELD 1992, 116; „Die neuere soziologische Theoriebildung der funktionalen Differenzierung ist „inklusionstheoretisch“. Substantialistische Selbstdefinitionen sind einschlußorientiert bzw. organisieren Ausschlußprozesse innerhalb eines Einschlußdiskurses“, BIELEFELD 1992, 124; der Begriff der sozialen Schließung stammt von WEBER 1972.
- 44 Zur Rolle des Nationalstaates in diesem Prozeß und den Grundlagen seiner Minderheitenpolitik kann hier nicht näher eingegangen werden, vgl. dazu die Ausführungen von HECKMANN 1981, 1992; BALIBAR 1988, 1992a u.a.
- 45 „Es scheint ein allgemeines und grundlegendes Charakteristikum menschlicher Vergesellschaftung zu sein, eine universalistische Kategorie, vergleichbar mit Kategorien wie Arbeitsteilung, Ungleichheit, Kultur, Macht oder Sozialisation, die in allen Gesellschaften vorzufinden sind, wenngleich in relevant *unterschiedlichen* Erscheinungsformen und *Bedeutungen*.“ HECKMANN 1992, 52, 54
- 46 vgl. zur Einführung des Begriffes GLAZER/MOYNIHAN 1975
- 47 Der grundsätzlichen Frage, inwiefern Strukturen der Gesellschaft als objektive Grundlage Wahrnehmung und trennende Kategorisierungen bestimmen bzw. welches Verhältnis zwischen beiden besteht, wird in Analysen nach unterschiedlicher Tradition und Perspektive nachgegangen, kann hier aber nicht diskutiert werden; ob die Klassifikationen als mehr oder weniger in objektiven Beziehungen verankert, wie z. B. „Klasse“, oder als mehr oder weniger „ideologische Konstruktionen“, wie z. B. „Rasse“, aufgefaßt werden, vgl. z. B. aus marxistischer Perspektive MILES 1990, ist für meine Untersuchung weniger bedeutend; Bourdieu sieht die Vermittlung zwischen objektiven Strukturen und gelebter Praxis im Produkt des „Habitus“, in einem im Menschen verinnerlichten historisch je spezifischen symbolischen Ordnungssystem von Dispositionen, Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmustern, die den charakteristischen Existenzbedingungen einer Gesellschaft oder Gruppe entsprechen und durch die Handlungen der Individuen reproduziert werden, eben durch das eingekörperte Erzeugungsprinzip des Habitus der Vorstellungen und Handlungen der Menschen. Die Gleichheit des Habitus von Menschen einer Gesellschaft ist strukturbedingt und erzeugt die objektive Übereinstimmung der Ausschließungs- und Einschließungshandlungen, ohne abgesprochen zu werden. Kritisch ist dazu anzumerken, daß dadurch Menschen gleichsam in der Struktur „aufgelöst“ werden. Vgl. BOURDIEU 1979
- 48 Wissenschaftliche Deutungen wären somit nicht länger auf dem Alltagswissen aufruhende Konstruktionen zweiten und dritten Grades, als die sie im phänomenologischen Verständnis erscheinen (zum Beispiel bei Schütz), sondern „die sozialwissenschaftlichen Wirklichkeitskonstruktionen dringen als Argumente auch in den alltäglichen Diskurs über die soziale Wirklichkeit ein, legen relevante Wirklichkeitsausschnitte fest und bestimmen deren Grenzen. Damit strukturieren sie Handlungsräume von Institutionen und Individuen und selektieren Handlungsalternativen“. Die Wirksamkeit natur- wie sozialwissenschaftlicher Unterscheidungen dürfe nicht unterschätzt werden, was besonders gilt für erkenntnisleitende Konzepte wie Rasse, Nation, Klasse usw., „die historische Zeiträume durch die Konstruktion von ganzen Weltbildern geprägt haben“. Vgl. DITTRICH/RADTKE 1990, 14 ff
- 49 Andere vorherrschende Konzeption in den Sozialwissenschaften sind das Konzept der „Rasse“ als biologisch-genetische und das Konzept der „Nation“ als sozio-politische Kategorie. Die Kategorien beziehen sich auf unterschiedliche Seinsweisen in einer Gesellschaft, die in der Regel als überhistorisch vorgestellt wird, vgl. WALLERSTEIN 1990, 96

- 50 Zur Begriffsgeschichte von Ethnie und Ethnizität vgl. LENTZ 1995, in der auch festgestellt wird, daß auch in der wissenschaftlich-kritischen Diskussion um diese Definitionen immer die Existenz von objektiven kulturellen Gemeinsamkeiten vorausgesetzt wird, ebd., 21ff
- 51 Für „Kultur“ sind hunderte von verschiedene Definitionen und Konzepten entwickelt worden. Der Kulturbegriff wurde anfangs in den klassischen empirischen Kulturwissenschaften, Ethnologie und Kulturanthropologie, entwickelt, und hat in den Sozialwissenschaften spezifische Veränderungen erfahren, vgl. GIDDENS 1984.
- 52 Von der alltagstheoretischen Auffassung von Kultur als das, was im weitesten Sinne die „künstlerischen“ Tätigkeiten und Produkte des Menschen ausmacht, und einer – auch alltäglichen – statischen Kulturtheorie, die Kultur als festgelegte Traditionen im weitesten Sinne im Umgang des Menschen mit der Welt und seiner Lösungen für Existenzprobleme betrachtet, die von Generation zu Generation unverändert als Sitten und Gebräuche weitergegeben werden, weichen diejenigen Konzepte mehr oder weniger ab, die Kultur als nicht einheitlich und als dynamischen Austauschprozeß im gesamten Spektrum zwischen Mensch und Umwelt, zwischen allen Teilbereichen des gesellschaftlichen Lebens, sehen.  
Da dieses Verständnis von Kultur der in meiner Arbeit unterstellten Konstruktivität von Wirklichkeit folgt, soll es kurz an zwei Beispielen skizziert werden.  
Loenhoff schlägt für seine Theorie der interkulturellen Kommunikation ein „triadisches Kultukonzept“ vor, das nicht von einem bloßen Hintergrundwissen ausgeht, sondern eine phänomenologisch-hermeneutische, eine handlungstheoretisch-pragmatische und eine artefaktbezogene Dimension integriert. Danach ist Kultur durch drei Komponenten gekennzeichnet, die in einem dynamischen Prozeß zusammenwirken: 1. Kultur als Handlungsorientierung (sinnstiftende Dimension), deren Funktion es ist, Bedeutungssystem zu sein und Deutungsmuster zu liefern durch Bezug auf real existierende Probleme; Kultur als „Modell für...“; 2. Kultur als Gesamtheit von Artefakten, die zum Träger von Sinn- und Bedeutung werden kann (materiale Dimension), mit der Funktion der Repräsentation von Sinn und Bedeutung, Problemlösungen usw. als real hervorgebrachte Leistungen; Kultur entspricht dieser Gesamtheit und ist „Modell von...“. 3. Kultur als konkret vollzogene Handlungen (pragmatisch-situative Dimension), deren Funktion darin besteht, gemeinsame Orientierungen durch Rückgriff auf Bedeutungen und Deutungsmuster in der Handlungs- und Kommunikationspraxis aufzubauen, „indem die durch Zeichen oder Objekte mit Zeichenfunktion repräsentierten Muster durch appräsentative Verweisungen pragmatisch auf die Situation bezogen werden; Kultur als soziale Praxis, die sowohl zum Modell für... als auch zum Modell von... werden kann. Vgl. LOENHOFF 1992, 138ff  
Ein auf die soziale Praxis abzielender dynamischer Kulturbegriff wurde im Rahmen des CCCS – hier aber auch in unterschiedlichen Ausprägungen und Weiterentwicklungen – entwickelt, vgl. Anmerkung 8. Im wesentlichen wird hier definiert, daß die Kultur einer Gruppe oder Klasse ihre besondere („distinkte“) Lebensweise umfaßt, das heißt die Bedeutungen, Werte, Ideen, wie sie in den gesellschaftlichen Institutionen, in den gesellschaftlichen Beziehungen, in Glaubenssystemen, in Sitten und Bräuchen, im Gebrauch der Objekte und im materiellen Leben verkörpert sind. Kultur ist die besondere Gestalt, in der dieses Material und diese gesellschaftliche Organisation des Lebens Ausdruck finden, und in der sich die „Landkarten der Bedeutungen“ befinden. Die Mitglieder einer Kultur können durch diese Landkarten die Dinge verstehen. Sie sind in den Formen der gesellschaftlichen Organisationen und Beziehungen objektiviert, durch die das Individuum also zu einem gesellschaftlichen wird. Weiterhin ist Kultur die Art, wie die Beziehungen einer Gruppe aufgebaut und geformt sind. Sie ist auch die Art, wie diese Formen erfahren, verstanden und interpretiert werden. Durch Gesellschaft, ihre Geschichte und Kultur werden die Individuen geformt und haben an ihrer eigenen Formung teil. Bestimmte historisch geformte Muster sind die Ausgangsbedingungen bzw. das gegebene „Feld der Möglichkeiten“, das von den Gruppen aufgenommen, transformiert und weiterentwickelt werden kann. Durch diese Praxis wird Kultur reproduziert und vermittelt. Vgl. u.a. CLARKE 1979
- 53 Das „Erbe der Kolonialzeit“, vgl. u. a. RUF 1985; GEIGER 1985; DETTMAR 1989; BALIBAR 1990
- 54 BENHABIB 1995, 294
- 55 Ausländer als linguistische „pan-ethnische“ Kategorie, vgl. HINNENKAMP 1990, 277f
- 56 s. Anmerkung 47
- 57 Zur kritischen Analyse der Rolle der Medien, die vor allem und zunehmend durch die aktuelle Berichterstattung und erklärenden Analysen über terroristische Anschläge von fundamentalistischen Islamisten bestimmt wird, vgl. u. a. MERTEN 1987; PINN/WEHNER 1995

- 58 Das „wirkliche“ Vorhandensein von Differenzen, die Existenz von Klassifikationen und sozialen ungleichen Machtverhältnissen wird von Bourdieu als Prozeß der fortwährenden Konstruktion und Rekonstruktion gesellschaftlicher Realität beschrieben und in zweifacher Weise bestimmt: (Sie existieren) „Einmal in der Realität und einmal in den Köpfen der Menschen. Selbst wenn diese Klassen und Hierarchien einmal aufhören sollten, in Wirklichkeit zu existieren, dann würden sie dennoch schnell wieder Wirklichkeit werden, weil die Menschen, in deren Köpfen sie weiter herumspuken, sie immer wieder in die Realität projizieren würden.“ BOURDIEU 1979, 20
- 59 vgl. LUTZ 1989; AKKENT/FRANGER 1987
- 60 vgl. u. a. BALIBAR 1990; Rätzl hat in ihrer Analyse von Selbstbildern von deutschen Frauen und deren Fremdbildern von türkischen Frauen die These über die Homogenität der Bilder und Gegenbilder widerlegt bzw. gezeigt, daß diese nur in modifizierter Form aufrechterhalten werden kann; vgl. RÄTHZEL 1993
- 61 „Unterschiede der Bart- und Haartracht, Kleidung, Ernährungsweise, der gewohnten Arbeitsteilung der Geschlechter und überhaupt alle ins Auge fallenden Differenzen...können im Einzelfall Anlaß zur Abstoßung und Verachtung der Andersgearteten und, als positive Kehrseite, zum Gemeinsamkeitsbewußtsein der Gleichgearteten geben...“, WEBER 1972, 236
- 62 „Die Klassifikation als „andere“ kann für die ausgeschlossenen „Aggregate“ wiederum Ausgangspunkt für Klassifikationsprozesse und die Konstruktion „kollektiver Identität“ bilden.“, LENTZ 1995, 153; „Selbst-Repräsentanz als Kollektiv“ als Folge von Etikettierungen, vgl. Anmerkung 36 in o.3.
- 63 BAUMAN 1992, 24
- 64 vgl. ROMMELSPACHER 1995
- 65 u. a. besonders die kognitiv orientierten Vorurteilstheorien von ALLPORT 1954 und ihrer Weiterentwicklung durch TAJFEL 1982 mit dem Ziel, die Ursachen und Folgen sozialer Stereotypisierung zu analysieren, sowie die soziologische Forschung, die Beziehungen zwischen „Etablierten“- und „Außenseitergruppen“ untersucht hat (ELIAS/SCOTSON 1993). Zum Teil sind diese Ansätze – was die sozialpsychologische „Kontakthypothese“ betrifft – eingeflossen in die deutsche Wirklichkeit in Form von pädagogischen Programmen zum „interkulturellen Lernen“. Diese Hypothese besagt, daß durch „interethnische“ Begegnungen Einstellungsänderungen, das heißt eine Verminderung von Vorurteilen, hervorgerufen werden. Durch andere Arbeiten wird infrage gestellt, ob interethnische Vorurteile tatsächlich durch gegenseitige Kontakte vermindert werden können. Vgl. AMIR 1969, 338f. Auch diese auf die Kontakthypothese ausgerichteten Programme hatten spezielle Wirkungen auf den Kontakt der Mehrheit zur Minderheit in Deutschland, vgl. die detaillierte und kritische Analyse bei SCHWEITZER 1994; im folgenden vgl. TAJFEL 1982
- 66 TAJFEL 1982, 102
- 67 ebd., 57
- 68 ebd., 106
- 69 ebd., 50
- 70 z. B. Erklärungsansätze der psychoanalytisch orientierten Forschung, wie sie mit der klassischen Studie über den „autoritären Charakter“ von ADORNO u. a. 1950 verbunden ist, in deren Mittelpunkt autoritäre Erziehungspraktiken der Personen mit vorurteilshaften Einstellungen stehen. Vorurteile werden demzufolge überwiegend benutzt, um angestaute Aggressionen durch Suche nach Sündenböcken abzubauen. Die traditionelle Vorurteilsforschung besteht überwiegend in der Untersuchung dieser vorurteilshaften Einstellungen nach einer „Sozialen Distanz-Skala“. Dabei müssen die befragten Personen angeben, ob sie bereit sind, mit einem Mitglied einer bestimmten Gruppe eine unterschiedlich intensive Beziehung einzugehen, z. B. Heirat, Freundschaft, nahe Nachbarn, gleicher Beruf, Bürger oder Besucher des eigenen Landes oder Ausschluß aus dem eigenen Land. Vgl. unterschiedliche Forschungsansätze bei KARSTEN 1978 und kritischen Überblick bei SCHWEITZER 1994
- 71 Das betrifft sowohl das Theoriekonstrukt einer „Basispersönlichkeit“, die im frühkindlichen Sozialisationsprozeß erworben, später aber kaum noch – außer durch ganz außerordentliche äußere Einflüsse – verändert werden könne, als auch Konzepte einer kulturellen Basisidentität, die auf einer Vorstellung von Sozialisation als kultureller und schichtspezifischer „Prägung“ beruht. Kritisch dazu vgl. LENTZ 1995 und SCHWEITZER 1994. Zum Verständnis von kultureller Identität als eines lebenslangen Identitätsbildungsprozesses vgl. Anmerkung 51. Goffmann, der die Herstellung von Gruppenidentität durch Interaktion und konstruiert sieht, geht auch davon aus, daß es keine „eine“ Identitätsbestimmung, folglich Identität, geben kann, sondern eine Vielzahl verschiedener Identitäten, die je nach „Rahmen“(-Handlung) verschiedene Rollen ausprägen, vgl. GOFFMAN 1975, 1986, 1993



- 72 HECKMANN 1992, 68
- 73 im folgenden vgl. ELIAS/SCOTSON 1993
- 74 ebd. 44
- 75 Elias verweist hier kritisch auf das Marxsche Gesellschaftsverständnis, in dem von der ungleichen Verteilung der Mittel zur Befriedigung materieller Bedürfnisse als einzig bedeutend für soziale Spannungen ausgegangen wird, vgl. ELIAS/SCOTSON 1993, 29ff.
- 76 ebd., 46
- 77 Elias nennt als Beispiel die Minderheit der unterdrückten und ökonomisch ausgebeuteten Burakumin in Japan, deren „erbliche Absonderung“ seit dem 17. Jahrhundert strikt von der japanischen Mehrheit durchgesetzt wurde und wird, indem ihren Angehörigen ein blaues Muttermal unter beiden Armen als Kennzeichen ihrer Zugehörigkeit angedichtet wird, obwohl sie ethnisch dieselbe Herkunft wie Mehrheitsjapaner haben. Die Unterschiede zu den Außenseitern sind rein sozialen Ursprungs und das Ergebnis einer Etablierten-Außenseiter-Beziehung. Vgl. ebd., 25ff, 32
- 78 ebd., 50
- 79 LEVI-STRAUSS 1980, 119
- 80 im folgenden vgl. u. a. BERNARD 1988; BLONDIN 1995; BUDDE/SIEVERNICH 1989; FINK-EITEL 1994; DEEKEN/BÖSEL 1996; DELACAMPAGNE/GIRARD/POLIAKOV 1984; DITTRICH 1990; DRAGON/KACIMI 1990; DRAWER/WILß 1992; GREENBLATT 1994; HAARMANN 1994; HOURANI 1991; KABBANI 1986, 1993; KOEBNER/PICKEROTT 1987; KOHL 1987, 1989; KOLOGLU 1971; LENTZ 1995; LEWIS 1987; LOISKANDL 1966; MILES 1991; MILGER 1988; MOSSE 1990; OPITZ 1996; RODINSON 1991; SAID 1981; SARKHOCH 1996; SCHÄFFTER 1991; SCHIMMEL 1995; SCHULZE 1994a/b, 1998; SCHIRILLA 1996; TODOROV 1982; WALDENFELS 1990
- 81 WALDENFELS 1990, 61
- 82 Um das Thema annähernd „erschöpfend“ zu behandeln, müßte die ganze (abendländische) Begriffsgeschichte der Anthropologie, der Geschichtswissenschaften, der Soziologie, der Psychologie und Sozialpsychologie sowie deren Vorläufer in der Philosophie einbezogen werden; Brumlik erläutert „Themenkomplexe“, die dazu behandelt werden müßten, vgl. BRUMLIK 1990, 179ff
- 83 Hervorhebungen im Original, DRAGON /KACIMI 1990, 13
- 84 vgl. ebd., Übersetzung D. L.
- 85 vgl. DELACAMPAGNE/GIRARD/POLIAKOV 1984
- 86 Lentz stellt fest, daß „Gleiches galt für die Vorstellung des „anderen“ aus der islamischen Perspektive. Islam und Christentum bildeten negative Referenzsysteme. In der Abgrenzung zueinander nahmen sich Moslems und Christen, durchaus im Bewußtsein interner Differenzen, als geeint wahr.“ vgl. LENTZ 1995, 52; Diese Einschätzung der Perspektiven wäre sicher diskussionswürdig; am Vergleich der Stellung und Behandlung von Menschen und gesellschaftlichen Gruppen innerhalb der islamischen und christlichen Gemeinschaft im Laufe der Geschichte; während in der christlichen Gemeinschaft Menschen anderen Glaubens in der Regel gezwungen wurden, den Glauben des jeweiligen christlichen Herrschers anzunehmen, konnten Christen innerhalb der islamischen Gemeinschaft meist ungestört ihr Leben leben, da die Rechtmäßigkeit ihres Glaubens anerkannt wurde, allerdings unter der Voraussetzung, daß sie – im Gegensatz zu Angehörigen der Umamah – Steuern zahlten, vgl. LEWIS 1987; SARKHOCH 1996 u.a.
- 87 zur historisch-theologischen Entstehungsgeschichte und den furchtbaren Folgen der europäischen Perspektive auf Juden vgl. MOSSE 1982
- 88 vgl. HOURANI 1994, 17ff; Mohammed wurde im allgemeinen verunglimpft als Betrüger und „Hochstapler, ein böser, weil sinnenfreudiger Mensch, ein Anti-Christ, der mit dem Teufel im Bunde stand.“ vgl. KABBANI 1993, 19
- 89 HOURANI 1994, 21
- 90 SAID 1981, 71
- 91 vgl. DRAGON/KACIMI 1990, 18ff; „Grundlage der arabischen Wissenschaften war griechisches Wissen, ergänzt um eigene Forschungen und Kommentare. Im 10. Jahrhundert waren fast alle wichtigen naturwissenschaftlichen griechischen Texte ins Arabische übertragen. Vermittelt durch jene arabischen Übersetzer gelangte dieses Wissen ‚zurück‘ nach Europa.“ BUDDE/SIEVERNICH 1989, 365
- 92 vgl. SARKHOCH 1996, 88; LAUDOWICZ 1992, 14; zum Einfluß der islamischen Kultur auf von den europäischen Menschen als europäisch angesehene „Errungenschaften“ in vielen theoretischen wie praktischen Bereichen, vgl. SCHIMMEL 1995b

- 93 SARKHOCH 1996, 89
- 94 HOURANI 1994, 19
- 95 SAID 1981, 67, 69
- 96 HOURANI 1994, 17
- 97 SAID 1981, 71
- 98 DRAGON/KACIMI 1990, 15
- 99 vgl. SAID 1981, 72
- 100 vgl. KABBANI 1993, DRAGON/KACIMI 1990
- 101 vgl. WIPPERMANN 1997
- 102 vgl. KABBANI 1993, 34; Argwohn als Haltung zwischn „Abwehr und Verlangen“, vgl. KOHL 1987
- 103 vgl. SCHULZE 1998, 337
- 104 Die Farben wurden mit moralischen und intellektuellen Eigenschaften verknüpft, vgl. MILES 1991
- 105 Zur Verknüpfung von Rassismus und Sexualität in der Geschichte des europäischen Rassismus vgl. MOSSE 1990
- 106 vgl. LOISKANDL 1966
- 107 vgl. u. a. TODOROV 1982; FINK-EITEL 1994
- 108 vgl. MONTESQIEU 1951, 310ff
- 109 „une clé essentielle du système qui sert à édifier dans nos esprits une barrière infranchissable entre les deux espèces humaines: *Homo historicus* et *Homo geographicus*.“, BLONDIN 1995, 39
- 110 Sarkhoch begreift den „Widerspruch zwischen dem Universalitätspostulat der Aufklärung und dem Hegemonialstreben der europäischen Kultur im Zuge der Welteroberung als einen inneren Widerspruch der Moderne“, SARKHOCH 1996, 89
- 111 vgl. LENTZ 1994
- 112 Said versteht unter Berufung auf Foucault den Orientalismus als Diskurs, als ganzes gemeinsames Denksystem, er ist von ihm definiert als „westlicher Stil der Herrschaft, Umstrukturierung und Ausräuberbesitzes über den Orient“, SAID 1981, 10
- 113 vgl. ebd. und SAID 1994
- 114 Zu einem ausführlichen Überblick über die europäische Darstellung des Orients von 800 bis 1900 vgl. BUDDE/SIEVERNICH 1989; für die europäische Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts vgl. SYNDRA 1989
- 115 vgl. KABBANI 1993
- 116 vgl. ebd., 23ff
- 117 Said nennt als Beispiel u. a. Goethe, vgl. SAID 1981
- 118 Eine besondere Faszination auf europäische männliche und weibliche Gemüter übte und übt der sogenannte Bauchtanz aus (vgl. BUONAVENTURA 1995): auch dieser sei eine Erfindung der Europäer, die ihn in den Orient exportiert hätten, vgl. SCHULZE 1993, 381
- 119 In einer literaturwissenschaftlichen Analyse der Darstellung des weiblichen Körpers bei Shakespeare wird festgestellt, daß Cleopatra aufgrund ihrer Macht als „große Fee“, als Hexe und als „gipsy“ bezeichnet wird; „gipsy“ wird einmal mit Mohrin (!) und einmal mit „Zigeunerweib“ übersetzt. Als zeitgenössische Konnotationen von „gipsy“ sind „Ägypterin“, „Frau von dunklem Typ“ und „listenreiche, betrügerische Frau“ verzeichnet. Vgl. ECKER 1994, 317, 322
- 120 Beispielsweise die Beziehung Flauberts zu einer bekannten Tänzerin aus Marokko, vgl. KABBANI 1993; SAID 1981
- 121 KABBANI 1993, 48
- 122 vgl. auch im folgenden BAUMGART 1989; OPITZ 1996
- 123 vgl. OPITZ 1996, 168
- 124 vgl. ebd.
- 125 vgl. BAUMGART 1989
- 126 vgl. ebd., 95
- 127 SCHULZE 1998, 3367
- 128 SCHIRILLA 1996, 18
- 129 Zusammenfassend vgl. LENTZ 1994, 66ff
- 130 vgl. BENDIX 1964, 60, 61

- 131 Eine kritische Analyse dieser europäischen Haltung in der Theorie der industriellen Gesellschaft von Durkheim: vgl. LENTZ 1994, 75ff; zum europäerspektivischen Identitätsbegriff – individuell versus kollektiv – vgl. ERIKSON 1979
- 132 dazu kritisch vgl. PINN/WEHNER 1995, 82ff
- 133 LENTZ 1994, 75
- 134 ZIPPER 1982, 25
- 135 vgl. im folgenden DEEKEN-BÖSEL 1996; KAPPERT 1991; KRAMER 1988; NEUMARK 1980; SCHWEITZER 1994
- 136 SCHULZE 1994a, 15
- 137 Zur Geschichte dieser Gruppenbeziehungen und im folgenden vgl. SCHWEITZER 1994
- 138 ebd., 95
- 139 HOFFMANN 1990, 63ff, 121ff
- 140 SCHWEITZER 1996, 95, 97; dazu vgl. FOITZIK/LEIPRECHT/MARVAKIS/SEID 1992
- 141 ebd., 120
- 142 BOOS-NÜNNING 1990, 121
- 143 vgl. u. a. HUTH/MICKSCH 1981; GÜRKAN 1979
- 144 SCHWEITZER 1994, 125
- 145 Diese Übernahme geschah im wesentlichen „unkritisch“, vgl. die detailliert begründete Analyse von SCHWEITZER 1994
- 146 vgl. KLEFF 1984
- 147 Das Konzept einer solchen Erziehung entstand auch aus den Reformansprüchen einer veränderten Schule und damit aus dem Prinzip des „offenen Unterrichts“, der die Umwelt außerhalb der Schule miteinbeziehen will und „kindzentriert“ vorgeht, vgl. BUSCHBECK/ERNST/REBETZKI 1982, u. a.), und „Interkulturelles Lernen“ insgesamt gefordert. Im Überblick vgl. NIEKRAWIITZ 1990
- 148 HECHT-EL MINSHAVI 1988, 282
- 149 vgl. DETTMAR 1989, 352
- 150 Das bedeutet, das Sich-Hineinversetzen in die Rolle und die Übernahme der Perspektive des Gegenübers, vgl. NESTVOGEL 1991, 98 u. a.
- 151 Zu deutschsprachigen empirischen Untersuchungen und ihrer kritischen Analyse vgl. BENDER-SZYMANSKI 1992
- 152 vgl. u. a. KÖNIG 1989; ELSAS 1983; ESSER E. 1982; GROSSKOPF 1982
- 153 Theoretisch wurde der Begriff des Kulturkonflikts schon früh diskutiert, vgl. DEN HOLLENDER 1955; kritisch vgl. u. a. AUERNHEIMER 1988, 1989; CZOCK 1988; KALPAKA/RÄTHZEL 1986; TWENHÖFEL 1994
- 154 Die Vorstellung, interkulturelle oder interethnische Begegnung wäre ein Mittel zu Einstellungsänderungen, ist theoretisch durch die „Kontakthypothese“ begründet, vgl. Anmerkung 65. Abgesehen davon, daß schon erfahrungsgemäß Vorurteile ziemlich resistent für Gegeninformationen sind und eher eine Tendenz zur Bestätigung aufweisen, wurde dies Hypothese in wichtigen Aspekten theoretisch schon frühzeitig modifiziert und angezweifelt: 1. Die Richtung der durch interethnische Kontakte hervorgerufenen Einstellungsänderungen hängt wesentlich von den Bedingungen des Kontakts ab. „Günstige“ Bedingungen fördern die Verminderung von Vorurteilen, „ungünstige“ Rahmenbedingungen hingegen können interkulturelle Konflikte verstärken. 2. Durch Kontakt muß sich nicht jedesmal die Richtung der Einstellung ändern. Auch die Intensität kann sich verändern. 3. Aus der Einstellungsänderung in einem Kontaktbereich folgt nicht automatisch eine Änderung in einem anderen Bereich; hier bestehen Transferprobleme. 4. Positive Auswirkungen von interkulturellen Kontakten auf Vorurteile können auch durch eine experimentelle Versuchsanordnung entstanden sein. 5. Schließlich muß bezweifelt werden, daß solche Kontakte im Alltag unter günstigen Voraussetzungen stattfinden. Vgl. AMIR 1969, 338ff
- 155 Aber nicht nur in Deutschland: weltweit ist die Rede vom „Kampf der Kulturen“: vgl. HUNTINGTON 1993
- 156 SCHIRILLA 1996, 18. Zum „Feindbild Islam“ vgl. auch HIPPLER/LUEG 1993
- 157 Das Konzept der Kollektivsymbole ist Teil der „Diskursanalyse“, die über das gesprochene oder geschriebene Wort hinaus Strukturen und Strategien mit einschließt, und zum Beispiel thematisch (Tiefen-)Struktur, Gliederung, Erzähl- und Argumentationsformen und Redewendungen ebenso wie Stil- und Rhetorik umfaßt. Vgl. LINK 1982, 1986; VAN DIJK 1993, JÄGER S. 1993. Die forschungsleitende Annahme ist hier, daß rassistische Denk- und Verhaltensweisen als Strukturmerkmal der deutschen Gesellschaft und in jedem einzelnen auch unbewußt existieren; es kommt darauf an, unter der Oberfläche von sprachlichen

- Äußerungen „das darunter liegende eigentliche Denken, die wirklichen Ansichten über EinwanderInnen erkennen zu können“, um herauszufinden, in welcher Form und mit welchen Inhalten Rassismus auftritt, „und unter Zuhilfenahme welcher Strategien er ‚an der sozialen Basis‘ geäußert wird.“ vgl. JÄGER S. 1992, 23, 13
- 158 Die „visible ethnics“, d. h. die Angehörigen derjenigen Minderheiten, deren nichtdeutsche Herkunft „am leichtesten erkennbar“ ist. Das seien neben den EinwanderInnen aus der Türkei auch die dunkelhäutigen Flüchtlinge mit überwiegend nichtchristlicher Kulturtradition. Vgl. SCHWEITZER 1994, 240. Zu den damit verbundenen alltäglichen Kategorisierungsvorgängen vgl. KROMSCHRÖDER 1983; aus soziologischer Sicht vgl. BUCKOW/LLARYORA 1988.
- 159 vgl. HOFSTÄTTER 1967
- 160 vgl. MERTEN 1987, 72
- 161 PINN/WEHNER 1995, 192
- 162 ÖZELSEL 1990, 42
- 163 Emnid-Umfrage vom 31. 10. bis 1. 11. 1997, in: SPIEGEL- special 1/1998, 113
- 164 veranstaltet von der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn, 14.2. 98
- 165 vgl. im folgenden MOHR 1994
- 166 vgl. im folgenden BALIBAR 1990; International gibt es terminologische Unterschiede für diese neuartige Konstruktion von „Rasse“ und damit verbundene Verhaltensformen: Neo-Rassismus, kultureller Rassismus, subtiler Rassismus usw., die mehr oder weniger „weit“ gefaßt sind, vgl. BARTHES 1964; HALL 1994; MEMMI 1987; MEULENBELT 1988; MILES 1991; JÄGER S. 1992; VAN DEN BROEK 1988; TAGUIEFF 1992 u. a.. Für Balibar ist der Prototyp eines Rassismus „ohne Rasse“ der Antisemitismus: der gegenwärtige differentialistische Rassismus sei ein „verallgemeinerter Antisemitismus“; in Frankreich ließe sich an diesem die gegenwärtige Feindschaft gegenüber den Arabern begreifen, die verbunden sei mit dem Bild des Islam als einer mit dem europäischen Denken unvereinbaren Weltanschauung, vgl. BALIBAR 1990. Die Diskussion über die Frage, ob Antisemitismus als Rassismus bezeichnet werden kann, als Erscheinungsform oder Ausformung von Rassismus, als dem Antisemitismus über- oder aber untergeordnet, oder ob dem Antisemitismus eine Sonderstellung zukommt, kann hier nicht diskutiert werden, beschäftigt aber die sich mit Rassismus befassende Literatur, vgl. ebd.; ARENDT 1993; MOSSE 1990.
- 167 vgl. o.3. dieser Arbeit; vgl. dazu auch PINN/WEHNER 1995
- 168 zum Begriff der „verdeckten Dominanz“ vgl. NESTVOGEL 1991
- 169 Die Selbstdarstellung bewegt sich im Rahmen der gesellschaftlich vorgegeben Konstruktionsmustern bzw. im „zweigeschlechtlichen Wissenssystem“. Vgl. HIRSCHAUER 1996. Ethnomethodologisch argumentiert, reagieren Handelnde auf Störungen dieser „normalen“ und vor allem erwarteten Interaktionsordnung mit „Normalisierungsstrategien“ in Form von die vorgegebene Ordnung bestätigendem Reden und Erklären, vgl. Verhalten von Versuchspersonen in den Krisenexperimenten von GARFINKEL 1963, 198; Goffmann bezeichnet in seiner Darstellung des menschlichen Verhaltens in direkter Kommunikation Eigenschaften, die von den Beteiligten anerkannt sind und in Beziehung zum Image einer Person stehen, als „fundamentalen sozialen Zwang“, dem jeder Mensch jedoch aufgrund der Habitualität und Traditionalität von Deutungsmustern freiwillig und „gerne“ folge. Vgl. GOFFMAN 1971, 15ff
- 170 vgl. MAIHOFER 1995
- 171 Die Formulierung des Feminismus und Denkens von Unterdrückung habe jedoch und oft „nur im allgemein-männlichen Fahrwasser“ stattgefunden, „das mit den Stichworten Strukturalismus, Dekonstruktivismus, Kontextualismus, Postmoderne gekennzeichnet werden kann“, schreibt Tönnies in einer rechtsgeschichtlichen „Verteidigung“ des westlichen Universalismus oder „klassischer“ (Werte)Positionen; (...) „Zur Zeit des Nietzsche-Kultus war der Feminismus nietzeanisch (vgl. Helene Stöcker), zur Zeit des Existentialismus existentialistisch (Simone de Beauvoir), heute wird Unterdrückung mit den Worten von Foucault formuliert (vgl. Carol Smart, Feminism and the Power of Law, S. 6ff).“, vgl. TÖNNIES 1995, 226. Diese abgeleiteten Zuordnungen feministischen Denkens machen aufmerksam auf die Diskussionswürdigkeit der Einordnung selbst; andererseits belegen sie die wahrgenommene Uneigenständigkeit und das Verschweigen weiblichen Denkens in den Hauptströmungen jeglicher wissenschaftlichen Strömungen als auch gleichzeitig die Eingebundenheit weiblichen Denkens in die (gesistes)geschichtlichen Traditionen ihrer Gruppe. Überdies wirkt eine solche Kritik unterstützend ein auf meine einleitend geäußerten Gedanken und Forderungen, in meiner Forschungsarbeit einen sorgfältigen reflektorisch-bedächtigen Umgang mit Begriffen und festlegenden Zuordnungen zu pflegen.

- 172 vgl. HONEGGER 1991 u.a.; vgl. Anmerkung 4 und 18 im Kap. O.1. und o.2.
- 173 Zusammenfassender kritischer Überblick über die Entwicklung, Weiterentwicklung und politischen Implikationen unterschiedlicher feministischer Theorieansätze vgl. zum Beispiel ARMBRUSTER 1995 u. a.
- 174 Eine inzwischen ziemlich diffuse Bezeichnung: von der Epoche der Postmoderne als kritische Umbruchzeit und Zeit der Infragestellung alter Gewißheiten, über Postmoderne als Gegenentwurf innerhalb der Moderne, der Ambivalenz, Mehrdeutigkeit, Pluralität, Verwirrung, Ungewißheit und Verdacht beinhalte, bis zur Postmoderne als Zeit allseitiger Indifferenzen und Beliebigkeiten in allen gesellschaftlichen Bereichen, die den einzelnen jeglicher Verantwortung entheben; vgl. theoretisch BUTLER 1995; BAUMAN 1992, 14ff; kritisch THÜRMER-ROHR 1994, 155ff
- 175 Beispielsweise die Aufwertung der sexuellen Differenz im französischen Feminismus, vgl. IRIGARAY 1979, 1980, 1987, 1991
- 176 die zu spezifischen Widerstandsformen von Frauen führen kann, vgl. HONEGGER/HEINTZE 1981
- 177 Kritisch betrachtet ist dieser Begriff ahistorisch und übersozial, eher statische Institution, vgl. KOHN-LEY 1994
- 178 MAYNARD 1995, 30ff
- 179 ebd.
- 180 JANSEN 1998
- 181 BENHABIB 1995, 294
- 182 vgl. dazu ebd.; vgl. SCHIRILLA 1996
- 183 LIST 1993, 25, zitiert bei SCHIRILLA 1996, 242
- 184 Forschungen zum „Anderen“ der Frau vgl. GILLIGAN 1982; GÜNTHER/KOTTHOFF 1991; BELENKY u. a. 1989 und kritische Ansätze dazu BENHABIB 1995; EIFERT u. a. 1996; WOBBE/LINDEMANN 1994; LIST/STUDER 1989
- 185 vgl. SIMMEL 1985, 200ff
- 186 MEUSER 1995, 109
- 187 vgl. auch im folgenden BECKER-SCHMIDT/KNAPP 140ff
- 188 vgl. SCHULTZ 1990a
- 189 vgl. CLEMENS u.a. 1986; BILDEN 1980
- 190 vgl. WETTERER 1986, 1992
- 191 Hier wird geltend gemacht, daß eine qualitative Veränderung des Geschlechterverhältnisses nur erreicht werden könne, wenn sowohl in feministischer Analyse als auch in feministischer Politik eine Perspektive der Dekonstruktion der Geschlechterdifferenz eingenommen würde und zweigeschlechtliche Kategorisierungen und Klassifizierungen nicht mehr als natürlich hingenommen würden, vgl. KNAPP/WETTERER 1992
- 192 „in den Augen der Männer“, vgl. MEUSER 1995, 126
- 193 vgl. kritisch BENHABIB 1995
- 194 DEEKEN-BÖSEL 1996, 25
- 195 ebd.
- 196 Eine Analyse von Weiningers 1903 zum ersten Mal erschienenen und in der Folge sehr verbreiteten und populären Werks: „Geschlecht und Charakter“, vgl. SCHRÖDER 1994, 60ff; dazu auch die literaturorientierte Analyse von Meyer 1981; zum historischen Zusammenhang zwischen Antisemitismus und Antiziganismus, bei denen es sich gewissermaßen um „kommunizierende Röhren“ handelt, vgl. WIPPERMANN 1997
- 197 vgl. Weininger zitiert in SCHRÖDER 1994, 69, 73; Zur Frage, inwieweit deutschsprachige feministische Wissenschaft und vor allem feministisch orientierte Theologie und ihre Autorinnen diesen Denkmustern selbst unterliegen, vgl. KOHN-LEY/KOROTIN 1994
- 198 vgl. SCHÖLER-MACHER 1994, 18ff; Nach Schöler-Macher habe Hannah Arendt als erste diese werthafte Hierarchisierung der Lebensbereiche im abendländischen Denken mit den Begriffen Öffentlichkeit und Privatheit idealtypisch rekonstruiert, vgl. SCHÖLER-MACHER 1994, 19
- 199 ARENDT 1981, 39
- 200 PELZ 1993, 141
- 201 vgl. OPITZ 1996, in der Darstellung der Arbeit von PELZ 1993
- 202 für das 18. Jahrhundert, vgl. WEIGEL 1987b
- 203 Die in der Ideologie des Rassismus „traditionellen Außenseiter: Juden, Homosexuelle und Frauen“, vgl. MOSSE 1990, 15

- 204 Beauvoir hat niemals, was meist übersehen wird, das weibliche Geschlecht als das entgegengesetzte andere bezeichnet, sondern als das zweite (*deuxième*), im Sinne einer zweiten Wahl aus männlicher Sicht, vgl. BEAUVOIR 1951; vgl. dazu auch MEYER 1981, 33ff
- 205 vgl. MOSSE 1997
- 206 vgl. HAUG 1980, 1981; später der Begriff der „Mittäterschaft“ von Frauen, vgl. THÜRMER-ROHR 1989
- 207 WEIGEL 1987a, 8/9
- 208 SIEBERT 1993, 203
- 209 vgl. KÜNZLER 1993
- 210 vgl. RÄTHZEL 1993b
- 211 Zum Überblick über Arbeiten, die sich mit historischen Zeugnissen der spezifischen Fremdkonstruktionen im Blickwinkel von Frauen beschäftigen, vgl. SIEBERT 1993, 180
- 212 Definition von MEYER 1981, 18
- 213 vgl. SCHMIDT-KODDENBERG 1989, 182ff
- 214 LUTZ 1993, 151
- 215 Editorial der BEITRÄGE ZUR FEMINISTISCHEN THEORIE UND PRAXIS 42 1996, 7
- 216 Die folgende Aufstellung ist nicht systematisiert, da sie eine nicht repräsentative lose Zusammenstellung aus verschiedenen Quellen ist und Meinungen aufgezählt, aber nicht gewichtet werden sollen. Vgl. dazu auch HÜGEL 1993; OYTAKMAZ 1994
- 217 THÜRMER-ROHR 1994, 144

### 3. FORSCHUNGSLEITENDE PRÄMISSEN, FEMINISTISCHE ORIENTIERUNGEN UND METHODEN DER UNTERSUCHUNG

In Verbindung mit den möglichen in den vorangegangenen Kapiteln ausgeführten Interpretationshorizonten, verstanden als kontextueller Rahmen der vorliegenden Erkenntnissuche, stehen auch die folgenden Überlegungen zur Durchführung meiner Analyse zum Selbstverständnis deutscher Frauen und ihren Beziehungen zu Migrantinnen. In der Einleitung wurde die Forschungsstrategie für meine vorliegende Untersuchung als qualitative bezeichnet. Die Entscheidung für „qualitatives“ Vorgehen muß nunmehr anhand einiger grundlegender methodologischer Bemerkungen erklärt und begründet werden. Die diesem Zugang immanenten Entscheidungen und Probleme in der Auswahl einer bestimmten Vorgehensweise und ihren zugrundeliegenden Prinzipien sowie methodischen Verfahren werden erläutert; ebenso wird der feministische Ansatz innerhalb dieses qualitativen Paradigma präzisiert. Mein Ziel besteht dabei darin, eine empirische Vorgehensweise zu entwickeln, die den Fragestellungen und Grundannahmen der ausgewiesenen Interpretationshorizonte angemessen ist, die Methoden der Datenerhebung transparent und die der Datenauswertung verständlich und nachvollziehbar macht; Zugleich soll – durch die Integration dieses Kapitels in die sogenannten Interpretationshorizonte – deutlich werden, daß das gewählte Verfahren unmittelbar zur Kontextualisierung der Untersuchung gehört bzw. auf sie bezogen ist.

#### 3.1. Grundlegung eines feministischen Ansatzes innerhalb der „Offenheit“ des qualitativen Paradigma als Reflexion der Forschung und in der Forschung

Die Begegnung von engagierten Frauen der deutschen Mehrheit mit Frauen einer ungleichen Minderheit ist Teil einer vielschichtigen Realität innerhalb der „gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit“. Entscheidend für die Art und Weise des Aufschlusses dieser von Menschen diskursiv-interaktiv hergestellten Wirklichkeit ist zum einen meine Zielstellung, die Grenzziehung der beteiligten Akteure zu untersuchen, zum anderen die Struktur des thematischen Gegenstandes, nämlich die komplexe Bedeutung von Zugehörigkeit für die Handelnden, die als Frauen einer gesellschaftlichen Mehrheit und zugleich einer qua Geschlecht unterschiedenen Gruppe von Menschen angehören bzw. konstruiert werden; zum dritten deren Erfahrungen und Handlungshorizonte, die bisher in dieser theoretischen Spezifizierung noch kaum durchdrungen sind.

Meine Entscheidung für ein qualitatives Vorgehen impliziert eine Abgrenzung zu quantitativen Verfahren, obwohl ich den üblicherweise konstruierten Gegensatz zwischen „interpretativem“ und „normativem Paradigma“, oder zwischen „weichen“ (weiblichen) und „harten“ (männlichen) Methoden der Forschung, als dem binären Denken verhaftet kritisch betrachte, zumal der Aufbau dieser „falschen Front“<sup>218</sup> immer zu lediglich defensiver Argumentation führt und im westlichen männlich bestimmten Wissenschaftsverständnis – wenn Wissenschaftlerinnen interpretativ vorgehen – zu einer vorurteilshaften Diskreditierung der qualitativen Ansätze als lediglich intuitionsgeleitet, weniger wissenschaftlich und spekulativ.<sup>219</sup> Eine solche Hierarchisierung geht an meiner Prämisse, Wirklichkeit als subjektiv und sozial konstruiert aufzufassen, weit vorbei.

Zum Betreten von „relativem Neuland“<sup>220</sup>, zur Analyse von Wahrnehmungen und subjektiven Deutungen und bei Mehrschichtigkeit des Untersuchungsgegenstandes ist qualitatives Vorgehen nicht nur möglich, sondern notwendig, das heißt, „wenn die Gegenstände und Themen, nach allgemeinem Wissensstand, nach Kenntnis des Forschers oder auch nur nach seiner Meinung, komplex, differenziert, wenig überschaubar, widersprüchlich sind oder wenn zu vermuten steht, daß sie nur als „einfach“ erscheinen, aber – vielleicht – Unbekanntes verbergen. Insofern ist qualitative Forschung *immer* Eingangsforschung, (...) Sind aber Zusammenhänge so aufgeklärt, daß sie einfach *sind* – nicht nur einfach erscheinen –, dann *kann* die quantitative Nomenklatur ökonomisierend eingesetzt werden, um den Preis der Konkretheit und so lange auch um den Preis der Genauigkeit, als die ausgewählten Variablen die psychischen, sozialen und historischen Wirkkräfte nicht vollständig wiedergeben.

Eine „Prüfung“ von Komplexem durch Reduziertes, von Qualitativem durch Quantifizierung ist unsinnig, da Quantitatives aus Qualitativem extrahiert ist und dann nur reduzierte Qualität widerspiegelt. Qualitative Verhältnisse können aber durch weitere qualitative Forschung unter variierten Bedingungen geprüft werden, ...“<sup>221</sup>

Der dargestellten Prozeßhaftigkeit sozialer Realität, dem Interpretationscharakter jeglicher Wahrnehmungen und der interaktiven Herstellung von Bedeutung ist zu entnehmen, daß es nicht genügt, sich auf bloße Feststellung von Fakten zu beschränken, ohne sie zu hinterfragen, denn Daten, die sich auf Menschen beziehen, sind nicht dinghaft gegeben, sondern auslegungsbedürftig. Wenn Hypothesen vorab formuliert und Erhebungsinstrumente standardisiert werden, wären möglicherweise wichtige Informationen aufgrund meines Vorverständnisses und meiner daraus bestimmten Relevanzkategorien nur überaus reduziert wahrnehmbar oder würden gar nicht in den Forschungsblick treten.

Im Sinne dieses in der Tradition kritischer Sozialforschung vorstrukturierten Denkens hat auch die Entwicklung meines Forschungsverfahrens einen Rahmen, der prinzipiell und in seiner methodischen Perspektive offen ist. Gleichwohl müssen die an sich unbegrenzten Möglichkeiten für die Wahl eines Verfahrens für meine vorliegende Arbeit in mehreren theoretisch und praktisch begründeten Hinsichten selbstreflexiv eingeschränkt werden, denn im Suchen nach Erkenntnis sind Personen nicht unabhängig von ihren individuellen und gesellschaftlichen Kontexten, diese wiederum nicht unabhängig von den Reflexionsdynamiken der Personen, die im Rahmen spezifischer, gesellschaftlich vermittelter Denkmöglichkeiten, Wahrnehmungs- und Deutungsmuster handeln. Das bezieht sich sowohl auf die am Forschungsprozeß Beteiligten, das heißt außer auf die beforschten Frauen auch auf mich, als auch auf die methodologischen Orientierungen, die methodischen Konzeptionen und die schließlich realisierten Verfahren. Daraus folgt, daß Forschung, verstanden als Erfahrens- und Erkenntnisprozeß, insgesamt und in allen seinen Phasen Veränderungen unterworfen ist. Die Festlegung auf einen einzigen richtigen Weg zur „Wahrheit“, das heißt zu Objektivität und Gültigkeit, ist von daher ungemessen; vielmehr müssen die persönlichen Bedingungen, die Forschungsperspektiven, die Prinzipien des erfahrenden Suchens und auch deren Kontexte offengelegt werden, die als spezifische Sichtweisen meinen Zugang zur Untersuchung von deutschen Frauen und ihren Beziehungen zu Migrantinnen eröffnen können, und auch dadurch bedingte mögliche Versperrungen aufgezeigt werden.

Wissenschaftliche Erkenntnisbildung, hier verstanden als grundsätzlich konstruktiver und prozessualer Vorgang zur Herstellung von Wahrheit, ist bestimmt durch das Verhältnis von Forschenden zu den Beforschten oder dem Forschungsgegenstand und im wesentlichen ausgerichtet auf die „Entdeckung von Fakten“, auf eine dialogische Praxis als Handlungsmaxime sowie auf die Reflexion oder reflektierte Darstellung des Forschungsprozesses.

Dieser insgesamt heuristisch orientierte Ansatz<sup>222</sup>, der sich an den Arbeiten zur „gegenstandsnahen Theoriebildung“ von Glaser und Strauss anlehnt<sup>223</sup>, begreift Forschung als kreatives Konstruieren von Entdeckungen und Einsichten oder „Theorien“, die gleichzeitig und fortlaufend an den Daten kontrolliert werden. Charakteristisch ist hier die prinzipielle Offenheit und das Ziel, neue Fragen und Probleme auftauchen zu lassen unter Zurückstellung der Verallgemeinerungsfähigkeit einer „formalen“ Theorie, die sich aus mehreren, miteinander zu vergleichenden Theorien für einen begrenzten Gegenstandsbereich entwickeln sollen<sup>224</sup>. Dafür lassen sich keine allgemeingültigen Rezepte aufstellen; sogenannte Feldstudien werden aber als geeignete Voraussetzung für die Entwicklung einer substantiellen Theorie betrachtet. Forschende sollen sich in ein „natürliches Feld“ begeben, sich mit ihm vertraut machen und Forschungsfragen erst dann formulieren, wenn sie wissen, was dort relevant ist und was nicht. Die Annäherung an den Forschungsgegenstand soll also ohne vorgefaßte Theorie, die vor der eigentlichen Forschung das Relevante in Konzepten und Hypothesen vorschreibt, erfolgen.

Damit werden bereits vorhandene Theorien und Kategorienapparate als die Wahrnehmung einengend abgelehnt; wirkliches Verständnis und das Vordringen zum Leben der anderen würden dadurch verhindert. Zu Beginn einer Forschung sollten daher nur sehr allgemeine Fragen leitend sein; Forschungsfragen verändern und verschieben sich im Lauf der Untersuchung, wichtige Fragen kristallisieren sich erst hier heraus, nämlich beim mehr oder weniger gleichzeitigen Sammeln, Kodieren und Analysieren von Daten. Erste Vermutungen über Zusammenhänge erweitern das Forschungsfeld, ein



zentraler analytischer Bezugsrahmen entwickelt sich, aus dem erste Hypothesen abgeleitet werden können, die die Suche nach Belegen steuern und die Entwicklung oder den Ausschluß weiterer Hypothesen erlauben.

Kritisch und forschungspraktisch betrachtet, ist „kreatives Entdecken“ dieses verstehenden Erkenntnisvorgangs, bei dem zumindest im Anfangsstadium des Forschungsprozesses den jeweiligen Konzeptionen und Hypothesen die Chance gegeben werden soll, „von sich aus in Erscheinung zu treten“<sup>225</sup>, in höchstem Maße und im weiteren Forschungsprozeß abhängig von gewählten Erhebungsmethoden und vom individuellen Vermögen. Fragen und Probleme, die „schrittweise und vortastend“ zu klären sind<sup>226</sup>, tauchen nicht von selbst „aus dem Nichts“ auf oder „emergieren“ aus Datenmengen oder Materialbergen: Generierung von Hypothesen im Gegensatz zu einer Strukturierung von vornherein bedeutet nicht, völlig unvoreingenommen oder theoretisch unwissend an Forschung zu gehen. „Entgegen einem verbreiteten Mißverständnis gilt dies (der Vorschlag von Glaser und Strauss, vor Einstieg in die Untersuchung die Literatur zu Theorien und Sachverhalten, die den untersuchten Bereich betreffen, zu ignorieren, D.L.) v.a. für den Umgang mit Hypothesen, weniger dagegen bei der Entscheidung für die zu untersuchende Fragestellung.“<sup>227</sup>

So wurde auch für die vorliegende Untersuchung die Fragestellung unter theoretischen Aspekten umrissen, jedoch keine Strukturierung im Sinne von Vorabhypothesen ausgearbeitet. Erhobene Daten und untersuchtes Feld sollen vorrangig behandelt werden gegenüber theoretischen Annahmen. Trotzdem ist die Offenheit nur eine relative, denn eine Strukturierung und Reduktion ist durch die Auswahl der theoretischen Aspekte, durch die Kontextualisierung des Themas und nicht zuletzt durch die problematisierte Frage nach der Bedeutung von Zugehörigkeit von deutschen engagierten Frauen gegeben. Jedoch mußte diese so festgelegt und präzisiert werden, daß sie die Richtung zur Durchführung der Untersuchung weisen kann. Im einleitenden Kapitel meiner Arbeit wurde deshalb diese Grobfragestellung näher spezifiziert.

Eine weitere Eingrenzung auf bestimmte Ausschnitte und die Hervorhebung interessierender Aspekte erfolgt durch die Mittel der Datenerhebung. Bei ihrer Wahl ist zu berücksichtigen, daß sie für „Entdeckungen“ geeignet sind. Verfahren müssen, wenn sie auf Menschen treffen und sie betreffen, flexibel sein, da sie „eine soziale Welt intersubjektiv geteilter Bedeutungen sowie eine individuelle Welt innerer Erlebnisse und Erfahrungen unterstellen, also: nicht-objektivierende, sondern hermeneutisch-rekonstruktivistisch orientierte Verfahren sind der Komplexität des Objektbereichs (der Sozialwissenschaften, D.L.) angemessener. Allein solche Verfahren nämlich erlauben, auch die subjektive Welt zu erfassen.“<sup>228</sup> Das setzt einen gemeinsamen Verständigungsprozeß zwischen Forscher und Befragten voraus.

Indem ein qualitatives Forschungsdesign gewählt wurde, haben die vorhandenen Erwartungen in der vorliegenden Untersuchung einen offenen Charakter, insofern als das theoretische Vorverständnis im Laufe der Erhebung „präzisiert, modifiziert und revidiert“<sup>229</sup> werden soll im Austausch mit dem erhobenen Material. Der Austauschprozeß selbst ist im Sinne der verstehenden Erkenntnis subjektbezogen, das heißt, die Strukturierung des Forschungsgegenstandes bildet sich durch die Forschungssubjekte heraus, an deren Deutungen angesetzt wird<sup>230</sup>.

Offenheit bedeutet auch, einer selbstverständlichen „binären Logik“ eben nicht zu folgen und nicht durch „feministische“ Abgrenzung bestimmte „traditionelle“ Methodenüberlegungen von vornherein auszuschließen, sondern sie auf ihre Brauchbarkeit für die konkrete Arbeit zu prüfen und sie – vielleicht modifiziert – nutzbar zu machen<sup>231</sup>. Eine feministische Wissenschaftsmethode, die als spezifisch weiblich und „einzig wahre“ den Weg weisen könnte, ist bislang nicht entwickelt worden, eben weil feministische Forschung nicht auf Einebnung von Widersprüchlichkeiten, sondern auf Veränderungen zielt. Und interpretative Methoden des qualitativen Paradigma haben auch ihre Schwächen. Mit dem qualitativen Forschungsansatz ist zwar beispielsweise ein Aufheben der klassischen Trennung zwischen Datenerhebung und Datenauswertung theoretisch beabsichtigt; inwiefern dies in der Forschungspraxis gelingen kann, und vor allem wie der Prozeß abläuft, bleibt meist unerwähnt. Aufgrund dessen ist eine genaue Dokumentation der Analysewege zentrales Anliegen meiner vorliegenden Arbeit.

Zum Charakteristikum meines im Prinzip offenen, interpretativen und kommunikativen, nichtsdestoweniger „begrenzten“, Vorgehens gehört die begründete Ausweisung bzw. Offenlegung der Eingebundenheit der Untersuchung in kritische Vorstellungen, die den Neutralitäts- und Objektivitätsanspruch und das Universalitätspostulat von Wissenschaft beleuchtet. Denksysteme und Deutungsmuster sind wie ausgeführt nicht geschlechtsneutral; in bestimmten Annahmen drücken sich nicht allgemein-menschliche, sondern eher männlich geprägte Muster im Denken und Wahrnehmen aus, die jedoch im wissenschaftlichen Diskurs als solche nicht reflektiert werden. Insofern und zugespitzt können solche Ansätze weder als neutral noch objektiv bezeichnet werden, sondern als parteilich, denen aufgrund der geschlechtsspezifischen, aber allgemein-übergeordnet gesetzten, Perspektive ein großer Teil der Wirklichkeit verschlossen bleiben muß.

Frauen oder Probleme von Frauen sind im allgemeinen in dieser Forschung nicht wichtig und bleiben unsichtbar. Weibliche Realität ist von daher zu Recht in der Frauenforschung als gesellschaftliches und individuelles Phänomen als besonders explorationsbedürftig – sowohl in historischer als auch gegenwärtiger Perspektive – erkannt worden<sup>232</sup>. Dabei wurde vor allem auf weiblich „typisch gebrochene“ Lebenszusammenhänge abgestellt und auf die individuellen Erfahrungen von Geschlechtszugehörigkeit, die aufgrund von Herrschaftserfahrungen als komplex, widersprüchlich und diskontinuierlich beurteilt wurden; sowie als schwer zugänglich, da sie behindert würden durch die Denkformen, Deutungsmuster und Gefühlsnormierungen der dominanten männlichen Kultur. Es wird daher nachgedacht über methodische Zugangswege, die geeignet sind, diese Besonderheiten weiblicher Erfahrungen und Reflexionsmöglichkeiten aufzudecken, um das Erleben und den Umgang mit der widersprüchlichen Lebenssituation als Frauen erforschen zu können. Allerdings besteht dabei die Gefahr darin, bei der Feststellung von Erfahrungen stehenzubleiben, ohne sie in ihrem Kontext zu verstehen, das heißt im Begreifen von Frauen ausschließlich in ihrer untergeordneten Position als Besondere und nicht als vergesellschaftete Subjekte und als Objekte des gesellschaftlich Allgemeinen. Eine abstrakte Verallgemeinerung weiblicher Lebenszusammenhänge, die überindividuelle und ahistorische Ebenen voraussetzt, wird der Vielschichtigkeit von Herrschaftserfahrungen jedoch auch nicht gerecht: Noch zaghaft wird deshalb auch die „Spannung zwischen Gleichheit und Differenz unter Frauen“ mit in diese Überlegungen einbezogen.

Erfahrungen von Frauen haben demzufolge – hier auch anknüpfend an meine im vorigen Kapitel ausgeführten Überlegungen – nicht nur eine subjektive, sondern auch eine objektive Dimension. Als konkrete Personen teilen sie die Zugehörigkeit – neben weiteren „Gruppenmitgliedschaften“ – mit anderen Frauen, haben eine gemeinsame spezifisch geteilte Wirklichkeit; zugleich eine „allgemeine Wirklichkeit“ im Bezugsrahmen von Sinn- und Bedeutungsstrukturen, die gesellschaftlich-kulturell geteilt werden. Und auf diesem sozio-kulturellen Hintergrund bewegen sich mögliche Verarbeitungsformen von Erfahrung und mögliche Denkformen, die eventuell als gemeinsame „innere“ Bahnen sie als Besondere mitbestimmen, denen sie aber – je nach ihrer persönlichen Reflexion – spezifisch nah oder fern sein können. Die Frage, wie Frauen sich und andere Frauen als Frauen konstruieren im Bedingungsrahmen ihrer kollektiv erlebten Lebenserfahrungen und Lebenspraxen, beinhaltet ein überpersönliches allgemeines Element; die Rekonstruktion von individuell-lebensgeschichtlich Subjektivem kann zur Dekonstruktion selbstverständlicher „Objektivitäten“ beitragen.

In einer feministisch verstandenen Wissenschaft ist der Zugang zur sozialen Wirklichkeit immer mit einer „androzentrismuskritischen“ Sicht und einem moralisch-politischen emanzipatorischen Anspruch verbunden. Wesentlich ist eine nicht in einzelne Fachbereiche zergliederte übergreifende Perspektive und Interdisziplinarität, von mir hier nicht verstanden als additives Grundlagengebilde – durch Zusammenfügen mehrerer ansonsten getrennter Einzelfächer –, sondern als etwas qualitativ Neues<sup>233</sup>; spezielle eigenständige Forschungsstrategien mit eindeutig identifizierbaren Regeln sind jedoch bislang nicht formuliert worden. Im Gegenteil: sie beziehen sich auf – kritische, „postmoderne“ – wissenschaftstheoretische Grundlagen<sup>234</sup> und ihre Verfahrensregeln aus der Praxis der qualitativen Feldforschung, deren Regeln ebenfalls eher vage Anhaltspunkte für Forschungsstrategien darstellen. Feministische Forschung fungiert somit bestenfalls als „Impulsgeber“ der qualitativ ausgerichteten Forschung<sup>235</sup>. Sie wird im deutschen Sprachraum oft als „Frauenforschung“ ausgewiesen,

nämlich als Forschung über benachteiligte Frauengruppen oder die Diskriminierung von Frauen überhaupt.

Die feministische Orientierung meiner Arbeit verstehe ich in Anlehnung an Benhabib als Aufkündigung selbstverständlicher Denkbahnen auch und besonders in bezug auf die Kategorie Frau und ihre Position<sup>236</sup>. Die Leitideen feministischer Theorien, die sich im Zusammenhang und im Austausch mit der Frauenbewegung entwickelt haben, nämlich autonome weibliche Handlungsfähigkeit, weibliches Selbstwertgefühl, die Wiedergewinnung der eigenen Geschichte im Namen einer emanzipierten Zukunft und die Praxis einer radikalen Gesellschaftskritik, werden zwar als Anliegen und Antrieb übernommen, jedoch sind sie in ihrer Eigenschaft als politische Zielstellungen von der praktischen Forschungsarbeit zunächst zu trennen, in der die Grundlagen weiblicher Aneignungsformen von sozialer Wirklichkeit exploriert werden sollen mit dem Ziel, das Konstrukt der sozialen Geschlechtszugehörigkeit „in all seiner unendlichen Vielfalt und monotonen Ähnlichkeit“ (Benhabib) erst aufzudecken. Der kritische Anspruch des Denkens in einem als feministisch definierten Ansatz zeigt sich – wie in der Einleitung meiner Untersuchung bereits ausgeführt – überall dort, wo Identifikationsprozesse im Zusammenhang mit Herrschaft und Macht in Frage gestellt, analysiert und reflektiert werden.

Ein zentrales Anliegen einer solchen Forschung ist die „Präferenz für die Anteilnahme“ und die Überwindung der traditionellen Subjekt-Objekt-Trennungen. „Der mainstream der abendländischen Wissenschaft konstruiert den Forscher als außerhalb seines Gegenstandes stehend, als distanziert-objektiv, quasi unpersönlich nur nach den Regeln der Wissenschaft im Forschungsprozeß fungierend.“<sup>237</sup> Die im Gegensatz dazu stehende Erkenntnis, daß die Subjekt-Objekt-Beziehung genuin gegenstandskonstitutiv ist, ist jedoch – in den Naturwissenschaften ebenso wie in den Sozialwissenschaften – nicht neu und nicht das Verdienst von Frauenforschung<sup>238</sup>. Forschung als Beziehung zwischen Subjekten, die auch Objekte gesellschaftlicher Realität sind, zu begreifen, wurde aus männlicher kritischer Wissenschaft übernommen, jedoch „radikalisiert“, indem Parteilichkeit und gemeinsame Betroffenheit als Prinzipien von Frauenforschung gefordert werden<sup>239</sup>, neben denen der Offenheit, Kommunikativität, Interpretativität und Flexibilität aus der qualitativen Forschung.

Gemeint ist damit, daß Frauen als Forscherinnen und als Frauen, über die oder mit denen geforscht wird, beide Objekte patriarchalischer Frauenunterdrückung sind. Dieses vieldiskutierte Prinzip wird inzwischen „wesentlich vermittelter und vorsichtiger interpretiert: ‚Parteilichkeit‘ meint nicht (mehr) schlichte Parteinahme für und die Identifikation mit den beforschten Frauen, sondern das erkenntnisleitende Interesse am Abbau der Hierarchie im Geschlechterverhältnis und der Verbesserung der Lebensbedingungen von Frauen. Neben Momenten gemeinsamen Betroffenseins von der gesellschaftlichen Situation als Frau werden die Unterschiede in sozialer Lage, Macht, Kompetenz und Wirklichkeitssicht zwischen Forscherinnen und untersuchten Frauen anerkannt“<sup>240</sup> sowie Frauen nicht mehr nur als Opfer gesehen. Letzteres hatte jedoch eher wenig Auswirkungen auf methodologische Überlegungen und für konkrete Forschungsvorhaben.

Schwerpunkt gegenwärtiger Frauenforschung ist die Aufarbeitung des Verhältnis zwischen Forscherinnen und Beforschten: die komplexe Beziehung in der Forschungssituation, in der beide Seiten als Subjekte im Kontext eigener Erfahrungen, Perspektiven und Anteilen an der Interaktion anzuerkennen sind, schließt Bewußtseinsveränderungen für beide ein und soll per Selbstreflexion und Selbstveränderung erfolgen. Methodische Folgen dieses Anspruches waren Erarbeitungsformen des persönlichen „selbstbefreiend wirkenden“ Entwicklungsprozesses eher einseitig für die Forscherinnen<sup>241</sup>. In meiner vorliegenden Untersuchung ist die Reflexion der eigenen Wirklichkeitssicht zwar integriert, ihr soll aber kein Vorrang eingeräumt werden vor der Sicht auf die Welt und den Deutungsmustern der untersuchten Forschungsteilnehmerinnen.

Feministischer Kritik am wertneutralen Wissenschaftsverständnis mit der Betonung interaktioneller Prozesse und der notwendigen Thematisierung der Kontexteingebundenheit beteiligter Menschen, wie sie auch im Rahmen qualitativer Forschungsansätze beabsichtigt ist, liegt die Einsicht zugrunde, daß prinzipiell und von jeher das je persönliche Interesse an der Forschung, die Betroffenheit der Forschenden und die unmittelbare eigene Erfahrung die Untersuchung leitet und dadurch die Forschungsrichtung erheblich beeinflusst. Die eigene Biographie bestimmt die Fragestellungen meist

lediglich implizit mit; mir kommt es darauf an, selbstreflexives Vorgehen als Explizierung meines eigenen Zugangs zu verstehen.

Daß Erfahrungen mit Migrantinnen auch Teil meines eigenen Lebenszusammenhangs darstellen, begründet auch meine Herangehensweise an und Betrachtung von Forschung als soziale Beziehung, die sich im Spannungsfeld zwischen den von Elias so genannten Polen von *Engagement* und *Distanzierung* befindet.<sup>242</sup> Dieses Konzept wird, gegenüber dem diskutierten feministischen Ansatz einer geforderten SelbstBetroffenheit und Parteilichkeit in der Frauenforschung und der Forscherinnen, von mir bevorzugt; obwohl geschlechtsspezifische Unterscheidungen und Forschungsprobleme nicht angesprochen werden, entsprechen die dort angestellten Überlegungen meiner Ausgangslage, da sie die individuelle Dimension der Gefühle von Verbundenheit im Vorfeld von Forschung problematisieren: der grundsätzliche Zugang zu Wissenschaft wird als ein „gleitendes Balanceverhältnis zwischen einem relativen Mehr oder Weniger an Engagement“ charakterisiert. Während in einer feministischen Sozialforschung aufgrund der selbstverständlich angenommenen biologischen Betroffenheit von Geschlecht der Anspruch einer politisch-moralischen Parteinahme für die Forschungsobjekte desselben Merkmals und desselben Erlebens umgesetzt werden soll, wird von Elias klärend festgestellt, daß Forschung ohne psychische Involviertheit oder ohne Einfluß von Wertungen aufgrund affektiver Bezogenheit zu anderen Menschen und Gruppen von Menschen schlechterdings nicht möglich ist. Die durch philosophische Denktraditionen und Sprachgewohnheiten übliche Trennung psychischer und sozialer Aspekte in Begriffen wie „Subjekte“ und „Objekte“ und die Annahme ihrer prinzipiellen Unabhängigkeit voneinander, sind nach Elias zu statisch und empiriefremd, da sie eine nicht beobachtbare Kluft zwischen Innenwelt und Außenwelt des Menschen vorspiegeln. Beziehungsaspekte und psychische Aspekte seien zwar unterscheidbare, aber untrennbare Vorgänge. Es käme jedoch darauf an, durch eine relativ „detachierte“ Herangehensweise durch Selbstkontrolle und vergleichende Beobachtungen zu einem höheren Grad an Angemessenheit und Distanzierung und relativ autonomen Wertungen zu gelangen, obwohl eine an sich wertfreie Wissenschaft nicht existiere.

Für meinen Forschungszusammenhang bedeutet das, daß die im voraus gesetzten Normen einer ausschließlich geschlechtsorientierten Parteinahme, sowohl in Konflikten als auch in der Forschungsarbeit, den Blick verstellen könnten und so gerade die hier zur Diskussion stehende Unterschiedlichkeit von Frauen verschwinden lassen könnten. Als politisch-programmatischer Standort- und Kampfbegriff in der Frauenbewegung bleibt Parteilichkeit für das gemeinsame Anliegen von Frauen, auch von feministischen Wissenschaftlerinnen, auf „Veränderungen des gesamten gesellschaftlichen Zusammenhangs“<sup>243</sup> hinzuwirken, unbestritten.

Es ist deshalb notwendig, im Forschungsprozeß die Balance zu meistern zwischen der engagierten Wir-Bezogenheit durch Verbundenheitsgefühle mit den zu untersuchenden Frauen aufgrund des gemeinsamen Erfahrungsbereichs – die von mir so genannte gemeinsame emotionale und rationale Lebensrealität allgemein als Frau und spezifisch in der Beziehung zu Migrantinnen – und der Beschreibung „mehr von außen“, das heißt das Verhältnis zwischen der Frage: Was bedeutet es für mich oder für uns und den Fragen: Was sind genau die Aussagen, was bedeuten sie für die Frauen selbst und wie kann diese Bedeutung von mir verstanden werden, ist je neu zu überdenken.

Das Überdenken in der durchzuführenden Analyse folgt dabei den ideen- und interesseleitenden Fragestellungen: es geht es um die Frage nach der Heterogenität, das heißt um Differenzen von Frauen und ihre je verschiedenen individuellen Dimensionen; um die Bedingtheit von Differenzen, das heißt um die Frage nach den einschließenden, ausschließenden oder sonstigen Wirkungen von Grenzziehungen der gesamten Mehrheitsgruppe auch in der Interaktion der deutschen engagierten Frauen mit Migrantinnen; um individuelle Möglichkeiten der Reflexion der einzelnen über den Kontakt mit Migrantinnen; um deren Auswirkungen auf die interaktionelle gesellschaftliche Wirklichkeit und um die subjektive Wirklichkeit der deutschen Frauen auf dem Hintergrund ihrer Realität der Zugehörigkeit zur deutschen strukturell überlegenen Mehrheitsgruppe.

### 3.2. Forschungsperspektiven in der Datensammlung und Problematik des Vorgehens zwischen Engagement und Distanzierung

Epistemologischer Grundzug des „qualitativen Paradigma“ ist, daß bedeutsame Aspekte der gesellschaftlichen Wirklichkeit nur durch die Perspektive der alltagspraktisch handelnden Gesellschaftsmitglieder erfaßt werden können. Deshalb müssen die Kommunikationsprozesse zwischen Forscher und „Beforschten“ autonom ausgehandelt werden, gleichwohl nicht unkontrolliert verlaufen. Interpretative Verfahren sind Kennzeichen einer solchen Forschung. Nur verstehend, das meint hermeneutisch-phänomenologisch im weitesten Sinn, läßt sich eine sozial konstruierte Wirklichkeit aufschließen. Alle qualitativen Methoden beziehen sich daher mehr oder weniger auf Kommunikationsinhalte. Qualitative Methoden sollen ein „ganzheitliches und damit realistisches Bild der sozialen Welt“ zeichnen; einheitliche empirische Verfahren bzw. einheitliche Techniken existieren nicht aufgrund des „Anspruch(s) auf Anpassungsnotwendigkeit und -fähigkeit des methodischen Instrumentariums an die Eigenheiten des Forschungsgegenstandes (...) mit der Betonung der individualistischen Komponente bei der konkreten Forschungsarbeit“<sup>244</sup>

Meine folgenden Überlegungen gehen davon aus, daß eine erkenntnisbegrenzende Einseitigkeit im Forschungsprozeß vermieden werden sollte. Entdeckung und Vervollständigung schon entdeckter Tatsachen, die eine Gleichzeitigkeit von Sammlung und Analyse von Daten voraussetzen, erfordern die Wahl von systematisch-regelgeleiteten, aber in ihrer Verstehensproblematik reflektierten Erhebungsmethoden. Am wahrscheinlichsten für die flexible Wahrnehmung unerwarteter Ergebnisse sind nach Becker und Geer das offene bzw. unstrukturierte Interview und die teilnehmende Beobachtung<sup>245</sup>. Der Schwerpunkt meiner Analyse liegt auf der Auswertung von lebensgeschichtlich und thematisch orientierten Interviews, die sich im Laufe der Erhebung von zunächst unstrukturiert bis zu durch einen Leitfaden strukturiert entwickeln, und der genauen Beschreibung dieses Prozesses der Datenanalyse.

Im Rahmen eines qualitativen Forschungsansatzes, der interpretativ vorgeht, ist es möglich, „die Prozesse zu rekonstruieren, durch die die soziale Wirklichkeit in ihrer sinnhaften Strukturierung hergestellt wird“.<sup>246</sup> Entscheidungen für eine Forschungsperspektive, die die fokussierte Annäherung an ein Untersuchungsfeld erlauben und die den Gegenstand der Analyse jeweils ausmachen, haben drei Möglichkeiten der Ausrichtung: erstens auf den Nachvollzug subjektiv gemeinten Sinns, zweitens auf die Deskription sozialen Handelns und sozialer Milieus, und drittens auf die Rekonstruktion deutungs- und handlungsgenerierender Tiefenstrukturen<sup>247</sup>. Meine Perspektive kombiniert schwerpunktmäßig die beiden erstgenannten Perspektiven, um möglichst unterschiedliche Aspekte berücksichtigen zu können: Die Sicht der Subjekte soll verstanden und die Lebenswelt, in der sie agieren, beschrieben werden sowie das Verhältnis zwischen subjektiven Deutungen der deutschen Frauen und „objektiv“ beschreibbaren Merkmalen ihrer Handlungsumwelt, deren Vielschichtigkeit in den vorangehenden Kapiteln dargestellt wurde.

Im folgenden geht es um die Problematik des Datengewinns, sowohl grundsätzlich als auch in der Wahl der Rolle, die ich den beforschten Subjekten gegenüber einnehme. Basis jeder wissenschaftlichen Methodik sind reflektierte Alltagsmethoden, „Systematisierungen von Alltagstechniken“<sup>248</sup>, ebendieser Alltagstechniken wie sie in meinen Ausführungen zur Wahrnehmung fremder Wirklichkeit und Bewältigung von Erfahrungen gesellschaftlicher Ungleichheit durch Deutung dargestellt wurden. „*Wahrnehmen und Interpretieren*“ sind die alltäglichen Entsprechungen der wissenschaftlichen Intention des *„Beschreibens und Analysierens“*.<sup>249</sup> seien aber nicht gleichzusetzen, denn im interpretativen Paradigma habe das wissenschaftliche Vorgehen nichts mit dem alltagsweltlichen Vorgehen zu tun, da „die rationale Rekonstruktion der Wirklichkeit“ kontrolliert verlaufe, mit dem Ziel, in irgendeiner Weise typische Handlungsmuster zu identifizieren, die zwar individuell festzumachen seien, aber keineswegs nur einmalig und individualspezifisch sind, sondern in denen sich generelle Strukturen manifestieren<sup>250</sup>.

Sowohl bei der Beobachtung als auch in Gesprächen ist in erster Linie das Verstehen der anderen „mit den Augen der anderen“ gefordert, was voraussetzt, das Forschungssubjekt nicht zum Gegenstand zu machen, sondern zum dialogischen Partner. Die derart gewonnene „Authentizität“<sup>251</sup> erlaube,

den Forschungsgegenstand möglichst weitgehend in seinen eigenen Strukturen, in dessen Einzigartigkeit und Besonderheit zu verstehen und zu erfassen. Der Wechsel der Perspektive durch die Übernahme der Sicht der Forschungssubjekte kann angestrebt werden und wird angestrebt, ist jedoch nicht immer oder manchmal nur eingeschränkt möglich, auch aufgrund der vorangehend diskutierten Balanceproblematik zwischen Engagiertsein und Distanz. Von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist hier auch „die Frage, welche Aspekte des untersuchten Gegenstandes der Forscher – als zentrales Erkenntnisinstrument – aufgrund eigener Ängste oder blinder Flecken ausblendet und was ihn hindert, bestimmte Zusammenhänge wahrzunehmen“. <sup>252</sup>

In der Begegnungssituation von Interviews und Beobachtung ist die Rolle und Identifikation der forschenden Person verknüpft mit dem Verstehen des Sinns von Äußerungen der beforschten Personen. Dieses Verstehen scheitert manchmal an der sogenannten Sinnproblematik und kann dadurch den beabsichtigten Perspektivenwechsel verhindern.

Wie ausgeführt besteht Sinnverstehen in der Interpretation menschlichen Handelns. Sinnverstehen und Interpretation sind Grundzüge sozialen Handelns und Sinnverstehen ist nicht bloß eine Methode, sondern die „ontologische Bedingung des gesellschaftlichen Denkens des Menschen“ <sup>253</sup> und hat seine eigenen Bedingungen. Ansonsten recht unterschiedliche Methodenlehren, die an verschiedene Positionen in Phänomenologie (Schütz), Ethnomethodologie (Garfinkel), Symbolischen Interaktionismus (Mead) oder Hermeneutik (Gadamer) anknüpfen, sind sich über die Bedeutung der Kategorie des Sinns für alle Humanwissenschaften einig. Ein sinnverstehender wissenschaftlicher Zugang hat mit der Tatsache zu kämpfen, daß seine Erfassung der Wirklichkeit, eine „Konstruktion zweiten Grades“ (Schütz) ist, das bedeutet, es handelt sich um die Erfassung einer von den sozialen Akteuren bereits vorinterpretierten sozialen Wirklichkeit: die Forschungsrealitäten sind immer bereits von denjenigen interpretiert, die als handelnde Personen selbst Bestandteil der untersuchten Realität sind. Dem Gegenstand angemessen ist ein Verfahren dann, wenn es im Forschungsprozeß gelingt, an den Deutungsschemata der Akteure anzusetzen und die Kluft zwischen den Konstruktionen ersten und zweiten Grades zu überwinden. Die von Schütz überlegten Bedingungen einer Perspektivübernahme und des Verstehens im Fall wissenschaftlicher Auslegung greifen auch die Frage der Rolle des Beobachters im Verständigungsprozeß und zwischen Engagement und Distanzierung auf. Sie sollen deshalb kurz skizziert werden. <sup>254</sup>

Die im Alltag übliche Überwindung der Differenz individueller Perspektiven mit Hilfe der beiden Mechanismen „Vertauschbarkeit der Standorte“: ich nehme an, daß mein ‚hier‘ und das ‚dort‘ des anderen in der jeweiligen Situation austauschbar sind, und „Kongruenz der Relevanzsysteme“: ich nehme an, daß wir in der Auswahl und Interpretation der Gegenstände, über die wir momentan kommunizieren, tatsächlich oder potentiell übereinstimmen, erweist sich bei genauer Betrachtung als Idealisierung: In Wirklichkeit bedeutet jeder „selbe“ Gegenstand für mich etwas anderes als für den anderen, und zwar aus zwei Gründen, die sich als raumzeitliche fassen lassen. Zum ersten stehe ich in anderer räumlicher Distanz zu den Gegenständen als der andere und erfahre daher auch andere Aspekte als typisch. Bestimmte Gegenstände liegen außerhalb meiner, aber innerhalb seiner Reichweite und umgekehrt. Zum zweiten wird das je vorgegebene Problem durch die unterschiedlichen biographischen Situationen bestimmt und damit liegen auch notwendig unterschiedliche Relevanzsysteme vor. Für die meisten praktischen Alltagsprobleme bedeutet dieser Unterschied kein wesentliches Hindernis, insofern es zur Lösung ausreicht, sich mitteilen zu können, unter der zusätzlichen Annahme, daß der andere mein Handeln versteht.

Ganz anders ist es im Fall wissenschaftliche Interpretation, die sich dieser Differenzen bewußt sein muß. Sozialwissenschaftliche Analysen müssen notwendigerweise vom subjektiven Standpunkt aus vorgenommen werden, also schon vorinterpretiertes Handeln vom Interpretierenden selber nochmals interpretiert werden. Dabei werden rationale gedankliche Konstruktionen verwendet – eben die „Konstruktionen zweiten Grades“ – die dem Kategoriensystem, dem „Corpus“, der jeweiligen Wissenschaft entnommen sind, in deren Rahmen die Handlungen des Beobachteten beschrieben und typisierend analysiert werden. Als „desinteressierter Beobachter“ hat die wissenschaftlich handelnde Person kein ‚hier‘ in der Sozialwelt, vielmehr läßt sie sich von dem einmal gesetzten wissenschaftlichen Problem

leiten. Der Unterschied besteht also darin, daß die im Alltag handelnde Person durch die Idealisierung der Reziprozität der Perspektiven ihre Perspektive mit der des Gegenübers für verbunden hält und dadurch die biographisch gegebenen Unterschiede überbrückt, während der wissenschaftlich beobachtenden Person als Außenstehende nur die wahrnehmbaren Fragmente des Handelns zugänglich sind. Sofern sie mit dem handelnden Gegenüber in eine „mitmenschliche Wirkungsbeziehung“ eintritt, gibt sie zumindest vorübergehend ihre wissenschaftliche Einstellung auf – etwa bei der teilnehmenden Beobachtung im Feld. Obgleich sie sich damit dem Alltagshandeln angleicht, bleibt sie doch eine völlig andere, dadurch daß sie durch ein wissenschaftliches Relevanzsystem geleitet wird. „Der Sozialwissenschaftler beobachtet also in der wissenschaftlichen Einstellung menschliche Handlungsmuster oder ihre Ergebnisse insoweit, als sie seiner Beobachtung zugänglich und seiner Interpretation offen sind. Diese Handlungsmuster muß er jedoch bezüglich ihrer subjektiven Sinnstruktur interpretieren, falls er nicht jede Hoffnung aufgeben will, ‚soziale Wirklichkeit‘ zu erfassen.“<sup>255</sup>

Demnach muß nicht nur der Zusammenhang, in dem die Forschungsteilnehmerinnen stehen, ihre je individuellen „Geschichten“, einbezogen werden, sondern der innerhalb dieses Zusammenhangs explizit oder implizit geäußerte Sinn muß durch angemessene Methoden erfaßt werden, das bedeutet durch „Übersetzung“ rekonstruiert werden. Gar nicht erwähnt, weil als selbstverständlich vorausgesetzt, und damit vernachlässigt wird hier und in der Regel das eigentliche Übersetzungsmittel oder der Aspekt der Sprache, die – nur wenn sie „geteilt“ wird bzw. die konkreten Bedeutungen den Interaktionsteilnehmerinnen gemeinsam sind – als Voraussetzung des Verstehens überhaupt gesehen werden muß. Meine beabsichtigte Erfassung der Lebensrealität von deutschen engagierten Frauen hat den Vorteil, daß von einer gemeinsamen Sprache der Forschungssubjekt ausgegangen werden kann. Kritisch sehe ich auch den von Schütz vorgeschlagenen Rückzug auf den Beobachterinnenstatus, der dem des „neutralen Beobachters“ quantitativer Wissenschaftsauffassung gleichkommt, und halte ein solche desinteressierte Perspektive aufgrund der obigen Ausführungen für nicht geeignet, weil von dort aus interne Sinnzusammenhänge prinzipiell unzugänglich sind. Der kommunikative und interaktive Charakter von Verstehensprozessen macht eine Teilnahme am „originären Verständigungsprozeß“ notwendig, so daß die Rolle eines „reflektierten Mitspielers“ angemessener sei<sup>256</sup>. Die Bedeutung der „Primärerfahrung in der Feldforschung“<sup>257</sup>, der direkte Kontakt zu den Forschungssubjekten in einer natürlichen Situation, ist Grundlage für die Hervorbringung von Daten. „Der Forscher darf sich nicht dem unmittelbaren Kontakt mit dem Forschungsfeld entziehen“.<sup>258</sup>

Sinnverstehend vorzugehen, bedeutet demnach auch, die Forschungssituation mit einzubeziehen, denn auf deren kontextuellen Hintergrund werden Daten produziert. Die Problematik der hier zu übernehmenden Rolle ist nicht ausschließlich Teil feministischer Forschungsüberlegungen. Die Wirklichkeit der Forschungssubjekte zu beschreiben impliziert eine Aufgabe der sozialen Distanz, also Identifikation mit dem „handelnden Subjekt der Forschung“, und zugleich Distanz zu sich selbst, damit überhaupt beobachtet werden kann und die Beobachtung vermittelbar wird. Durch partielle Identifikation soll das Handeln der Betroffenen verstanden werden<sup>259</sup> und die Ergebnisse durch prinzipielle Distanz nachprüfbar sein<sup>260</sup>. Die Forschungssituation bewege sich zwischen den Polen Identifikation, das meint Verstehen und Sicht „von innen“, und Distanz, das meint Nichtverstehen und Sicht „von außen“, und überdies in dem Zwang, der „wissenschaftlichen Subkultur“ dann darüber berichten zu müssen<sup>261</sup>. Verständlicherweise treten bei einem solchen anspruchsvollen Identifikationsakt Rollenkonflikte dadurch auf, daß „der Forscher objektiv sein muß, während er als Teilnehmer in einer spezifischen Rolle eine Gesamtpersönlichkeit darstellen muß, d. h. Meinungen, Gefühle etc. zeigen soll“<sup>262</sup>, um eine vertrauensvolle Beziehung zu den zu untersuchenden Menschen aufzubauen. Lamnek hält „einen Ausweg, eine problemimmanente Lösung auf methodologischer und damit generalistischer Ebene (...) für ausgeschlossen. Mit diesem Dilemma muß der Forscher leben“<sup>263</sup>.

Demgegenüber hat meine feministisch orientierte Reflexion einen grundlegend anderen Ansatz: eine Rolle in der Forschungssituation muß nicht übernommen oder Gruppenzugehörigkeit als Frau inszeniert werden. Emotionalität muß nicht künstlich qua Rolle angeeignet oder vorgespielt werden und trägt von daher der Authentizität Rechnung. Überdies fordert feministische Frauenforschung sehr viel entschiedener als andere Ansätze qualitativer Forschung, das Machtgefälle, die Asymmetrie, zwi-

schen Forscherinnen und „Beforschten“ zu verringern und entsprechende Gleichheit herstellende Umgangsformen innerhalb der realen Subjekt-Objekt-Relation zwischen Forscherinnen und Gesprächspartnerinnen. Dieser Anspruch, die gemeinsame Erfahrungssicht von innen und zugleich „von unten“, ist ein zentraler Bezugspunkt und von Vorteil, bisher jedoch nicht in zufriedenstellender Weise eingelöst worden<sup>264</sup>. Für meine Arbeit gehe ich davon aus, daß der Forschungsprozeß bezüglich meines Engagements und meiner Distanzierung nicht einheitlich sein kann, sondern daß er verschiedenste Phasen von Identifikation und Reflexion, von Teilnahme und Distanz beinhaltet. Dazu reicht wahrscheinlich nicht allein, im gesamten Forschungsprozeß die Aufmerksamkeit für die Lebensrealität der untersuchten Frauen und „meine Erfahrungen und Werte in der Schwebe zu halten“<sup>265</sup>, mit dem Ziel die Gemeinsamkeiten oder Differenzen von Subjekt und „Forschungsobjekten“, also die Erfahrungen beider Seiten als Frauen, zu ergründen, da ein solcher recht vager Vorschlag für die Verfahrensweise der Kompliziertheit des Vorgangs nicht ausreichend angemessen ist.

Einerseits ist zwar mein Erkenntnisinteresse aus persönlichen Beziehungen und dem Umgang mit ausländischen Frauen entstanden. Die von daher entwickelten Gefühle und Erfahrungen als Frau können mitgeteilt werden. Andererseits ist vorstellbar, daß eine solche betroffene Parteilichkeit nicht von vornherein ein Vertrauensverhältnis zu den Gesprächspartnerinnen impliziert, sondern auch auf Mißtrauen stoßen könnte. Ein beabsichtigter offener und anerkennender Umgang mit den untersuchten Frauen in der Forschungssituation und während langwieriger Interpretationsprozesse<sup>266</sup> trifft auch auf mein eigenes Mißtrauen und eigene Verdrängungen. Thürmer-Rohr formuliert dieses – in Anschluß an Devereux vielfach diskutierten<sup>267</sup> und in einer Forschung über Frauen zugespitzt auftretende – Problem folgendermaßen:

„Alle Abgrenzung, Konkurrenz, alle Frauenverachtung durch Frauen und alle Selbstverachtung, alle Idealisierungen, alle Hilflosigkeiten schlagen sich aber in konkreter Weise im Forschungsprozeß nieder. Abwehrmechanismen, Ängste, Projektionen, das gesamte Arsenal von Verdrängung, Verbarrikadierung, Verteidigung, Nicht-Hinsehen-wollen/können werden aktiviert. Sicher nicht nur auf Seiten der Untersuchten und gerade dann, wenn zwischen den Frauen Gemeinsamkeiten kenntlich werden, wenn die kulturellen, gesellschaftlichen und sozialisatorischen Bedingungen ihres Lebens Nähe und Ähnlichkeit ans Licht bringen, zu viel Ähnlichkeit, als daß sie ertragen werden könnte von denjenigen, denen es um bewußte Brüche mit der historischen Realität weiblicher Anpassung geht.“<sup>268</sup>

Zentrale Bezugspunkte der vorliegenden Untersuchung sind Kontextualität, Situationsspezifität, das Ansetzen an subjektiven Deutungsmustern, das Einbeziehen der Verstehensproblematik und das Bewußtsein über intersubjektive „Abgrenzungsverhältnisse“. Persönliche Flexibilität im Verlauf der Forschung und die detaillierte Planung, Beschreibung und Interpretation von Beobachtungen und Gesprächsführungen ist daher notwendig.

### 3.3. Erhebungsinstrumente Interviews und Beobachtung im Rahmen einer Fallstudie

Einerseits haben die geschilderten Zugangsvoraussetzungen und Bezugspunkte und die mit meiner Arbeit verbundene Absicht, die Subjekte selbst in einem Kommunikationszusammenhang „unter Gleichen“ zu Wort kommen zu lassen und ihre Sicht der Dinge zu verstehen, Einfluß auf die Wahl der Methoden; andererseits sind es die gewählten Methoden selbst, die die Datensammlung strukturieren und damit auch die Auswertung bestimmen. Meine auf Kreativität gerichtete Perspektive oder konstruktive Prozeßhaftigkeit kennzeichnen meine Untersuchung insgesamt als durch die Subjekte der Forschung, zum Teil durch die Forscherperson und durch die Forschungssituation strukturiert, die in unterschiedlichen Phasen der Analyse einen je verschiedenen Schwerpunkt bilden können. Zentral ist die Datenbasis der durchgeführten Interviews, die explorativ begleitet werden von durch Beobachtung gewonnenen Daten. Die „Demokratisierung“ des Forschungsprozesse stößt hier an reale Grenzen: Zwar stehen deutsche Frauen und ihre Zugehörigkeiten im Vordergrund des Interesses und werden als Expertinnen ihres Lebens und des Forschungsgegenstandes betrachtet und ernstgenommen. Jedoch finden die Analysen, Interpretationen und ihre Darstellung – selbst wenn sie den untersuchten Frauen



mitgeteilt und in den Prozeß miteinbezogen werden – nicht in einem kollektiven Forschungsprozeß statt und basieren daher in erster Linie auf meinen persönlichen Relevanzentscheidungen über diejenigen Daten, die zu „produzieren“ sind. Gleichwohl sind die Methoden von Interview und Beobachtung, die sie leitenden Regeln und damit verbundene Entscheidungsrichtungen sowie ihre Wahl begründet darzustellen.

### 3.3.1. Fallstudie

Ausgangspunkt meiner Orientierung ist die Einordnung der beiden konkreten Methoden in das Verfahren der „Fallstudie“, für die zahlreiche, insgesamt recht vage, Definitionen sowohl im qualitativen als auch quantitativen Paradigma existieren<sup>269</sup>, in beiden aber eher eine Randstellung innehat. Das erklärt sich aus der Tatsache, daß sie weder eine konkrete Erhebungstechnik ist noch ein eigenständiges methodologisches Paradigma darstellt. Vielmehr hat sie eine Stellung „dazwischen“, und kann deshalb als Forschungsansatz bezeichnet werden, der „die theoretischen Vorgaben der Methodologie in praktische Handlungsweisen umsetzt“, selbst aber keine Erhebungstechnik ist<sup>270</sup>. Die grundsätzlichen Merkmale und Charakteristiken machen die Fallstudie zum geeigneten Erhebungsrahmen für meinen Zugriff auf die Realität der deutschen Frauen; anhand dieses Rahmens können die Instrumente der Datenerhebung, die eigentlichen Methoden, festgelegt werden. Und zwar werden die zu verwendenden Methoden und Techniken so gewählt, daß sie den Begrifflichkeiten und Grundannahmen des Forschungsbereichs entsprechen.

Kennzeichnend für die Fallstudie ist die Auswahl eines „einzelnen sozialen Elements als Untersuchungsgegenstand“<sup>271</sup>, der als spezifische und individuelle Einheit definiert wird, und aus Personen, sozialen Gruppen, Kulturen, Organisationen oder Verhaltensmustern bestehen kann. Der Vorteil besteht – durch die Beschränkung auf relativ wenige Personen, im Extremfall auf eine einzige – in einer intensiven Beschäftigung mit dem Untersuchungsmaterial, die umfangreichere und komplexere Ergebnisse erlaubt<sup>272</sup>. Von quantitativer Seite wird eingewendet, daß sichere Verallgemeinerungen dadurch nicht getroffen werden könnten<sup>273</sup>, von qualitativer Seite wird hervorgehoben, daß durch die Einsichtstiefe ein realitätsgerechtes Gesamtbild zu erreichen wäre. Das Ziel sei, genauen Einblick in das Zusammenwirken einer Vielzahl von Faktoren zu erhalten, indem typische Vorgänge aufgefunden und herausgearbeitet werden<sup>274</sup>. Der Einzelfall ist innerhalb seines Kontextes mehrdimensional und mittels mehrerer Methoden bzw. Techniken zu untersuchen, um zu einer ganzheitlichen Sicht des Falles zu gelangen. Zur Materialerhebung sind prinzipiell alle Techniken der empirischen Sozialforschung anwendbar.

Die Verwendung ausschließlich qualitativer Methoden in meiner Fallstudie begründet sich aus den methodologischen Prämissen qualitativer Forschung und dem feministisch orientierten Ansatz, ergibt sich jedoch nicht zwingend allein aus einem als unvereinbar konstruierten Gegensatz quantitativ versus qualitativ, oder aus der vereinfachenden Formel reduzierte Sachverhalte versus komplexe. Bezugnehmend auf den in den Forschungsansätzen unterschiedlichen Stellenwert der Fallstudie, ihres Ablaufs und dem damit verbundenen Problem der Generalisierung von Befunden soll im folgenden mein konkretes Vorgehen verdeutlicht werden.

In einer Fallstudie im Sinne einer Annäherung an soziale Realität – sei das Forschungsvorhaben quantitativ oder qualitativ ausgerichtet – ist die Untersuchungseinheit als mehr oder minder geschlossen darzustellen, indem zu einem einzelnen Forschungsgegenstand alle erreichbaren relevanten Daten zusammengetragen und ausgebreitet werden. Der Blickwinkel auf den Untersuchungsgegenstand ist dabei auf eine bestimmte Ordnung des Forschungsmaterials gerichtet, derart, daß der einheitliche Charakter des untersuchten Gegenstandes erhalten bleibt. Anders ausgedrückt handelt es sich um einen Ansatz, bei dem jede soziale Einheit als ein Ganzes angesehen wird.<sup>275</sup> Nach Goode und Hatt gibt es eigentlich keine im Gegenstand selbst liegenden Grenzen, die irgendeinen Prozeß oder ein Objekt als Einheit definieren, daher ist die Festlegung der Ganzheit eines Gegenstandes immer eine gedankliche Konstruktion. Weiterhin dürfe die Rede vom sozialen Gegenstand als Ganzes keinesfalls mit der

Hervorhebung der Einmaligkeit des Untersuchungsobjektes verwechselt werden, da diese Einmaligkeit durch wissenschaftliche Abstraktion gerade ausgeschieden werde. Während beim herkömmlichen, das heißt quantitativen Ansatz spätestens bei der Datenverarbeitung die individuellen Züge durch Variablenbeziehung abstrahiert würden und sich in einzelne Merkmale auflösen, gehe es bei einer Fallstudie darum, den „Einzelmensch, der die Ganzheit dieser Merkmale darstellt“ zu bewahren. Im Sinne quantitativer Forschungslogik wird eine Fallstudie immer und nur im Vorfeld der eigentlichen Untersuchung mit vorbereitender Funktion und/oder zur Illustration und zum „Beweisen“ der Ergebnisse nach dieser eigentlichen Untersuchung mit nachbereitender Funktion, exemplarisch-vertiefend, eingesetzt<sup>276</sup>.

Das Ganzheitspostulat der Fallstudie sei – hier besonders bei der Exploration und bezogen auf die Vorbereitungsphase von Forschung – einzulösen durch das Aufhalten im Untersuchungsfeld über längere Zeit. Wichtig dabei sei die „Breite der Angaben“<sup>277</sup>, also reichhaltiges Material, mit dem zum Beispiel die Lebensweise eines Individuum oder einer Gruppe erfaßt werden könnte. Außerdem die einbeziehende Analyse von Daten unterschiedlicher Bereiche oder wissenschaftlicher Disziplinen; desweiteren die Bildung von Merkmalen oder Typen, die zur Kennzeichnung der Einheit benutzt werden; und die Aufzeichnung dieser bedeutsamen Merkmale, wie sie anlässlich der Interaktion in Erscheinung treten, um Entwicklungsprozesse innerhalb der Einheit selbst zu erfassen.

Mit vielen Fällen im Feld konfrontiert und mit breiten nun empirisch relevanten Informationen ausgerüstet, können dann wirklichkeitsgerechte Hypothesen aufgestellt und dem Gegenstand angemessen operationalisiert werden<sup>278</sup>, das heißt in Alternativ- und Nullhypothesen getrennt, Begriffe definiert und Einzelvariable isoliert werden. Erst danach werden auf dieser Grundlage mittels standardisierter Instrumente, zum Beispiel mit festgelegten Interviewfragen und Antworten zur Auswahl, Daten erhoben, auf deren Grundlage unter Verwendung statistischer Analysetechniken, großen Fallzahlen und unter Beachtung wahrscheinlichkeitstheoretischer Gesichtspunkte eine Entscheidung über Annahme oder Zurückweisung der Nullhypothese getroffen wird. Eine Aussage oder Hypothese gilt als bestätigt, wenn sie nicht durch die erhobenen Daten „falsifiziert“ werden kann. Der dadurch erhaltene gültige Befund über allgemeine Gesetzmäßigkeiten und seine Repräsentativität ist abhängig von der Menge der gleichen Aussagen von zufällig ausgewählten „Stichproben“.

Die eigentlichen Daten werden also in diesem linear und unter festgelegten Bedingungen ablaufenden Forschungsprozeß in der quantitativ definierten Fallstudie gar nicht erhoben, sondern nur „breite“ Informationen, die zunächst unstandardisiert, unsystematisch und unkontrolliert eingeholt werden; allerdings mit schon in Typen gefaßten Vorstellungen über die Untersuchungseinheit im Sinne derer die Wahrnehmung von Interaktionen im Feld kategorisiert werden kann. Nichtsdestoweniger bewegt sich auch eine solche nur „Hilfestellung gebende“ Fallstudie im kommunikativen und natürlichen Interpretationsfeld von sozialen Beziehungen, denn Kontakte mit untersuchten Personen bei der empirischen Aufbereitung des Feldes sind dabei wohl kaum zu vermeiden. Die dahinterstehenden wissenschaftlichen Absichten sind lediglich andere bzw. die durch Typenbildung eingeschränkte Sicht nicht bewußt und ausgewiesen. Angewendet auf meine Untersuchung wäre denkbar, die konstruierte Untersuchungseinheit „deutsche engagierte Frauen“ anhand von in ihrer Typik theoretisch definierten ausgrenzenden oder nichtausgrenzenden Verhaltensweisen, von denen vermutet wird, daß sie die Einheit kennzeichnen, und ihre empirische Relevanz durch eine quantitativ verstandene Fallstudie zu testen. Dieser Test könnte unter Umständen auch hier zur Modifikation der Ausgangshypothese führen. Allerdings wären alle Beobachtungen und alle interaktiven Situationen, Begegnungen, Gespräche usw., einseitig auf die Vorabtypik ausgerichtet; aus der Fülle weiterer Informationen – wenn sie überhaupt aufgenommen würden – könnten mangels Verarbeitungsregeln keine oder nur recht – gemessen an den durch Typen abgedeckten Handlungsmustern – unsichere und oberflächlich-impressionistische Schlüsse über Strukturen gezogen werden.

Anders ist es bei der qualitativen Fallstudie, die als umfassender Forschungsansatz, als prototypischer „elementarer Baustein einer jeden qualitativen Studie“, angesehen wird. Jede untersuchte Person ist Teil der Fallstudie und zugleich selbst Einzelfallstudie, die in ihrer ganzheitlichen Individualität anerkannt wird, und die mit gleicher Erhebungstechnik wie die anderen Teile behandelt wird und so mit

den anderen Einzelfallstudien verbunden ist. In der „Einzelfallstudie als approach“<sup>279</sup> werden Unsicherheiten im hypothetischen Raster gewissermaßen vorausgesetzt und gefordert, um konkret auf den individuellen Fall eingehen und dessen Deutungen als noch zu interpretierende „Daten“ einer Vermutung zuführen zu können. Demnach werden auch hier Hypothesen entwickelt, wenn auch die vor-schnelle Strukturierung von Daten, „Prädetermination des Forschers“ und „Stereotypisierungen“ verhindert werden sollen<sup>280</sup>.

Ebenfalls anders als die nomothetische Auffassung – Suche nach Gesetzmäßigkeiten durch statistische Prüfung mit großen Fallzahlen – ist die Forschungsabsicht aus qualitativer Sicht idiographisch, das heißt ausgerichtet auf die Erforschung individueller Eigenheiten und die wissenschaftliche Beschreibung von identifizierten Handlungsmustern. Ziel ist aber nicht die „Rekonstruktion individueller Handlungsfiguren“, wie sie sich in realen Situationen manifestieren, sondern das Herausarbeiten von allgemeineren Regelmäßigkeiten, das heißt die „wissenschaftliche Rekonstruktion von Handlungsmustern auf der Grundlage realer Handlungsfiguren“<sup>281</sup>. Hinsichtlich des Forschungsprozesses scheint der Ablauf zwar etwas weniger linear und weniger sauber in einzelne Schritte getrennt, bei genauerem Hinblick aber kaum unterschieden vom Vorgang der Hypothesenmodifikation und ihrer erneuten Prüfung im quantitativen Paradigma. Die als Gegensatz zur linearen quantitativen Forschung gedachten Zirkularität des qualitativen Forschungsprozesses, gewissermaßen als ein Vorgang ohne Anfang und ohne Ende, besteht nämlich in der forschungspraktischen Realität darin, vorläufige Fragestellungen zu Datensammlung, -aufzeichnung und -analysen zu verwenden, die ihrerseits aber durch die Analyse spezifiziert werden und damit immer wieder zu neuen Untersuchungsaktivitäten führen; selbst nach Abfassen des Forschungsberichtes kann dieser wiederum Anlaß zu neuen Untersuchungen sein. Demnach läßt sich hier der Forschungsprozeß durchaus auch in systematische, aufeinanderfolgende Untersuchungsschritte aufgliedern, die jedoch zirkulär-prozessual ablaufen. Das Vorgehen in meiner Untersuchung ist so zu kennzeichnen.

Der Forschungstyp Fallstudie zeichnet sich dadurch aus, daß ein gänzlich geschlossener theoretischer Bezugsrahmen nicht vorausgesetzt wird. Das Untersuchungsdesign einer Fallstudie umfaßt jedoch meistens – und so auch in meiner Arbeit – die Explizierung des Alltagswissen, eine möglichst breite Vorstrukturierung der Problemstellung in relevanten theoretischen Bereichen und Ausschnitten der sozialen Realität, innerhalb derer die vertiefende Forschung stattfindet, sowie die Festlegung der Fragestellung, stellt also einen Kompromiß dar zwischen absoluter Offenheit und der Notwendigkeit der Auswahl und Strukturierung. Dem liegt die Einsicht zugrunde, daß sowohl eine von jeglichem Vorwissen „gereinigte“ Annäherung an einen Untersuchungsgegenstand<sup>282</sup> als auch seine erschöpfende Erfassung unmöglich sind. Die Eingrenzung der Aufgabenstellung und die Problemstellung haben einen vorläufigen Charakter, aufgrund ihrer postulierten möglichen Veränderungen durch alle am Forschungsprozeß Beteiligten und durch den Forschungsprozeß selbst. Der praktische Ablauf ist im folgenden ein ständiger Wechsel zwischen Erkundung mit Datensammlung und Aufbereitung der Beobachtungen, worauf neue, spezifischere Untersuchungsphasen folgen.

Erst nach dieser Fokussierung beginnt die Erkundung des Untersuchungsgegenstands im Rahmen einer planmäßigen Annäherung an die Beteiligten. Der erste Schritt besteht in der Populationswahl, mit dem das Problem der Typik und Repräsentativität der Fallstudie angesprochen ist, dem die Phase der Datenerhebung, mit der gegenstandsangemessenen Wahl von Techniken, und die Phase der Auswertung des gesammelten Materials folgen, für die das Problem der Generalisierung der durch die Studie erhaltenen Befunde reflektiert werden muß.

Bezüglich der Auswahlkriterien für qualitative Fallstudien bzw. für Einzelfälle gilt, nicht wie im quantitativen Ansatz die eine Gesamtheit vertretende zufällig Stichprobe auszuwählen<sup>283</sup>, in der alle Merkmale so verteilt sind wie in der Grundgesamtheit, sondern es wird nach dem „theoretical sampling“ vorgegangen, also nicht nach dem Zufallsprinzip, sondern nach theoretischen Erwägungen. „Ihm liegt die Überlegung zugrunde, daß es zur Entwicklung einer Theorie ausreicht, wenn jeweils ein Fall bekannt wird, der von der bisherigen vorläufigen Theorie abweicht“<sup>284</sup>, das bedeutet, daß jeder Standpunkt als aussagekräftig gewertet werden muß und etwas über den Gegenstand insgesamt aussagt. „Die Auswahl der Untersuchungseinheiten geschieht also systematisch daraufhin, einen Fall (...)“

zu finden, (der) die theoretischen Konzepte des Forschers komplexer, differenzierter und profunder gestalten kann.“<sup>285</sup>

Bei der Auswahl der ersten Untersuchungseinheit, des ersten Falles, ist es nicht zu vermeiden, von äußerlichen Merkmalen auszugehen und von Vermutungen, daß das Material dieses ersten Falles eine für meine Fragestellung interessante Handlungsfigur bilden könnte. In der Regel sollte das ein extremer oder idealer Typ sein, der dann als Ausgangspunkt für die weitere Auswahl von Untersuchungseinheiten dient. Diese können – bezogen auf den Ausgangsfall – aufgrund ihrer spezifischen Andersartigkeit oder ihrer spezifischen Ähnlichkeit ausgesucht werden, je nachdem, ob möglichst alle Handlungsfiguren in einer sozialen Situation erfaßt oder ein einzelnes Handlungsmuster umfassend beschrieben werden soll. Für die unterschiedlichen Kriterien ist die Hauptperspektive bei der Auswahl der Fälle aus allen Untergruppen, die die Untersuchungseinheit ausmachen, entscheidend. Ähnliche Fälle werden zum Beispiel dann ausgesucht, wenn durch das Heranziehen möglichst unterschiedlicher und vielfältiger Standpunkte der Untersuchungsgegenstand in seiner komplexen Struktur erfaßt werden soll; spezifisch andere, wenn eine relevante Situation definiert wurde und dort vorkommende Handlungsfiguren untersucht werden sollen.

Die Suche nach Handlungsfiguren, die detailliert und differenziert beschrieben zu allgemeinen Handlungsmustern synthetisiert werden können, beginnt für meine Untersuchung mit der Festlegung der recht vagen Untersuchungseinheit „deutsche engagierte Frauen“, die zunächst „theoretisch unvoreingenommen“ erkundet werden soll, um aus dieser Gruppe dann weitere Einzelfälle auswählen zu können. Nach und während dieser „explorativen Vorstudie“ oder „Begleitstudie“, das bedeutet, die Auswahl der Einzelfälle erfolgt nicht an einem bestimmten Zeitpunkt auf einmal und die Datensammlung dieser parallel laufenden Studie ist nicht mit der Wahl der Fälle abgeschlossen, werden nach dem Kriterium des Kontaktes mit Migrantinnen, die in der Bundesrepublik Deutschland leben, einzelne deutsche Frauen und ihre Handlungsfiguren detaillierter erfaßt. „Kontakt“ wird dabei so definiert, daß ein Zusammentreffen nicht auf einer oberflächlichen, sondern aufgrund einer Beziehungs- oder Anspruchsebene besteht bzw. erfolgt ist.

Der erste Fall soll wie oben erläutert die Basis der weiteren Fälle bilden, wobei die weitere Auswahl von Untersuchungseinheiten innerhalb der Gruppe „deutsche Frauen“ in erster Linie davon abhängig ist, ob Fragestellungen sich dann verändert haben. Die Auswahl erfolgt entsprechend dem Prozeß der Forschung „nach und nach“: es muß jeweils auf der Grundlage gemachter Erfahrungen und gesammelter Erkenntnisse neu entschieden werden, welcher der nächstfolgende Fall sein soll und welches Kriterium – ähnlich oder unähnlich – die Wahl bestimmen soll. Nicht zu jedem Zeitpunkt des Forschungsprozesses wird ein Fall allein aufgrund seiner Ähnlichkeit zur vorhergehenden Untersuchungseinheit ausgewählt zum Zwecke der genaueren Erfassung des dort entdeckten Handlungsmusters, zum Beispiel wenn es darum geht, die – denkbare – wohlwollende Hinwendung zu Migrantinnen zu beschreiben. Eine gezielte Suche nach abweichenden Fällen muß dabei integriert werden, um erfolgte Vororientierungen überprüfen und gegebenenfalls modifizieren zu können. Es soll darauf geachtet werden, eine möglichst breite Verteilung hinsichtlich Alter, Beruf, Statuszugehörigkeit usw. zu erzielen.

Insofern und kritisch betrachtet ist die Auswahl von Fällen, und ebenfalls meine sukzessive Auswahl, zwar systematisch zu nennen, durchaus aber auch zufällig im Alltagssprachlichen Sinn. Diese Feststellung ist in Hinblick auf die Repräsentativität einer solchen Forschungsweise von Bedeutung und somit auch für die Generalisierung der Befunde. Statistisch und nomologisch betrachtet kann eine Fallstudie nicht repräsentativ sein und wird folgerichtig aus der deduktiven Forschungslogik ausgeschlossen als lediglich vorwissenschaftlicher Entdeckungszusammenhang, dem die eigentlich präzisen Prozeduren zur Sicherung von Gültigkeit und Objektivität erst – wie erwähnt – nachfolgen müßten. Tatsächlich wird auch im quantitativen Rahmen von Forschung das „Auswahlproblem“ der Fallstudie kontrovers und auch in sich widersprüchlich diskutiert<sup>286</sup>. Die Suche nach repräsentativen Einzelfällen macht jedoch in dieser Arbeit wenig Sinn, die sich auf die für qualitative Forschung verbindlichen Momente von Kontextabhängigkeit und Situationsspezifität bezieht und der Sicht der untersuchten Subjekte und ihren subjektiven Sinn ins Zentrum der Forschung rückt. Durch die Ausrichtung der

Methoden auf einen offenen, weitgehend unstandardisierten Zugang zum Untersuchungsgegenstand können prinzipiell die Ergebnisse nicht an klassischen Gütekriterien gemessen werden; Objektivität im herkömmlichen Sinn kann innerhalb des qualitativen Paradigma nicht eingelöst werden: Die große Zahl von Fällen und die Häufigkeit von bestimmten Handlungsmustern ist hier nicht von Bedeutung, sondern wenige Fälle und das Herausfinden eines möglichst zutreffenden Sets der relevanten Handlungsmuster in einer sozialen Situation<sup>287</sup>.

Nichtsdestoweniger läßt eine qualitative Fallstudie nicht nur Aussagen in bezug auf diesen einen besonderen Untersuchungsbereich zu, sondern es werden auch die allgemeinen Strukturen in diesem Besonderen erkennbar; beispielsweise können die interpretierten Ergebnisse des spezifischen Falles mit der dargelegten allgemeinen Situation und den theoretischen Ausführungen in Beziehung gesetzt werden; in den besonderen Einzelfällen, im Denken und Handeln einzelner deutscher Frauen als Frauen in Kontakt mit Migrantinnen, finden sich allgemeine gesellschaftliche Strukturen des Denkens und Handelns in Zusammenhang mit Migranten. Durch Entdeckung dieser allgemeinen Strukturen in Einzelfallstudien erweitert sich ihr Geltungsanspruch. Darüberhinaus ist es möglich, die Handlungsmuster der Einzelfälle innerhalb der Untersuchungseinheit kontrastierend zu vergleichen: jedes konstruierte Handlungsmuster bildet einen „real existierenden“ Typ von Handlung und kann in diesem Sinne als konstruierter Typ über den Einzelfall hinaus von gesellschaftlicher Bedeutung sein.

Das methodische erkenntnisabsichernde Vorgehen hat sich auch Forderungen nach Realitätshaltigkeit und Intersubjektivität zu stellen, damit die Untersuchung nicht den Charakter einer einmaligen Präsentation annimmt und allgemeine Schlußfolgerungen möglich bleiben; derart ist „sorgfältige Einzelfallinterpretation als zunehmend kontrollierte Zugriffsmöglichkeit auf die gesellschaftliche Wirklichkeit“<sup>288</sup> einzuordnen.

### **3.3.2. Diskursive lebensgeschichtlich-problemorientierte Interviews begleitet von teilnehmender Beobachtung**

Gemäß den theoretischen Ausgangspunkten, daß Bedeutung interaktiv-diskursiv hergestellt wird und soziales Handeln strukturiert, und der darauf aufbauenden methodologischen Leitgedanken der notwendigen Kommunikativität von Forschung, ist die sprachliche Erfassung von Bedeutungsmustern das überwiegende und geeignete Ziel von Methoden der interpretativen Forschung. Die Konstruktion und Definition von gesellschaftlicher Wirklichkeit findet zu allererst im Gesprächsalltag und prozeßhaft situativ statt. Auch in der Forschung sind alle Situationen deshalb prozeßhaft und konstruieren und definieren Wirklichkeit, weil sie Kommunikation voraussetzen. Demnach kann mein Zugang zu Deutungsmustern und Wirklichkeitsstrukturen nur gelingen, wenn der Ort des Alltagsdiskurses, in dem die Wirklichkeitsdefinition der Untersuchungssubjekte verhandelt werden, persönlich aufgesucht und beobachtet wird und ich zugleich am Diskurs selbst teilhabe. „Teilnahme ohne verbalen Austausch ist ebenso undenkbar wie Gesprächsführung ohne Beobachtung des jeweiligen sozialen Kontextes.“<sup>289</sup> Diesen Überlegungen folgend, habe ich mich für eine Kombination von Gesprächen und teilnehmender Beobachtung als Erhebungstechniken entschieden. Bevor diese im einzelnen vorgestellt werden, möchte ich kurz die sie übergreifenden Aspekte in einer so angelegten Fallstudie kurz erörtern.

Während in der quantitativen Fallstudie die konkreten Personen hinter ihren zugewiesenen „Merkmalen“ verschwinden, besteht in der Fallstudie als qualitativer approach die Möglichkeit, sie und ihre soziale Wirklichkeit ganzheitlich durch den gesamten Prozeß der Untersuchung zu erhalten. Erst die intensive Beschäftigung mit dem Fall während der Datensammlung und während der Interpretation, das heißt dem Nachvollzug individueller Bedeutungszuweisungen, kann darüber entscheiden, ob die eine oder andere Vermutung der Vorüberlegungen zutrifft oder ob nicht ganz andere neue Überlegungen angestellt werden müssen. Im Forschungsprozeß wird deshalb eine sehr enge Interaktion zwischen den Beteiligten notwendig sein, die hier aber systematisiert und „kontrolliert offen“ angelegt ist, um der Untersuchungseinheit, der oder den Personen, die Chance zu geben, sich authentisch und unbeeinflusst vom Kategoriensystem der forschenden Person zu äußern.

Entsprechend der Grundeinsicht, daß soziale Wirklichkeit durch situative Interaktionen konstituiert wird, müssen Erhebungstechniken im qualitativen approach nicht nur im erwähnten Sinne offen und flexibel, sondern auch kommunikativ und natürlich sein. Dazu muß ein der Alltagskommunikation ähnelnder „kommunikativer Akt“ durch die Erhebungssituation initiiert werden, eine Handlungssituation, in der unterstelltes gemeinsames Wissen thematisiert und in einem Verständigungsprozeß die Situation gedeutet werden kann. Eine „natürliche“ Wirklichkeit entstehen zu lassen unter natürlichen Bedingungen bedeutet, den Lebensraum einer Gruppe nicht für Untersuchungszwecke zu verändern, sondern ohne Eingriff zu belassen, in welchem Äußerungen mit der wissenschaftlich modifizierten Form des Sinnverstehens erfaßt und expliziert werden. Ohne die Schaffung einer naturalistisch-kommunikativen Erhebungssituation, die die spezifischen Sinnstrukturen, Bedeutungszuweisungen und situativen Bezüge der Untersuchten berücksichtigt, durch die die gesellschaftliche Realität erst hergestellt wird, wäre ein realitätsnaher offener Zugang nicht möglich. Die Gewinnung des Materials in einer annähernd natürlichen Situation, die einer Alltagssituation ähnelt, und ohne standardisierte Instrumente, hat darüberhinaus den Vorteil, flexibel auf die Bedürfnisse der untersuchten Subjekte – deutsche Frauen – eingehen zu können und dem feministisch geforderten Ideal einer asymmetrieren Kommunikationssituation auf allen Ebenen des Forschungsprozesses möglichst nahezukommen.

Hinsichtlich der konkreten Techniken zur Einholung von Informationen ist beabsichtigt, ein möglichst geschlossenes, genaues und profundes Bild der Untersuchungseinheit zu gewinnen. Dazu ist es erforderlich, Datensammlungstechniken zu verwenden, die den Anforderungen des qualitativen approach gerecht werden. Der Prozeßcharakter von nichtstandardisierten Interviews entspricht unmittelbar dem Prinzip der Intersubjektivität und Authentizität der Daten und der Forderung, erst im Forschungsablauf zu einem theoretischen Konzept zu gelangen und nicht vorher. „Der Konstitutionsprozeß von sozialer Realität wird durch das qualitative (nichtstandardisierte, D.L.) Interview hervorragend dokumentiert, rekonstruiert, interpretiert und letztlich auch erklärt. So wie im Alltag die Konstitution und Definition von Wirklichkeit prozeßhaft erfolgt, geschieht dieser Vorgang im Prozeß des Interviews ganz analog. Die zu einem bestimmten Zeitpunkt gegebenen Antworten der Befragten sind nicht einfach Produkt einer unabänderlichen Auffassung, Meinung oder Verhaltensweise, sondern sie sind prozeßhaft generierte Ausschnitte der Konstruktion und Reproduktion von sozialer Realität.“<sup>290</sup>

Der Einsatz von Beobachtungen soll – im Sinne einer „Methodentriangulation“<sup>291</sup> – das Bild vervollständigen und zum Auffinden theoretisch interessanter oder noch unerkannter Befunde führen, die allein durch Befragung nicht, oder nur verzerrt – durch die individuellen Mechanismen der befragten Frauen und auch meiner Verdrängungen – ermittelt werden könnten; Fehler bei der Erfassung der Relevanzsysteme der Subjekte können so entdeckt und korrigiert werden. Zum anderen, weil auch hier die Kategorien- bzw. Typenbildung in den Prozeß der Datenerhebung und in die Auswertung des Materials verlegt wird, und damit ebenfalls dem Prinzip der Offenheit entspricht: gedankliche Vorstrukturierung, aber keine Prädeterrmination durch ein festes theoretisches Konzept.

Meine Kombination beider Erhebungsinstrumente, die analytisch, in eine empirische „Hauptstudie“ mit offenen Interviews und eine ergänzende „Begleitstudie“ mit Beobachtung getrennt werden können, entspricht den dargestellten allgemeinen Prinzipien qualitativer Forschung zum Datengewinn, die zu einer gegenstandsangemessenen Interpretation bzw. Typisierung und Explizierung von Aussagen und Beobachtungen führen soll. Für den „Einstieg“ und die Anwendung der gewählten Erhebungsinstrumente sind ihre praktische Problematik zur Erfassung von Daten und bestimmte Regeln zu beachten.

Das Verfahren der sogenannten teilnehmenden Beobachtung ist die qualitative Methode „par excellence“, aber auch in quantitativer Forschung relevant<sup>292</sup>. Ihre in qualitativer Sicht grundsätzlichen Charakteristiken sind das interessen geleitete Wahrnehmen und das – im Unterschied zu Alltagsmethoden – wissenschaftlich kontrollierte Verstehen der Interaktionen von Menschen in ihrer „natürlichen Lebenswelt“.

Daß Beobachtungen und Erfahrungsverarbeitung in subjektabhängigen Kommunikationssituationen stattfinden, also in einem Ausschnitt der Realität, die gesellschaftlich-intersubjektiv und symbolisch vermittelt ist, und von den Handelnden aktiv hergestellt wird, wurde dargelegt. Um die subjekti-

ven Interpretationen der Forschungssubjekte – deutsche engagierte Frauen – situativ erschließen und ihr Handeln und Verhalten zutreffend interpretieren zu können, sind bestimmte Voraussetzungen zu reflektieren, die Einfluß auf die Zuverlässigkeit, Gültigkeit und Genauigkeit der gewonnenen Daten haben:

Erstens sollte die Beobachtung unstrukturiert erfolgen, das heißt ohne standardisiertes Beobachtungsschema eines zugrundegelegten Kategoriensystems, um unvoreingenommen offen die für die Frauen wesentlichen Bezugssysteme und Bedeutungszusammenhänge zu „sehen“; offen, variabel und flexibel auf unvorhergesehene Ereignisse zu reagieren und durch diesen nicht eingeplanten Informationsgewinn zu tiefergehenden Erkenntnissen zu gelangen, ist ja gerade das ausgewiesene Kennzeichen meiner Untersuchung. Zugleich müssen aber meine eigenen Selbstverständlichkeiten relativiert werden derart, daß nicht durch Unterlegung meines Sinnverständnisses das Erfahrene zu weitgehend und „ethnozentristisch“ interpretiert wird. Dazu ist ein fortlaufendes Protokollieren erlebter Situationen, also sofortige und möglichst vollständige Niederschrift von Erinnerungen, notwendig, das zwar auch die der menschlichen Wahrnehmung innewohnenden individuellen Selektivität nicht gänzlich aufhebt, jedoch in der späteren vergleichenden Durchsicht für meine Lernprozesse prinzipiell offen bleibt. Die Beobachtungsprotokolle sollen in jedem Fall Situationszusammenhänge, die Zahl der Teilnehmer an der Beobachtungssituation, die Zeitdauer der Situation und die Interaktion der Teilnehmer enthalten; die Niederschriften sollen sowohl eine chronologische als auch eine nach Sachverhalten geordnete Systematik der Beobachtungen aufweisen. Dabei soll einer Tendenz zu vorschnellen Generalisierungen, Abkürzungen und Zusammenfassungen durch umfassende und möglichst konkrete Beschreibung entgegengewirkt werden. Eine derart systematische Aufzeichnung der beobachteten Ereignisse sollte trotz der angestrebten offenen Vollständigkeit keine „Sammlung von Merkwürdigkeiten“ sein, sondern „auf allgemeinere Urteile bezogen“ werden, da sie ja einem bestimmten Zweck dienen<sup>293</sup>. Die eigentliche Auswertung bzw. Interpretation soll erst möglichst spät im Forschungsprozeß einsetzen.

Zweitens muß der Bereich der Beobachtung umgrenzt werden. Es können nicht beliebige oder beliebig viele Verhaltensformen beobachtet werden. Einerseits soll entsprechend den methodologischen Ansprüchen qualitativen Forschens die Komplexität und Vielschichtigkeit des Gegenstandsbereichs, und die in ihm interagierenden Menschen, erfaßt und möglichst ganzheitlich analysiert werden, andererseits muß der Bereich aus forschungspraktischen Gründen so ausgewählt werden, daß er überschaubar und begrenzt bleibt. Insbesondere sollen relativ wenige und relativ abgeschlossene Situationen und relativ wenige Personen relativ ähnlichen Handelns die Beobachtungsgrundlage bilden<sup>294</sup>.

Für die Durchführung meiner Untersuchung zeigt sich hier deutlich die explorative Funktion der Beobachtung in der ersten Einstiegsphase und der weitere prozeßhaft gedachte Ablauf: Größere Bereiche, die die Beziehungen zwischen deutschen Frauen und Migrantinnen betreffen, und Interaktionsbereiche müssen nach und nach durch direkten Kontakt und unmittelbarer Auseinandersetzung mit dieser Wirklichkeit sowie der Teilnahme an Handlungen der beobachteten Frauen eruiert werden; diese „Umfelder“ werden in meiner Untersuchung Rayons genannt<sup>295</sup>. Erst im Anschluß daran können Bereiche eingegrenzt werden, die im weiteren Forschungsverlauf Situationen und Personen näher bestimmen, und weitere Schritte geplant und durchgeführt werden. Durch die Konzentration auf den Sachverhalt: Beziehungen von deutschen Frauen, die aufgrund von Zugehörigkeiten problematisiert werden und als problematisch erfahren werden, ergibt sich jedoch schon eine Spezifität der Beobachtungseinheiten und kann die Relevanz einer Situation begründen. Zudem ist die Aufmerksamkeit theoretisch motiviert; meine Datenerhebung findet zwar gelenkt und – wie oben ausgeführt – im vorläufigen und unsicheren Rahmen fortlaufend und gleichzeitig mit der Datenanalyse statt, Situationen können jedoch erst im nachhinein jeweils klar abgegrenzt bzw. zergliedert werden. Im voraus kann eine Aufstellung über bedeutsame Einheiten nicht gegeben werden.

Zusätzlich stellt sich hier drittens das grundsätzliche Problem, wie die Zugänglichkeit zur authentischen und natürlichen Situation überhaupt zu beschaffen ist. Die Lösung dieses Problems wird allgemein in der Literatur dahingehend gesehen, daß die Persönlichkeit der beobachtenden Person den hohen Anforderungen wie „Aufgeschlossenheit für andere Werte und Wertsysteme“, „Toleranz und Ak-

zeptanz gegenüber den Untersuchungspersonen und Situationen“ und „Einfühlungsvermögen in die Lebenswelt der zu Beobachtenden“ genügen muß, außerdem muß ihre Haltung Respekt ausdrücken. „Es kommt eben darauf an, daß der Sozialforscher den Weg in das natürliche Leben und Erleben des sozialen Feldes findet, was für eine qualitativ-teilnehmende Beobachtung unabdingbare Voraussetzung ist.“; „Der Forscher, der zunächst als Fremder kommt, wird nach seinen Absichten und seinem Tun befragt und seine Akzeptanz durch das soziale Feld hängt maßgeblich von seinem Kommunikationsvermögen ab, wobei auch die nonverbalen Verständigungsmöglichkeiten mitentscheiden können, inwieweit eine solche Kontaktaufnahme glückt.“; Die Voraussetzung der Beobachtung, nämlich die Kontaktaufnahme zu „Kontakt-, Vertrauens- und Schlüsselpersonen des beobachteten Feldes“ ist demnach durch die kommunikative Kompetenz der forschenden Person determiniert: Vertrauen solle erzeugt werden, um Engagement und wissenschaftliche Seriosität durch echtes Interesse und Verständnis zu beweisen; da „der Forscher in der Regel aus einem anderen kulturellen Umfeld“ stammt, ist er auf das Vertrauen von Informanten angewiesen<sup>296</sup>.

Genau genommen wäre also der Erfolg oder Mißerfolg der gesamten Untersuchung letztendlich vom Glauben an die eigenen Fähigkeiten abhängig. Demgegenüber setze ich nicht ausschließlich auf meine ausreichenden kommunikativen Fähigkeiten beim Aufbau einer Vertrauens- und Akzeptanzbasis; mein Zugang zur Situation und die Kontaktaufnahme erfolgt durch im Vorfeld der Untersuchung schon bestehende Beziehungen zu entsprechenden Schlüsselpersonen aus meiner Lebensrealität – die sich mit der Lebenswelt der Untersuchungspersonen in Teilen deckt, und eben kein anderes, sondern ähnliches „kulturelles Umfeld“ darstellt – und durch „Alltagsbeobachtungen“. Das hat den Vorteil, eine Ausgangsvertrauensbasis als Zugangsmöglichkeit und in der Situation, im Verhalten und in der Sprache, die mit den Gruppenregeln übereinstimmt, nicht erst schaffen zu müssen, aber auch den Nachteil und die Gefahr der Überidentifikation, die eine „objektive“ Sichtweise in der Beobachtung, entsprechend des unabhängigen Status des Simmelschen „Fremden“, der eigentlich Fragloses innerhalb einer Gruppe hinterfragen kann, verhindert.

Unmittelbar damit zusammenhängend ist viertens die Frage, welche Form meine Beobachtung haben soll und welche Rolle eingenommen wird. Aufgrund meiner geschilderten Voraussetzungen ist zunächst nicht davon auszugehen, daß mein Beobachterstatus aus der Sicht der beobachteten Frauen sich forschungsphasenmäßig „vom Eindringling zum Mitglied und schließlich zum Deserteur“<sup>297</sup> entwickelt. Der erste Schritt ins Feld ist also nicht ein gewissermaßen unbefugtes „Eindringen“ und dürfte nicht der „unangenehmste“ meiner anteilnehmenden Beobachtung sein<sup>298</sup>, sondern eher von einem Einverständnis der beobachteten deutschen Frauen begleitet sein. Andererseits ist aufgrund der das Thema betreffenden – einleitend beschriebenen – Empfindlichkeiten mit Verweigerungen und emotionaler Abwehr zu rechnen.

Die Ausgestaltung meiner so bezeichneten Position „zwischen Engagment und Distanzierung“ in konkreten Situationen besteht in der gewissermaßen unreflektierten Übernahme der Rolle, in der interaktionistischen Theorie als role-taking beschrieben und in der Kulturanthropologie als „going-native“, die hier aber nicht als die Beobachtungsgabe einschränkend und als verzerrender Faktor gesehen wird, sondern als erkenntniserweiternd dadurch, daß durch Identifikation ein falsches Vorverständnis abgebaut werden kann bzw. daß die Wirklichkeit der beobachteten Frauen in ihrer ganzen Tiefe so besser erfaßt wird als durch distanzierte Beobachtung und Aufzeichnung. Die Auffassung, daß eine Annäherung an „die sog. Objektivität“ so eher erfolgt, wird nicht nur von feministischer Seite vertreten<sup>299</sup>. Da es mir desweiteren darauf ankommt, die Beobachteten zu verstehen, und davon ausgegangen wird, daß Wahrnehmung immer zugleich Interpretation von Wirklichkeit ist, ist Identifikation notwendige Voraussetzung für Beobachtung; eine Rollenreflexion, role-making oder Rollendistanz, wird in den Phasen des Protokollierens nach der Beobachtung und in der Auswertung der Aufzeichnungen angestrebt. In diesen Phasen werden die Ergebnisse der einzelnen Beobachtungen analysiert, verglichen und anhand der Fragestellung zueinander in Beziehung gesetzt. Allerdings: Je weiter der Forschungsprozeß voranschreitet, desto weniger möglich wird es sein, die Rollen während der dann begleitenden Beobachtung im konkreten Verhalten streng zu unterscheiden; die jeweilige Bezugsgruppe in bestimmten Handlungsfeldern, das heißt die konkreten Frauen, werden der Maßstab für die eigene



Stellung in der jeweiligen Situation sein. Deshalb muß in der abschließenden Deutung und in der Darstellung der Vorgänge das Balanceverhältnis zwischen Engagement und Distanzierung erkennbar werden.

Meine Form der Beobachtung ist demnach als offen, unstrukturiert und „anteilnehmend“ zu bezeichnen. Das impliziert auch eine konsequente Offenlegung meiner ForschungsInteressen gegenüber den von der Forschung „Betroffenen“; eine sogenannte verdeckte Beobachtung, wie sie zum Teil in der Literatur als Garant für bessere und gesichere Ergebnisse empfohlen wird<sup>300</sup>, ist schon aufgrund der geschilderten methodologischen Prinzipien der Herangehensweise an den „Fall“ nicht beabsichtigt; insbesondere würden das Hintergehen der beteiligten Frauen und die Geheimhaltung meiner Interessen vor ihnen dem Aufbau einer gemeinsamen Vertrauensbasis in kommunikativen Situationen zuwiderlaufen.

Für den Einsatz der anteilnehmenden Beobachtung ist von Bedeutung, daß hier die Möglichkeit besteht, soziales Verhalten zu dem Zeitpunkt festzuhalten, zu dem dieses tatsächlich geschieht, das heißt ihr Einsatz ist relativ unabhängig von der Bereitschaft oder Fähigkeit der beobachteten Frauen zu antworten. Die Wahl von Interviews als Erhebungsinstrument schließt sich an die grundsätzlichen Überlegungen über den Zugang zum Untersuchungsgegenstand an und basiert darüberhinaus auf dem Gedanken, daß Handlungen von Menschen oft nicht oder nur unvollständig nachvollzogen werden können, wenn sie nicht aus der Sicht und im Rahmen ihrer – auch biographischen – Identität erfaßt werden. Für den Einsatz von qualitativen Interviews spricht ebenfalls die in der Beobachtung nicht vorhandene Möglichkeit, unverzerrt authentische Informationen – gewissermaßen gleichzeitig mit ihrer Herstellung durch die Akteure – aufzuzeichnen, das heißt als Text festzuhalten, indem sie auf Tonband aufgenommen werden; so können sie intersubjektiv nachvollzogen und jederzeit beliebig reproduziert werden: durch den Vergleich von Text und Interpretation ergeben sich Kontrollmöglichkeiten.

„Interviews“ sollen die empirische Hauptstudie bzw. zentrale Datenbasis der vorliegenden Untersuchung ausmachen. Das zu wissenschaftlichen Zwecken geführte Gespräch, das Interview, ist in qualitativer Forschung eine recht unterschiedliche und definitorisch recht unscharfe Bezeichnung für alle Arten von Befragungen. Während in der empirischen Sozialforschung quantitativer Prägung das mündliche Einzelinterview und die standardisierte Befragung bis heute der – nach R. König – „Königsweg“ der Datenerhebung geblieben ist, wurde seit Ende der 60er Jahre das klassische Einzelinterview – mit systematischer Vorbereitung, gezielten festgelegten Fragen, bestimmten Stimuli, die die Versuchspersonen veranlassen, verbal mit Informationen zu reagieren, sowie mit Kontrolle der gesamten Befragungssituation – zunehmend kritisiert und verstärkt „offene“ Interviews eingesetzt, diese allerdings nicht einheitlich definiert; vielmehr bezeichnen sie eine Vielzahl ähnlicher, aber nicht identischer Erhebungsverfahren auf der Basis qualitativer Methodologie<sup>301</sup>.

In der Zusammenfassung von Hopf werden qualitative Interviews anhand der Varianten der Standardisierung oder auch Strukturierung unterschieden: zum Beispiel unstrukturierte oder teilstandardisierte, semistrukturierte Interviews, die im konkreten Forschungsfall sehr unterschiedlich sein können<sup>302</sup>. Ganz allgemein kann gesagt werden, daß nicht-standardisierte Befragungen – im Unterschied zu standardisierten – eher Bedeutungen „standardisieren“ als Fragen; daß sie lebensnähere Antworten hervorbringen können, da sie der alltäglichen Gesprächssituation angepaßt sind; und daß sie flexibler in der Durchführung sind – jedoch nicht einfacher. Der eher verwirrenden als klärenden Vielfalt der Definitionen soll dadurch begegnet werden, daß im folgenden die trotz aller Differenzierungen gemeinsamen Aspekte qualitativ genannter Interviews aufgezeigt sowie ein eigenes forschungspraktisches Regelkonzept für mein Vorgehen in Gesprächen mit deutschen engagierten Frauen aufgestellt werden soll.

Hopf beschreibt einen Typus eines qualitativen – in der Tradition der Aktionsforschung entwickelten – Interviews, der den Absichten meiner Untersuchung in wichtigen Punkten entspricht und deshalb hier modifiziert – auf mein Erkenntnisziel und Untersuchungsgegenstand zurechtgeschnitten – übernommen werden soll. Als „diskursive“ Interviews bezeichnet sie solche „Interviews, in denen die Befragten primär als Theoretiker und Experten ihrer selbst, ihrer Geschichte und ihrer Eigenheiten angesprochen werden und die der kommunikativen Verständigung über Deutungen dienen“<sup>303</sup> Das An-

liegen dieses Interviewtyps ist, diese Deutungen oder Sachverhaltsdarstellungen, die sich auf der Basis vorangehender Kontakte und Gespräche entwickelt haben, „im erneuten Gespräch mit den Befragten auf ihre Stichhaltigkeit und subjektiv wahrgenommene Adäquatheit hin zu überprüfen bzw. ‚kommunikativ zu validieren‘“<sup>304</sup>, dient also vorwiegend der Überprüfung von Interpretationen der an der Forschung Beteiligten.

Abweichend davon soll der Schwerpunkt meiner Interviews auf der Hypothesenfindung liegen, das diskursiv genannte Element allerdings übernommen werden: Ausgehend von Erkenntnissen aus Gesprächen meiner teilnehmenden Beobachtung, die auch die Grundlage zur Auswahl der interviewten Frauen bilden, können nicht nur meine eigenen Interpretationen präzisiert und gegebenenfalls modifiziert werden, sondern im diskursiven Prozeß der Interviews auch die Deutungen der befragten Frauen, indem Äußerungen zusammengefaßt, als These wieder aufgegriffen und nachgefragt werden, ob diese oder jene Zusammenfassung und Deutung der Äußerung der Gesprächspartnerin eine in ihrem Sinne richtige Interpretation ist. Widersprüche in den Aussagen können im Gespräch aufgedeckt und Selbstreflexionen angeregt werden. Die Aussagen im Interviews werden im Prozeß des Interviews interpretiert bzw. expliziert.

Meine geplanten Gespräche mit deutschen Frauen sind als mündliche diskursiv geführte Interviews zu kennzeichnen, die für die Selbstdeutung der interviewten Frauen ihr lebensgeschichtliches Umfeld miteinbeziehen, vorrangig aber die Deutung und Reflexion eigener Zugehörigkeit in Zusammenhang mit Beziehungen zu Migrantinnen herausarbeiten, und sind daher in Anlehnung an das problemzentrierte Interview von Witzel<sup>305</sup> problemorientiert zu nennen: meine Interviews sind „sehr locker“ an einen knappen, der thematischen Orientierung dienenden Denkleitrahmen gebunden und sollen den Befragten sehr weitgehende Artikulationschancen einräumen sowie sie zu freien Erzählungen anregen. Diese Interviews dienen nicht zur Theorieprüfung, sind aber unter anderem auch geeignet, vorläufige oder aus anderen Forschungsphasen hervorgegangene Hypothesen zu „prüfen“. Die Form der Interviews ist anfangs im wesentlichen offen und unstrukturiert, im weiteren – bei fortlaufender prinzipieller Offenheit – durch einen sich nach und nach präzisierenden Leitfaden teilstrukturiert.

Für die konkrete Erhebungsarbeit mit Interviews sind die methodischen Probleme und persönlichen Anforderungen, wie sie in der Erörterung der teilnehmenden Beobachtung ausgewiesen wurden, grundsätzlich auch bedeutsam. Darüberhinaus sind in der Interviewpraxis nicht nur allgemein kommunikative Fähigkeiten notwendig, sondern in erhöhtem Maße eine dem theoretischen Gegenstand und den interviewten Menschen angemessene Gesprächsführungskompetenz. Schon die Schaffung einer „natürlichen“, das heißt nicht künstlichen und der Alltagssituation der Beteiligten angenäherten, Gesprächssituation ist aufgrund der forschungsnotwendigen Datenerfassung eingeschränkt, denn Alltagsgespräche werden gewiß nur recht selten auf Tonträger aufgenommen; ebenso ist die zwangsläufig asymmetrische Rollenverteilung während des gesamten Gesprächs zwischen einer nur fragend-zuhörenden und einer nur Informationen gebenden Person keineswegs alltäglich. Deshalb sind die Klärung und Erklärung der Situation und die von mir gestellten Fragen besonders in der Anfangsphase des Gesprächs, die der Gesprächspartnerin Äußerungen „entlocken“ sollen, sowie der Ablauf des gesamten Interviews samt geplanter Gesprächsführungsrolle im voraus zu bedenken und zu problematisieren.

Ein Gespräch, das als offenes Interview geführt wird, ist immer eine einmalige Situation in dem Sinne, daß „die identischen Bedingungen, welche die Eigenschaften hervorbringen, die Daten genannt werden, in einem anderen Interview nicht wieder existieren werden“<sup>306</sup>. Trotzdem soll nicht auf methodische Kontrolle derartiger Situationen verzichtet werden, das heißt die Durchführung von qualitativen offenen Interviews sollte regelgeleitet in Angriff genommen werden. In einer anfangs unstrukturierten Interviewsituation liegt die Kontrolle ganz bei der Person, die fragt, sich also selbst kontrollieren muß; im Laufe der Erhebung und mit zunehmend durch einen Gesprächsleitfaden gelenkten Interviews sinkt das Maß dieser Selbstkontrolle bzw. die Kontrolle ist leichter nachzuweisen. Auf keinen Fall soll aber der Interviewablauf normiert werden, wie es durch einen vorformulierten als Meßinstrument dienenden Fragebogen eines völlig strukturierten und standardisierten Interviews geschieht. Den Perspektiven der interviewten Frauen soll in allen Phasen des Forschungsprozesses und so auch in allen

Phasen des jeweiligen Interviews Vorrang eingeräumt werden. Mein Ziel ist, gewissermaßen echte Gesprächspartnerin zu sein und wirklich zuzuhören, und neben klärenden diskursiven Nachfragen nach mir unverständlichen Äußerungen auch selbst Bemerkungen einwerfen zu können. Voraussetzung dafür ist natürlich die theoretische Kenntnis der Problematik: ohne mit dem Gegenstand vertraut zu sein, wüßte ich nicht, wovon ich rede und was ich verstehe. Meine einzunehmende Rolle im Gespräch kann als aktiv-engagiert-interessiert, aber vorwiegend als zuhörend charakterisiert werden; die Gesprächstechnik ist offen und alle Fragen müssen offen sein.

Das mündliche Interview ist grundsätzlich situationsgebunden und von der jeweiligen Interaktion zwischen den Beteiligten abhängig. Den Prämissen einer qualitativen Methodologie mit feministischem Anspruch folgend, geht es mir nicht darum, diesen Einfluß auf den Forschungsprozeß zu minimieren oder ganz auszuschalten, wie es im Rahmen des normativen Paradigma angestrebt wird. Auch dort ist es nicht möglich, zum Beispiel durch einen „neutralen“ Kommunikationsstil und der Vermeidung von mehrdeutigen oder suggestiven Fragen, die Verzerrungen durch die Persönlichkeitsmerkmale und die Interaktion der Beteiligten ganz zu umgehen. Eine totale Kontrolle der sozialen Situation ist illusorisch aufgrund der erklärten interaktionistischen Voraussetzung, daß Personen Situationen interpretierende, Bedeutungen stets neu aushandelnde und definierende Akteure sind. Daß Äußerungen der Beteiligten zum Beispiel von der Aufzeichnung der Interaktionssituation beeinflusst sind, kann nicht ausgeschlossen, aber in der Auswertungsphase als Tatsache, die eine neue Realität schafft, berücksichtigt werden.<sup>307</sup>

Auch wenn Empathie gezeigt wird – Anspruch von qualitativer Seite – und vorhanden sein sollte – Anspruch von feministischer Seite –; auch wenn von mir auf das Gesagte eingegangen wird, danach weitere Fragen formuliert werden und die befragte Frau ihre eigenen Gedanken in ihren eigenen Worten formulieren und ihrerseits Fragen an mich stellen kann; auch wenn eine freie und offene Gestaltung möglich ist; wenn also eine natürliche Situation angestrebt wird, ist eine Interviewsituation insgesamt immer asymmetrisch und außergewöhnlich für die daran Beteiligten. Die interviewten Personen blicken „von innen nach außen“, benutzen also einen subjektiven Bezugsrahmen, während mein Blick von „außen nach innen“ gehen muß, das bedeutet, daß ich weder den wissenschaftlichen noch den alltäglichen, sondern den Bezugsrahmen der interviewten Frauen benutzen muß, um zu verstehen<sup>308</sup>. Im Prinzip sollen die Gedanken der befragten Frauen die Situation und den inhaltlichen Interviewverlauf dominieren, was im übrigen auch eine kommunikative Kompetenz auf seiten der Befragten erfordert, die in Alltagssituationen nicht unbedingt vonnöten ist. Der konkrete Ort des Gesprächs soll die „Lebensnähe des Interviews unterstützen“<sup>309</sup>, also im vertrauten Umfeld der befragten Frauen stattfinden.

Der Ablauf meiner geplanten Einzelinterviews kann zwar nicht in seinen Phasen festgelegt werden; gleichwohl können bestimmte Abschnitte vorüberlegt werden, die in jedem Fall als Elemente des jeweiligen Einzelgesprächs bezüglich des Vorgehens und der inhaltlichen Strukturierung auftauchen sollen.

Zum Beginn des Gesprächs wird zunächst über Sinn, Zweck und Gegenstand des Interviews aufgeklärt und absolute Vertraulichkeit und Anonymität zugesichert. Der interessierende Problembereich, Beziehungen zu Migrantinnen, wird dabei als Thema von mir lediglich eingegrenzt, jedoch nicht theoretisch ausgeführt, und zum Erzählen aufgefordert, um die Bedeutungsstrukturierung allein der jeweiligen Frau zu überlassen. Die Erzählstruktur scheint dafür besonders geeignet, da dadurch vergangene Ereignisse subjektiv rekonstruiert und in einen Rahmen eingebettet werden sowie zu Selbstdarstellungen Anlaß gegeben wird, die über Orientierungsmuster im Denken, Fühlen und Handeln Aufschluß geben könnten. Die Erzählungen als „retrospektive Interpretationen des Handelns“ müssen im Verlauf des Gesprächs näher und eingehender spezifiziert werden. Der „Zugzwang zum Detail“, dem die Befragte unterliegen soll, bedarf allerdings einer einigermaßen ausgeprägten Flexibilität der Gesprächstechnik. Es sollen nur Themen, die die befragte Frau selbst angesprochen hat, von mir wieder aufgegriffen und zur tiefergehenden Betrachtung aufgefordert werden.

Eine wichtige Phase meiner Interviews ist die Schilderung der Lebensumstände und der Lebensgeschichte und ihr Zusammenhang mit dem Problembereich. Sollten diese von der Befragten nicht

selbst als Erzählung in der Erzählung eingeleitet werden, werde ich selbst danach fragen. Die letzte Phase eines Interviews bleibt jeweils meiner Frage nach Themen und Problemen vorbehalten, die eventuell für die Befragten emotional und persönlich wichtig oder theoretisch interessant erscheinen, die jedoch im Gesprächsverlauf aus verschiedenen Gründen nicht beachtet wurden.

Im einzelnen soll die thematische Orientierung und die Detaillierung des Gesprächs dadurch begünstigt werden, daß folgende zum genaueren Erzählen auffordernden Fragen gestellt werden: Was passierte da im einzelnen? Woran denken Sie/denkst du da besonders? Erzählen Sie/Erzähle doch bitte mal!; oder impulsgebend nachgefragt wird, etwa: Woher wußten, wissen Sie/wußtest, weißt du das? Warum meinen Sie/meinst du das? Was meinen, meinten ... dazu? usw. Zur „spezifischen Sondierung“, zum Nachvollziehen von „Erzählsequenzen und Darstellungsvarianten“<sup>310</sup>, können verschiedene Möglichkeiten – je nach Situation – eingesetzt werden:

Die „Zurückspiegelung“, das bedeutet Interpretationsangebote zu machen, die die Befragte dann modifizieren oder korrigieren kann, und somit eine Kontrolle über die Deutung gewinnt; und Verständnisfragen, die eine präzisere und gültigere Interpretation dadurch erreichen können, daß ausweichende Äußerungen thematisiert werden; sowie die Konfrontation, indem auf Widersprüche in der Darstellung hingewiesen wird. Im günstigsten Fall führt die letztgenannte Möglichkeit zur Reflexion des Erfahrungsberichtes, im ungünstigsten Fall wirkt sie verstärkend auf schon vorhandene emotionale Abwehr und verdirbt damit das Interviewklima. Es kommt demnach darauf an, in der konkreten Situation flexibel und der Gesprächspartnerin angemessen zu agieren.<sup>311</sup>

Es ist nicht zu erwarten, daß Kompetenzprobleme – von meiner Seite – in der Situation des Interviews sich allein durch konsequente Zurückhaltung bei der Erzählung der befragten Frau lösen lassen<sup>312</sup>. Aufgründdessen müssen nicht nur jeweils nach der Durchführung eines qualitativen Interviews, sondern auch schon vorher das Spektrum der Kommunikationsfehler, die zu machen sind, bewußt sein bzw. selbstkritisch reflektiert werden. Für die hier beabsichtigte Durchführung sowohl unstrukturierter als auch teilstrukturierter Interviews gehören dazu „die Tendenz zu einem dominierenden Kommunikationsstil: die Häufung suggestiver Fragen und suggestiver Vorgaben von Interpretationen, die Häufung von bewertenden und kommentierenden Aussagen, meist unterstützend gemeint (z.B. ‚es ist völlig natürlich, so zu reagieren, wie Sie es getan haben‘), aber eben doch lenkend und gegebenenfalls störend, u.a.; Probleme mit den passiv-rezeptiven Anteilen des Interviewers: Schwierigkeiten und fehlende Geduld beim Zuhören und beim Aufgreifen von Anhaltspunkten für Nachfragen; eine aus Angst und Unsicherheit (vor der ungewohnten Situation einer intensiven Kommunikation mit Unbekannten, D. L.) resultierende Unfreiheit im Umgang mit dem Frageleitfaden (...) kann den Blick für interessante, nicht antizipierte Aspekte verstellen“.<sup>313</sup>

Unter Berücksichtigung dieser Überlegungen sind die prinzipiellen Anweisungen, die von der Befragenden in konkreten Interviewsituationen zu erfüllen sind, zu verstehen:<sup>314</sup> die „Nicht-Beeinflussung“ der Befragten, das bedeutet keinerlei Prädetermination des Gesprächsablaufs durch Vorgeben theoretischer Erläuterungen, die der Befragenden wichtig sind, sondern das, was der Befragten wichtig ist, soll in den Äußerungen Geltung verschafft werden; die „Spezifizierung“, das heißt die Befragende drängt auf Präzisierung der Aussagen, Gefühle, Verhaltensweisen in bezug auf eine erlebte Situation sollen von der Befragten nicht nur erwähnt, sondern gedeutet werden, indem sie aufeinander bezogen, beschrieben und erläutert werden; die „Tiefgründigkeit“, das heißt die Befragende soll keine reinen Beschreibungen und/oder isolierte Evaluationen wie „belastend“, „gut“, „schlecht“ usw. zulassen, sondern der Versuch gemacht werden, „selbstenthüllende Kommentare des Informanten“ zu erhalten.

Die Entscheidung für diejenigen Frauen, die in Einzelinterviews befragt werden sollen, erfolgt nach dem oben beschriebenen theoretical sampling fortlaufend im Verlauf der Untersuchung, in dem es nicht um Repräsentativität, sondern um Typik geht. Das impliziert die Auswahl eines ersten für typisch befundenen Falles und von diesem Zugang ausgehend die Suche nach anderen abweichenden oder ähnlichen – aber „relativ wenigen“ – Fällen, um zu einer realitätsgerechten und möglichst vollständigen Rekonstruktion von Typen von Bedeutungsstrukturierungen zum Themenbereich zu gelangen. In der Regel werden bei der Auswahlentscheidung informelle Kontakte zu den Frauen oder zu der Gruppe von Frauen, die mir aus meiner anteilnehmenden Beobachtung bekannt geworden sind, eine Rolle

spielen. Dabei muß jedoch darauf geachtet werden, daß meine interessegeleiteten Vororientierungen nicht zu einer untypischen und damit verzerrten Auswahl führen, so daß einzelne Deutungsmuster keine Berücksichtigung finden könnten. Auch aus diesem Grunde ist es wichtig, keine Interviewpartnerinnen aus meinem persönlichen Bekanntenkreis auszuwählen. Forschungspraktisch bestünde darin zwar ein Vorteil, nämlich daß sie zu einem Interview umstandslos zur Verfügung stehen, daß eine vertrauensvolle Atmosphäre leichter geschaffen werden kann und daß sie ihre Deutungsmuster mir gegenüber weit weniger erklären müssen, andererseits wäre aber dadurch die angestrebte Erkenntnisoffenheit der Situation gefährdet. Außerdem ist ein freies und ungehemmtes Sprechen in einer Interviewsituation, in der die Befragte weitgehend ihre Persönlichkeit offenlegt und sich auch mit ihr vielleicht unangenehmen Fragen auseinandersetzen muß, eher unter Unbekannten möglich, das heißt ungehindert durch eine persönliche Beziehungsdynamik. In jedem Fall dürfen die einzelnen interviewten Frauen nicht in der Analyse namentlich genannt oder sonstwie identifizierbar sein.

Informelle Gespräche „am Rande“ sind jedoch im Rahmen der begleitenden Beobachtung mit Migrantinnen aus meinem persönlichen Umkreis geplant. Sie sind nicht als Gegenüberstellung oder Prüfung der Aussagen der interviewten deutschen Frauen gedacht, sondern dienen lediglich zur vervollständigenden Teilkontrolle meiner Untersuchung.

### **3.4. Leitende Regeln der Auswertung, Geltungsanspruch und Problematik der Dokumentation prozessualen Vorgehens**

Die Fixierung der gesammelten Daten erfolgt bei der anteilnehmenden Beobachtung durch im wesentlichen nachträgliche Erinnerungsprotokolle sowie parallel zur Durchführung geführte Notizen und bei den diskursiven lebensgeschichtlich-problemorientierten Interviews in Form von Tonmitschnitten; der Vorgang besteht demnach in der Aufzeichnung der Daten, ihrer Aufbereitung, das heißt Verschriftung, und der Schaffung einer gewissermaßen neuen Wirklichkeit im und durch den erstellten Text<sup>35</sup>, der nun als Quelle der Erkenntnis die Grundlage der Interpretation bildet. Die anschließende Dokumentation dieser Schritte beinhaltet eine eigene Problematik, da meine Untersuchung wesentlich prozeßhaft und reflexiv in Datenerhebung und Datenauswertung verläuft und in diesem Sinne so geplant ist. Die Phase der Auswertung am Ende der gesamten Untersuchung entspricht in besonderer Weise dem methodologischen Prinzip der Interpretativität qualitativer Forschung.

Im folgenden werden die Leitlinien dieses Prozesses und seine Regelhaftigkeit problematisierend verdeutlicht, die Möglichkeiten zur intersubjektiven Überprüfbarkeit der Interpretationen und Glaubwürdigkeit der Darstellung bieten. Dies gilt speziell für die Transkriptionen der durchgeführten Interviews; der notwendigen Selektivität der Gedächtnisprotokolle meiner Beobachtungen soll durch eine ausführliche Berichterstattung im empirischen Teil meiner Arbeit entgegengewirkt werden.

Schwierigkeiten bereiten in offen geführten Interviews die Vergleichbarkeit unterschiedlicher Interviews und die Auswahl der Daten in der Auswertung. Die Dauer der Gespräche und auch ihre genauen inhaltlichen Themen sind im voraus nicht eindeutig festzulegen. Die Folge können ungeheure Datenmengen sein, die eine äußerst arbeits- und personalintensive Auswertungsarbeit erfordern. Zum Beispiel werden mit Hilfe von regelgerecht durchgeführten narrativen Interviews, des „Prototyps“ (Lamnek) eines qualitativen Interviews, das heißt „die von den Befragten frei entwickelte, durch eine Eingangsfrage – die „erzählgenerierende Frage“ – angeregte Stegreiferzählung“<sup>316</sup>, von verschiedenen „Erzählern“ Textsequenzen frei produziert, die aufgrund ihrer inhaltlichen Verschiedenheit nur schwer zueinander in Bezug gesetzt werden können, es sei denn, Interviewpassagen werden lediglich beispielhaft zitiert. Das aber heißt, sie willkürlich auszuwählen.

In meiner Dokumentation werden deshalb die Aussagen der interviewten Frauen möglichst genau und erst in einem zweiten Schritt die eigentliche Analyse dargestellt, also umgekehrt Passagen zitiert, das heißt die subjektiven Ansichten der interviewten Frauen in deren eigener Sprache und Begrifflichkeit rekonstruiert, aus denen heraus die Interpretation erst verständlich wird. Der aus der Beobachtung resultierende „begleitende Hintergrund“ für den Kern des empirischen Teils meiner Arbeit,

nämlich die systematische Auswertung der Gespräche, wird vorab zusammengefaßt und die durchgeführten Interviews damit einleitend dokumentiert.

Interviews mit einer Person, die wie hier beabsichtigt, nicht zu einem späteren Zeitpunkt wiederholt, sondern einmalig geführt werden, und sich der Aufgabe stellen, sich auf die individuellen Perspektiven der Forschungssubjekte zu konzentrieren und versuchen, aus den Informationen der Subjekte die für sie wichtigen Überzeugungen, Fragen oder ihre subjektiven Theorien zu entwickeln, haben keine zeitliche Begrenzung. Während eine standardisierte Befragung durchschnittlich eine halbe Stunde in Anspruch nimmt, ist der Zeitaufwand bei qualitativen Interviews nicht abzusehen, liegt aber erfahrungsgemäß „zwischen einer und sechs Stunden“<sup>317</sup> Die Auswertung der detailgenau – aber nicht unnötig kompliziert – verschrifteten Gespräche<sup>318</sup> – neben der sprachlichen Wiedergabe auch Hinweise auf Betonungen, Pausen, Sprachgeschwindigkeit und Stimmlage – erfordert besondere Aufmerksamkeit in der Organisation der Auswertung. Die einzelnen Schritte sollen genau beschrieben und damit nachvollziehbar werden.

Meine Auswertung erfolgt computerunterstützt und zwar allein aus arbeitsökonomischen Gründen, nicht jedoch in Bezug auf die Interpretation selbst: Da alle Interviews und die Beobachtungen von mir als Einzelperson durchgeführt werden, hat diese Entscheidung das sehr forschungspragmatische Ziel, den Prozeß der Datenauswertung zu systematisieren und aufwendige Arbeitsabläufe zur Datenreduktion zu vereinfachen.<sup>319</sup> Zeitlich lange Interviews, als Transkripte der Äußerungen von Subjekten festgehalten, erzeugen in der Regel Hunderte von Seiten Informationsmaterial, zudem noch eine große Anzahl von Notizen kommt. Die Reduktion dieser Informationen ist notwendig und besteht in der Interpretation des transkribierten Textes, deren Ergebnis Zusammenfassungen, Beschreibungen und Kodifikationen der subjektiven Bedeutungsinhalte darstellen.

Es wäre möglich, die in meine Untersuchung einbezogenen Fälle als Einzelfälle in ihrem Verlauf zu interpretieren und so auch darzustellen und erst danach eine fallvergleichende, verallgemeinernde Interpretation anschließend durchzuführen. In der Praxis werden wohl immer beide Schritte vollzogen. Probleme bereiten dabei jeweils die Verallgemeinerung, die Nachvollziehbarkeit und die Darstellung beim Übergang vom Fall zu allgemeineren Aussagen. Mein Vorgehen liegt schwerpunktmäßig auf der fallvergleichenden Analyse, die querschnittlich erfolgt, und die einzelne Aussagen aus dem Gesamtfall und seiner Struktur herauslöst zugunsten einer sich darin abbildenden allgemeinen Struktur. Nur dieser Vorgang soll auch dargestellt werden. Das bedeutet, daß jedes Einzelinterview nicht als Fall für sich genommen wird und konsequent idiographisch beschrieben wird, um daraus Gesetzmäßigkeiten abzuleiten; es bedeutet jedoch keineswegs, daß der jeweilige Fall nicht als Fall in der Darstellung erscheint: auch aus einer so angelegten Querschnittsanalyse von Einzelinterviews sollte der jeweilige Fall in seiner kontextuellen Ganzheit bzw. das Verständnis der betreffenden Person nach und nach durch eine entsprechende Dokumentation der Auswertungsprozesse deutlich werden.

Für den Umgang mit dem Text der Interviews sind die Strategien der Strukturierung oder Kategorisierung auszuweisen. Da aufgrund des methodologischen Prinzips der Offenheit keine inhaltsanalytischen Schemata mit Analyseeinheiten, bestimmten Analysedimensionen oder Kategorien an die erfaßten authentischen Äußerungen angelegt werden, muß der Inhalt für sich selbst sprechen bzw. Bedeutungsstrukturierungen aus dem kommunikativ gewonnenen Material herausgefiltert werden, also kommunikative Bedeutungszuweisungen in einer Handlungssituation verstanden und explikativ beschreibend vorgegangen werden. Das vorhandene Material repräsentiert diese Handlungssituationen, selbst wenn es sich hierbei um das Sprechen in einem kommunikativ geschaffenen Akt über retrospektive oder fiktive Handlungsverläufe handelt.

Die Kommunikationsinhalte und Handlungsfiguren aus der Untersuchungssituation werden in zwei Schritten ausgewertet: Erstens werden die alltagsweltlichen Deutungen und Bedeutungszuweisungen nachvollzogen, das heißt ihre Bedeutung im Sinne des wissenschaftlich kontrollierten Verstehens verstanden; zweitens wird ein Muster typisierend konstruiert. Es handelt sich demnach bei meinem Vorgehen um eine an die beschriebene Schützsche angelehnte Form des Typisierungsprozesses, das als „abduktives Schließen“ bezeichnet wurde. Da meine Studie einen qualitativer approach darstellt, kann ein derart induktives Arbeiten keine Verallgemeinerungen im Sinne von Allsätzen aus den

Befunden eines Einzelfalls bieten, wie es beim quantitativen Paradigma verlangt wird. Ergebnisse meiner Untersuchung können nicht als Verallgemeinerungen in diesem Sinne generalisiert werden. Ein entdecktes bzw. identifiziertes Muster ist wie ausgeführt als wissenschaftliches Konstrukt zu verstehen, das in der empirischen Wirklichkeit nicht immer in allen Einzelheiten den Handlungsfiguren entsprechen muß, und für das es auch nicht wichtig ist, wieviele Personen sich ihm gemäß verhalten. So gelten meine Untersuchungsergebnisse als Existenzaussagen für meinen Gegenstandsbereich. Jeweils in der konkreten Analysearbeit zu überlegen bleibt, ob einzelne Muster in ihrer anzahlmäßigen Verteilung „quantifiziert“ werden sollen, um eine Vorstellung über den Fall in seiner Ganzheit zu vermitteln.

Im Gegensatz zu ausführlich erörterten Fragen des Datengewinns sind Fragen, Probleme und Verfahren zur Auswertung qualitativer Daten in methodologischen Lehrbüchern relativ unterrepräsentiert<sup>320</sup>. Meine Auswertung folgt aufgrund der angelegten Prozeßhaftigkeit in Anlehnung an das von Glaser entwickelte Verfahren der „Constant Comparative Method“, das als regelgeleitetes Datenanalyseverfahren besonders für offene Interviews angesehen werden kann und den Vorteil hat, alle in den Interviews auftauchenden Gesichtspunkte und Deutungslinien berücksichtigen zu können. Eine beliebige Zitierweise von „passenden“ Interviewpassagen kann dadurch vermieden werden. Für die konkreten Techniken beziehe ich mich in Teilen auf Vorschläge aus der qualitativen Inhaltsanalyse von Mayring, die mit dem vorher genannten Vorgehen kombiniert werden kann.<sup>321</sup>

Andere weit entwickelte Auswertungsverfahren, zum Beispiel die an der „Objektiven Hermeneutik“ orientierten oder auch psychoanalytisch fundierte tiefenhermeneutische Verfahren<sup>322</sup>, wären zum Teil auf das vorhandene Datenmaterial anwendbar, kommen aber für meine vorliegende Arbeit nicht in Betracht, da sie andere Schwerpunkte setzen und insbesondere weil sie an Voraussetzungen gebunden sind, die hier nicht vorliegen: Verfahren der Objektiven Hermeneutik als „Kunstlehre“ verlangen ein Forscherteam und die tiefenpsychologische Interpretationsmethode außerdem psychoanalytische Fachkenntnisse und eine entsprechende spezielle Ausbildung.

Für eine schrittweise Klärung, die Raum für Entdeckungen läßt, geht Glaser von einem vierstufigen Vorgehen aus, das er in Regeln faßt. Zunächst wird jeder Fall in inhaltlich sinnvolle Analysekatégorien zerlegt, deren Anzahl vom Sinn des Textes abhängt. Die erste Regel besagt, daß jeder weitere Fall mit dem jeweils vorhergehenden verglichen werden muß und zwar anhand des aus dem ersten Fall gewonnenen Kategorienschemas, das dadurch ausgefüllt und erweitert wird. Für meine Analysearbeit sind dazu auch die Beobachtungsprotokolle einzubeziehen. An dem bestimmten Punkt, an dem Konflikte auftreten, nämlich einerseits schon theoretische Überlegungen zu den Einzelfällen anzustellen und zu eventuellen Zusammenhängen zwischen ihnen und zwischen den Kategorien zu kommen, andererseits mit dem Kategorisierungen und Kodieren der anderen Fälle fortfahren zu wollen, tritt die zweite Regel in Kraft: Die Kodierung, hier verstanden als Textstellen „herausziehender“ Reduktionsprozeß, die mit Symbolen – Kodes – versehen zur Kennzeichnung von Bedeutungsklassen dienen, wird unterbrochen und die „theoretischen Notizen“ – bei Glaser „Memos“ genannt, die erste theoretische Einfälle darstellen – werden getrennt festgehalten. Das Ziel dieser Stufe besteht darin, klarere Ideen über Zusammenhänge zu erhalten, wobei sich entsprechende Überlegungen auf das Datenmaterial stützen und nicht spekulativ sein sollten. Als dritte Regel wird nach dem konstanten Vergleich von Einzelfall zu Einzelfall übergegangen zu dem Vergleich Einzelfall in bezug auf das in einer Kategorie bereits akkumulierte Wissen, das heißt die Einzelfälle werden an den sich schon abzeichnenden Eigenheiten einer Kategorie gemessen. Durch die Suche nach Unterschieden in anscheinend ähnlichen Fällen und nach Ähnlichkeiten in anscheinend unterschiedlichen Fällen wird die Dimension einer Kategorie sowie ihre Beziehungen zu anderen Kategorien herausgefunden. Durch diesen Prozeß, in dem Kategorien zueinander in Beziehung gesetzt werden, entsteht ein komplexeres Bild. Dieser Vorgang muß begrenzt werden, da sonst der Überblick verloren geht, und zwar zum einen in bezug auf die sich abzeichnende „Theorie“ und zum anderen auf die Zahl der Kategorien: Neue Fälle bringen oft nur bedingt neue Aspekte, deshalb werden als vierte Regel die Kategorien auf zentrale Eigenschaften fokussiert, sich wiederholende Informationen nicht mehr in die Kodierung einbezogen. Eine weitere Begrenzung ist die „theoretische Sättigung“ einer Kategorie, wenn kein die Theorie modifizierender Effekt mehr zu erwarten ist. Das Ziel ist hier, über die Einzelfälle und die Kategorien hinausweisende Linien herauszuarbeiten.

In meiner Untersuchung wird die solcherart aus den Daten ableitbare „Theorie“ nicht als formale verstanden, sondern als eine gegenstandsbezogene, die die Alltagstheorien von deutschen engagierten Frauen anhand ihrer Aussagen rekonstruiert und ihre Perspektiven beschreibend zusammenfaßt.

In der konkreten Auswertungsarbeit und bezogen auf einzelne Phasen, wird die Strukturierung des Textes und die Richtung der inhaltlichen Analyse für das Material meiner Untersuchung nach einer ersten Gesamtdurchsicht grob überblicksartig und in Bezug auf die Fragestellung vorgenommen werden. Erste für die einzelnen Fälle charakteristische Kategorien können festgehalten, jedoch nur als vorläufig empirisch begründete festgelegt werden. In Anlehnung an Mayring und dessen Vorschlägen für qualitative Inhaltsanalysen sollen durch den Text „Aussagen über den emotionalen, kognitiven und Handlungshintergrund“ gemacht werden können und Hauptfragestellungen in Unterfragestellungen differenziert die Analyse leiten<sup>323</sup>. Im Unterschied zu Mayring gehe ich jedoch davon aus, daß die Differenzierung der Fragestellung nicht vorab die Richtung der Analyse bestimmt, sondern sich aus ihr prozeßhaft entwickelt. Für die Materialanalyse geht es ihm vor allem und zuerst um die Reduktion und Vereindeutigung des Materials durch Zusammenfassung bzw. Paraphrasierung der Aussagen, die dadurch zwar in ihren Inhalten, aber nicht in ihrer Sprache erhalten bleiben. Mir geht es um die Darstellung der Aussagen in der den deutschen befragten Frauen eigenen Sprachcodes und um die Verwendung des gesamten Materials als Ausgangspunkt der Analyse.

Der beabsichtigte „kreative“ Umgang mit dem Material schließt dennoch ein systematisches Vorgehen nicht aus, wobei mit einem nach und nach entstandenen Kategoriensystem als Analyseinstrument gearbeitet wird und das Material in Bearbeitungseinheiten zerlegt wird. Die vorgeschlagenen weiteren Schritte, Explikation und Strukturierung des Materials, scheinen mir geeignet, die Auswertung technisch handhabbar zu machen. Insbesondere die „enge“ und „weite“ Kontextanalyse, nämlich die Heranziehung von Textstellen, die im direkten Kontext einer Aussage zu finden sind oder/und von weiterem explizierendem Material nicht aus dem unmittelbaren Textzusammenhang, das heißt auch zum Beispiel die Entstehungssituation des Interviews oder weit entfernte Zusammenhänge im Text, als Verstehensgrundlage und zur Überprüfung schon verstanden geglaubter Textstellen. Nach mehreren Materialdurchläufen, deren zeitliche Abfolge und Häufigkeit nicht zwingend vorausgesehen werden kann, sollte es möglich sein, zu einer Strukturierung des Textes zu gelangen. Diese kann nach inhaltlichen Gesichtspunkten erfolgen, indem Inhaltsbereiche herausgezogen und zusammengefaßt werden, und parallel dazu kann das Material typisierend strukturiert werden, indem nach einzelnen markanten Ausprägungen gesucht wird und diese genauer beschrieben werden.

An dieser Stelle bzw. im Laufe dieses Prozesses wird der Einsatz des Computerprogramms hilfreich und zwar um den Überblick über notwendige Reduktionsentscheidungen zu behalten, um bereits interpretierte Textstellen und Kodierungen wiederzufinden, um Codes zu verändern, neu zu gruppieren, auszuzählen und zu ordnen, das heißt zu validieren. In den fortlaufenden Phasen der Hypothesenüberprüfung, wenn also überprüft werden muß, ob einzelne Schlußfolgerungen über Zusammenhänge zwischen bestimmten Aussagen zutreffen, müssen Kombinationen von Codes in allen Textseiten und in allen Aufzeichnungen – auch in denen über den Kodifikationsprozeß – gesucht werden und unter Umständen die Kodierung für einen Text verändert werden, was wiederum zur Überprüfung aller anderen Texte oder zur Veränderung des ganzen Kodierungssystems führen kann. Auch bei dieser Zuordnung der Daten zu den Kategorien ist das Programm geeignet.

Eine erste grobe Einteilung inhaltlicher Bereiche dürfte sich bezüglich der Interviews zum einen aus der lebensgeschichtlichen Erzählung und zum anderen aus problemorientierten Äußerungen der deutschen Frauen zu ihrem Verhältnis zu Migrantinnen ergeben. Darüber hinaus bilden – meiner Fragestellung folgend – die Reflexionen zum Selbstverständnis und zum Fremdverständnis zwei weitere Grobkategorien, denen meine besondere Aufmerksamkeit bei der Auswertung gilt. Dabei sollen sowohl die Suche nach Unterschieden der Einzelfälle durch einen kontrastierenden Vergleich als auch nach Übereinstimmungen in allen ähnlichen Fällen, also die Zusammenfassung von Fällen anhand eines als wesentlich erkannten Deutungsmusters, leitend sein.

Um dieses systematische, jedoch von meinen subjektiven Kriterien stark abhängige, Vorgehen und den Verstehensprozeß glaubwürdig und die inhaltlich-explikative Auswertung plausibel machen zu



können, ist eine planmäßige Dokumentation notwendig. Ob diese die „erforschte Welt“ so „lebensnah“ beschreiben soll, daß der Leser ihre Bewohner quasi sehen und hören kann und zwar sehen und hören aus der Perspektive der theoretischen Überlegungen<sup>324</sup>, oder ob ohne einen solchen quasi-literarischen Anspruch dokumentiert werden soll: Damit ist jedenfalls das „Problem der Vermittlung von Interpretations- und Verallgemeinerungsprozessen an Dritte“<sup>325</sup> angesprochen.

Mein Ziel ist, die ermittelten Ergebnisse „in einer verständlichen Sprache und ohne wissenschaftliche Verschnörkelungen zu schreiben“<sup>326</sup>.

Zur Darstellung der Geschichte der Auswertungsergebnisse – ein weitgehend ungelöstes Problem qualitativer Forschung<sup>327</sup> kann keine zeitlich bestimmte Reihenfolge eingehalten werden. Gleichwohl soll meine Dokumentation des Forschungsprozesses, als von der Explizierung des Vorverständnisses getrennter empirischer Hauptteil meiner Arbeit, vollständig, genau, nachvollziehbar und verständlich sein. Insbesondere werden hierfür die Sinnzusammenhänge, die aus dem Material rekonstruiert wurden, in der Alltagssprache der untersuchten Frauen und möglichst wortgetreu dargestellt und erkennbar unterschieden von meinem Sprachgebrauch zu Interpretationszwecken. Durch eine möglichst konkrete Beschreibung des Vorgangs soll übereilten Generalisierungen bzw. Typisierungen und Zusammenfassungen vorgebeugt werden.

Da das Ziel meiner Untersuchung weniger die Erklärung als vielmehr eine den Fällen angemessene „dichte“<sup>328</sup> Beschreibung ist, müssen die „illustrativen Zitate“, die die gefundene Typik plausibilisieren sollen, in ihrem Entstehungszusammenhang verortet werden können. In meiner Dokumentation der Ergebnisse wird die Verdeutlichung der Auswahl von anschaulichen Typenbegründungen angestrebt, denn das zu vermeidende Problem besteht in einer einsichtigen, aber selektiven Darstellung des Typischen in der Dokumentation der Forschung: „Um dieses Typische bzw. die typischen Regeln, aus denen ich das zu untersuchende soziale Handeln ‚verstehe‘ und mit denen ich es ‚erkläre‘, anschaulich und beweisbar zu machen, zitiere ich die entsprechenden Abschnitte aus meinem Beobachtungsprotokollen bzw. Interviews. Selbstverständlich nur diese, von denen ich meine, daß sie das Typische der entsprechenden Alltagswelt ansprechen.“<sup>329</sup>

Die Forderung nach Gültigkeit der Ergebnisse muß aufgrund der Reflexion auf Kontextabhängigkeit und Situationsbestimmtheit als konstitutives Merkmal des qualitativen approach anders als im herkömmlichen Sinne eingelöst werden; eine Reproduzierbarkeit der Untersuchung, das bedeutet, daß auf der Grundlage der Daten eine andere forschende Person mit gleicher Fragestellung und gleicher theoretischer Ausrichtung zu identischen Ergebnissen gelangen würde, ist im Rahmen des interpretativen Ansatzes, der soziale Wirklichkeit durch die und aus der Sicht der Gesellschaftsmitglieder erfaßt, nicht möglich.<sup>330</sup>

Da es hier um Kommunikationsprozesse zwischen den Forschungsbeteiligten geht, ist die Forderung nach Gültigkeit in erster Linie eine Forderung nach gelungener praktischer Teilhabe in sozialen Situationen oder die gelungene Verknüpfung der wissenschaftlichen Erfahrung mit den Gegebenheiten des Untersuchungsfeldes. Zu dieser „internen Validität“ kommt eine „externe Validität“, die sich bestimmt aus der Nachvollziehbarkeit der Untersuchung, der strukturellen Übereinstimmung zwischen Untersuchungs- und Alltagssituation und der Konsensbildung über die Stimmigkeit der Interpretation. So kann auch Authentizität erreicht werden:

„Nur wenn das Forschungssubjekt seine Handlungsorientierungen in autonomer Selbstdarstellung gestalten kann, wenn es seine Handlungsbegründungen entsprechend den eigenen Relevanzstrukturen in der Interviewsituation gestalten kann, wenn es sich selbst auch emotional engagiert einbringen kann und die Bedeutsamkeit der Interviewkommunikation auch für seine alltäglichen Handlungszusammenhänge unterstellen kann – nur dann ist interne Gültigkeit zu erhoffen.“<sup>331</sup>

## Anmerkungen

- 218 OSTNER 1987, 107
- 219 vgl. ebd. und BECKER-SCHMIDT/BILDEN 1991
- 220 LAMNEK 1989, 237; Argumente für qualitative Forschung: die Neuartigkeit, Fremdheit, Unerschlossenheit des zu analysierenden Bereichs; wenn Interesse besteht an der Analyse von Deutungen, Wahrnehmungen und komplexen Deutungssystemen; wenn Interesse besteht an der Analyse von in sich strukturierten sozialen Gebilden und Interesse an einer möglichst umfassenden Analyse der Handlungskontexte von Individuen, vgl. HOPF/WEINGAREN 1979, 18
- 221 KLEINING 1991, 16 (Hervorhebungen vom Verfasser)
- 222 Häufig wird in der wissenschaftstheoretischen bzw. methodologischen Diskussion der Heuristik eine vorwissenschaftliche, der eigentlichen Wissenschaft lediglich den Weg bereitende Rolle zugewiesen. Dem ist jedoch entgegenzuhalten, daß heuristische Elemente in den verschiedensten Phasen des wissenschaftlichen Erkenntnisprozesses eine bedeutende Rolle spielen. Das Zurückstellen explorativer Forschung als vorwissenschaftlich verkennt ihren substantiell theoriegenerierenden Charakter, vgl. GLASER/STRAUSS 1965
- 223 vgl. ebd.
- 224 vgl. WIEDEMANN 1991, 440 ff
- 225 GLASER/STRAUSS 1987, 208
- 226 vgl. HOPF 1991, 181 und HOPF/WEINGARTEN 1979, 29ff
- 227 FLICK 1991, 150
- 228 NUNNER-WINKLER 1994, 34
- 229 HOPF-WEINGARTEN 1979, 14
- 230 vgl. HOFFMANN-RIEM 1980, 343
- 231 In dieser Richtung argumentiert Mies in ihrem feministischen Methodenkonzept für die Übernahme von Methoden aus der qualitativen Sozialforschung in der feministischen Forschung: sie seien „brauchbarer“, vgl. MIES 1984, 46. Zu „Traditionen“ und „Brüchen“ auch in der feministischen Theorieentwicklung und Methodologie vgl. KNAPP-WETTERER 1992
- 232 vgl. auch im folgenden BECKER-SCHMIDT/BILDEN 1991, 23ff
- 233 Etwa in diesem Sinne: „...Interdisziplinarität besteht nicht darin, bereits bestehende Disziplinen gegenüberzustellen (von denen im Grund keine bereit ist, sich zu unterwerfen). Will man Interdisziplinarität betreiben, genügt es nicht, ein „Thema“ zu nehmen und dann zwei oder drei Wissenschaften zusammenzurufen. Die Interdisziplinarität besteht darin, einen neuen Gegenstand zu schaffen, der niemandem gehört.“ Vgl. BARTHES 1992
- 234 u. a. aus Kritischer Theorie, Sozialem Konstruktivismus, Ethnomethodologie, Ethnopschoanalyse und Symbolischem Interaktionalismus; herkömmliche Wissenschaft wird gesehen als unzulässig verallgemeinerte Wirklichkeitskonstruktion durch männliche Subjekte aus deren sozial konstituierter Perspektive, vgl. HARDING 1994; HAUSEN/NOWOTNY 1986 u.a.
- 235 vgl. BECKER-SCHMIDT/BILDEN 1991
- 236 vgl. BENHABIB 1995
- 237 BECKER-SCHMIDT/BILDEN 1991, 26
- 238 In der Philosophie seit Kant ist davon die Rede; in der Physik wird der Beobachter als Teil des Beobachtungsprozesses thematisiert, vgl. ebd.
- 239 vgl. MIES 1978; kritisch gewürdigt in bezug auf die Interaktion von Frauen in biographischen Interviews von THÜRMER-ROHR 1989
- 240 BECKER-SCHMIDT/BILDEN 1991, 27
- 241 „Zur Zeit zeichnen sich drei Formen der Selbstthematisierung, Selbstreflexion, Selbstveränderung in der Frauenforschung ab: (1) Kollektive Diskussion im Forscherinnenteam, (2) die ethnopschoanalytische Methode, wie sie Maya Nadig weiterentwickelte, (3) die kollektive „Erinnerungsarbeit“ der Kritischen Psychologinnen“, BECKER-SCHMIDT/BILDEN 1991, 28.
- 242 im folgenden vgl. ELIAS 1983
- 243 MIES 1989, 57
- 244 LAMNEK 1989, 1
- 245 BECKER/GEER 1979, 139

- 246 LAMNEK 1988, 41  
 247 vgl. LÜDERS/REICHERTZ 1986, zitiert bei FLICK 1991, 152ff; Die Rekonstruktion subjektiver oder objektiver Handlungsgründe, bei der es um die Erklärung menschlichen Handelns geht, und die in psychologischen Verfahren (Holzkamp) und im Verfahren der objektiven Hermeneutik (Oevermann) beabsichtigt sind, ist u. a. auch aufgrund meiner persönlichen Ausbildungsvoraussetzungen und aus Zeit- und Personalgründen – Einzelarbeit, kein Forschungsteam – hier nicht zu leisten, vgl. dazu Kap. I. 3.4. dieser Arbeit  
 248 vgl. KLEINING 1991, 14  
 249 LAMNEK 1989, 16 (Hervorhebungen vom Verfasser)  
 250 ebd.  
 251 FLICK 1991, 149  
 252 ebd.  
 253 GIDDENS 1984, 21  
 254 im folgenden vgl. SCHÜTZ 1971a  
 255 ebd., 46  
 256 HABERMAS 1981, 168  
 257 Als Methodenposition bezugnehmend auf die Grundlagendisziplin des Symbolischen Interaktionismus, vgl. GERDES 1979  
 258 HOPF/WEINGARTEN 1979, 116  
 259 vgl. GIRTLE 1984  
 260 vgl. GERDES 1979  
 261 vgl. LAMNEK 1989, 310  
 262 LAMNEK 1989, 260  
 263 ebd., 311  
 264 vgl. BECKER-SCHMIDT/BILDEN 1991, 27ff  
 265 ebd.  
 266 vgl. GRIFFIN 1986  
 267 vgl. DEVEREUX 1976  
 268 THÜRMER-ROHR 1989, 76  
 269 „Einzelfallstudie“, „case study“, „Monographie“, vgl. ATTESLANDER 1984; GOODE/HATT 1956; LAMNEK 1989  
 270 vgl. LAMNEK 1989, 5  
 271 ebd., 6  
 272 vgl. WITZEL 1982, 78  
 273 vgl. GOODE/HATT 1956, 310  
 274 vgl. FUCHS 1978, 181  
 275 im folgenden vgl. GOODE/HATT 1956, 300ff  
 276 ausführlich dazu vgl. LAMNEK 1989  
 277 vgl. GOODE/HATT 1956, 305  
 278 vgl. LAMNEK 1989, 8ff  
 279 ebd., 17  
 280 vgl. WITZEL 1982, 79  
 281 vgl. LAMNEK 1989, 16  
 282 vgl. Anmerkung 48 in O.4.  
 283 im folgenden vgl. LAMNEK 1989, 21ff; FLICK u. a. 1991  
 284 KLEINING 1984, 150  
 285 LAMNEK 1989, 22  
 286 Die Qualität der Ergebnisse einer Fallstudie bemesse sich an dem Willkürgrad bei der Auswahl; Regeln zur Vermeidung von Willkür werden deshalb postuliert, aber nicht spezifiziert, vgl. ALEMANN/ORTLIEB 1975, 94ff  
 287 vgl. LAMNEK 1989, 91  
 288 HOFFMANN-RIEM 1980, 362  
 289 LEGEWIE 1991, 189  
 290 LAMNEK 1989, 62  
 291 vgl. LAMNEK 1989, FLICK 1991; u.a.

- 292 LAMNEK 1989, 35. Zuerst entwickelt und immer schon durchgeführt wurde die teilnehmende Beobachtung in der ethnologischen und kulturalanthropologischen Erforschung fremder Kulturen und in der sozialwissenschaftlichen Forschung über Subkulturen, zusammenfassend vgl. LAMNEK 1989
- 293 vgl. JAHODA/DEUTSCH/COOK 1966, 77
- 294 vgl. FRIEDRICHS/LÜDTKE 1977, 21
- 295 Die in der Auswertung „Rayons“ genannten Interaktionsbereiche der Einstiegsphase und auch der folgenden Forschungsphasen sind als Umfeld der Untersuchung zu verstehen: alles, was im weitesten Sinne mit dem Thema zu verbinden ist. Die auch mögliche Bezeichnung „Feld“ wird hier nicht verwendet, da dieser Begriff eine im Aufbau schon relativ bekannt und festgelegte, überschaubare, Einheit, z. B. Wort-, Themen-, Untersuchungsfeld oder die konkrete unmittelbare Umgebung von Etwas, assoziieren läßt. Rayons sollen demgegenüber gewissermaßen die Projektionsflächen des Untersuchungsthemas ausdrücken: Deren Formen und Ausprägungen können Aufschluß geben über die Beschaffenheit der beteiligten „Schattenwerfer“, also über das, was projiziert wird, genauso wie über den „Aktivitätsradius“ der Untersuchung und ihrer Subjekte und zwar auf vielen möglichen Ebenen: sozio-kulturell, ideologisch, praktisch usw. Somit kennzeichnet der Begriff Rayon auch in hervorragender Weise die Mehrdimensionalität von Beobachtungsnotwendigkeiten eines bestimmten Themengebietes und die sowohl kreis- als auch strahlenförmig sich ausbreitende, weitläufige und vorläufig unbestimmte Wirkung von Etwas oder von Jemand im Mittelpunkt oder Schwerpunkt des Geschehens. Mehrere Rayons können sich überschneiden bzw. können auf individueller, inhaltlicher oder organisationsstruktureller Ebene verbunden sein. So wird damit nicht nur ein starres Handlungsdekor benannt, sondern auch die Komplexität des Rahmenaufbaus und die Wechselbeziehung einzelner Rahmenelemente, deren Stärke, Reichweite und Dynamik für den Außenstehenden zunächst noch unbekannt sind.
- 296 vgl. LAMNEK 1989, 255ff, 281ff
- 297 vgl. FRIEDRICHS/LÜDTKE 1977, 304
- 298 vgl. WAX 1979, 68ff
- 299 vgl. GIRTLE 1984, 64
- 300 Zusammenfassend vgl. LAMNEK 1989
- 301 zum Beispiel Intensiv-, Tiefen-, unstrukturiertes, qualitatives, detailliertes, zentriertes, offenes Interview, vgl. KOHLI 1978, 7; narratives Interview, SCHÜTZE 1977; situationsflexibles Interview, vgl. HOFFMANN-RIEM 1980, 357; problemzentriertes Interview, vgl. WITZEL 1982, 1985; rezeptives Interview, vgl. KLEINING 1988 (in der Darstellung von LAMNEK 1989, 81–89)
- 302 vgl. HOPF 1991, 177ff
- 303 ebd., 179
- 304 ebd.
- 305 vgl. WITZEL 1982
- 306 CICOUREL 1970, 119
- 307 Zu vom Interviewer hervorgerufenen Effekten in der Gesprächssituation vgl. auch DWORSCHAK 1985
- 308 vgl. SCHEUCH 1967, 138ff
- 309 vgl. LAMNEK 1989, 103
- 310 WITZEL 1985, 248
- 311 Auf dieses Problem in Interviews weisen verschieden Autoren hin, vgl. LAMNEK 1989; MERTON/KENDALL 1946; WITZEL 1985; unter dem Aspekt der Ausbildungsdefizite der Befragenden, vgl. HOPF 1991
- 312 wie manchmal, besonders für das narrative Interview, behauptet wird, vgl. kritisch HOFFMANN-RIEM 1980, 357ff
- 313 HOPF 1991, 182
- 314 im folgenden vgl. MERTON/KENDALL 1946/1979
- 315 vgl. dazu FLICK 1991, 160ff
- 316 HOPF 1991, 179
- 317 Es hat schon qualitative Interviews von 14 Stunden gegeben; vgl. LAMNEK 1989, 66
- 318 Es gibt eine Reihe von Verschriftungsregeln, die aber nicht einheitlich vorgeschlagen werden und in ihrer Sinnhaftigkeit diskutabel bleiben; vgl. FLICK 1991. Extraverbale Kommunikationsinhalte (Gestik, Mimik, Motorik, Richtung der Kommunikation etc.) werden sicher nur unvollständig durch eine Tonaufzeichnung erfaßt; aber abgesehen von dem Problem der praktischen Durchführbarkeit: es müßten mindestens zwei mit der Forschung vertraute Personen das Interview durchführen, birgt eine zusätzliche Bildaufzeichnung

- (multiple Datenerfassung durch Video) jedoch auch das Problem der Denaturierung der Situation und die Gefahr der überzogenen Selbstdarstellung; vgl. LAMNEK 1989
- 319 Programm: „The Ethnograph“ einer us-amerikanischen Firma, Kalifornien; vgl. dazu die Beschreibung von Software-Paketen ähnlicher Funktion bei HUBER 1991
- 320 Die Ausführungen dazu machen in den meisten Methodenlehren meist nicht mehr als 10% einer Methodenlehre aus, vgl. HUBER 1991
- 321 im folgenden vgl. GLASER 1969; MAYRING 1985
- 322 zur „Objektiven Hermeneutik“ vgl. OEVERMANN u. a. 1979; Überblick und zur Geschichte dieses Verfahrens vgl. REICHERTZ 1991; Zusammenfassung psychoanalytischer Textinterpretationen vgl. HAUBL 1991
- 323 im folgenden vgl. MAYRING 1988, 47ff
- 324 vgl. GLASER/STRAUSS 1965/1984
- 325 vgl. FLICK 1991, 167ff
- 326 BERGER/HEßLER/KAVEMANN 1978, 14
- 327 ebd., 169
- 328 vgl. GEERTZ 1983
- 329 GIRTLE 1984, 146
- 330 im folgenden vgl. HOFFMANN-RIEM 1980
- 331 ebd., 350

## II. DURCHFÜHRUNG UND ERGEBNISSE DER UNTERSUCHUNG

### 1. CHRONOLOGIE DES FORSCHUNGSPROZESSES

Im folgenden soll der Verlauf der Untersuchung im Ganzen, das bedeutet sowohl die explorative Vorstudie als auch die Hauptstudie einschließlich ihrer Auswertungen, dargestellt und dokumentiert werden. Das Problem dabei besteht darin, daß es sich um einen voranschreitende Arbeitsprozeß handelt, der in seiner Zeitabfolge chronologisch zwar beschreibbar ist, der jedoch darüberhinaus auch in seinen Inhalten als solcher zu dokumentieren ist, das heißt, Beschreibungen von Daten, Einteilungen in bestimmte Themen und Interpretationen von erhobenen Daten finden parallel, manchmal zeitgleich statt und die Fragestellungen und Erkenntnisse entwickeln sich unlinear. Fließende Übergänge der einzelnen Forschungsphasen und sogar ständiger Phasenwechsel in der Vorbereitung, Aufbereitung, Protokollierung, Ausarbeitung, Auswertung und Reflexion der Forschungsdaten sind für einen solchen Forschungs„stil“ notwendig und immer wieder zu leisten. Diese Prozeßhaftigkeit und die gewonnenen Erkenntnisse können schwerlich in „ordentlicher“ Reihenfolge dargestellt werden. Die Präsentation des zeitlichen Ablaufs der Untersuchung kann deshalb nur eine rückblickende Zusammenfassung des Gangs der Ereignisse des gesamten Forschungsprozesses und seiner inhaltlichen Schwerpunkte sein.

In diesem Sinne und gemäß den oben erläuterten Prinzipien der Vollständigkeit, Genauigkeit, Nachvollziehbarkeit und Verständlichkeit der Darstellung sollen die gewählten Beobachtungsmöglichkeiten, die Auswahl der zu befragenden Personen und zu bestimmenden Themen beschrieben sowie Ergebnisse erster Beobachtungen, Gespräche und Interviews dokumentiert werden. Anhand dieser Vorauswertung konnte die Strukturierung des Materials für die Interviewanalyse, des Schwerpunkts der Untersuchung, erfolgen und wird daher anschließend erläutert.

#### 1.1. Beobachtungs-„Rayons“<sup>1</sup> mit anzusprechenden Personen

Der erste Schritt bestand in der Bestimmung eines Zugangsrayons, um überhaupt in die praktische Forschungsarbeit einsteigen zu können. Zur themengeleiteten Aufklärung dieses Rayons kann von der individuellen Dimension als „Mittelpunkt“ ausgegangen werden oder aber eine Annäherung „von außen“ versucht werden, das bedeutet vom angenommenen inhaltlich-strukturellen Einfluß- oder Wirkungsbereich des Rayons ausgehend.

Für die vorliegende Arbeit wurden beide Wege gleichzeitig gewählt. Dazu wurden zunächst entsprechend dem Thema und dem Erkenntnisinteresse einige Frauen angesprochen, die mir persönlich bekannt waren und die meines Wissens nach „irgendwelche“ Verbindungen zum „Ausländerbereich“ hatten. Das Untersuchungsvorhaben wurde ihnen erklärt als „Forschung über das Verhältnis von deutschen Frauen zu Migrantinnen bzw. ausländischen Frauen“ und mit der Frage verbunden, ob ihnen Frauen deutscher Nationalität bekannt wären, die „sich mit Migrantinnen irgendwie beschäftigen und folglich zu Auskünften zum Thema in der Lage wären“. Die von mir gegebenen Themenerläuterungen wurden meist dahingehend (miß)verstanden, daß mir von den deutschen Frauen Migrantinnen als Gesprächspartnerinnen angeboten wurden, etwa so: „Ich kenne da auch noch eine Türkin/Perserin/Kurdin usw., die man mal fragen könnte“.

Zudem wurden von mir in allen Phasen der Untersuchungsarbeit<sup>2</sup> fortlaufend und forschungsbeleitend weitere dem Untersuchungsanliegen entsprechende Rayons bestimmt, gesichtet und beobachtet, und zwar durch: Besuch von „multikulturellen“ Veranstaltungen; Teilnahme an Sprachkursen verschiedener außereuropäischer Sprachen, an Tanzkursen, Work-shops, religiösen Gesprächskreisen, Vorträgen und Veranstaltungen zum Thema nicht-deutsche Frauen in Deutschland<sup>3</sup>, Ausländerproblematik, Frauenforschung, Frauenbewegung, Feministischer Internationalismus, kulturelle Iden-

tität und Differenz, Rassismus und Sexismus, Anti-Rassismus; Gespräche mit deutschen und nicht-deutschen Frauen, auch im ausländerpolitischen Bereich, das heißt in deutschen Projekten, Vereinen, Frauenhäusern; in deutschen, nichtdeutschen und internationalen Organisationen. Nach Durchführung aller Interviews, jedoch vor der abschließenden Auswertung, wurden von mir zusätzlich in verschiedenen Zusammenhängen Gespräche mit Migrantinnen geführt.

### 1.1.1. Beobachtungen

Die dargelegten Hauptfragestellungen der Untersuchung waren innerhalb der Beobachtungsaufgabe als richtungsweisende und dimensionenübergreifende Ideeneinheiten vorhanden, sollten jedoch nicht als konkrete Grundlage der teilnehmenden Beobachtung dienen. Nach dem Prinzip der Offenheit wollte ich bei der Erhebung der Daten offen sein „für alle möglichen Eindrücke“ aus „allen möglichen Richtungen“ und auch mein eigenes Anliegen offenlegen gegenüber denjenigen Menschen, die mir in meinem Forschungsprozesses begegneten und so zu einem Teil der Untersuchung wurden.

Eine Dokumentation aller im Laufe der Zeit erstellten Protokolle und Notizen ist aufgrund der Fülle des Materials der Begleitstudie nicht möglich. Deshalb werden im folgenden der Verlauf und die Ergebnisse der Beobachtungen in den verschiedenen Rayons sowie deren gemeinsame Verflechtungen exemplarisch dargestellt.

Im allgemeinen stellte ich mich in allen „selbst-aktiven“ Rayons, das heißt in Kursen, work-shops usw., als Teilnehmerin und gleichzeitig als Beobachtende vor, während ich im Rahmen von Projekten, das heißt Projektvorstellungen und Versammlungen, als nur Beobachtende auftrat. Bei Vorträgen war ich ZuhörerIn, eine Vorstellung war nicht notwendig; allerdings machte ich auch hier – gewissermaßen am kommunikativen Rande der Veranstaltung – mein persönliches Interesse am Thema in Einzelgesprächen deutlich.

Im Laufe der Zeit bzw. der so gesammelten Erfahrungen reduzierte sich die ausführliche Offenlegung meines teilnehmenden Interesses in erheblichem Maße, insofern als ich lernen mußte einzuschätzen, wann und unter welchen Bedingungen durch meine Offenheit eine mißtrauische Distanz einsetzen würde; in diesem Fall stellte ich mein Anliegen nicht mehr ausführlich vor. Inwieweit dadurch die natürlich belassenen Kommunikationssituationen authentischer bzw. nicht authentischer wurden, läßt sich nicht sagen; jedoch waren die emotionalen Auswirkungen auf meine Person höchst zwiespältig: Ich fühlte mich einerseits „freier“ auf meinem Beobachtungsposten, andererseits folgte ich damit nicht mehr meinem eigentlichen Prinzip der gegenüber dem „Gegenstand“ der Beobachtungen. Sicher ist hingegen festzustellen, daß die Tatsache des hervorgerufenen Mißtrauens schon als ein Teilergebnis der vorliegenden Forschung anzusehen ist.

Die Vorstellung erfolgte also – je nach Situation mehr oder weniger ausführlich – etwa in folgenden Worten: Ich betreibe aktuell ein Forschungsvorhaben, in dem ich untersuchen möchte, wie Solidarität unter Frauen möglich ist. Ich betrachte das als ein feministisches Anliegen. Insbesondere geht es mir um die Frage, woran es liegt, daß es oft „nicht klappt“ zwischen Frauen verschiedener Kulturen, ich denke da besonders an deutsche Frauen, die mit nichtdeutschen Frauen Kontakte pflegen. Liegt es vielleicht an der verschiedenen Erziehung, müßte demzufolge die Mädchenerziehung (vielleicht bei uns) verändert werden? Meine eigenen Erfahrungen zeigten mir manchmal die Grenzen des Verständnisses im Kontakt zu „ausländischen“ Frauen. Die öffentliche Zustandsbeschreibung derartiger Kontakte sind auch nicht sehr zuversichtlich. Für meine Arbeit geht es mir deshalb zum einen um eine „äußere“ Bestandsaufnahme, das heißt um die Beantwortung der Frage, welcher Art sind die Beziehungen momentan; zum zweiten darum, wie werden sie gesehen, empfunden, erlebt und gestaltet von seiten der deutschen Frauen; zum dritten und am Rande geht es auch um die Frage, warum überhaupt Beziehungen zu ausländischen Frauen gewünscht bzw. aufrechterhalten werden. Dazu möchte ich deutsche Frauen befragen/habe ich deutsche Frauen befragt (je nach Zeitpunkt dieser Erklärungen) und möchte mich auch im Umkreis und durch Kontakte weiterhin informieren; deshalb bin ich hier.

In einem „Antirassismus-Workshop für Frauen“, erlebte ich eine in Teilen mißtrauisch-distanzierte Reaktion. In dieser Veranstaltung, in der „wir uns mit unseren rassistischen Prägungen auseinanderzusetzen (wollen)“, mit dem Ziel, „den alltäglichen Rassismus zu verändern“ und „Solidarität ohne sexistische und rassistische Formen leben zu können“<sup>4</sup>, war nach der Vorstellung der Teilnehmerinnen, das heißt auch *nach* dem Offenlegen meines Interesses an einer Forschung über Zugehörigkeiten von *deutschen* Frauen, eine Befremdung spürbar, jedoch zunächst unausgesprochen und nur seitens der beiden Work-shop-Leiterinnen. Diese waren allerdings schon vorher über mein Vorhaben informiert worden und hatten sich zu diesem Zeitpunkt mit meiner solchermaßen interessegeleiteten Teilnahme an ihrer Veranstaltung einverstanden gezeigt.

Nach der Vorstellung der Teilnehmerinnen wurde dann eine nicht planmäßige Pause angesetzt, in der eine der Leiterinnen mich zu einem Gespräch unter vier Augen aufforderte, um mir mitzuteilen, daß sie „es nicht so gut“ finde, daß ich mir „Notizen“ mache. Auf meinen Einwand, daß andere Teilnehmerinnen doch auch mitschrieben, führte sie weiter aus, daß es vielleicht besser wäre, „jetzt nicht mitschreiben, sondern sich voll auf das Thema einzulassen“, was beim Mitschreiben nicht möglich wäre; außerdem wäre die „Auswertung ein Schritt, der hinterher erfolgen sollte, nicht gleichzeitig“. Das Anliegen, das ich hätte, sollte ich erstmal „zurückstellen“; sie wüßte, daß ich „auch persönlich engagiert“ wäre, das hätte sie auch „gesehen“; deshalb hätte sie meiner Teilnahme zugestimmt. Da ein Bestehen auf meinem „Recht auf Notizen“ meinen Ausschluß aus dem dreitägig angesetzten work-shop bedeutet hätte – hier war die Haltung der Leiterin recht eindeutig –, verzichtete ich darauf und protokollierte jeweils erst nach Beendigung der Veranstaltung. Das anfangs zwischen den Leiterinnen und mir bestehende Vertrauensverhältnis war bedauerlicherweise somit beschädigt.

Das galt jedoch nicht für die Teilnehmerinnen der Veranstaltung. Insgesamt waren es 11 Teilnehmerinnen, zwischen 20 und 45 Jahre alt. Sie zeigten sich im weiteren Verlauf des Work-shops meinem Anliegen gegenüber eher interessiert als mißtrauisch. Meine persönliche Irritation bestand darin, daß ich mich nun – wie ich beim anschließenden Protokollieren vermerkte – in der Tat nicht mehr „auf das Thema und die Frauen einlassen“ konnte, und daß sich meine Rolle hier zunehmend von der teilnehmenden und anteilnehmenden Akteurin in die der nicht agierenden „heimlichen“ Zuschauerin verwandelte, ohne daß ich es wollte. Ich empfand diese Rolle deswegen als unmoralisch, weil sie mir das Gefühl gab, mich unrechtmäßig „eingeschlichen“ zu haben.

Die Atmosphäre war hier sowie auch in ähnlichen Veranstaltungen überwiegend unemotional sachorientiert, bisweilen machten sich die Teilnehmerinnen gegenseitig sehr vorsichtige „solidarische“ Vorwürfe über unsensible und unüberlegte Gedanken über ausländische Menschen. Drei Teilnehmerinnen waren sozialarbeiterisch tätig oder tätig gewesen, und zwar hatten sie „mit ausländischen Frauen zu tun (gehabt)“; fünf Teilnehmerinnen befanden sich in einer „beruflichen Umorientierungsphase“ oder auch in einer „Studienpause zur Orientierung auf andere Themen“. Inhaltlich wurde hier im wesentlichen das Verhältnis zu „ausländischen Männern“ angesprochen sowie die persönliche Motivation diskutiert, sich mit Rassismus überhaupt zu beschäftigen.

Es zeigte sich, daß alle Teilnehmerinnen „eigene rassistische Anteile“ kennenlernen und gegebenenfalls bekämpfen wollten. Alle bekannten sich zu ihrer „Angst, sexistischen Belästigungen durch einen schwarzen Mann oder einen „Mann anderer Hautfarbe oder anderer ethnischer Herkunft“ entgegenzutreten“; das Gefühl der Hilflosigkeit sei nicht nur die Angst vor der Gefahr, angegriffen und körperlich verletzt zu werden, sondern auch die Angst vor der Unterstellung, sich als „weiße“ Frau „rassistisch“ zu verhalten. Die sichere Gewißheit, als deutsche Frau „rassistisch sozialisiert“ worden zu sein, empfanden die Teilnehmerinnen mehr oder weniger als „Verhaltensfalle“, die durch Reflexion und Bewußtmachung zu vermeiden wäre. Einige zeigten sich hier hilflos-moralisierend-schuldbewußt, mehrheitlich aber wurde der eigene antirassistische Anspruch eher aggressiv-beleidigt betont und die Infragestellung seiner Umsetzung strikt abgelehnt. Das „Wehren gegen sexistische Beleidigungen seitens der Männer anderer ethnischer Herkunft“ wurde somit von einigen als „Kampf gegen das unterdrückende Patriarchat“, nicht als Rassismus, eingestuft.



Als begleitende Gefühle wurden „Haß“ und „genervte Abwehr“ geäußert; als Bezeichnungen für den „fremden Mann“ wurden spontan folgende Adjektive genannt: „brutal, egoistisch, selbstherrlich, engstirnig, extrem traditionell“.

In einer kurzen theoretischen Aufarbeitung von Rassismus – in Zusammenhang mit Sexismus – als Unterdrückungsform wurde festgestellt, daß dieser „auf einer Ungleichheit der gesellschaftlichen Machtverhältnisse beruht“, die zu einer „Rassismus-Sozialisation“ der Individuen führt; als praktisches persönliches Verhalten wird das bei der Begegnung mit nichtdeutschen Menschen deutlich: wie ausgeführt wurde auf dieser Ebene besonders der Umgang mit fremdkulturellen Männern problematisiert; seitens der deutschen Frauen wurde versucht, eigene Reaktionsweisen zu analysieren und eine nichttrassistische „Verhaltenstechnik“ zu überlegen.

Das Verhalten gegenüber Frauen „anderer ethnischer Herkunft“ wurde auch, aber weniger intensiv behandelt; eine Teilnehmerin erklärte anfangs, „im Grunde“ nicht mitreden zu können, da sie „überhaupt noch keinen Kontakt zu Ausländern“ habe; Minuten vorher, bei der Vorstellung der Teilnehmerinnen, hatte sie von ihrer augenblicklichen Tätigkeit (sozialarbeiterisches Praktikum) im Frauenhaus-Projekt für asiatische Frauen berichtet.

Anhand von Rollenspielen sollte hier das Verhältnis zu ausländischen Frauen geklärt werden und zwar wurden Situationen konstruiert mit absichtlich unrealistisch gestalteten Mehrheitsverhältnissen; beispielsweise wurde die Zusammenarbeit als „weiße Frau“ mit Kolleginnen, die alle „schwarz und ausländisch“ sind, imaginiert. Dazu wurden sinngemäß folgende Gedanken und Gefühle von den deutschen Frauen geäußert: „Es gibt mehr Solidarität unter den Frauen, weniger Konkurrenz; ich fühle mich ausgeschlossen und fremd. Es ist spannend, mich der Herausforderung zu stellen und in Frage gestellt zu werden; allerdings habe ich Angst, die anderen zu unterdrücken, deshalb fühle ich mich gehemmt und ein bißchen unsicher. Es macht nichts, selbst Außenseiter zu sein; das macht mich auch neugierig. Sie haben mehr Lebensfreude, Emotionalität, Stärke; daran würde ich gern teilhaben, bin aber ungeübt und ungeschickt in diesem Bereich. Die Wahrnehmung rassistischer Diskriminierung ist ausgeprägter; ich befürchte, dem Helfersyndrom zu verfallen. Es gibt mehr Gelassenheit im Arbeitsrhythmus und eine größere Bereitschaft, zuzuhören und sich verständlich zu machen; ich kann viel lernen, andere Problemlösungsmöglichkeiten kennenlernen, bin etwas besonderes; ich habe Angst, meine Probleme nicht verständlich machen zu können, mit meiner Lebenseinstellung nicht gehört zu werden und nicht verstanden zu werden“.

Eine allgemeine und nicht an eine nur vorgestellte Situation gebundene Beschreibung der „ausländischen Frau“ brachte folgende umfassendere Zuschreibungen: Sie ist „sprachlos, passiv, rechtlos, unterdrückt: durch die Männer gleicher kultureller Herkunft, angepaßt, selber Verteidigerin der sie unterdrückenden Werte und Verhaltensweisen, das heißt traditionell“; die Teilnehmerinnen berichten hier von begleitenden Gefühlen wie Verachtung und teilweise Wut, daß „sie nicht anders ist als sie ist“. Aber sie ist auch „anklagend, aktiv, manchmal jammerig: wir Ausländer sind doppelt und dreifach unterdrückt, kämpferisch, verletzbar, aber selbstbewußt; diese Kategorisierungen stehen nach den Aussagen der Teilnehmerinnen gefühlsmäßig eher in Zusammenhang mit einer Bewunderung der fremden Frauen.

Sowohl die reine Reproduktion der Bilder „im Kopf“ als auch die Beschreibung der Kommunikationsbeziehung in einem bestimmten Rahmen zeigten Widersprüchlichkeit und Ambivalenz in der Sichtweise der Teilnehmerinnen. Daraus resultierten jedoch nur recht geringe Verhaltensunsicherheiten: selbst beim Gedanken an eine zahlenmäßige Übermacht der „schwarzen Frauen“ blieb trotz des eingeräumten Fremdheitsgefühls und der angeblichen Unsicherheit, nämlich nicht verstanden zu werden, kein Zweifel an der wirklichen Machtposition der deutschen Frauen und an ihrer selbstverständlichen Gewißheit, die anderen unterdrücken zu können.

Das Bild der ausländisch genannten Frauen auf einer gleichberechtigten und kommunikativen Ebene, in einem Kooperationszusammenhang, war beschränkt auf wenige Aspekte, die einseitig positiv besetzt und von „guten“ Gefühlen begleitet sind, da sie völlig auf die „harmlos-weiche“ Emotionalität als angebliche Persönlichkeitsmerkmale der „schwarzen“ Kolleginnen abstellten; es waren im wesentlichen diejenigen Attribute, die traditionell als weibliche Zuschreibungen benutzt werden und die

als Verhaltensmöglichkeit in einer männlich dominierten Gesellschaft dementsprechend geächtet und bei Anwendung durch die deutschen Frauen als mißerfolgversprechend angesehen wurden.

Demgegenüber wurden in undefiniertem Zusammenhang auch negative Gefühle geäußert; die überwiegend abwertenden Merkmalszuweisungen selbst waren von befremdeter Distanz seitens der deutschen Frauen gekennzeichnet. Die sich widersprechenden einzelnen Aspekte dieses Bildes entstanden hier durch die auf einer Sichtebeine vereinigten verschiedenen Perspektiven, die jedoch unausgesprochen blieben: zum einen wurde die ausländische Frau im Zusammenhang und in der Auseinandersetzung mit den sie bestimmenden Werten und Normen ihrer Herkunfts- oder Ursprungskultur gesehen und zum anderen wurden ihre Lebensbezüge vor allem in der deutschen Gesellschaft und Kultur verortet. In dieser Beschreibung ist die Rolle der „fremden Frau“ scheinbar unbestimmt: sie kann übergangslos wechseln zwischen der des passiven Opfers zur aktiven Kämpferin und zurück.

Meine Beobachtungen und eine erste Deutung der Protokolle bezüglich der Erfahrungen mit nicht-deutschen Frauen ließen darauf schließen, daß diese Fremdbilder auf individueller Ebene der Tendenz von Stereotypisierungen, nämlich auch in sich widersprüchliche Zuschreibungen quasi nahtlos zu integrieren, und auf kollektiver Ebene der Gegenüberstellung von in sich einheitlichen und sich deutlich voneinander unterscheidenden Identitäts-„Blöcken“: „weiße“ Frauen und „schwarze“ Frauen folgen. Die mit den Bildern einhergehenden Bewertungen sind in ihrer Eindeutigkeit offenbar abhängig von der Funktion der Situation und der Erwartungshaltung der deutschen Frauen: Je „persönlicher“ und zweckgebundener die Situation vorgestellt wird, desto größer ist die auf die anderen projizierte Erwartung solidarischer und unproblematischer Umgangsformen und desto „freundlicher“ sind die anhängenden Gefühle.

Weitere Beobachtungen in diesem Zusammenhang beziehen sich auf das Selbstverständnis der deutschen Frauen insgesamt, das in allen beobachteten Rayons deutlich wurde: das häufig gebrauchte und nicht weiter erklärte „Wir“ meint nicht nur die jeweils Anwesenden oder die kleine oder größere Gruppe der „Betroffenen“, zu denen sich die deutschen Frauen auf die eine oder andere Art zugehörig fühlen; sondern es bezieht sich auch auf die nicht ausländischen Frauen in Deutschland überhaupt und ihr „Mehrheitsbewußtsein“; und darüberhinaus bezieht es sich meist ganz allgemein auf alle nicht ausländischen Frauen und zwar überall, das bedeutet in allen Ländern, denen in diesem Sinne eines Mehrheiten-Minderheiten-Verhältnisses eine wirtschaftlich und politisch gleiche Struktur unterstellt werden kann. Dieses offenbar kollektive Wir-Gefühl kann aus den Beobachtungen erschlossen und wie folgt zusammengefaßt werden: „Wir selbstbewußte engagierte fortschrittliche moderne deutsche Frauen sind uns unserer Stärke und Souveränität in jeder Situation sicher und bewußt. Rassismus und Paternalismus werden von uns bekämpft; wir möchten sensibel den anderen gegenüber sein und wollen von ihnen lernen. Wir wollen immer gehört und verstanden werden. Die anderen müssen uns zuhören und unsere Probleme verstehen. Wir sind es nicht, die schuldhaft andere unterdrücken. Wir möchten uns gern herausfordern lassen“.

In einem „Frauentreffen“ genannten Seminar zum „Feministischen Internationalismus“, mit ca. 25 Teilnehmerinnen, in dem schwerpunktmäßig getrennt bzw. „gependelt“ wurde zwischen den „Orten und Diskussionen der Frauenbewegung und Internationalismusbewegung“, wurde die Frage der Zusammenarbeit mit „ausländischen Frauen“ diskutiert unter dem Aspekt der kritischen Infragestellung eigenen Handelns; der Personenkreis, der sich dem Wir zugehörig fühlen könnte, wurde auch hier nicht genauer definiert oder problematisiert<sup>5</sup>. Auf einer Diskussionsveranstaltung zur „Rolle der Frau in den islamischen Gesellschaften“<sup>6</sup> wurde das Wir von den etwa 60 Anwesenden gleich häufig und gleichbedeutend gebraucht mit „westliche Frauen“ oder „Wir im Westen“; unterschiedliches Selbstverständnis und Fremdverständnis wurden von unterschiedlichen Teilnehmerinnen sinngemäß so ausgedrückt: „Wir sehen nur mit westlichen Augen und nur unsere sogenannten Fortschritte. Ich fühle mich hier jedoch als Frau unterdrückt. Während in Syrien zum Beispiel die Frauen viel zufriedener sind, weil der Mann verantwortlich ist für Frau und Kinder. Warum arbeiten wir denn hier für Mann und Kinder?“; „Wir im Westen haben halt Schwierigkeiten, uns in die Rolle der Frauen reinzusetzen. Wir können das nicht verstehen, deshalb müssen wir uns reinsetzen. Nur der Kontakt mit dem Westen macht die Frauen in diesen Ländern unzufrieden“; „In arabischen Ländern habe ich gesehen, daß im-

mer nur die Frauen arbeiten. Außerdem beten die Frauen immer den Männern nach. Alles ist immer auf Allah zurückzuführen in allen islamischen Ländern, alles ist biologisch begründet. Vor zehn bis 20 Jahren war es bei uns doch genauso“, „Wir sollten die Frauen in arabischen Ländern ermutigen, sich zu wehren, anstatt die Tradition zu verteidigen“, „Der Fundamentalismus bedroht besonders die Frauen dort; aber auch wir müssen darauf reagieren. Wir sollten uns zu unseren Zielen und Werten bekennen, Verständnis hin, Verständnis her!“

In einem anderen Beobachtungszusammenhang, wiederum ein Work-shop, formulierte eine Teilnehmerin ihr Selbstverständnis folgendermaßen: „Ich habe Jahre gebraucht, um alle schlechten kleinbürgerlichen Verhaltensweisen abzulegen; ich sehe nicht ein, warum ich hinter diesen Stand zurückfallen sollte, also mich irgendwem oder irgendwas, was ich nicht gut finde, anpassen sollte. Wenn ich also meine persönliche Entwicklung verteidige und meine Ansichten durchsetzen will, bin ich deswegen noch lange nicht rassistisch“.

Auch diese Beispiele verdeutlichen die Selbstverständlichkeit der eigenen Zuordnung in ein übergreifendes oder „westliches“ Kollektiv, dessen Definition in der Absetzung vom Denken und Fühlen derjenigen besteht, die nicht westlich sind. Durch diese grobe Gegenüberstellung werden willkürliche Zuschreibungen möglich und entsprechend widersprüchlich bewertet. Die allerdings seltener erlebten extremen Positionen in den Aussagen belegen darüberhinaus ein starkes Selbstbewusstsein und Selbstwertgefühl, das die Werte des fremden Kollektivs als rückschrittlich markiert und persönliche Bedürfnisse und Meinungen sowie die eigene Entwicklung als leitenden Handlungsmaßstab deklarieren möchte.

Festzuhalten ist ferner die Beobachtung, daß die bei der Vorstellung einer konkreten Begegnung mit dem fremden Mann formulierten Angstgefühle beim Blick auf die fremde Frau nicht auftauchen; von der fremden weiblichen Person fühlen sich deutsche Frauen offenbar nicht bedroht, ein Gewaltpotential wird nur dem fremden Mann zugeschrieben bzw. unterstellt. Jede Frau – auch die deutsche – ist davon bedroht; darüberhinaus hat die fremde Frau die Rolle der besonders passiven und noch mehr bedrohten. Desweiteren wird auch der Begriff der „Traditionalität“ je nach Geschlecht mit verschiedenen Verhaltensweisen und Zuschreibungen verbunden: für den Angehörigen des männlichen Geschlechts ist es die brutal-despotische Ausübung und Durchsetzung seiner überlegenen und unterdrückerischen Rolle, für Angehörige des weiblichen Geschlechts die Anpassung an gesellschaftliche Normen durch stumme Akzeptanz.

Einige der beobachteten Rayons waren explizit und Männer ausschließend von Frauen „besetzt“, das bedeutet, überhaupt nur Frauen zugänglich; in allen weiteren „offen zugänglichen“ Rayons waren Frauen ebenfalls ausschließlich oder aber in der überwiegenden Mehrzahl vertreten. Nichtdeutsche Frauen waren nur vereinzelt und überhaupt nur in den mehr politisch-theoretisch ausgerichteten Rayons anzutreffen, während deutsche Frauen überall vertreten waren, zum Beispiel selbst in den als nichtdeutsch ausgewiesenen Projekten.

Die einzelnen interessegeleitet beobachteten Rayons werden im folgenden inhaltlich und in ihrer Wirkung beschrieben. Die personelle Besetzung der Rayons ist nach den Beobachtungen abhängig vom individuellen Interesse oder von der individuellen Motivation der deutschen Frauen; von diesem Typ oder persönlichen Muster des „Zugangs“ hängt auch ab, auf welcher Ebene bzw. in welchem Maße die verschiedenen Rayons sich überlagern bzw. sich auswirken: hier können auch persönliche konkrete Begegnungen von deutschen Frauen mit Migrantinnen beobachtet werden, das heißt die Umstände und/oder Voraussetzungen des Stattfindens einer solchen Begegnung und deren Formen.

Die jeweiligen Rayons, die zunächst vor allem durch den äußeren Rahmen und die hier vermuteten Zusammenhänge bestimmbar waren, wurden im Laufe der Forschungsbeobachtungen zunehmend zu genauer definierten: sie können nun verstanden werden als Repräsentationen unterschiedlicher inhaltlicher Aspekte der vorliegenden Untersuchung sowie ideologisch-motivationeller Gesichtspunkte auf der Handlungsebene der in diesem Rahmen „beforschten“ Menschen. Die Aspekte betreffen folglich ganz verschiedene Bereiche; die bestimmende hauptsächliche Ebene eines jeweiligen Rayons bestimmt auch seine Wirkungen und seine Reichweite, die hier als Manifestationen bezeichnet werden. Die so definierten Rayons sind desweiteren abhängig von ihren „Akteurinnen“, deren Persönlichkei-

ten, persönlichen Motivationen und Ausrichtungen wiederum die Rayons mitbestimmen, von denen aber auch ganz wesentlich die Vermischung der Ebenen abhängig ist.

Rayon *Gleichheit*: Idee der universellen menschlichen Werte. Manifestationen vor allem in Vorträgen und allgemeinen überwiegend theoretischen Diskussionen und „unverbindlichen“ Gesprächen;

Rayon *Aktivität*: Hinter dem individuellen Handeln steht der Wunsch nach gesellschaftspolitischen Veränderungen. Manifestationen in Arbeitsformen wie Ausländerprojekten auf vielfältigen Ebenen (Hilfe oder Sozialarbeit, Lehren und Lernen, internationale Gruppenarbeit und Zusammenarbeit);

Rayon *Anti-Herrschaft*: Veränderung durch persönliche Veränderung oder Entwicklung. Manifestationen in praktischen Übungen in verschiedenen Formen, auch psychologischen; Selbstreflexion in Gruppen zum Aufdecken von eigenen „Verstrickungen“ in Herrschaftspraxen;

Rayon *Emotionalität*: Suche nach einem Maximum an reizvollen persönlichen Erfahrungen auf vielen Ebenen (Körper auch). Manifestationen im Lernen unterschiedlicher praktischer Techniken und Anwendung von erlernten Fähigkeiten: Tanzen, Kochen, Sprechen, Religionsausübung usw.; auch in der Suche nach dem/der „ausländischen“ Partner/in; Aneignung „fremder“ Erfahrung und Ausfindigmachen anderskultureller Lebensformen auf verschiedenen Niveaus, auch Folklore;

Rayon *Frauenbewegung und Geschlechterfrage*: Manifestationen in Diskussions-Veranstaltungen zum Feministischen Internationalismus; internationale Frauenkongresse zu verschiedenen Themen; Aufarbeitung von eigenen und fremden Frauenbiographien; Frauentreffen und Diskussionen zur „Kategorie Frau“, zum internationalen Patriarchat und zu unterschiedlich kulturellen Seinsweisen von Frauen;

Rayon *Wissenschaft und Forschung über Migration*: Manifestationen in Universitätsseminaren auf hohem Niveau, Vorträgen, Forschungsarbeiten und Vorstellungen von Forschungsprojekten auch zur Frage geschlechtsspezifischer Umgangsweisen mit Migrationsgründen, -bedingungen und -erfahrungen.

Auf der Grundlage des beobachteten und beschriebenen Selbstbildes der deutschen Frauen insgesamt und ausgehend von ihrer Selbstdarstellung in den Rayons kam ich zu folgenden persönlichen Mustern oder Typen, die jeweils auf der Basis eines besonders hervorstechenden Merkmals innerhalb der Selbstrepräsentation der jeweiligen Frau gebildet werden konnten. Die einzelnen Muster schließen sich nicht gegenseitig aus, das bedeutet, daß eine Typenvariation in einer Person möglich ist; jedoch traten nach meinen Beobachtungen nicht mehr als zwei Muster oder Schwerpunkte gemeinsam bei einer Person auf. Allerdings sind sie zu verstehen als äußerst grobe und in der Tat ganz vorläufige Einteilungen auf individueller Ebene, die die „Eindrücke“ von ersten Sondierungen, Beobachtungen und Gespräche wiedergeben. Hier definierten und positionierten sich die deutschen engagierten Frauen im wesentlichen in sechs die Persönlichkeit charakterisierenden Varianten, das bedeutet:

als *Kämpferinnen*, die „politisch“ und/oder feministisch sind;

als *Internationalistinnen*, ideologisch fest „verankert“, „organisiert“ in sogenannten Solidaritätsgruppen;

als *Unsichere und Flüchtende*, die „es schwer haben“ mit der eigenen national-kulturellen Identität;

als *Außenseiterinnen*, die sich als „etwas Besonderes“ erklären;

als *Neue-Wege-Finderinnen*, die ihr Leben sinnvoller und interessanter gestalten möchten als bisher;

als „Global“ *Interessierte und Neugierige*, „für alles offen“.

Die Rayons *Anti-Herrschaft*, *Aktivität* sowie *Frauenbewegung und Geschlechterfrage* sind dadurch verbunden, daß die sich als *Kämpferinnen* verstehenden deutschen Frauen besonders häufig hier vertreten sind; die Rayons *Emotionalität*, *Gleichheit* sowie *Wissenschaft und Forschung über Migration* sind auffallend oft von „Global“ *Interessierten und Neugierigen* „besetzt“ und dadurch verflochten. Daraus könnte geschlossen werden, daß die erstgenannte Verflechtung aufgrund einer den deutschen Frauen gemeinsamen praktisch-politischen persönlichen Motivationsebene beruht, im zweiten Fall auf einer mehr theoretisch-ideellen und zugleich sehr wenig festgelegten Denk- und Handlungsweise der hier vertretenen Frauen. Die Wirkungen dieser Rayonverknüpfung bestanden dann auch nach meinen Beobachtungen darin, daß Begegnungen mit Migrantinnen hier offensichtlich vielfältiger, weitläufiger oder „wahlloser“ und „oberflächlicher“ waren, während in der anderen Rayonverbindung: *Anti-Herrschaft*, *Aktivität*, *Frauenbewegung und Geschlechterfrage* verbunden mit *Kämpferinnen*, kommunikative Si-

tuationen mit nicht deutschen Frauen immer ganz unmittelbar unter dem Aspekt des „Etwas oder Jemanden Bewegen Wollens“ von den deutschen Frauen gestaltet wurden, das heißt eher auch an der einzelnen Person orientiert waren.

Die meisten persönlichen Kontakte zu Migrantinnen finden nach meinen Beobachtungen in den Rayons *Aktivität* und *Emotionalität* statt. Über die Art dieser Kontakte sagt ihre Häufigkeit allerdings nichts aus. Außer den *Kämpferinnen* sind im Rayon *Aktivität* die sich als *Unsichere und Flüchtende* bezeichnenden deutschen Frauen hauptsächlich vertreten. Der Rayon *Emotionalität* ist von allen der vielseitigste in bezug auf die verschiedenen Persönlichkeitsprofile: vier der sechs Varianten sind zu finden, *Unsichere und Flüchtende*, *Neue-Wege-Finderinnen*, „Global“ *Interessierte und Neugierige* sowie *Außenseiterinnen*, jedoch keine *Kämpferinnen* und *Internationalistinnen*. Diese letztgenannte Variante ist weder im Rayon *Aktivität* noch im Rayon *Emotionalität* zu beobachten. Das Selbstverständnis als *Außenseiterinnen* ist ausschließlich in diesem Rayon: *Emotionalität* anzutreffen, während alle anderen hier angegebenen Muster jeweils mindestens in einem weiteren Rayon vertreten sind.

Aus diesen Deutungen meiner anteilnehmenden Beobachtung vermutete ich, daß die für die Interviews anzusprechenden Frauen auch hauptsächlich aus dem Einzugsbereich oder dem Wirkungsbereich der Manifestationen der beiden „Kontaktrayons“ kommen und daß diese zu findenden Gesprächspartnerinnen viele unterschiedliche psychische Strukturierungen aufweisen werden, deren Variationen jedoch den beobachteten und beschriebenen ähnlich sein könnten. Zur Vervollständigung und zum Offenhalten meine so gewonnenen Eindrücke, wählte ich jedoch keine Frau als Interviewpartnerin, die mir aus den untersuchungsbegleitenden und fortlaufenden Beobachtungen schon bekannt war.

Während der Erhebungsphase der Interviews wurden von mir in größeren zeitlichen Abständen Gespräche mit Migrantinnen unterschiedlicher Herkunft, Alters und Berufs geführt und zwar als Einzelgespräche oder in Gruppen. Sie wurden stichpunktartig aus der Erinnerung im Anschluß oder – wenn es die Situation erlaubte – gleichzeitig mit der Unterhaltung protokolliert.

Das von mir vorgegebene Thema: Verhältnis zu deutschen Frauen brachte eine im wesentlichen mehr oder weniger vorsichtig formulierte und generalisierte Kritik an „den deutschen Frauen zum Vorschein. Die meisten Frauen dieser Gespräche waren mir persönlich verbunden; das hatte den Vorteil, daß sie sich mir im großen und ganzen anvertrauen konnten und wollten, obwohl ich auch zu „den deutschen Frauen“ gezählt wurde. Andererseits war diese Verbundenheit der Anlaß zu Rücksichtnahme und Höflichkeit mir gegenüber, so daß oft nicht die „ganze Wahrheit“ ausgesprochen wurde.

Die Aussagen der nichtdeutschen Frauen unterschieden sich inhaltlich kaum von den bereits dargestellten Vorwürfen<sup>7</sup>. Hier wie dort standen eher pessimistische und negative Erfahrungen im Vordergrund sowohl in der retrospektiven Beurteilung als auch in bezug auf den jeweiligen Status quo und in der Perspektive zukünftiger Beziehungen. Sie lassen sich wie folgt zusammenfassen: Deutsche Frauen instrumentalisieren nichtdeutsche Frauen nach ihren eigenen Bedürfnissen, für ihren Beruf oder für ihr politisches oder persönliches „Image“. Persönliche und intensive Beziehungen sind aufgrund von Unverständnis und Intoleranz der „öffentlichen Meinung“ oft kaum möglich. Besonders an der Frage des offenbar unterschiedlichen „Frauenverständnisses“ scheitert die Kommunikation häufig. Nichtdeutsche Frauen insgesamt fühlen sich in Gegenwart deutscher engagierter Frauen meist herablassend behandelt, in verschiedenen Richtungen bevormundet und in ihrer eigenen Existenzweise unverstanden. Besonders beklagenswert ist dabei die Nicht-Unterscheidung von persönlichen und auch kulturellen Andersartigkeiten der Herkunft oder des Umfeldes.

Wegen des dennoch vorhandenen „guten Willens“ vieler engagierter Frauen scheint die Akzeptanz eines „nichtdeutschen Frauseins“ zu wachsen. Trotzdem ist eine gefühlsmäßige Basis für eine gleichwertige Kommunikationsbeziehung nach den Erfahrungen dieser Migrantinnen aufgrund von „unverständlichen“ Reaktionen der deutschen Frauen schwierig.

### 1.1.2. Interviews

Den ausgeführten theoretischen Erwägungen folgend wurden zur Beschaffung genauerer und gezielterer Informationen insgesamt 45 in Frage kommende deutsche Frauen angesprochen, die ausgehend von den kommunikativen Kontexten der Beobachtungsrayons durch „Mundpropaganda“ nach und nach ermittelt werden konnten, und von denen 25 zu intensiven Einzelgesprächen bereit waren.<sup>8</sup> Das Kriterium zur Auswahl waren der bestehende Kontakt zu Migrantinnen, der Besitz der deutschen Staatsangehörigkeit, der Lebensmittelpunkt und die Sozialisation oder das Aufwachsen in Deutschland. Nicht alle Gesprächspartnerinnen wurden zum gleichen Zeitpunkt ausgewählt, sondern nach jedem durchgeführten Interview wurde neu gewählt und entschieden, beispielsweise sollte die nächste Interviewpartnerin möglichst einen von der vorigen unterschiedenen Beruf oder ein anderes Alter haben.

Ich führte mehrere telefonische und persönliche Vorgespräche mit fünf deutschen Frauen, in denen ich meinen Untersuchungsansatz erklärte. Teilweise wurde aus diesen Gesprächen lange Diskussionen, sodaß die später durchgeführten Interviews mit den beteiligten Frauen nur noch wenig neue Informationen brachten, insbesondere weil das Mitteilungsbedürfnis der interviewten Frauen nun sehr gering war. Sie hatten den Eindruck, mir „ja alles schon mal gesagt zu haben“. Diese Interviews wurden nicht in die explikative Auswertung einbezogen; allerdings dienten mir solche „Probeinterviews“ ebenfalls als Erkenntnisgewinn, nämlich keine ausführlichen Vorgespräche mehr zu führen, die eine spätere Spontaneität im „eigentlichen Interview“ verhindern können.

Die verbleibenden zwanzig „brauchbaren“ Gespräche wurden nach einheitlichen Regeln jeweils möglichst sofort transskribiert und entsprechend dem Computerprogramm formatiert; nach jedem geführten Interview protokollierte ich die Situation des Gesprächs, das heißt die äußeren Bedingungen, beschrieb die befragte Person und versuchte, Fehler in der Gesprächsführung und Verbesserungen oder Vervollständigungen des entstehenden Interviewleitfadens aufzulisten. Fünzehn Interviews wurden im Laufe der Untersuchung als zu interpretierende Texte ausgewählt. Die nicht in die intensive Auswertung einbezogenen fünf Gespräche wurden nach und nach „aussortiert“, aus mehreren Gründen: neue Erkenntnisse oder Fragestellungen zum Untersuchungsthema waren hier offensichtlich nicht zu erwarten oder die technische Qualität der Tonbandaufnahme erlaubte nur eine sehr erschwerte und unsichere Transskription und Auswertung; drittens sprachen zeitökonomische und personelle Gründe für eine Begrenzung des Materials.

Abgesehen von ganz allgemeinen Gründen, sich einem Interview zu Forschungszwecken nicht zur Verfügung stellen zu wollen, machte die Nichtbereitschaft einzelner angesprochener Frauen, über das Thema zu sprechen, in einigen Fällen die Unsicherheit und die Abwehrmechanismen deutlich, die offensichtlich gerade mit diesem Thema verbunden sind. Einige Interviews kamen nicht zustande, weil im letzten Moment abgesagt oder immer wieder auf einen unbestimmten Zeitpunkt verschoben wurden, oder die Gesprächspartnerin trotz Zusage beim vereinbarten Termin – mehrmals – nicht erschien, oder auch während der Durchführung des Gesprächs „moralische Bedenken“ gegen eine wissenschaftliche Auswertung der Aussagen angemeldet wurden, so daß das betreffende Interview eben nicht verwertbar war. Eine in der Forschung über Migrantinnen tätige deutsche Frau begründete ihre endgültige Absage nach mehreren vergeblichen telefonischen Anfragen mit „momentanen emotionalen Barrieren bei diesem Thema“, ohne diese näher erklären zu wollen. In allen letztlich durchgeführten Gesprächen wurde ich von den Interviewpartnerinnen – ungefragt – geduzt, selbst von denjenigen, die im telefonischen Vorgespräch noch die „Höflichkeitsform“ der Anrede gewählt hatten.

Für die genaue interpretative Arbeit in der Auswertung der schließlich vorliegenden Texte ist wie ausgeführt ein großer zeitlicher Aufwand notwendig und sinnvoll: Mehrere Materialhauptdurchgänge sind zu leisten, die nach einem Stufenplan durchgeführt wurden. Erstens mußten bei Beginn der endgültigen Auswertungsphase alle Interviews noch einmal angehört werden, um eventuell vorhandene aus dem bisherigen Forschungsprozeß gewonnene „Eindrücke“ – manchmal schon gewertet als Erkenntnisse – gegebenenfalls zu korrigieren. Zweitens wurden alle Gespräche gelesen, um eine kategorisierende Strukturierung des Gesamttextes vornehmen zu können. Drittens wurden dann anhand ei-

nes erneuten Materialdurchgangs Bedeutungseinheiten festgelegt und alle Interviewtexte kodiert. Diejenigen Bedeutungsklassen oder Kodes, die im Laufe der Untersuchung, das heißt während der Erhebungsphase der Vor- und Begleitstudie, schon gebildet wurden, mußten hier erklärt und durch das Material selbst nochmal begründet bzw. am Material überprüft werden. Die Fundstellen der so kodierten Texte wurden mit Hilfe des computergestützten Auswertungsprogramms zusammengestellt. Viertens wurden alle einzelnen Kategorien in weiteren Durchgängen des Gesamtmaterials verglichen, teilweise umgestellt oder modifiziert, manchmal wurde die Bildung neuer Kategorien notwendig.

Außerdem wurde für die Formulierung von Annahmen bei jeder Interpretation von Textstellen das Ausgangsmaterial, das heißt der Gesamttext, überprüft; erschienen Aussagen unklar oder nicht ausreichend, um eine bestimmte Annahme zu bestätigen, wurde immer wieder der gesamte Text zu Rate gezogen, und in vielen Fällen die Tonaufnahme noch einmal angehört, um zu überprüfen, ob die Aussage richtig interpretiert, aus dem Textzusammenhang erklärt ist und auch dem ganzen Einzelinterviews entspricht. Diese Regel: immer wieder in den Text zurück, wurde ein zeitraubendes Unternehmen und machte diesen Teil der Arbeit zu einer endlos scheinenden Wühlarbeit.

Die Entwicklung eines Interviewleitfadens erfolgte ebenfalls prozessual: er entstand im Laufe der einzelnen Gespräche. Bestimmte Fragen und Themen wurden anhand der jeweils vorangegangenen Interviews immer genauer eruiert und es bildeten sich Schwerpunkte heraus, die eine ergänzende Nachfrage in den folgenden Gesprächen notwendig machten, während anfangs die Vorgehensweise nahezu offen war und die anzusprechenden Bereiche nur grob festgelegt waren: Lebensentwurf und Beziehungen zu Migrantinnen. Auch die Reihenfolge der Themen innerhalb des Gesprächs änderte sich im Laufe der Zeit: die Überlegung, mit der aktuellen Situation im Kontakt zu Migrantinnen das Gespräch zu beginnen, um im Anschluß daran an die individuelle Lebensgeschichte anknüpfen zu können, stellte sich als ungünstig heraus, weil – wie eine der ersten Interviewpartnerinnen formulierte – „nicht einsichtig ist, was mein Leben mit dem Problem zu tun hat“ und folglich nicht darüber sprechen wollte. Bei umgestellter Reihenfolge kam der Erzählfluß quasi von selbst in Gang und die Gesprächspartnerinnen integrierten von sich aus den Problembereich in ihre „Lebenserzählung“. Einen Eindruck der verschiedenen Phasen der Festlegung vermitteln die Interviewleitfadenentwürfe im Anhang. Auf Probleme der Interaktion zwischen mir und der interviewten Frau, die sich aufgrund mancher Nachfragen ergaben, wird in der interpretatorischen Auswertung jeweils im einzelnen hingewiesen.

## 1.2. Vorstrukturierung des TextMaterials

Das durch die Interviews erstellte Textmaterial dieses empirischen Teils, das als Hauptstudie der Untersuchung ausgewiesen wurde, wurde entsprechend der Vorüberlegungen für die Auswertung in zwei große Bereiche eingeteilt: 1. Lebensgeschichte und 2. Beziehung zu Migrantinnen und anschließend anhand dieser Einteilung der gesamte Text jeweils inhaltlich zugeordnet. In einem weiteren Schritt wurden –gemäß der theoretisch angenommenen hohen Bedeutung von Zugehörigkeit für die Selbstkonstruktion zwei Grobkategorien festgelegt: das *Selbstbild* der deutschen interviewten Frauen und ihre *Wahrnehmung* ausländischer Frauen. Die zu diesen Kategorisierungen zuzuordnenden Fundstellen wurden im gesamten Text, das bedeutet in beiden Bereichen, zusammengestellt. Darüberhinaus wurden die Texte dieser Grobkategorien dahingehend untersucht, welche Themen und Situationen im Kontext der beiden Inhaltsbereiche angesprochen werden, wie diese dargestellt und reflektiert werden und welche Begründungen für Erfahrungen mit der eigenen Person oder/und im Umgang mit Migrantinnen gegeben werden, das heißt welcher Art die Aussagen sind: beschreibend, erklärend usw. und in welcher Verbindung sie mit den inhaltlichen Themen stehen; die Textstellen wurden entsprechend gekennzeichnet.

Nach Durchsicht dieses Materials konnten weitere Kategorien differenziert werden, die eine grobe Übersicht über Gemeinsamkeiten der einzelnen Interviews und auch Erkenntnisse aus der Erhebungsphase der Gespräche repräsentieren. Für beide Inhaltsbereiche ergaben sich aus dem Text so

zunächst die folgenden Bedeutungsklassen bzw. Kodes: A Kontakt zu Migrantinnen: Bedingungen der Kontaktaufnahme, Situationen, Phasen, Dauer, Weiterführung; B Informationen über Migrantinnen: woher, wann; C Probleme und Konfliktsituationen im Kontakt zu den anderen; D Wahrnehmung der anderen in verschiedenen Situationen: Verhaltensweisen der anderen; E Wahrnehmung des eigenen Verhaltens, Einschätzung der eigenen Gefühle. Für den Bereich der Lebensgeschichte kamen anhand der Aussagen folgende Untereinheiten hinzu: F Lebensentwurf, Kindheits- und Jugendgeschichte, Familiensituation, Zukunftsvorstellungen.

Dies erlaubte die weitere Kodierung des Textes; die Fundstellen wurden als Texte ausgedruckt, miteinander verglichen, neue Kodierungen anhand der Inhalte vorgenommen und die Aussagen der Kategorien reduziert. Die Themen, die sich aus dem Material jeweils „herausschälten“, wurden in einem weiteren Textdurchgang für diese Kategorien nochmals kodiert. Genaue Angaben darüber finden sich in den jeweiligen Kapiteln zwei bis einschließlich fünf, ebenso wie für die Verschiebungen der Kodes und Neuordnungen des Textes, die im Laufe der erklärenden Zusammenfassungen der Aussagen und der anschließenden Darstellung stattfanden.

Schließlich wurde für die Dokumentation dieses Auswertungsprozesses Themenbereiche festgelegt und die folgende Reihenfolge gewählt: als Verstehensgrundlage zunächst ein vergleichender Überblick über die lebensgeschichtlichen Daten, wie sie in den Aussagen der interviewten deutschen Frauen vorlagen; danach die Reflexionen genannten Aussagen der Interviewpartnerinnen zu ihrer Selbstkonstruktion; anschließend die Erfahrungshorizonte der deutschen Frauen mit Migrantinnen, in denen die deutschen Frauen als Konstruierende eines Fremdbildes analysiert werden und deren Handlungshorizonte, die die Selbst- und Fremdkonstruktion in den konkreten Beziehungen der deutschen engagierten Frauen zu Migrantinnen anhand der Beschreibungen der Interviewpartnerinnen aufschließen sollen.

Die Interviews selbst tragen Nummern von 1 bis 15; diese entsprechen der chronologischen Reihenfolge der Datenerhebung. Textstellen sind gekennzeichnet nach diesen und nach den genauen Zeilennummern. In meiner Dokumentation der Untersuchung wurden also für die interviewten Frauen keine Pseudonyme gewählt, da ich selbst mit jeder Nummer automatisch im Laufe der Arbeit an und mit den Texten immer den eigentlichen Namen der Interviewpartnerin „mitdachte“ und gleichfalls deren Persönlichkeit mir vertraut und präsent war; insofern hätte eine Umbenennung für mich eine subjektive Bedeutung gehabt, wenn auch keine inhaltlichen oder sonstigen Folgen. Aus diesen Gründen – und weil ein falscher Name genauso wenig oder genauso viel wie eine Zahl die Identität eines Menschen bewahrt oder verfälscht – beließ ich es bei den numerischen Benennung.

Transskriptionsregeln: Alle stimmlichen Äußerungen erscheinen verbalisiert: zum Beispiel: Ähm, hmm usw. Sprachbegleitende Äußerungen sind in Klammern gesetzt: entweder (lachend) oder – wenn vor oder nach der Rede stattfindend – (lacht); ebenso Änderungen des Redeflusses oder der Art und Weise des Sprechens: (laut:)/(sehr leise). ... bezeichnen eine Pause bis ca. drei Sekunden, ... eine Pause von mehr als drei Sekunden. Meine Bemerkungen erscheinen kursiv und ohne Anführungszeichen. Die üblichen Interpunktionsregeln bezeichnen ansonsten Frage (?), Ausruf (!), offenes Ende (kein Satzzeichen) oder eine atemholende Pause (, oder .). Von den interviewten Frauen selbst besonders hervorgehobene, betonte Wörter oder Satzteile sind kursiv gedruckt und unterstrichen.

## Anmerkungen

- 1 vgl. zur Definition eines Rayon Anmerkung 295 in I. 3.4.
- 2 In der Zeit von Dezember 1989 bis Dezember 1995
- 3 Zwei Vorträge mit anschließender Diskussion von mir selbst: im Dezember 1991 im Rahmen einer Vortragsreihe der TU-Berlin zum Thema „Frauen im Islam: Vorurteile und Projektionen im interkulturellen Vergleich“; hier handelte es sich vor allem um die Zusammenfassung der theoretischen Vorarbeiten für die vorliegende Untersuchung; und im März 1992 im Rahmen einer Begleitveranstaltung zur Ausstellung der Ausländerinitiative Freiburg: „Frauenalltag in der Männerwelt“, mit dem Thema: „Das Bild der ausländischen Frau.“



Diskussionsansätze zwischen deutschen und ausländischen Frauen“; hier wurden weniger theoretische als vielmehr unmittelbar praktisch-kommunikative Probleme erörtert. Bei beiden Vorträgen waren vorwiegend Frauen anwesend (insgesamt ca. 50 bzw. 100, davon ca. 10 bzw. 5 Männer).

- 4 Es ging vor allem um den Zusammenhang zwischen Rassismus und Sexismus; als Unterthema wurde die Frage formuliert: „Wann wird Widerstand gegen Sexismus zu Rassismus? (...) Systeme der Unterdrückung von Frauen (Sexismus) und der Unterdrückung von ‚Fremden‘ (Rassismus) (gehören) zu den wesentlichen Instrumenten der Durchsetzung sozialer und politischer Ungleichheit. Rassismus und Sexismus führen zu einer Spaltung unter Frauen. Sie lassen sie zu Mittäterinnen und zu Konkurrentinnen werden. Ist die Angst vor dem ‚Fremden‘, dem ‚fremden‘ Mann, Rassismus? Was haben Rassismus und Sexismus miteinander zu tun? Was ist Fremdheit und was macht aus ‚Anderen‘ Fremde? Woher kommen die Schwierigkeiten, Gemeinsames zu erkennen ohne Unterschiede zu negieren bzw. zu bewerten?“
- 5 Aus dem schriftlichen Seminarprotokoll: „Ob und wo ausländische Frauen (in der unserer politischen Arbeit, D. L.) vorkommen, führt auch zu der Frage, ob und wie wir mit ausländischen Frauen zusammenarbeiten, im In- und Ausland“.
- 6 veranstaltet vom „Arbeitskreis sozialdemokratischer Frauen“; in zeitlichem Abstand von etwa einem Jahr zu dem vorher erwähnten Seminar.
- 7 vgl. I. 2.6. dieser Arbeit
- 8 Keine dieser Frauen war mir vor den Gesprächen persönlich bekannt.

## 2. ÜBERBLICK ÜBER DIE BIOGRAPHISCHEN DATEN

Gemäß der Vorstrukturierung des Interviewtextmaterials in verschiedene Bedeutungsklassen wurde zunächst der Bereich der lebensgeschichtlichen Daten ausgewertet. Die Daten sollen subjektiv „vorinterpretierte Hintergrundinformationen“ liefern für den eigentlichen „Problembereich“ der Untersuchung: Beziehung zu Migrantinnen. In allen zur Auswertung ausgewählten Interviews wurde diskursiv vorgegangen, das heißt während der Gespräche wurden die Aussagen der Interviewpartnerinnen von mir vorinterpretierend zusammengefaßt und gegebenenfalls konkretisierend nachgefragt.

Das entsprechende Textmaterial ist strukturiert nach den Aussagen der Interviewpartnerinnen zu Lebenssituation, Lebensgeschichte, Lebensentwurf und Lebensperspektiven, das bedeutet eingeteilt in diejenigen Themenbereiche, die nach der „Erzählaufforderung“ von den interviewten Frauen zum Mitteilen selbst ausgewählt wurden; diese thematischen Ebenen sind wiederum in verschiedene sich aus dem Material ergebende Kategorien zusammengefaßt. Schon in der Erhebungsphase und nach Durchführung der ersten Interviews wurden diese Strukturierungsdimensionen in einen Interviewleitfaden aufgenommen als in den folgenden Interviews von mir anzusprechende Themenkomplexe.

In den meisten der von mir geführten Gesprächen sind die Aussagen zur Lebensgeschichte in einen zusammenhängenden Text integriert, das heißt innerhalb einer Erzählung zu finden; hier sind die Äußerungen nur selten durch meine Fragen unterbrochen. Das bedeutet nicht, daß in anderen thematischen Kontexten des jeweiligen Interviews Aussagen zu Lebensentwürfen nicht vorkämen. Diese werden ebenfalls – ausgehend von der nicht unterbrochenen Erzählung – in die folgende Dokumentation einbezogen. Ein ungestörter Erzählfluß hat für mein Verstehen und meine nachvollziehende Interpretationsarbeit allerdings den Vorteil, daß weitgehend und ohne Schwierigkeiten der subjektiven Deutung der Interviewpartnerinnen über Zusammenhänge, Brüche, Widersprüche und Kontinuitäten in ihrem Leben als Ganzem gefolgt werden kann bzw. die aus dem Material „herausgezogenen“ Daten im Kontext überprüft werden können.

Das erhobene Material wäre – wie erwähnt – einer rein biographischen Auswertungsmethode deshalb zugänglich; aus schon dargelegten Gründen beschränkt sich meine Dokumentation dieser Aussagen auf einen querschnittlichen Überblick über die Analyseeinheiten und deren jeweils am Material überprüften Deutungen. Jeweils anschließende vergleichende Zusammenfassungen stellen zugleich erste Hypothesen dar über Gemeinsamkeiten und Unterschiede der deutschen Frauen in diesem Bereich. Sie müssen zu den Auswertungsergebnissen in weiteren Bereichen in Beziehung gesetzt werden.

„Äußere Eckdaten“ zur Lebenssituation der Interviewpartnerinnen (Alter, Familienstand, Religionszugehörigkeit und Berufsausbildung usw.) wurden von mir soweit möglich in einigen Fällen vor Beginn des Gesprächs aufgenommen, das heißt abgefragt, ansonsten dem Textmaterial entnommen – wenn beispielsweise die als „natürlich“ geplante Gesprächssituation keine Gelegenheit bot zu diesem etwas unnatürlichen Abfragen. Um einen Eindruck innerhalb des Falles insgesamt zu geben, sind in der folgenden Dokumentation die den Kategorien entsprechenden Verteilungen quantifiziert. Sie repräsentieren also allein das mir in der Phase der Auswertung vorliegende empirische Material.

Die subjektiv gedeuteten Aussagen beziehen sich auf die Dimensionen *Kindheit*, *Jugend*, *Aktuelle Situation* und den *Zeitpunkt der Kontaktaufnahme* mit Migrantinnen.<sup>1</sup> Die Kategorien der Dimension *Kindheit* sind: Autoritätsstruktur bzw. Beziehungen innerhalb der Familie, geschlechtsspezifische Situation, Lebensperspektiven oder Phantasien über den Lebensweg, „schönste Kindheitserinnerungen“; in der Dimension *Jugend*: Bildungserwartungen oder Vorstellungen über Beruf und Zukunft, Wunschträume als Jugendliche, Sexualität und Selbstwahrnehmung; in der Dimension *Aktuelle Situation*: Lebensentwürfe und persönliche Utopien sowie die Reflexion über bisher Erlebtes; in der Dimension *Zeitpunkt der Kontaktaufnahme* mit Migrantinnen: Etappen, Phasen, Motive und Weiterführung der Kontakte, Informationsstand über die anderen Frauen beim ersten Kontakt und eine Einschätzung der persönlichen Motive für die Begegnung.

## 2.1. Äußere Daten der Dimensionen Aktuelle Situation, Kindheit und Jugend

Die Gesprächspartnerinnen der fünfzehn in die Auswertung einbezogenen Interviews sind zwischen 23 und 49 Jahre alt. Familienstand: nicht verheiratet (acht); verheiratet (fünf), davon mit Partner aus dem islamischen Kulturkreis (drei); geschieden (zwei), davon von einem Partner aus dem islamischen Kulturkreis (eine). Kinder: ohne (neun), davon Schwangere zum Zeitpunkt des Interviews (zwei); mit einem Kind (vier); mit zwei Kindern (eine); mit einem Kind und einem Enkelkind (eine); Wohnorte: Großstadt (zwölf); Kleinstadt (zwei); Dorf (eine); Wohnsituation: allein (drei); mit (Ehe)Mann (fünf), mit einer Frau in Wohngemeinschaft (fünf); mit Freundin/Partnerin (eine); mit einem Mann in Wohngemeinschaft (nicht Partner) (eine).

Aktueller oder erlernter Beruf: Sozialarbeiterin (vier); Politologin (zwei); Pädagogin (vier); Studentin (Politologie, Sozialarbeit) (zwei); Psychologin (eine); Notarhilfin/Sekretärin (eine); Soziologin (eine). Ausbildungswege: Zweiter Bildungsweg (sieben). Als Autorin tätig (sechs).

Religion: christlich evangelisch säkularisiert<sup>2</sup> (acht); christlich katholisch säkularisiert (fünf), davon eine zeitweise (wg. Heirat) zum Islam konvertiert; ohne Religion (zwei).

Fremdsprachenkenntnisse außereuropäischer Sprachen: keine (dreizehn), davon „ein wenig, aber nicht ausreichend“ türkisch, persisch, arabisch (sieben), und türkisch, persisch, arabisch „mal lernen wollen“ (fünf); türkisch „fließend“ (zwei).

Geschwistersituation in der Herkunftsfamilie: als Einzelkind aufgewachsen (vier); mit einem Bruder (fünf); mit einer Schwester (eine); mit zwei Brüdern (eine); mit zwei Schwestern (eine); Älteste von vier Geschwistern (zwei); als Jüngste von fünf Geschwistern (eine); von vier Frauen starben je ein Geschwister im Kindesalter. Ort der Kindheit/Jugend: (West)Deutschland: im Dorf (sechs); Kleinstadt (vier); Dorf und Kleinstadt (eine); Dorf und Umzug in die Großstadt (drei); Kleinstadt und Umzug in die Großstadt (eine).

Berufe der Mutter/des Vaters: Hausfrau (zwölf) in Kombination: mit Arbeiter (sechs), Angestellter (drei), kleiner Beamter (eine), Seefahrer (eine), Künstler (eine); Arbeiterin/Arbeiter (eine); Angestellte/Arbeiter (eine); Meßnerin/Arbeiter (eine); bei zwei Frauen mußten die Hausfrau-Mütter durch Frührente des Vaters „wieder arbeiten“, bei einer Frau durch den „frühen Tod“ des Vaters.

## 2.2. Aussagen über Kindheit, Jugend und Familiensituation

### (1) Personen und ihre Beziehungen innerhalb der Herkunftsfamilie

Die Darstellungen der Aussagen richten sich im folgenden weitgehend nach der Originalredeweise der Gesprächspartnerinnen; vollständig übernommene Ausdrücke und Formulierungen stehen in Anführungsstrichen.

Beim Thema Familiensituation wird – im Zeitablauf des Interviews gesehen – bei fast allen immer zuerst vom Vater berichtet. Der Vater war oder ist ein „absoluter“ oder „totaler Patriarch“ (zweimal genannt)<sup>3</sup>; sehr dominant, „die“ Autorität (viermal); er terrorisierte/mißhandelte die gesamte Familie, machte große Angst (viermal); er war ein „Sonntagsvater“, „nach außen“ und „in größeren Dingen“ die ausschlaggebende Autorität der Familie (viermal); er war und ist „autoritär“ (zweimal); er war „nur marginal präsent“ (einmal); ein „angenehmer Besucher“ (einmal).

Zwei Frauen sagen aus, daß sich die Situation in der Familie durch den Tod des Vaters dahingehend änderte, daß in einem Fall der ältere Bruder die – autoritäre – Rolle des Vaters übernahm bzw. fortsetzte, und im anderen Fall die Mutter die Vaterrolle „mit übernahm“. Bei einer anderen Gesprächspartnerin war die häufige Abwesenheit des Vaters Grund für den Bruder, immer in dieser Zeit die väterliche Autorität auszuüben.

Die Mutter hatte oder hat eine „traditionelle“ oder „klassische Rolle“, die Haushalt und Kinder als ihre wichtigsten Aufgaben betrachtete (elfmal); sie „kämpfte mit weiblichen Mitteln“, „hintenrum“

übte sie Macht aus und war „nach innen“ stark (dreimal); sie war „stumm zu allem“ und „lieb leidend“, zeigte „keinerlei Persönlichkeit“ (zweimal); sie war Ansprechpartnerin und Vertrauensperson (vierzehnmal), auch bei Konflikten mit dem Vater (sechsmal) („sie half mir gegen den Vater“); sie hat „bestimmt“, war „stark im Großen“, sonst „traditionell im Kleinen“ (einmal); sie hatte „eher die Vaterrolle“ (einmal); war die „Managerin im Haus“ (einmal).

Werden die Aussagen über die Mutter bzw. den Vater einander zugeordnet, zeigen sich insgesamt drei verschiedene Kombinationen oder Muster, die jedoch sehr ungleichmäßig vertreten sind. Nur in zwei Interviews gibt es keine Typisierung der Mutter als traditionell in Verbindung mit einer Beschreibung des Vaters als nicht dominant-autoritär: in einem dieser Interviews wird die Mutter als Managerin im Haus bezeichnet und mit dem Vater als angenehmen Besucher verbunden, in dem anderen dieser Interviews ist die nur im kleinen traditionelle Mutter („Vaterrolle“) mit dem kaum vorhandenen „marginal präsenten“ Vater kombiniert; in allen anderen Interviews sind alle übrigen Beschreibungen des Vaters als auch der Mutter verbunden bzw. kombiniert mit einer zentralen Aussage über die Mutter, nämlich derjenigen der Mutter in einer klassischen Rolle.

Hier gibt es demnach ein relativ schematisch gedeutetes und eindeutiges „Familienmuster“: die Beschreibung der klassisch traditionellen Mutter beinhaltet verschiedene Verhaltensaspekte und hat verschiedene Funktionen: sie ist Vertrauensperson für die Kinder, hat keine Persönlichkeit und leidet oft ohne sich aufzulehnen; allerdings und andererseits kämpft sie mit den ihr zur Verfügung stehenden weiblichen Mitteln innerhalb der Familie gegen den übermächtigen Vater, dessen Verhalten oft genug nicht nur sehr autoritär und dominant ist, sondern der auch als Mißhandler auftritt und Angst verbreiten vermag.

Sechs Interviewpartnerinnen bezeichnen den Erziehungsstil ihrer Mütter und/oder Väter ihnen gegenüber als „streng moralisch“ oder „moralisch-religiös“; eine als „ziemlich liberal“; eine Frau empfindet ihre Erziehung durch den Vater als „typische Jungenserziehung“ mit der Begründung, sie „hätte ein Junge werden sollen“. Nach den Schilderungen der anderen Gesprächspartnerinnen wies die geschlechtsspezifische Situation in der Familie das „übliche Muster“ auf: Hausarbeit blieb Mädchen und Frauen vorbehalten; besonders die Frauen, die jüngere Geschwister und/oder Brüder haben, mußten diese unabänderliche Tatsache nach „einigen Kämpfen“ schließlich „zähneknirschend“ erkennen.

## (2) Kindheitserinnerungen und Zukunftsträume

In der Regel wurde von mir während der Interviews bei Schilderungen und Erzählungen aus der Kindheit nachgefragt nach Ereignissen, die als besonders schön oder positiv prägend im Gedächtnis geblieben sind. In einem Gespräch wurden Erinnerungen solcher Art überhaupt nicht angesprochen; in einem anderen kann sich die Gesprächspartnerin „nicht an etwas Schönes erinnern“. Eine weitere meint, sie habe aus dieser Zeit an Stelle schöner eher „sehr schlimme“ Erinnerungen an den betrunkenen, die Mutter schlagenden Vater. „Spezielle Erinnerungen“ habe sie nicht, sagt eine andere Interviewpartnerin, jedoch sei sie immer gerne zur Schule gegangen wegen der vielen Kontakte, die dort möglich gewesen wären.

Desweiteren werden hier erwähnt: das Lesen als „Flucht“ aus der Realität (dreimal); der zeitweise Aufenthalt bei einer Pflegefamilie, in der „man Einzelkind und dadurch Hauptperson war“ (zweimal); der beschützende Bruder, bei dem „man sich geborgen fühlte“ (einmal); das „ländliche Idyll“ und die traditionellen Rituale bei Dorffesten (zweimal); das Spielen und Hüttenbauen im Wald, die Großmutter hinter dem Ofen (einmal); die Spiele mit Bruder und Mutter („Einheit“) ohne den Vater (einmal); der Bezug zur Natur und „auf dem Land“ zu sein (dreimal); die ständige und unbedingte Bereitschaft der Mutter, ihren Kindern und vor allem der Tochter für Gespräche zur Verfügung zu stehen (einmal).

An Aussagen über frühe Zukunfts- und auch Berufsvorstellungen lassen sich aus dem Text entnehmen: heiraten, aber berufstätig sein, sich niederlassen und eine Familie gründen (sechsmal); nicht hei-

raten, keine Kleinfamilie haben, auf keinen Fall so leben wie die Mutter (siebenmal); viel „Bildung“, Schule, Universität besuchen (fünfmal); „Menschen helfen“ (dreimal); „raus“, weggehen, reisen, die Welt angucken, viele Leute kennenlernen (fünfmal); selbständig leben (zweimal); finanziell unabhängig sein (zweimal).

Als konkrete Berufswünsche aus dieser Zeit werden erinnert: Lehrerin (zweimal); Krankenschwester (zweimal); Schauspielerin (einmal); Malerin (einmal); Erzieherin (einmal).

### **(3) Sexualität, Selbstwahrnehmung und Konfliktstrategien als Jugendliche**

Die Interviewpartnerinnen beschreiben sich selbst und die Wahrnehmung ihrer Sexualität rückblickend folgendermaßen: „Weil es keine Sexualität gab“, habe sie keine Erinnerung an Sexualität und folglich auch keine Probleme damit gehabt, meint eine Frau. Andere empfanden sich durch strenge Moralvorschriften (zu Hause) und strenge Sexualmoral als „verklemmt“ (dreimal); oder schildern die Wahrnehmung von Sexualität in ihrer Jugend als „unheimlich“, weil unmoralisch (zweimal). Eine Interviewpartnerin schildert, sie hätte viele nicht ernsthafte Beziehungen gehabt, sie wäre „rumgeflippt“; eine andere „hatte wahnsinnigen Spaß daran, bei Männern anzukommen“; eine wollte „nichts mit Männern machen, da es problematisch war“ und eine „fand, daß Spielchen zwischen Jungs und Mädchen affig“ wären.

Meist in Zusammenhang damit stehen Aussagen zum Selbstwert und zu den Gefühlen in diesem Lebensabschnitt und zur Wahrnehmung des eigenen Körpers. In etwa der Hälfte der Interviews wurden diese Beschreibungen sowie Überlegungen zur Wirkung der eigenen Person auf andere Menschen von mir durch eine konkrete Frage eingeleitet: *Fandest oder empfandest du dich in dieser Zeit (als Jugendliche) attraktiv?* Das Empfinden des eigenen Äußeren als geringwertig steht bei vielen Aussagen im Vordergrund und bedingt auch andere Probleme: Einige fanden sich sehr unattraktiv, häßlich, zu dick, „potthäßlich“ (fünfmal); oder sie litten „sehr“ unter ihrem Äußeren, „unter der Unauffälligkeit“, „ich kann nichts, bin nichts“, „bin überhaupt nicht begehrenswert“ (viermal); oder sie fühlten sich „unwohl“, „immer fehl am Platz“, einsam, „verschlossen“, unselbständig, benachteiligt, „sehr arm“, „zu arm“ (viermal); andere fanden sich attraktiv, hatten keine Probleme mit der äußeren Erscheinung, haben sich überwiegend gut gefühlt (dreimal); oder sie wären „kämpferisch, rebellisch, politisch aktiv, kontaktfreudig, engagiert, sportlich“ gewesen (zweimal); eine Interviewpartnerin sagt in diesem Kontext aus, sie wäre „sehr ehrgeizig“ gewesen.

Über konkrete Konflikte in ihrer Kindheit oder Jugend sprechen die meisten Interviewpartnerinnen nicht; eine erklärt, sie habe „sehr viel verdrängt“, eine andere „wagt es kaum zu sagen“, daß sie sehr glücklich und konfliktlos aufgewachsen wäre, „weil es heutzutage ja fast zum guten Ton gehört, unglücklich gewesen zu sein“. Ganz allgemein werden große „schwerwiegende“ Konflikte beschrieben von denjenigen Frauen, die unter der Dominanz des patriarchalisch herrschenden und/oder gewalttätigen Vater litten: als Jugendliche gab es „große Konflikte mit dem Vater auszutragen“ (viermal). In drei Fällen wurde das Problem einer ungewollten Schwangerschaft durch Heirat des Kindsvaters und/oder durch Wegzug von der Familie „geregelt“. Für „bestimmte persönliche Probleme in der Pubertät“ wurden Bezugspersonen als „Ansprechpartner/innen“ gewählt, mit denen über die Probleme selbst oder auch über Lösungen kommuniziert werden konnte: ausschließlich mit „Freundinnen“ wurde über die eigene Person und „auch sexuelle“ Probleme geredet (viermal); mit der Mutter über persönliche, aber „nie über sexuelle“ Probleme (viermal); oder mit der Mutter und mit Freundinnen (viermal); nicht mit der Mutter, aber mit „anderen Erwachsenen“ (zweimal); oder „bestimmte“ Probleme wurden ausschließlich „dem Tagebuch anvertraut“. Eine Interviewpartnerin führt aus, sie hätte nur sehr selten über sich selbst gesprochen; zwei weitere behaupten, sie hätten überhaupt „nie über sich oder Pubertätsprobleme“ geredet. Für keine einzige war der Vater Ansprechpartner.

## 2.3. Aussagen über die aktuelle Lebenssituation

### (1) Bisheriger Lebensweg

In vielen Kontexten der lebensgeschichtlichen Erzählungen werden Ereignisse und Situationen der Vergangenheit reflektiert und zwar bevorzugt unter den Aspekten der Kontinuität des eigenen Lebenswegs und der Motive eigenen Handelns. Detaillierte Schilderungen über Stationen, eventuelle Brüche und Widersprüche im Lebensverlauf jeder einzelnen Interviewpartnerin werden nicht dokumentiert, da es mir bei diesem querschnittlichen Überblick vor allem ankommt auf die rückblickende Einschätzung von subjektiven Handlungsentscheidungen und auf die Bewertung von lebensgeschichtlichen „Umständen“ des Handelns in der Vergangenheit als bedeutend oder nicht bedeutend für gegenwärtig gelebte Situationen.

Zwei Interviewpartnerinnen sagen allerdings nichts aus zu ihrer augenblicklichen Situation und deren Bezug zu eventuellen Lebensentwürfen: sie hätten „noch nie darüber nachgedacht“, in welchem Zusammenhang ihre aktuelle Lebensweise mit bewußten persönlichen Entscheidungen stehen könnte; eine Gesprächspartnerin hat zwar nachgedacht, ist aber zu keinem Ergebnis gekommen, da sie sich „momentan in einer Lebenskrise“ befände. Fünf weitere meinen, alles wäre „in einer bestimmten Richtung ganz früh“ angelegt gewesen, sowohl das politische Engagement als/oder auch das ausgeprägte Bildungsinteresse. Ein großer Teil der Gesprächspartnerinnen ist jedoch der Überzeugung, daß alles „eher Zufall“ war und daß alles, was passierte, von den äußeren Bedingungen abhing; sie habe in ihrem Leben angesichts entsprechender Umstände „reagiert, nicht selbst agiert“, erklärt eine dieser Interviewpartnerinnen.

Noch eindeutiger in diese Richtung weisen die Aussagen über Motive der aktuellen Berufswahl. Nur zwei der Gesprächspartnerinnen führen an, daß politische Überlegungen für die Wahl der augenblicklichen Tätigkeit bestimmend waren. Acht meinen hingegen, daß „äußere Umstände“, zum Beispiel die Schwierigkeit, „überhaupt einen Job zu bekommen“, ausschlaggebend waren und so sich Entscheidungen in diesem Bereich ebenfalls „zufällig ergeben“ hätten.

Die Frage nach der Entscheidung für oder gegen einen bestimmten Lebensweg, das bedeutet für oder gegen die aktuelle Lebensform und Tätigkeit, leitet sich für einen kleineren Teil der interviewten Frauen konsequent und zwangsläufig ab aus ihrer allgemeinen Lebensrichtung und aus ihrem adäquaten Engagement für die „richtige“, gemeint ist eine den Überzeugungen entsprechende, Existenzweise. Der andere größere Teil der Interviewpartnerinnen fühlt sich eher unsicher und ist skeptisch gegenüber der Wirkung und vor allem gegenüber den Verwirklichungsmöglichkeiten eigener Handlungsentscheidungen; in dieser Sichtweise unterliegen die individuellen Wünsche der prägenden Kraft der realen äußeren Bedingungen. Von einigen dieser Gesprächspartnerinnen wird hier sogar die Unmöglichkeit betont, entgegen widriger Umstände in einer bestimmten Situation zwischen verschiedenen Möglichkeiten „frei“ wählen zu können.

### (2) Lebensplanung und Perspektiven

In dieser Kategorie liegt den hier geschilderten Aussagen meist eine konkrete Frage meinerseits nach möglichen Lebensperspektiven oder eventuell vorhandenen persönlichen Utopien zugrunde. Im zeitlichen Ablauf der Interviewsituation handelt es sich entweder um das Ende des gesamten Gesprächs oder aber um die Phase unmittelbar im Anschluß an die zusammenhängenden Aussagen zur Lebensgeschichte, das heißt vor dem Einstieg in den problemorientierten Teil des Interviews.

„Zur Zeit“ sei sie in einer Krise, wo sie sich frage, „was fange ich mit dem Rest meines Lebens an“, leitet eine der Gesprächspartnerinnen ihre Ausführungen ein. Sie spricht nur in diesem thematischen Zusammenhang von einer Krise, in der sie sich befände, in anderen Kontexten desselben Gesprächs taucht diese Einschätzung nicht mehr auf. Sie sagt weiter, daß sie „auf jeden Fall aus Deutschland weg“

wolle. Ihren ursprünglichen Traum „einmal um die Welt zu segeln“, habe sie allerdings verworfen, da der Preis dafür – für sie als Frau – zu hoch sei: zu „diesen Frauen“ wolle sie nunmal nicht gehören. „Viele Reisen machen“ ist auch der Zukunftsplan derjenigen Gesprächspartnerin, die gern „alte Städte“ anschaut: sie möchte „Alte-Tempel-Routen“ verfolgen, beispielsweise nach Kambodscha und Jordanien reisen. Wegen der erwähnten augenblicklichen Lebenskrise „auf allen Ebenen“ seien für diese Interviewpartnerin Aussagen darüber „schwierig“; sie sei eben auf der Suche nach einem Lebensziel, da sie „eigentlich kein Lebensziel, kein Ziel überhaupt“ habe, oder nicht wisse, ob sie eins habe; jedenfalls wolle sie nicht das weitermachen, „was bisher so lief“. Eher keine „speziellen Vorstellungen“ hat auch eine andere Interviewpartnerin, nur möchte sie ihre Arbeit nicht mehr „in dem Sinne“ weiterführen.

Neben vagen Reisevorstellungen und undeutlichen Zukunftsplänen werden in allen Gesprächen Gedanken über den weiteren möglichen Lebensweg geäußert, die sich thematisch auf unterschiedliche Ebenen beziehen, das heißt auf berufliche Perspektiven und Aufstiegschancen, auf räumliche persönliche Veränderungen, auf den Wechsel der individuellen Lebensformen, auf Änderung oder Bewahrung von interpersonalen Beziehungen und Familienstand: „Verschiedene Sachen“, zum Beispiel „Jobs“ an immer verschiedenen Orten machen (dreimal); eventuell längere Zeit ins Ausland gehen, mit oder ohne Familie (dreimal); mit „mehreren Menschen“, „Freunden“, auch Kindern, zusammenleben (zweimal); eine neue Arbeit machen und mehr Geld verdienen (einmal); keine Kinder haben, Arbeit als wichtigsten Lebensinhalt sehen und verwirklichen, Projekte realisieren (zweimal); Kinder kriegen, Zweisamkeit leben, Beruf ausüben (einmal); Zweierbeziehung, eventuell als Ehe mit Kind, aber auf keinen Fall ein „Kleinfamilienleben“ führen (einmal); keine Zweierbeziehung, allein, „aber nicht einsam“ und selbständig leben (einmal); Bauchtanz perfektionieren (einmal); neue Lebensformen ausprobieren, zum Beispiel mehrere Partner haben und/oder zusammen leben mit Menschen unterschiedlicher Kulturen (einmal); kurzfristig ideenreich – wie immer – weitermachen, „langfristig“ sei „alles offen“ (einmal).

## **2.4. Aussagen zur Kontaktaufnahme mit Migrantinnen**

Hier leiten die Aussagen unmittelbar über von den „rein“ lebensgeschichtlichen Deutungen zum inhaltlichen Schwerpunkt der Untersuchung. Dabei wurden der zeitliche Ablauf des Kontakts mit Migrantinnen, die zum Kontakt führenden Anlässe und Bedingungen, die persönlichen Gründe für die Kontaktaufnahme und letztlich auch die Frage erörtert, inwiefern oder ob überhaupt der Kontakt zu den Frauen anderer Kultur den persönlichen Kenntnisstand über die Frauen, oder über ihre „Kultur“, bei den deutschen Frauen verändert hat. Diese Bewertung durch die Interviewpartnerinnen ist deshalb aufschlußreich, weil hier unter anderem auch vorhandene Einstellungen und das Bewußtsein darüber erkennbar wird und eine Deutung zuläßt über Kommunikationsbedingungen und Kommunikationsformen der deutschen Frauen mit Migrantinnen, die in der weiteren Analyse eine Rolle spielen.

### **(1) Motive und Bedingungen**

Dem Textmaterial entnehmen lassen sich Beschreibungen der Interviewpartnerin über Auslöser oder spezielle lebensgeschichtliche Anlässe, durch die Kontakte entstanden sind, ebenso wie die Rahmenbedingungen des Kontakts, das sind die äußeren Umstände und Gegebenheiten, innerhalb derer der Kontakt zustandekam. In manchen Interviews werden solche Beschreibungen in Begründungszusammenhänge gestellt, die das Eingehen auf die Kontaktmöglichkeiten mit Migrantinnen näher erläutern sollen. Die Gründe, warum gerade zu diesem jeweils bestimmten individuell-biographischen Zeitpunkt Kontakte gesucht und gefunden wurden, sind nicht so einfach zu erfahren und zu erfassen, da nur die Interviewpartnerinnen selbst den motivationellen Hintergrund offenlegen und deuten können, sofern dieser ihnen reflektorisch zugänglich ist.

Über den Erstkontakt zu „ausländischen Frauen“ wird ausgesagt, er habe sich „relativ zufällig ergeben“: und zwar ausgelöst – „angeregt“ – oder vermittelt durch eine Beziehung zu einem Partner aus dem islamischen Kulturkreis (sechs Gesprächspartnerinnen) oder durch einen vorhandenen „politischen Anspruch“ und ein ausgeprägtes global-politisches Interesse (sechs Gesprächspartnerinnen) allgemein sowie durch die „Frauenfrage als politisches Thema“ im besonderen (drei Interviewpartnerinnen). Als konkrete „erste Orte der Begegnung“ werden genannt: Nachbarschaft, Studentenwohnheim, Arbeitsplatz, Familientreffen, Feste, wie zum Beispiel Hochzeiten, Räumlichkeiten des Ausländer-Projekts. Bestimmte Rahmenbedingungen, beispielsweise die politische und berufliche Arbeit mit Migrantinnen und hier insbesondere die Kooperation mit den anderen Frauen, waren und sind nach Auffassung der deutschen Frauen äußerst wichtige Voraussetzungen zur Aufrechterhaltung und vor allem zur längerfristigen Fortdauer der Kontakte. Anderenfalls, das heißt ohne diesen Rahmen, wären die Chancen zur Weiterführung des Kontakts sehr ungünstig.

Die Überlegung, warum überhaupt nähere Kontakte aufgenommen bzw. eingegangen wurden, wird von keiner Gesprächspartnerin von selbst erörtert. Auf intensives Nachfragen meinerseits werden folgende Erklärungen versucht: weil die Begegnung und die Konfrontation mit den Frauen „spannend; attraktiv; interessant; anders; neu; fremd“ waren (viermal); weil ein starkes durch eine christliche, humanistische Erziehung geprägtes „Gerechtigkeitsempfinden“ die Kontaktaufnahme nahelegten (dreimal); weil eine große Nähe zu den anderen empfunden wurde und zwar in bezug auf Moralvorstellungen, Erziehungsvorstellungen, Verhaltensweisen und Lebenserfahrungen (sechsmal); weil eben ein besonderes Interesse an Frauen bestand (zweimal); weil aus einem feministischen Anspruch – „feministisch-interkulturelle Fragestellungen“ – heraus gehandelt wurde (einmal).

Eine Weiterführung der Kontakte – so wie sie aktuell bestehen – wünschen zehn der Interviewpartnerinnen; drei Frauen möchten auch „weiter mit Frauen arbeiten, aber nicht unbedingt mit ausländischen Frauen“; zwei möchten „mal was mit Deutschen bzw. deutschen Frauen machen“.

Die Aussagen zur persönlichen primären Motivation, den Kontakt mit Migrantinnen zu suchen oder gesucht zu haben, sind insgesamt auffällig einheitlich in der Beschreibung als „zufällig sich ergebende Kommunikationsbeziehungen“, die sich gewissermaßen ohne „individuelles Dazutun wie von selbst ereignen“. In der Deutung der interviewten Frauen bestimmen hier allein die Dynamik der Situation und/oder die Rahmenbedingungen die Handlungsentscheidungen. In der Rückschau überwiegt offenbar in diesen Fällen das Gefühl, passiv und „außenbestimmt“ reagiert statt aktiv und selbstbestimmt gehandelt zu haben. In diesem Sinne und jedenfalls wurde der Kontakt von allen gefunden, das bedeutet: die sich bietende Gelegenheit zu Kontakten ergriffen, wenn auch insgesamt die Bereitschaft dazu subjektiv „unerklärlich“ und unreflektiert bleibt. Die Haltung der Gesprächspartnerinnen in dieser Frage könnte dahingehend interpretiert werden, daß die in diesen Situationen vielleicht wichtige irrationale Ebene der Gefühle als eine Erklärungsmöglichkeit für Handeln nicht beachtet, weil nicht gesehen wird.

Gesehen und in der Reflexion berücksichtigt wird diese Möglichkeit dann allerdings zur Erklärung der nächsten „Phase“ der eingegangenen Kontakte: rein theoretische und abstrakt-vage Begründungen treten zurück hinter den ausschließlich auf der Gefühlsebene argumentierenden Aussagen (insgesamt dreizehn), die allerdings ebenfalls recht allgemein bleiben.

Nach diesen Aussagen kann ein generelles erstes Ablaufmodell der Kontaktaufnahme mit Migrantinnen angenommen werden: Die Kontaktaufnahme ist zufällig; sie findet statt unter bestimmten Voraussetzungen: Vorhandensein eines personellen „Auslösers“ und/oder eines ideologischen Lebens-Hintergrunds; sowie eines unkomplizierten räumlichen oder/und thematischen Zusammenkunftsrahmens. Zur Kontaktaufrechterhaltung ist ein fester inhaltlich-thematischer Rahmen notwendig und zur Kontaktintensivierung die Projektionsmöglichkeit von Gefühlen. Kooperationsmöglichkeiten mit Migrantinnen innerhalb eines festen strukturellen Rahmens sichern nach Ansicht der interviewten Frauen die Kontaktfortdauer.



## (2) Informationsstand

Aufgrund vorinterpretierender Nachfragen meinerseits gibt es jeweils im Anschluß an Schilderungen von Begegnungen mit Migrantinnen innerhalb des lebensgeschichtlichen Interviewbereichs Aussagen zum Kenntnisstand über die „Frauen der anderen Kultur“.

Elf Interviewpartnerinnen geben an, sie hätten vor der Kontaktaufnahme eigentlich „gar keine Migrantinnen gekannt“ und folglich auch „gar keine Ahnung“ oder „keine bis sehr wenig Kenntnisse“ gehabt; diese Aussage wird dann näher erläutert: keine Kenntnisse außerhalb der „Standardliteratur“ über Frauen, außer dem „Üblichen“ aus „Medien oder Literatur“ und durch allgemeines politisches Interesse und „Fraueninteresse“. Eine Frau sagt aus, sie habe „Einiges gewußt über islamische Länder“, führt dies jedoch nicht näher aus. Drei Interviewpartnerinnen beschreiben die Art und Weise, wie sie ihre Kenntnisse erworben haben: durch einen längeren Aufenthalt (zweimal) oder durch Reisen in außereuropäische, islamische Länder und hier durch „Zusammenleben mit den Frauen und dabei Beobachtung ihres Tagesablaufs“; durch Romane, geschrieben von Frauen aus islamischen Ländern oder durch die in Deutschland, aber besonders in Frankreich, öffentlich geführte „Schleierdiskussion“, die „leider die üblichen Vorurteile“ bedient hätte. Die Inhalte der Literatur, Diskussionen, üblichen Medien usw. werden in keinem Fall eingehend erklärt; gleichwohl wird in allen Aussagen die wahrscheinlich mit diesen inhaltslosen Ausführungen in Verbindung stehende Absicht sehr deutlich, den früheren Kenntnisstand der Vergangenheit als unwichtig zu erklären, als ungültig für das aktuell geführte Leben ebenso wie für das augenblickliche Denken und Fühlen und auch in der konkreten Interviewsituation. Das hier sichtbare „Übliche“, gemeint sind Vorurteile, soll für die eigene Person keine Rolle mehr spielen, da sich die Zeiten und der persönliche Informationsstand geändert haben. Die Gesprächspartnerinnen haben „viel gelernt“ und sich weiterentwickelt. Sie grenzen sich damit vom „Standard“ und von denjenigen ab, die immer noch uninformiert sind oder sowieso keine Ahnung haben.

Zum Kenntnisstand nach der Kontaktaufnahme werden folgende Informationsquellen und Inhalte genannt: Aufsätze und Bücher: „was über die Kultur“ und über den Koran und seinen Einfluß auf die Kultur: „Literaturstudium über die Problematik“ (achtmal); dabei spezielle Beschäftigung mit „Ehrkonzepten“ (einmal), mit den verschiedenen Auslegungen des Koran (viermal) und die Stellung der Frau im Islam (einmal); „Jede Menge Bücher“ über ausländische in Deutschland lebende Frauen (dreimal); Gespräche mit „den Frauen selbst“ und Diskussionen im „islamischen Frauenkreis“ (zehnmal): Rituale in bezug auf Sauberkeit und Beten (einmal), Leben im Dorf (einmal); Gespräche mit dem Ehemann, anderen Männern und Freunden (fünfmal); Stellung der Frau im Islam; „Auseinandersetzung mit dem Thema“ innerhalb eines Ausbildungspraktikums im Ausländerinnenbereich (zweimal): traditionelles Frauenbild, Lebenssituation, Kulturkonflikt, Probleme von Migrantinnen; kulturelle und politische Aktivitäten (einmal); der Koran (einmal); „eigene Anschauung“ durch eine Reise in ein islamisches Land (dreimal).

Festzuhalten ist: Kenntnisse über die anderen werden überwiegend durch oder in der Kommunikation erworben. Der Islam – in gleicher Bedeutung auch „der Koran“ – als Religion, als „Kultur“ und als gesellschaftlicher Einflußfaktor sowie die Bedeutung dieses Islams für Frauen ist das Hauptthema der Begegnungen und auch der praktischen (Reisen) oder mehr theoretischen Beschäftigung (Lesen, Studieren, Forschen) mit Migrantinnen; eher nebensächlich erscheint hier die Lebenssituation und die „Problematik“ von Migrantinnen in Deutschland. Nach den Aussagen sind die Informationsvermittler überwiegend Migrantinnen, gefolgt von Büchern und männlichen Bezugspersonen des „islamisch-orientalischen Kulturkreises“, mit denen ein einziges Thema diskutiert wird: die Stellung der Frau im Islam. Eine einzige Interviewpartnerin hält sich an die direkte Quelle – den Koran –, alle anderen sprechen und lesen über den Koran, über die Stellung der Frauen mithilfe der Vermittler: Menschen oder Sekundärliteratur.

## 2.5. Annahmen über lebensgeschichtliche Gemeinsamkeiten der interviewten deutschen Frauen und Typisierungen

Querschnittlich und in groben Zügen können mit der Darstellung über die biographischen Daten gemeinsame lebensgeschichtliche Strukturen der Interviewpartnerinnen aufgezeigt werden. Es gibt verschiedene übereinstimmende Bereiche mit unterschiedlichen Abstufungen bzw. Reichweiten: im Ganzen gesehen sind zum Beispiel in einem bestimmten Teilbereich oder Entwicklungsprozeß gemeinsame Strukturen und Tendenzen für alle gemeinsam gültig; zweitens gibt es jeweils mehr als einer der Interviewpartnerinnen zuzuweisende Gemeinsamkeiten eines bestimmten Themas oder in einem bestimmten Bereich, die sie in diesem speziellen Fall sowohl aus der Gesamtheit der Interviewpartnerinnen heraushebt als auch von den einzelnen mit zu beschreibenden anderen Charakteristika unterscheidet. Diese Gemeinsamkeiten und Unterschiede sollen im folgenden zusammengefaßt werden. Die hier getroffenen Feststellungen sind die Datenbasis oder der Hintergrundrahmen für die anschließende Analyse der gedeuteten Selbst- und Fremdbilder und ihrer Bedeutung innerhalb von Identifikationsprozessen bei der Kommunikation mit Migrantinnen.

Drittens wäre eine Differenzierung denkbar nach inhaltlich zu benennenden unterschiedlichen „Lebensthemen“ der Interviewpartnerinnen, das bedeutet ein typisches Charakteristikum für jede einzelne herauszufinden, die sie jeweils von allen anderen abgrenzt. Eine solche auf die einzelnen Lebensverläufe abstellende Analyse ist im Rahmen dieser Arbeit jedoch nicht beabsichtigt und folglich aus der Art meiner Dokumentation des Forschungsprozesses auch nicht möglich.

Alle interviewten Frauen sind in einem christlichen Umfeld in Deutschland West aufgewachsen, alle haben ihr Leben auf dem Land in einem Dorf oder in der Kleinstadt begonnen; nur ein Drittel hatte später als Jugendliche die Großstadt als Umgebung.

Für die Herkunftsfamilie ist das Muster der Hausfrauen-Ehe vorherrschend, zumindest ursprünglich in der Kindheit und als „freiwillig“ gewählte Lebensform; nur in einem Fall gibt es das Muster der – gleichrangig mit dem Beruf des Vaters – berufstätigen Mutter.

Die Autoritätsstruktur der Herkunftsfamilie ist gekennzeichnet durch einen dominanten Vater und eine schwache Mutter, der von allen – mit der Ausnahme einer Interviewpartnerin – ein typisches traditionell-weibliches Rollenverhalten zugeschrieben wird. Getrennt wird hier nach der gesellschaftlich sichtbaren Struktur: die Position der Eltern wird nach ihrer Wirkung im öffentlichen oder offiziellen Raum und im privatem Umfeld unterschieden und dem Vater auf der Mikroebene der Familie die Autorität abgesprochen. Eine Solidarisierung unter Frauen (Mutter und Tochter) wird bei einigen Interviewpartnerinnen zum Mittel zur Brechung oder zum Außer-Kraft-Setzen der väterlichen Dominanz. Die vorrangige Stellung des Vaters auch im rückblickenden Schildern der eigenen Geschichte zeigt deutlich seine offenbar immer noch dominante Rolle auch im aktuellen Erwachsenenleben der entsprechenden Gesprächspartnerinnen. Wo der Vater physisch nicht oder nur ausnahmsweise anwesend war, verliert die Mutter die eindeutigen Rollenzuschreibungen und gewinnt an Stärke außerhalb der Familie und außerhalb des Bereichs der „weiblichen Mittel“.

Die eher lieb schwache Persönlichkeit der Mutter erlaubt ihre Rolle als Ansprechpartner in Vertrauensfragen: bei allen interviewten Frauen spielt der Vater hier gar keine Rolle; bei einigen wenigen ist der Vater darüberhinaus der absolute Feind der Tochter.

Das vage und scheinbar resignativ als „üblich“ bezeichnete familiäre Muster der Mädchen-Erziehung ist dominant; gemeint sind die gesellschaftlich anerkannten und überlieferten geschlechtsspezifischen Rollenzuschreibungen; als spezielle Typen können die streng moralisch-religiöse und die liberale Erziehung festgehalten werden (sechs bzw. eine der Gesprächspartnerinnen).

Für den schulisch-beruflichen Werdegang gibt es zwei Typen, die etwa je zur Hälfte vertreten sind: diejenigen mit bzw. ohne Zweitem Bildungsweg. Finanzielle Not oder ideologische Gründe: „Mädchen heiraten ja sowieso“ in der Herkunftsfamilie bestimmten die Notwendigkeit eines im Erwachsenenalter nachgeholt Schulabschlusses. Mit dem geringen Selbstwertgefühl in der Jugend steht diese Tatsache nur in Ausnahmefällen in Zusammenhang. Allerdings hat der geringe Teil der sich als ausgespro-

chen selbstbewußte Jugendliche schildernden Gesprächspartnerinnen nicht den Lebensweg des Zweiten Bildungswegs gewählt.

Es gibt in den Aussagen keine Anhaltspunkte für besondere Unterschiede der einzelnen Interviewpartnerinnen bedingt durch die Altersverschiedenheit, also Generationenunterschiede: sie sind scheinbar ohne Bedeutung hinsichtlich der Beschreibungsschwerpunkte der Familie in Kindheit und Jugend als auch hinsichtlich denen des lebensgeschichtlichen Werdegangs, obwohl teilweise zwischen den befragten deutschen Frauen eine Altersdifferenz von bis zu 26 Jahren besteht.

Überwiegender aktueller Wohnort der befragten Frauen ist die Großstadt mit differenzierten individuellen Wohnformen. Aber auch für den Typ der „Land- bzw. Kleinstadtbewohnerin“ sind die Lebensformen gleich vielfältig: Ein Lebensmuster ist das Leben mit Kindern (acht, Schwangere mitgezählt); die verheirateten Frauen wohnen mit dem Ehepartner zusammen: anscheinend der „traditionelle Lebensformtyp“; eine sehr kleine Anzahl vertritt den Typ der alleinlebenden Frau, eine etwas größere Zahl die „Zwei-Frauen-Wohngemeinschaft“, eine lebt zusammen mit der augenblicklichen Lebensgefährtin usw. Keine Interviewpartnerin lebt mit mehr als einer erwachsenen Person, zum Beispiel in einer kleineren oder größeren Wohn- oder Hausgemeinschaft.

Ein Drittel der befragten deutschen Frauen sieht ihren Lebensweg als Kontinuum und ihre Existenzweise als ein schon immer gleichmäßig verfolgtes und zu verfolgendes Ziel; unklar bleibt hier jedoch, wer die Entscheidungen jeweils getroffen hat, was sie begründet und welche Motive ihnen zugrundeliegen oder -lagen. Zwei dieser Gesprächspartnerinnen sehen sich selbst explizit als bestimmendes Subjekt; sie wählen ganz bewußt auch ihren Beruf nur nach ihren – politischen – Überzeugungen. Die übrigen verfolgten ihre Ziele offensichtlich im Zick-Zack-Kurs, mit vielen Rückschlägen und Umleitungen: sie fühlten sich in ihrer Vergangenheit eher als Objekt von eigentlichen Entscheidungsträgern, seien es Personen oder/und Institutionen, ganz allgemein wirtschaftliche, soziale und politische Zwänge oder auch private und/oder finanzielle „Umstände“. Diese Rolle zu durchbrechen war nach Meinung dieser Gesprächspartnerinnen nur selten möglich und bestimmt deshalb die individuelle Gegenwart. In ihrer Lebensverlaufsdarstellung haben sie gemeinsam, daß sie sich nicht festlegen und im extremen Fall auch überhaupt nicht über die Gründe ihres Handelns und eventuelle Zusammenhänge im Lebensverlauf nachdenken (wollen).

Der Blick von der Gegenwart auf die Zukunft ist bei fast allen Gesprächspartnerinnen wesentlich selbstbestimmter, selbst bei denjenigen, die ihre Gegenwart als krisenhaft bezeichnen: die individuellen Existenzweisen sind das Schwerpunktthema; hinsichtlich ihrer Veränderungen scheint im Grunde alles möglich zu sein. Trotz der unterschiedlichen Wünsche ist eine gemeinsame Tendenz offensichtlich: die Beschränkung von Zukunft und Zukunftswünschen auf die „private Sphäre“ und ihre Zentrierung auf die eigene Person mit ihren Bedürfnissen sowie deren Positionierung in einem relativ kleinen persönlichen Rahmen. Die konkrete Ausgestaltung dieser Wünsche wird als abhängig vom eigenen Gestaltungswillen dargestellt. Im Idealfall ist eben alles noch offen, das bedeutet möglich und erreichbar, und jede Idee ist in die Realität umsetzbar. Die insgesamt optimistische Grundtendenz dieser Aussagen steht nur scheinbar im Widerspruch zu den in bezug auf die subjektiven Beeinflussungen von Wirklichkeit eher pessimistischen und resignierten Rückblicken auf schon gelebtes Leben: die entschlossene Abgrenzung von der Vergangenheit könnte zur persönlichen Distanzierung auch von eventuell begangenen Fehlern dienen.

In der Deutung aller Interviewpartnerinnen ist der lebensgeschichtliche Zeitpunkt der Aufnahme von Kontakten zu „ausländischen Frauen“ nicht individuell gewählt oder bestimmt, sondern das Resultat von zufällig zusammenwirkenden Faktoren unterschiedlicher Ebenen, wie räumliche und/oder persönliche Nähe, automatisches Zusammentreffen durch Partner und/oder Arbeitszwänge oder „allgemeines“ Interesse und Engagement. Insgesamt sind die Motivation und die Gründe für Kontaktaufnahmen mit anderen Frauen einer Reflexion nicht oder nur sehr schwer zugänglich. Eigene Gefühle oder auch die von anderen werden hier nicht in die Überlegungen einbezogen. Sie spielen bei den Beschreibungen von Begegnungen mit den anderen Frauen ebenfalls eine geringe Rolle. Generell tritt hier die Dimension der Gefühle hinter der ideologischen und der Dimension der als günstig bzw. ungünstig definierten „äußeren Rahmenbedingungen“ zurück.

Mit dem Kontakt Migrantinnen hat sich insgesamt das Informationsinteresse für die kulturellen Hintergründe der Kontaktpersonen verstärkt; dieses Interesse wird vorwiegend durch westliche Sekundärliteratur befriedigt und durch Gespräche mit den anderen Frauen oder (zu einem Drittel) Männern des entsprechenden orientalischen Kulturkreises. Orientalische Kultur wird dabei in Zusammenhang mit der islamischen Religion gesehen, in vielen Fällen haben beide Begriffe eine identische Bedeutung.

Festzuhalten ist ferner, daß nur zwei der interviewten Frauen sich in der Sprache der „außereuropäischen Kontaktpersonen“ ausreichend verständigen können. Allen erscheint jedoch das Erlernen von Sprachen wichtig; als zu erlernende Sprachen des außereuropäischen Raums werden nur wenige „orientalische“ in Betracht gezogen: türkisch oder persisch oder arabisch würden die deutschen Frauen gern können. Doch wie eine der Interviewpartnerinnen bedauernd bemerkt, „geht es halt auf deutsch besser“.

### Anmerkungen

- 1 Inwiefern die Darstellungen objektiv sind, also mit wirklichen Gegebenheiten übereinstimmen, soll hier nicht diskutiert werden. Wichtig ist mir festzustellen, daß Aussagen über das eigene Leben immer die Wahrheit der sie ausdrückenden Subjekte darstellen. Sie sind wahr, weil die betreffende Frau genau das in ihrer Erinnerung hat und genau so ihre Erfahrungen oder Empfindungen sind.
- 2 säkularisiert bedeutet hier entsprechend den Aussagen: christlich sozialisiert, aber die Religion nicht (mehr) ausübend.
- 3 Hier und im folgenden können Mehrfachnennungen auftreten, beispielsweise kann der Vater als „Patriarch“ benannt werden, aber nicht als „mißhandelnd“ und „Angst machend“; oder auch: Er kann „Angst machen“, *ohne* als „Patriarch“ bezeichnet zu werden und *ohne* zu mißhandeln (zum Beispiel als Alkoholiker und/oder durch andere Krankheit), usw.

### 3. REFLEXIONEN: DAS SELBSTBILD DER DEUTSCHEN FRAUEN

Die von mir gebildete Grobkatgorie *Selbstbild* enthält Aussagen der interviewten Frauen zur Selbstwahrnehmung. Die weiteren Analyseeinheiten ergaben sich aus den Themenfeldern, die hier angesprochen wurden. Sie haben sich somit im Laufe der Durchführung der Interviews und in der Auswertungsphase am Ende des gesamten Forschungsprozesses aus dem Material heraus entwickelt. Einige dieser Unterkategorien wurden noch in der Phase der Datenerhebung in einen Gesprächsleitfaden aufgenommen und in den darauffolgenden Interviews als Thema oder Frage von mir eingebracht. In der Darstellung wird bei den einzelnen Themen auf darauf hingewiesen.

Dementsprechend kann davon ausgegangen werden, daß die Gesprächspartnerinnen hier weitgehend selbst auswählen, was sie mitteilen wollen und was ihnen wichtig erscheint, und wie sie – auch mir gegenüber – erscheinen wollen. Wichtig zu erwähnen ist, daß diese Aussagen meist spontan im Laufe des Interviews erfolgten, also nur teilweise durch Nachfragen und interpretierende Zusammenfassungen meinerseits während des Gesprächs angeregt wurden. In der folgenden Dokumentation und in der schließlichen Auswertung der Aussagen wird meine Deutung unterstützt durch die erwähnten Vorinterpretationen im Interview selbst und durch die Teilergebnisse aus der teilnehmenden Beobachtung sowie den Aussagen der Befragten zu ihrer Lebensgeschichte.

#### 3.1. Themen der Selbstwahrnehmung und Selbsteinschätzung

Die interviewten Frauen definieren sich über Merkmale der eigenen Persönlichkeit und Gefühle sowie sehr stark über ihre Stellung in und Einstellung gegenüber der deutschen Gesellschaft. Weibliches Rollenverhalten, persönliche und politische Ideale und Ansprüche sowie das Verhältnis zu anderen werden reflektiert. Im folgenden sollen nun schrittweise erst die Aussagen zu den aus dem Material entwickelten Themen dokumentiert, dann zusammenfassend gedeutet werden.

Angesprochene Themen: Eigenschaften und „Interesse“; Veränderungen oder Entwicklungen; Gesellschaft: Definition der eigenen Position; „Deutsch-Sein“; „Frau-Sein“ und Weiblichkeit; Ansprüche und Realität; und das Verhältnis zu anderen (Frauen).

##### (1) Eigenschaften und „Interesse“

Fast alle befragten Frauen bezeichnen sich als „(an Etwas) interessiert“ und teilweise als „neugierig“, besonders immer dann, wenn es um die argumentative Absicherung von oder Erklärungen für bestimmte vergangene, gegenwärtige oder zukünftige Handlungen geht. Genannt werde ein starkes Interesse an Bildung, Ausbildung, Weiterbildung, Lernen, Lesen und Interesse an Neuem, an was Neuem, am Anderen, am Fremden. Zwei Interviewpartnerinnen nennen ein besonderes Interesse an Religionen, eine ein Interesse an Frauen. Zwei andere haben Interesse an Allem.

„mich hat irgendwie ganz viel interessiert, das war auch immer mein Problem, daß ich mich dann eigentlich nie so recht für was entscheiden konnte, ne“ (14/701–706); „mich hat alles interessiert“ (14/746); „das Interesse einfach, auch andere Lebensformen kennenzulernen oder anderes Leben“ (14/1602–1605); „ich bin schon so neugierig auch“ (12/1402); „also immer, (...), bei mir ist immer so, ich bin immer scharf auf etwas, das wieder Neues gibt, daß ich wieder erfahre oder so, daß ich wieder mal was Neues ausprobieren konnte.“ (12/1407–1416) „Ich hab mich immer schon für Andersartigkeiten oder so interessiert“ (4/3043–3045); „weil es was Anderes ist, als man selber, (...), was Neues, und da ich sehr neugierig bin und mich sehr viel Neues interessiert...“ (8/1043–1047); „es is schon diese Neugier, das ist dieses, was Neues zu erfahren, was Neues zu erleben, (...), das ist dieses Neue. Ich bin wirklich wahnsinnig neugierig... (...) man lernt immer Neues dazu, das find ich sehr spannend, das ist ganz toll.“ (8/2626–2639) „Ich wollte irgendwas weitermachen, ja. Und, ähm, ich denke, daß ich deswegen immer einfach diesen...Bildungsweg so schon ziemlich früh eingeschlagen habe.“ (2/317–321); „mich

interessiert das auch, mit ausländischen Menschen zu tun zu haben“ (11/2567–2570); „rein intellektuell interessieren mich ganz viele Sachen an den Lebensweisen und Hintergründen und Einstellung zum Leben...und dann ja sicher (...) was Emotionales, was mich da irgendwie zieht, aber das ist nur, vielleicht das Fremdartige, das Exotische oder...“ (11/3068–3078); „ich entwickelte dann irgendwie viel Interesse, mich in diese ganzen katholischen Feste einzufügen, war sehr integrationsfreudig“ (9/117–123); „Dieser ganze Bereich (3. Welt, D. L.) hat mich interessiert.“ (9/920–926) „weil für mich war Ausbildung auch immer sehr wichtig.“ (4/1498–90) „gerade so die Wichtigkeit von Bildung und Interessen entwickeln und so, also die steckt eigentlich schon in mir auch drin, also daß ich eigentlich schon auch ganz gut finde, einem Kind Angebote zu machen, wie sich's auch in intellektueller Hinsicht entwickeln kann.“ (1/356–364) „ich möchte einfach bildungsmäßig da, mich einfach gerne weiterbilden und nicht auf der Stelle sitzenbleiben, auf der ich da sitz.“ (6/2590–2593) „ich bin gerne zur Schule gegangen. Es war auch so mein, eigentlich das, was ich so wollte“ (7/388–390) „also was Schulbildung anbetrifft (...) darunter haben wir eigentlich, darunter hab ich eigentlich nne Weile ziemlich gelitten, ne...Ich wollte es nachholen, ne.“ (7/912–916) „so diese spirituelle Ebene, ich bin im Moment sehr spirituell interessiert“ (12/1791–1793); „so dieses, sich mit Ebenen beschäftigen, die man nicht versteht, also so diese kosmische Energie und so weiter, das fasziniert mich auch sehr.“ (12/1797–1804); „was mich auch immer fasziniert, das sind so Bücher über animistische Religionen, also Ureinwohner von Australien oder Indianer oder sowas“ (12/1813–1817); „so überhaupt Religion, zum Islam, zum Buddhismus und so weiter, also Christentum und fand das eigentlich sehr spannend, wie Leute überhaupt dazu kommen, religiös zu sein, nicht“ (15/989–994); „eigentlich haben mich immer nur Frauen interessiert, (...), weil ich immer dachte, denen geht's besonders schlecht“ (15/819–826)

Mehrheitlich fühlen sich die befragten Frauen frei: „Ich kann im wesentlichen hier so leben, wie ich will“ (15/1989–1990) bzw. unabhängig von Zwängen wie „heiraten zu müssen und Kinder machen zu müssen“ (1/1310–1311) oder in einer traditionellen Ehe leben zu müssen: „Ich muß deswegen nicht abends zu Hause sein, ich muß nicht irgendwelche Zeiten mit meinem Mann verbringen“ (3/2037–2040). Weiterhin frei in der Partnerwahl (6/1674–1677), ökonomisch unabhängig vom Mann durch Berufsausbildung (13/2275–2299) und emotional unabhängig von „vielen engen Freunden“ (12/842–850), unabhängig in der Wahl von „politischer oder inhaltlicher und jobmäßiger Aktivität“ (10/832–835) sowie im Verhalten unabhängig vom Urteil anderer (14/2139–2151).

Einige betonen mit besonderem Nachdruck, daß sie nicht (mehr) religiös sind, daß Religion für sie „kein Thema“ ist, mit unterschiedlich einleuchtenden Erklärungen oder Rechtfertigungen. Eine Frau räumt ein, daß sie eventuell noch beeinflusst sein könnte von religiösen Vorstellungen.

„Ich lehne ja alle Religionen sowieso ab“ (15/1146–1149); „also Religion allgemein lehne ich grundsätzlich ab irgendwie auch für mich“ (11/1883–1885); „ich meine, die Religion beeinflusst ja schon, überhaupt dein ganzes Leben, deine Sozialisation, es war für mich kein Thema und die Frauen, die ich kannte, für die war das auch kein Thema.“ (8/1691–1696) „Deine ganze Motivation und Rechtfertigung und so aus der Existenz, und das, was du tust und läßt im Leben, von so nem höheren Wesen zu beziehen, äh, was dich deiner eigenen Verantwortung enthebt, also, finde ich schon im Ansatz nicht besonders...“ (1/2722–2728); „Das (Religiosität) hat mir sehr viel bedeutet, also es hat mich sehr beeinflusst, ich hatte große Schwierigkeiten, mich davon zu befreien.“ (12/47–50) „Ich habe generell mit Religion für mich so abgeschlossen, ne...also eher vielleicht (aufstöhnend) ja, so dieses humanitäre Weltbild, ja, so für mich Gültigkeit hat. Ich finde, da sollte ne Trennung sein.“ (13/1606–1611); (Schilderung der „rigiden“ Moralvorstellungen ihrer Mutter) „aber ich mein, irgendwo (lachend) hat sich's eingeprägt, ne.“ (13/2213–2214)

Mehr als die Hälfte der interviewten Frauen bezeichnet sich als offen und vorurteilsfrei und sieht sich selbstkritisch. Eine meint, sie sei „vielleicht nicht so furchtbar offen“ (1/1160–1161). „Ich würd schon sagen, daß ich ein relativ offener Mensch bin“ (6/2310–2311); „offen war ich immer schon“ (4/3019–3020); „ich muß auch oft feststellen, daß ich mir anmaße über irgendwas urteilen zu können und wenn's dann aber zu ner Auseinandersetzung kommt, ich dann feststelle, ich hab weder das Recht noch die Ahnung...“ (4/3349–3355); „ich würd schon sagen, daß ich ein relativ offener Mensch bin“ (6/2310–2311); „ich glaub, ich war immer so Neuem gegenüber sehr aufgeschlossen“ (7/1428–1429);

„offen war ich eigentlich immer“ (12/1392); „Ich wollte nie klassifizieren, (...), sondern es ist einfach für mich immer klar, das ist *die* Person und das ist *die* Person, ja? Genau wie du bei uns Deutschen auch jede einzelne angucken mußt.“ (13/1291–1299) „Ich denke, daß ich oftmals viel zu dominant bin und es zu wenig, äh, oder immer wieder in Situationen gerate, wo das völlig durchschlägt, was mir nachher sehr leid tut, ähm...ab und zu, denk ich, bin ich inkonsequent, was heißt ab und zu, ich bin immer wieder inkonsequent (laut lachend)“ (10/3453–3460); „ja, daß ich mir oft wünsche, offener sein zu können als ich's bin, also wirklich offen sein zu können, Ohren und alles und so meine Brille irgendwie, die ich auch habe, immer mehr ablegen zu können, das wünsch ich mir.“ (14/3039–3046); „ich neige zu Intoleranz und so Klamotten, ähm, und ich bin eigentlich n bißchen konservativ so in vielen Sachen...äh“ (15/2613–2616); „daß ich immer zuviel will und überall dabei sein“ (15/2264–2266)

Als selbstbeschreibende Eigenschaften werden auch genannt: „kämpferisch“ – jeweils auf unterschiedlichen Feldern: gegen die „Dummheit“, gemeint ist gegen Vorurteile, gegen die „ältere Generation“ und deren traditionelle Muster, gegen die „Gesellschaft“ oder „patriarchale Gesellschaft“ bzw. für deren Veränderung und für „gemeinsame Ideale und Ideen“.

„Über Dummheit kann ich mich aufregen. Ich hab, als Kind hab ich gekämpft für die Polen (...), ne, dann später hab ich für die Juden gekämpft, dann hab ich für die Türken gekämpft, und jetzt kämpf ich für die Deutschen, ne, und ich denke, das ist immer der gleiche Kampf, das ist der Kampf gegen die Dummheit, ne. Also immer dieses ‚die Deutschen sind halt‘, ne, und die die Polen sind halt, und das zieht sich durch mein ganzes Leben durch, daß ich mir immer sowas anhören muß, die sind halt, ne.“ (3/2620–2635) „Also so diese gemeinsamen Ideale, die wir dann gehabt haben, oder Ideen, für die wir gekämpft haben, und Dinge, die wir durchgesetzt haben“ (14/2589–2593); „in der Jugendzeit hab ich mich eher so gefühlt als diejenige, die allein gegen alle kämpft innerhalb der Familie, ne, gegen meine Eltern und gegen meine Schwester“ (11/184–188); „in der Lage fühl ich mich irgendwie, daß ich so denk, also wir müssen viel kämpfen mit Frauen auch gegen Männerherrschaft und Strukturen, um das was zu verändern, ne“ (11/1685–1689); „Schule war dann halt auch so n politischer Rahmen, wo ich mit dem Kampf beginnen konnte“ (10/242–245)

Vier der Interviewpartnerinnen stellen im Laufe des Interviews fest, daß sie sich persönlich, politisch und beruflich als „frauenorientiert“ verstehen.

„Also im Privatleben hab ich sowieso viel mehr mit Frauen zu tun. (...). Weil ich halt meistens mit Frauen viel besser auskomme“ (1/2769–2774). „Merkwürdig, daß diese Freundschaften ja fast ausschließlich zu Frauen sind, ausschließlich zu Frauen.“ *Wieso merkwürdig?* „(Lachend) Naja, das gibt mir doch ein bißchen zu denken, weil da scheinen noch sehr große Vorbehalte auf meiner Seite zu liegen, zu sein, gegenüber den Verhaltensweisen bestimmter Männer.“ (5/2470–2481) „Klar, ich halt es frauenspezifisch, was wir gerade tun, auch von unserer Ausrichtung her, her, ne, ehm, womit ich ich hab nie in nem anderen Zusammenhang gearbeitet“ (10/1232–1236); „ähm, in Arbeitszusammenhängen, ja, wo ich halt mit Frauen gearbeitet habe, war mir auch immer angenehmer, ist auch mehr rumgekommen als mit diesen Männern (lachend)“ (10/1299–1303); „ich kann mich mit Frauen immer toll unterhalten, (...) Fast nur Frauen (Beziehungen, D. L.). N paar Männer, aber die hängen an irgendwelchen Frauen dann (laut lachend).“ *Das heißt, Frauen spielen in deinem Leben eine ganz ganz große Rolle?* „ne ganz große Rolle, ja.“ (15/2085–2130)

Durchsetzungsfähigkeit und/oder Zufriedenheit sind weitere Themen beim Nachdenken über die persönliche Eigenschaften. „ich denk, daß (...) ich ziemlich gut gelernt habe, mich durchzusetzen, ich würde mich nicht als.....als nicht durchsetzungsfähig bezeichnen, ich glaub s' kann ich doch, oder ich bin ziemlich (?), doch, doch... (lachend)“ (10/3276–3282); „ich denke, daß ich mmh daß ich Dinge tue, Ding, mit Dingen arbeite oder ph ah mit Personen arbeite, die mir viel Spaß machen, wo ich die Möglichkeit hatte, mit viel Glück, ähm, mir das auch auszusuchen, ähm, und so ja so Sachen zu machen, die ich, die ich machen wollte, sicher, und ich hab gute Beziehungen und ja, ich denk schon, daß ich erstmal so prinzipiell sehr sehr zufrieden bin, ja.“ (10/3407–3417); „ich schaff das schon, ich kann das schon, wenn ich das nur will, und das war bei mir sehr stark dieses Selbstbewußtsein in dieser Hinsicht“ (7/1317–1320). „Naja, das hat immer zwei Seiten, ne, also ich kann schon sagen, daß ich das mit mir so als meiner Persönlichkeit, ich mit mir bin irgendwie so in meinen Lebenszusammenhängen...

(...)aber mit dieser Gesellschaft bin ich natürlich überhaupt nicht glücklich, ja (lachend).“ (14/2255–2264); „ich war in der Lage, nach außen zu agitieren und was in die Wege zu leiten“ (4/3720–3724); „ich bin froh, daß (...) ich mich durchgesetzt habe und so bin wie ich bin (...) und so werden konnte.“ (4/2067–2089)

Zwei Gesprächspartnerinnen betrachten sich als konfliktscheu (5/2195–2201; 2205–2214/13/2689–2691) und „eher so ausgleichend“ (9/1773), eine als konfliktbereit (4/3578–3579), ehrlich und „frei heraus“ (4/2309), eine weitere stellt sich dar als sehr kontaktfreudig, mobil und flexibel (10/236; 572), eine als natur- und umweltbewußt (14/2695–2702; 2558–2567; 2611–2616), eine als zielstrebig, zielbewußt und kompromißbereit (11/2677–2695; 1629–1641), eine andere ist perfektionistisch, leistungsorientiert und ehrgeizig (6/527–533; 1324–1328; 2490). Eine Frau sagt über sich: „Ich bin ein oberflächlicher Mensch, schnell zu begeistern und dann ist es uninteressant, wenn ich weiß, wie’s geht“ (3/2194–2199) und sieht sich als „Verstandesmensch“: kühl, distanziert, rational, kompetent, nicht kreativ-künstlerisch und wenig körperkontaktfreudig (3/1928–1932; 3486–3505; 1672–1687). Eine weitere bezeichnet sich als extrovertiert (15/2664–2667).

## (2) Veränderungen oder Entwicklungen

Neben diesen statischen Beschreibungen werden im Zusammenhang mit dem Rückblick auf die eigene Lebensgeschichte persönliche Entwicklungsprozesse reflektiert. Dabei beschreiben die Frauen bestimmte Eigenschaften im Vergleich mit „früher“, um die Veränderungen einsichtig zu machen. Thematisiert werden hier psychische Strukturen und Wahrnehmungen: „Selbstbewußtsein“, „Selbstsicherheit“, „Offenheit“, „Toleranz“. Der Bezugsrahmen der Veränderungsprozesse, personell und thematisch, und die Begründungen sind jeweils unterschiedlich.

Eine Befragte meint, sie sei „in gewisser Weise“ offener und sicherer geworden durch das „Kennenlernen des Fremden“ in verschiedener länderspezifischer sowie religionspezifischer Ausprägung. Die Gewißheit, irgendwann mal mehr – wenn auch nicht Alles – verstehen zu können durch „Information über die Herkunftsländer“, hat ihr „den Zugang sicher erleichtert“. „Ich find das nicht mehr so...so erschreckend (...), weil ich weiß, man kann das alles kennenlernen“ (2/2678–2719).

Ein andere Aussage bezieht sich auf Arbeitszusammenhänge und Zusammenarbeit: „ich denke, ich hab mich sehr geändert im Laufe der (letzten fünf, D. L.) Jahre. (...) und heute sag ich, nee, nee, ist nicht, und hab da ne eigene Meinung, und krieg auch die Sachen eigentlich so besser geregelt und vertret auch bestimmte Sachen offensiver und bin selbstsicherer, ne“ (3/2982–3009); „Ich denk, ich bin in den letzten, was weiß ich, zwei Jahren, sehr viel selbstsicherer geworden, damit auch offener, weil sie können mir weniger, also ich muß weniger, sie können mir weniger tun“ (3/3766–3771).

„Jahrelang“ konnte, so berichtet eine Interviewpartnerin, sie sich nicht in „offene Konflikte begeben“, „weil ich einfach zu unsicher war, in mir unsicher, und kein Selbstbewußtsein hatte, (...), ja, wo ich denk, mein Gott, endlich bist du älter und hast vielleicht ein anderes Selbstbewußtsein dadurch, ne“ (13/2578–2595).

Über Veränderungen von bestimmten Einstellungen sagt eine andere: „vor Jahren...als ich eben noch nicht so...solche Toleranz den Frauen gegenüber aufgebracht habe, war ich glaube schon zum Teil überheblich. Oder...wie soll ich sagen, also so (...) wenn ihr wolltet, dann müßt ihr eben genauso kämpfen, wie ich gekämpft habe, so. (...) Heute akzeptiere ich einfach, der eine ist stark genug und zieht’s durch...“ (4/3840–3853).

Eine Interviewpartnerin war früher „ziemlich verklemmt“, „manchmal bin ichs vielleicht auch heute noch (ganz leise), ganz kann man sich da nicht abstreifen, aber bißchen was hat sich schon geändert...“ (5/2343–2347); sie hat sich aber jetzt „mehr geöffnet“: „einfach im Zusammenleben, daß du verschiedene Facetten irgendwo von Leben, von Lebensmöglichkeiten, von Denkstrukturen, allem Möglichen, von Verhaltensweisen, ehm, überhaupt wahrnimmst, nicht mehr gleich wegschiebst, was du früher gemacht hast mit den Vorurteilen, ne, jemanden einzwängen, und ich kann heute irgendwie unvoreingenommener mir das angucken, darauf eingehen (...) also, daß n Mensch aus Widersprüchen besteht, was ich früher so, glaub ich, nicht gemacht hab (...) Also daß ich Frauen aus ganz ganz viel ver-



schiedenen Ländern kennengelernt hab, zum Teil mit ihnen zusammengearbeitet hab (...) da hab ich doch so n bißchen diese Klischees aus dem Kopf gekriegt.“ (5/2272–2323)

„Intensiver Kontakt mit einer anderen Kultur“ und das „wirklich mal In-Frage-Stellen der eigenen Wertvorstellungen und der eigenen Lebensform und Einstellungen“ führt dazu, „daß man sehr viel hinterfragt, was so an Pauschalurteilen vorhanden war (..) also, ich denke schon, daß ich mich da sehr viel mit beschäftigt hab, ne andere Einstellung zu finden, glaub ich schon“ (12/1352–1379).

Zwei befragte Frauen meinen, sie wären „weniger naiv“ bzw. „weniger einseitig positiv“ (6/2987–2990), hätten jetzt einen „weiteren Blick“ durch den Kontakt zu anderen Frauen (6/2270), „der Blickwinkel für Andersartigkeit hat sich erweitert“, „eine Akzeptanz“ hätte sich entwickelt, „auch gelernt“, den eigenen Maßstab nicht automatisch auf andere zu übertragen, „sondern wenn sich die Frau in ihrer Entwicklung des sagt, o. k. ich will aber meine Tradition erfüllen, daß ich des zu akzeptieren hab, ja?“, (13/2837–2841; 2871–2874). Eine Frau ist „irgendwie kritischer“ (8/1742–1747) als früher durch Nachdenken über und Erfahrungen mit anderskulturellen Verhaltensweisen von Frauen.

Eine andere kommt von der Selbstkritik: „Inkonsequenz“ auf persönliche Veränderungen in Männerbeziehungen: „ähm bestimmt auch inkonsequent in Beziehungen zu äh, was weiß ich, obwohl, das ist auch schon weniger geworden, das is auch son so n Lernprozeß, aber so äh, Beziehungen mit Männern, wo ich früher, äh, mit Sicherheit mehr in ne Rolle reingefallen bin, ne Rolle ausgefüllt habe, äh, die so, das traditionelle Beziehungsmuster, äh, dem traditionellen Beziehungsmuster entspricht, und wo auch jetzt immer wieder so, also ab und zu so Sachen sind, die, wo ich mich ärger, daß ich da nich mich anders verhalte, wo ich mich dann vielleicht im *Nachhinein* anders verhalte, aber in der konkreten Situation vielleicht erstmal was tue, was ich äh für nich so richtig finde, obwohl also, da würd ich halt sagen, so viele Sachen sind da, habn sich da völlig geändert und sehr, ja, sehr radikal geändert.“ (10/3471–3492) Nach weiteren Ausführungen über Widersprüchlichkeiten: „ich bemüß mich da auch, aber das ist alles sehr eingeschränkt, klar.“ (10/3543–3545); und dann: „ja, ich denk, ich hab mich da schon geändert“ (10/3553–3554); und das Fazit: „ja, also so, ich glaub, in den letzten, besonders in den letzten zwei Jahren hab ich mich sehr geändert.“ (10/3563–3565)

### (3) Gesellschaft: Definition der eigenen Position

Mehrheitlich stellen sich die Interviewpartnerinnen dar als „kritisch, gesellschaftskritisch, politisch, aktiv, engagiert, fortschrittlich, linksorientiert, anti-rassistisch“, einige als „frauenbewegt“ und „feministisch“, eine nennt sich „emanzipiert“. Wie oben dargestellt, sind auch die „Kämpfernaturen“ unter den Interviewpartnerinnen vorwiegend gegen bestehende gesellschaftliche Vorstellungen und Machtstrukturen und für Veränderungen tätig. Die persönliche, das heißt politische und/oder gefühlsmäßige, „Weltanschauung“ und Erklärungen zum eigenen Standpunkt innerhalb der Gesellschaft nehmen in den Gesprächen einen großen Raum ein.

„und war dann später halt sehr engagiert in der Schule“; „wir hatten halt diese Überlegung, (...) so n Forschungsprojekt politisch umzusetzen“; „wir auch politisch fordern können, was sich zu ändern hat oder was geändert werden könnte“; „klar, das ist in dem Moment, wo ich ne politische Überzeugung hab, daß das n Ausdruck meiner Persönlichkeit ist, das was ich bin, die da politisch handelt und eh nich irgendne Puppe oder nich irgend ehm irgendeine Person, die mal eben zwei Stunden lang politisch handelt. Sondern das is, tja das is meine mein Lebensentwurf.“; „also, ich arbeite ja in einer antirassistischen Initiative“; „also ich finde, ähm, sich zu engagieren is is halt furchtbar wichtig“ (10/238–239; 998–1001; 1014–1018; 1681–1689; 3749–3750; 3785–3786) Jedoch: „ich hatte schon auch so ne Phase, wo ich nich...wo ich nich übermäßig politisch aktiv war, sondern erstmal so *ich* und die neue Stadt, äh, *ich* und das Leben und *ich* und das Nachtleben und so, also es war erstmal (lacht) sehr apolitisch, streckenweise“ (10/1290–1297)

„Ich mein, ich hatte, ich bin eigentlich immer in großer Distanz zu dieser Gesellschaft gewesen, aber es war ja trotzdem *meine* Gesellschaft, und es war mein Konflikt mit ihr“ (9/2231–2236); „letztlich, wenn de politisch, also wenn de Sozialarbeit auch bebegreift oder so als ne politische Veränderung, die

de anstrebst, kannst de mit Jugendlichen mehr machen als mit Erwachsenen“ (3/3222–3227); „dies Gesellschaftsverändern, also, vorher hab ich mich ziemlich stark in dieser Kinderladen und Freie-Schule-Bewegung engagiert, da hab ich dann gemerkt, (...) es is eigentlich mehr dann auch so diese ,äh, so diese Geschlechterrollen oder oder die Frauenbewegung“; „Mädchen und Frauen sind eben ja das Umf, is für mich global also irgendwo“; „ich denk, (...) über diesen feministischen Ansatz bin ich irgendwo ganz zwangsläufig bei so nem internationalen Ansatz oder so ner Arbeit gelandet, ne“; „is für mich im Grunde eins, ne, also weil ja Solidarität oder gemeinsam die Welt verändern (lachend) können wir eben nur mit allen Frauen, also is es irgendwie logisch, (...) von allen zu lernen oder ja dieses Vorurteile-Abbauen (...), andere Lebensformen kennenzulernen“ (14/1265–1273; 1308–1310; 1315–1319; 1327–1343). „Die Flüchtlingsarbeit is hier (lachend) so was Furchtbares, was allein politisch abläuft, es war n Stück politischer Arbeit für mich, die man im Beruf umsetzen kann“ (13/1103–1107).

„Also, ich steh, ich find mich schon irgendwie emanzipiert und ich weiß auch, was ich will, und ich will bestimmte Sachen auch durchsetzen (...) wo's überhaupt langgeht mit Lebensperspektiven und ich denk, da müssen sich Frauen viel erkämpfen noch (...) insofern fühl ich mich auch feministisch, aber nich so, daß ich jetzt sag, Frauen müssen ständig alles allein entscheiden und überhaupt keine Kontakte mehr zu Männern aufbauen, (...) das is mir irgendwie zu kraß (...) ich find es auch schön mit Frauen zusammen zu arbeiten (...) und auch da was zu bewegen“ (11/1676–1708).

Viele Gesprächspartnerinnen sehen sich nicht als „Normalbürgerinnen“; diese Wahrnehmung wird hergeleitet teilweise aus den politischen Ansichten oder dem Engagement, aus dem eigenen Verhalten, den eigenen Lebens- und Arbeitsweisen, oder wird mit gegenwärtigen oder vergangenen „Fremdheits und/oder Außenseiterin-Gefühlen“ und der eigenen Geschichte begründet.

„Daß ich mich selber auch immer sehr fremd gefühlt hab, in meiner Familie, in meiner, in dieser Gesellschaft oft, das hat ja auch mit zum politischen Engagement geführt, dagegen was zu unternehmen, dagegen was zu tun (...) also mit Außenseitern der Gesellschaft insgesamt, mit denen hab ich mehr zu tun als mit den Normalbürgern“ (5/2562–2577); „da war ich irgendwie so ne Außenseiterin, war also vor allem ich hab mich mehr zurückgezogen“; (Freundschaft zu einer Klassenkameradin): „und die war auch so n bißchen Außenseiter (...), n bißchen, nicht so stark...“ (7/595–597; 680–682).

Ein Frau legt Wert auf die Feststellung, daß sie „vielleicht keine typische“ Vertreterin ihres Berufes ist mit der Begründung: „während des Studiums war ich mir eigentlich immer ganz sicher so in dem Bereich Sozialarbeit ohnehin nicht arbeiten zu wollen“; „ein Leben als Sozialarbeiterin ist mir ne grausige Vorstellung“ (1/37–41; 2932–2934). Institutionell, „unter diesen ganzen Zwängen von so nem Amt zu arbeiten“ und „auf Anweisung zu arbeiten“, „also, so ne Arbeitsform, da hätte ich schon große Probleme mit“ (1/2970–2989). Dazu führt eine andere Gesprächspartnerin aus, daß sie nicht wie in einem „Konzern“ arbeiten möchte, „wo die Hierarchie ganz klar ist“, sondern in einem „Arbeitsprojekt, wo ich so denk, also bestimmte Entscheidungen werden einfach gemeinsam getragen und gemeinsam diskutiert“ (11/1632–1637); zwei andere betonen ausdrücklich: „Arbeit ist nicht nur Arbeit“ (3/4238); es geht für die eine immer auch „darüber hinaus und um die Personen“ (3/4240), mit denen sie arbeitet, und durch Inanspruchnehmen tarifrechtlicher Regelungen „wird die Beziehung auf so ne normale Arbeitsbeziehung reduziert“. „Das ist nicht meine Form, wie ich überhaupt arbeiten will.“ „Ich hab den Verdacht, (...), daß ich irgendwie Arbeit überbetone in meinem Leben, (...) daß das n riesigen Stellenwert hat“ (3/4342–4348; 4272–4276). Auch für eine weitere deutsche befragte Frau ist das, was sie tut, „ein Lebensbereich, du verbindest nicht nur n Job damit“; „für uns war halt klar, wir wollen nicht einfach, einfach so normal, sondern wir wollen halt ganz viel verbinden, was sehr sehr viel Kraft und sehr viel Zeit, aber ich denke, um Forschung anders zu machen, kannst du nich nen Achtstundentag mal eben machen“; „es ist ein bestimmter politischer Hintergrund, und Politik kannst du nich einfach mal eben auf vier Stunden beschränken (10/1122–1129; 1132–1134; 1177–1179). Auf die Frage von mir, ob sie schon mal im außereuropäischen Ausland gewesen sei, folgt eine ausführliche Rechtfertigung über die finanziellen Einschränkungen ihrer Familie: „des war auch so von meinem Familienhintergrund is des auch nix Normales gewesen, mal irgendwo ins Ausland zu gehen (...) als Kind kannt ich Ausland halt von touristischen Besuchen, (...) mal drei Wochen in Italien, Spanien, und das Schwarze Meer, also so genau das, was irgendwie jede normale Kleinfamilie dann so in den Sommermonaten treibt“; „also, ich

mein, normalerweise kommst du als Studentin nicht auf die Idee n zweijähriges Forschungsprojekt zu entwickeln“; „ich bin sehr froh, daß ich diese Ausbildung habe (...), für meine Familie is es nich des Normalste, daß Leute studieren“ (10/883–901; 964–968; 1880–1884). „ehm, sicher, ich hab, ich bin privilegiert, und ich hab es in sehr, sehr vielen Dingen verdammt einfach, ja.“ (10/3381–3383)

„Ich sag immer wieder, ähm, ich bin nicht so wie die meisten sind, ne. Also, das betone ich immer wieder...es ist halt, es ist auch Fakt, ne. Ich mein, ich gehöre hier in der deutschen Gesellschaft, gehöre ich ner Minderheit an... (4/3278–3284).

#### (4) „Deutsch-Sein“

Obwohl von den meisten Frauen selbst angesprochen, zeigt sich bei Nachfragen oder Vorinterpretationen von mir, daß dieses Thema teilweise starke emotionale Reaktionen hervorruft. Wie aus den obigen Aussagen ebenfalls ersichtlich, haben die Gesprächspartnerinnen eine kritische Haltung zu ihrer eigenen Gesellschaft. Auf der Gefühlsebene lehnen einige es rigoros ab, sich als „Deutsche“ zu verstehen, der größte Teil sieht sich als „Deutsche wider Willen“, zwei Frauen fühlen sich tatsächlich als Deutsche – wenn auch mit starken Bedenken –, eine Frau sieht sich eher als „Mischung“. Andere lehnen zwar die „negativen Seiten“ der deutschen Gesellschaft ab, können sich aber mit den „positiven Traditionen“ identifizieren. Die unterschiedlichen Begründungen und die Dialoge selbst scheinen mir aufschlußreich genug, hier etwas ausführlicher dargestellt zu werden.

„Ich fühle mich gar nicht den Deutschen zugehörig“; „Ich hasse die Deutschen (lacht)...*Jah? Aber warum?* Ja, so diese Kälte, die hier herrscht, äh...eben innerhalb der zwischenmenschlichen Beziehungen und so“ (4/3262–3263; 3680–3687). „Ich mein, ich habe mich nie wohl als Deutsche gefühlt ja. *Aber du bist es.* Ich bin es, ja. ....Also sagen wir mal, ich hab, ich hab eigentlich, ich denke, auch mein Interesse also an der Dritten Welt, das war auch so ne Fluchttenenz, also, ich wollte auch irgendwie n, ja, also, wenn ich nun schon mal Deutsche war, wollte ich wenigstens mein übriges Leben mit ganz anderen Dingen anfüllen. (9/2396–2409) „ja, es is sicher nich der typische deutsche Lebenszusammenhang, in dem ich lebe. *Klar. Aber wie wär denn der typische deutsche Lebenszusammenhang?* Das weiß ich nich. Ich hab den so, glaub ich, nie richtig kennengelernt, den kenn ich mehr so aus der Literatur, ja, das sind eben die Leute (lachend), die (...) was weiß ich, sich wie verhalten und.....aber ich denk, ich würd mich auch in den meisten Ländern nicht so übermäßig wohl fühlen.“ (9/2466–2478). Überall „trifft man auf viele ähnliche Prozesse“ (9/2493–2494), und sie hätte „diese Tendenzen zur Romantisierung eigentlich wenig entwickelt“ (9/2509–2511).

„Ich mein, ich kann nich sagen, ich denke ichühl, ich kann mich da nich da mich so als hier in Deutschland so wohl fühle, aber ich mein, ich bin nun mal hier aufgewachsen, und ich, äh, ich spreche diese Sprache, und Sprache ist für mich auch ganz wichtig, und ich könnte mir genauso gut vorstellen, woanders nochmal anzufangen, nur fällt mir auch keine Alternative ein, ja, also ich müßte nich unbedingt in diesem Deutschland leben, und gerade jetzt is es mir sehr zuwider, dieses Deutschland, ne... *Fühlst du dich als Deutsche?* „Nee, nee, des tu ich nich. Es gibt auch, glaub ich, viel eher so ne Solidarität mit...türkischen Leuten, die mit deu, also es is so, ichühl mich immer mehr eher so, wenn ich irgendwie n Konflikt sehe in der Straße oder grade jetzt zwischen DDRlern und Türken, also das heißt konkret so ne Anmache von DDRlern gegenüber Türken, ne, ich bin da unheimlich sensibel, würd ich sagen so“ (7/3226–3253).

Nach Ausführungen darüber, daß die Bundesrepublik auch und theoretisch „Interessantes“ bieten könnte gerade durch die Veränderungen von „politischen Strukturen, Politik und Politikbereichen“ nach der Einheit: „Klar, das sind Sachen, die mich, wo ich auch gerne zu arbeite (sie tut es aber nicht, D. L.). *Fühlst du dich eigentlich als Deutsche, oder wie fühlst du dich als Deutsche?* Also erstmal hab ich diesen Paß, diesen grünen, hm, und ansonsten, ich sprech diese Sprache, des is auch die einzige Sprache, die ich gelernt hab als Kind, ähm, aber als Deutsche fühlen tu ich mich nich. Also, ich wüßte nich, was das is, wiwie man sich, oder wie *ich* mich als Deutsche fühlen sollte, also welche welche Werte dann eh, nee, tu ich nich, ich sprech diese Sprache und ich leb in diesem Land, ich könnte genauso gut woanders le-

ben, ähm, und ich nehm auch...also ich hab ne ich nehm auch für mich keine keine, ähm...keine Sachen in Anspruch, nur weil ich hier zufällig geboren bin.....Fühlst *du* dich als Deutsche? *Ja.*“ (10/2037–2062) „Ja, ich mein, ich bin auch sehr zuf, also, ich fühl mich auch sicherer, wenn ich (...), ich kann's nich so ausdrücken auf englisch wie ich es in deutsch, auf deutsch machen würde, ähm, und natürlich, ja sicher, ich bin mit mit Sachen aufgewachsen, ähm, und hab viele Sachen verinnerlicht, die ich hier halt an der Tagesordnung sind (...) ich, also, ich kann jetzt nich sagen, an denen häng ich“; „Ich würd sagen, es gibt bestimmte, es gibt so soziale ah ähm Codes, ne, die ich gut beherrsche, ja, die beherrsche ich gut, da brauch ich nich drüber nachzudenken, die brauch ich nich zu erklären, die beherrsche ich, in Gestik oder die beherrsche ich in Sprache“ (10/2107–2128; 2208–2215).

„Ich fühl mich wenn, dann als Bayerin (...) so mit diesen ganzen Traditionen, mit dieser Eingebundenheit und und so in ne bestimmte, ja, Kultur, also ich würd sagen, meine Kultur ist ne bayerische Kultur, also nich netzt ne deutsche, und deutsch an sich als Ganzes, hab ich wenig, also hab ich große Schwierigkeiten mich damit zu identifizieren, ne, obwohl ich des natürlich bin. (...) weil ich deutsch immer mit norddeutsch verbinde, und ich bin also als Kind aufgewachsen (...), des hab ich so verinnerlicht (...). *Wie waren denn die Norddeutschen für euch?* Fad und zackig, so richtig dieses Klischee.“; „also ich merk schon, daß wir im Süden ne andere Art auch haben, so miteinander umzugehen, denk ich, also es is irgendwie, glaub ich, schon ne ne südlichere Art, also, ich bild mir ein, ich hab mit Italiener oder oder Türken oder sowas mehr gemeinsam als wie mit Leuten wie Ostfriesland oder so ja, denk ich mal, aber des is wahrscheinlich auch so n Klischee. (...) des is irgendwie so, ich weiß es nich, also es irgendwie so ne, so ne warme Atmosphäre, die ich da in Bayern spüre. *Ist das Heimat oder was?* Ja, wahrscheinlich, ne, so hängt damit sehr stark zusammen.“ (12/1412–1468; 1486–1519)

„I kann mit dem Begriff Deutsch nichts anfangen (lachend), das wird mir jetzt wieder so klar, (...), kann damit nix anfangen, ich fühl mich nicht als Deutsche, ich fühl mich als *Frau*. Und ich möcht auch jetzt nicht arabische Frauen als arabische Frauen sehn, sondern als Frau, ja, weil jeder einzelne anders is, vielleicht n großen Kontext finden, wie bei uns auch irgendwo die Kultur uns geprägt hat ja, aber ansonsten (...) sicher, es hat bestimmt n Positives auch, in diesem Land zu leben, das is auch so, ja, mein, bestimmte Sachen funktionieren gut, und da hat ja auch diese klassischen deutschen Eigenschaften endlich ja, mein Pflichtbewußtsein is grenzenlos hin und wieder, ja (lachend), na, das das is ja irgendwie irgendwie in mir drinnen, ne, so, oder (...) grad dieses Deutschsein war halt wirklich so...so extrem in den letzten anderthalb Jahren, (?) es kommt noch stärker auf uns zu“ (13/3037–3090).

Eine Interviewpartnerin beschreibt einen Freund als „grad so deutsch, man is immer so flippig drauf und irgendwie weiß nich so genau, ja mal so, mal so, ne, kann sich nich so richtig festlegen“ (11/2631–2634), und sagt über sich selbst: „ich denk schon, ich hab n unheimlich kritisches Verhältnis zum Deutschtum und überhaupt zu unserer Geschichte, ja und ich denk (?), ich hab mal so n Rassismus-Seminar gemacht (...) und dann war's bei einer Frau so, daß sie's überhaupt noch nich mal sagen konnte eben, daß sie deutsch is, ne, wobei ja weil sich für für sie da so viel emotional dahintersteckt überhaupt so, dazu zu stehn auch zu dieser ganzen Geschichte und was damit zu tun hat, oder überhaupt zu vielleicht auch zu bestimmten Verhaltensweisen von Deutschen, daß sie des gar nich vollbracht hat, ne, wo ich mir dann auch überlegt hab, naja also, so extrem is es bei mir nich, also, ich kann schon *sagen*, ich bin Deutsche und ähm...ich denk, ich hab auch bestimmte Verhaltensweisen, die mehr in unserem Kulturkreis ja gängig sind, aber ich hab's, schon so mein Weitblick oder meine Perspektive is schon eher, daß ich irgendwie internationalistischer irgendwie leben möchte eigentlich, am liebsten ohne Grenzen, und äh ja, alle Völker so mitnander in Frieden, und also des is wahrscheinlich wirklich ne Utopie, aber so dies des hab ich im Kopf, ne.“; „ich lehn's nich total ab, aber ich seh, äh, schon ganz viele ja Sachen, die ich nich gut finde hier, ne und die ich verändert haben möchte und versuch auch dagegen was zu tun, ja.“ (11/2813–2845; 2869, 2873)

„Man kann nicht immer einfach nur ablehnen“, meint eine weitere, sondern „man braucht auch positive Anknüpfungspunkte, und ich denk, die gibt's auch. Also, es gibt, was weiß ich, ähm, es gibt... (...) es gibt einfach nen Widerstand, es gibt Flüchtlinge, die, die sich in diesem, auch in diesem Nationalsozialismus zur Wehr gesetzt haben, also es gibt eine deutsche Tradition, die sicher nicht die herrschende war, aber an die man durchaus anknüpfen kann. Und ich mein, das...das ist ne Sache, die mir sehr

wichtig ist, das hat nichts damit zu tun, ob ich mich nun mit diesem Deutschland identifizieren kann, aber das ist so der Versuch, den ganzen...oder anlässlich dieser Ereignisse (deutsche Einheit, D. L.) auch mal zu überlegen, ob man nicht immer nur Nein sagen kann zu allem, was Deutschsein heißt. Und das ist ne Überlegung, die natürlich auch mit dieser Arbeit mit Ausländern entstanden ist, denn die identifizieren sich ja oft unheimlich stark über ihre Ethnie oder ihre Befreiungsbewegung. Und das hab ich am Anfang immer völlig abgelehnt, also wenn die Palis da ihre Fahne schwenkten, dann dacht ich immer, jetzt, äh, fallen sie in die Zeit des Faschismus zurück. Und so einfach ist das natürlich nicht, ne.“; „Also, ich identifiziere mich mit Teilen von dem, wo ich mein, daß da nun was Positives da war“ (in beiden deutschen Teilen, z. B. bestimmte „Widerstandsformen“ wie Sitzstreik und Blockaden in der BRD, und „eine Diskussionskultur“ in der ehemaligen DDR, D. L.) (2/3096–3132; 3211–3223).

Als „so ne ganz normale Durchschnittsdeutsche“ bezeichnet sich eine Gesprächspartnerin und fühlt sich „aus Identifikation, jetzt nicht im Sinn von Nationalismus (...), dafür verantwortlich (...), wenn Deutsche hier auf der Straße Ausländer plattmachen“; „Ja, also, ich sag mir vom Verstand her, also, ich hab mir nicht ausgesucht, daß ich im selben Land geboren bin wie die, aber im Prinzip bist du eben doch auch dafür verantwortlich, was hier gerade politisch läuft, so begrenzt auch deine Einflußmöglichkeiten sind.“; „Ganz schlimm find ich ja, wenn (...) ich oder irgendwelche Deutschen, die ich so kenne, nach deutschem Liedgut gefragt werden. Dann fallen mir nur irgendwelche ollen Kirchenlieder von meiner Kindheit ein (...), was ich alles nicht schön finde“ (1/1443–1444; 2164–2188; 2623–2632).

„Ich hab natürlich ganz lange Zeit immer ganz große Schwierigkeiten damit gehabt, weil mir bei Deutsche immer Jodeln und Weißwürste einfallen (lachend), oder dann als nächstes kommt dann gleich immer , äh, Nationalsozialismus, und des verbind ich erstmal mit deutsch, und des will ich natürlich alles nich, ne. Aber hm (Räuspern) inzwischen bin ich ja nun auch reifer geworden (lachend) und hab dazugelernt und denke irgendwie, also denke und und empfinde es aber auch so, so geht's natürlich nich, weil ich bin nunmal Deutsche, und irgendwie muß ich mich halt auch damit, oder hab ich dann auch angefangen, mich damit natürlich auseinanderzusetzen, daß Deutschland vielleicht noch was Anderes sein kann als, ähm, als Konzentrationslager und Weißwürste oder so. Und ich glaube, ich nähere mich dem an, also mich irgendwie damit auszusöhnen, daß ich mich als Deutsche irgendwie auch einigermaßen verstehen kann. Ich denke, daß das unheimlich wichtig ist, das zu tun und also ja es irgendwie daran zu arbeiten einfach, ne. Ich denke, daß ich damit sicher noch nicht fertig bin und da sicher auch noch ne Menge dran arbeiten muß, aber ich merke zum Beispiel, sowas jetzt (Räuspern), ja was irgendwann so als Idee nach dieser Maueröffnung entstanden ist, ich will nich mehr unbedingt auswandern, was ich früher immer unbedingt wollte (lacht).“; „irgendwie hat Deutschland auch viele schöne Seiten oder Sachen, oder ich erfahr sie, einfach viele schöne Sachen, und des is ja schließlich auch Deutschland und die sind auch Deutsche, ne, also es sind nich nur die Bierseligen, sondern es is auch viel Anderes, ne, oder die ganze Alternativbewegung, die Frauenbewegung, die Grünen, also was hier an Bewegung entstanden is, oder an ökologischem Bewußtsein, Umweltbewußtsein, also ich finde, da passiert unglaublich viel und...*Damit kannst du dich also identifizieren?* damit kann ich mich dann auch wieder so mit diesem Deutschsein aussöhnen, ja.“; „so viele dumme Deutsche irgendwie, ne“; „das sind so viele verschiedene, ähm, ja, Völker ja eigentlich ja auch gewesen, ne, oder oder Kulturen oder oder Strömungen irgendwie, daß da dann n ganz großes Gemische eigentlich is (...) das seh ich dann auch wieder positiv, und da, denk ich, sind schon viele interessante Dinge und auch für uns sehr nützliche Dinge“ (14/2501–2538; 2549–2567; 2622; 2682–2694).

„Ich weiß nich, ob es Kultur is, oder wie ich das bezeichnen soll, also diese Engstirnigkeit, glaub ich, is deutsch, dieses, dieses...nun nich, weil ich zufällig engstirnig, ich glaube, Deutsche sind n bißchen bißchen so eingeschränkt mit ihrem Horizont. Und ich glaube, hmhm, diese...naja diese Autoritätshörigkeit, die kann man bei Türken genauso nehmen, die kannste bei jedem nehmen, weiß ich schon, aber ich glaube, daß da doch was, irgendwas Besonderes is, wenn ich diese fünf neuen Bundesländer (?) angucke, also denk ich ja, da is n Spiegel, was wir vielleicht n bißchen schon abgelegt haben, siehst du ja da wie durch n Vergrößerungsglas, und das sind für mich Deutsche, und das is für mich widerlich und ich kann es nich leiden, diese Ausländerhaß, diese diese diese Nierentisch, haben se ja auch nich

mehr, aber diese Schrankwände und diese Couch und oh, das is für mich so deutsch. (...) ich fühl mich schon als Deutsche, ich sprech, ich denk deutsch und ich lese deutsch, und was das Wichtigste is, ich mache meine Witze auf deutsch. Ich kann ganz gut englisch, aber wenn ich andauernd diese Witze nich verstehe, macht mich krank, und deswegen also, ich bin schon sehr deutsch, ich mein, auch im Kopf bin ich schon sehr deutsch.“ (15/2710–2747);

„Ich denk schon, ich fühl mich als Deutsche. Das ist mir in (...) einfach nochmal aufgegangen, daß daß man halt n bestimmten Hintergrund hat, ne bestimmte Kultur, ne bestimmte Erziehung und die ist halt *hier*, in *diesem* Land, gewesen, und dann bin ich's halt. Ich könnte auch zum Beispiel, ich kann, wenn ich, äh, flüchten müßte, und ich müßte im Ausland leben, in einer mir fremden Kultur, oder in einer mir fremden Sprache, ich würde krank werden, und ich würde kaputt gehen, das weiß ich. Ich würd's nich aushalten, wie viele Flüchtlinge, die hier mmüssen. Ich glaube, ich würde mir das Leben nehmen, oder ich würd psychisch krank werden. Ganz sicher. *Sind ja auch viele...* Ich kann nich ohne dieses, ohne meine Umgebung, ohne meine Sprache leben.“ (8/2283–2309); *Ich hab jetzt nicht mehr im Kopf, was du eben gesagt hast über das Gefühl oder wie du dich fühlst als Deutsche. Könntest du noch n bißchen ausführen? .....* Ja, wie ich mich fühle als Deutsche (nachdenklich leise)? *Na, wir haben ja jetzt die Einheit.* Oh Gott ja (flüsternd). (...) ich bin es nunmal, ich bin es, und ich kann nur das tun, was ich tagtäglich tue, daß ich versuche, also diese Demokratie, diese angebliche, ähm, zu erhalten, oder zu verbessern, und ich kann halt nich woanders hin, ich würde gerne auswandern, ne, nach Neuseeland oder Australien, oder sonstwo, weil es mich anstinkt in diesem Land, was hier läuft, aber ich bin nicht der Mensch dazu. (...) ja, guck mal, unsere Leute trauen sich nich in den Osten zu gehn, nich mehr abends, weil sie Angst haben, sie wwerden verprügelt oder ermordet oder sonstwas.“; „Und sich täglich immer mit diesen Leuten auseinanderzusetzen, ja, die immer von Überflutung sprechen und zu viele Ausländer, (...) und die sollen nicht und tralala und ahh (stöhnt), weißte?“ (8/2455–2496; 2501–2508).

„Wenn ich mal aufm typisch deutschen Fest war, und wir den ganzen Abend da standen, irgendwo am kalten Buffet uns unterhalten haben, hatt ich das Gefühl, doch, das ist mir vertrauter, da gehör ich eigentlich hin, ne. (...) ich hab mich da deutsch gefühlt, ich hab mich vorher nie nicht mich irgendwie deutsch gefühlt. (...) so Thesen, daß Deutsche alle kühler sind oder so, würd ich bestreiten. *Ich* bin kühler, klar, und es gibt ne ganze Menge, die sind kühler, aber...aber daß ich zum ersten Mal also dann ja mich mit diesem Deutschsein auseinandersetzen mußte, war, nach kurzer Zeit durch die Arbeit kannte ich ja fast nur noch ausländische Frauen...“ (3/1483–1536); „also ich denke, Kreativität (...) ist bei mir nochmal extrem, ne, also, da denk ich, bin ich extrem extrem deutsch, das, was alles den Deutschen vorgehalten wird, den Verstand, sie diskutieren und und so, das ist bei mir nochmal extrem, ne. Und...da fühl, da fühl ich mich fremd, wenn ich denn auf so nem Fest bin, und eigentlich den ganzen Abend irgendwie, ja, es wird getanzt und es wird gelacht oder sowas, und man denkt, ja, o. k. es ist nicht meins, ne. Ich fühl mich nicht schlecht dabei, aber irgendwie paß ich auch nicht so richtig da rein ne. (...) Für mich erscheinen die anderen erstmal als Einheit, die in *einer* Sprache reden, und ich sitze da und muß da extra irgendwie beschäftigt werden, meistens netz setzt sich irgendjemand dahin, nett und höflich, und unterhält sich dann ein bißchen mit uns, ne. Aber das find ich komisch, ne. *Fühlst du dich da wohl?* Nee, also auf diesen Festen fühl ich mich nicht wohl.“ (3/3489–3546)

„Also, ich leg nicht Wert drauf, ne Deutsche zu sein, ich fühle mich auch wohl, ja, ich fühle mich, für mich is es kein Thema, ob ich nun, ich hab bestimmt auch türkische Anteile wohl in mir, und von verschiedenen Nationen, ich denk mir, also ich bin da nich so, daß ich ganz rein bin, ich will's auch gar nicht sein. (...) ich denk mir auch, ja, weiß nich, (...), wie muß man denn als deutsche Frau sein, also, des is mir wahrscheinlich gar nich ganz klar, von daher sag ich mir, äh, ne deutsche Frau hat vielleicht auch türkische Anteile in sich und ne türkische Frau kann deutsche, französische und sonstige Anteile in sich drin haben, also für mich is des einfach immer ja gar nich ganz klar...wie bin ich denn, wenn ich Deutsche bin, oder was macht mich, ja, typisch deutsch. (...) ich kann mich einfach nich so (...) mit allen Sachen, die, äh, mit Deutschsein oder Deutschland verbindet, identifizieren, ich kann das bestimmt auch nich mit allen Sachen, die türkisch sind, und daher sag ich mir einfach, es is für mich so ne Mischung, also, ich könnt's wahrscheinlich mit keiner Nation (...) so diese, ja, was man auch den Deutschen unterstellt, diese Pünktlichkeit, absolute Zuverlässigkeit, dieses Funktionieren (...), da würd ich

sagen, typische Deutsche bin ich da. Da, ich brauch meine Uhr, und zu wissen, aha, um die und die Zeit, und dann bin ich da auch da“; „ja, so, man lernt immer wieder so was Deutsches (lachend) an sich kennen, einfach ja, äh, ich tu mir schwer, da so richtig aus mir herauszugehen“ (6/1861–1936; 2485–2489).

Wie fühlst du dich als deutsche Frau jetzt im Moment, in der gesamtpolitischen Situation? „Hm (stöhnt), oh Gott, es ist die Frage welche, ne (lacht). Also absolut gemischt, muß ich sagen.“; „ich habe Angst vor dem, was jetzt so an Emotionen da hochkommt.“; „das ist klar, das so was jetzt hochkommt, aber ich hab davor sehr viel Angst, wirklich, und wenn sich das von West und Ost zusammentut, dann denk ich, muß auch so ne Arbeit weitergehen im Ausländerbereich, da politisch was zu machen.“ (5/2349–2355; 2386–2387; 2410–2417)

### (5) „Frau-Sein“ und Weiblichkeit

Aussagen zur gesellschaftlichen Stellung von Frauen überhaupt und zum eigenen Leben als Frau finden sich in nahezu allen Interviews. Ebenso persönliche Gefühle und Meinungen in bezug auf gesellschaftliche Vorstellungen von Weiblichkeit. Ab Interview 10 wird explizit von mir danach gefragt. Es zeigte sich insgesamt, daß die theoretische Behandlung des Themas oder auch die „abstrakte“ Selbstdarstellung gegenüber der individuellen Gefühlsebene bevorzugt wird. Die eigene Einordnung als „weiblich“ ist für manche Interviewpartnerin mit größeren Bedenken verbunden. Klar unterschieden wird von einigen zwischen der gesellschaftlichen Position und dem eigenen Erleben als Frau. Zwei fühlen sich sowohl gesellschaftlich als auch individuell stark als Frau, zwei fühlen sich zwar persönlich stark, jedoch insgesamt eher unterdrückt und schwach. Eine drückt ihr Schwanken aus zwischen den Extremen sehr unterdrückt und gar nicht unterdrückt, je nach „Bereich“, in dem sie sich bewegt. Eine andere sieht ihre Stärke auf der Beziehungsebene. Drei befragte Frauen sehen sich selbst – inzwischen – als weiblich und erklären ihren Entwicklungsweg dorthin. Weibliches Rollenverhalten wird von den meisten als traditionell abgelehnt, wobei jedoch zwei Frauen es „bewußt einsetzen“ möchten, um bestimmte Ziele zu erreichen. Eine bezeichnet ihr Verhalten sowohl als männlich als auch als weiblich.

Auf die Frage, ob sie sich von den Frauen ihrer Umgebung, in diesem Fall Frauen anderer Kultur und Nationalität, als Frau akzeptiert fühlt, sagt eine Befragte: „Ich glaube nicht. Also bei einigen nicht. (...) schon vom äußeren Erscheinungsbild, denk ich, (...). Ich hab keine etwas längeren Haare (...), ich ziehe keine Kleider an, oder ich bin nicht feminin.“ (8/1852–1862) Eine weitere bedauert, daß sie immer – „wie viele Frauen“ – „harmonisierend Sachen eher unter den Tisch kehrt“ und „daß ich mir das irgendwie noch nicht ganz abgewöhnt habe“. Sie begründet diese Verhaltenstendenz mit ihrer persönlichen „spezifischen“ Geschichte in Kindheit und Jugend. (9/1757–1788) Sie sieht sich schon als „weiblichen Typ“, aber auf die Frage, ob sie auch so gesehen wird von Männern unserer Gesellschaft, ist diese Interviewpartnerin sicher: „Nee, also, weil ich natürlich, egal, wie geschminkt ich bin, argumentiere, ne, und ich laß mir auch nichts, äh, sagen, egal, wieviel Lippenstift drauf is, ne, denke nicht, also, ich weiß nicht, ob die mich jetzt als männlich ansehen, das sicher nicht, aber so, ähm, sagen wir mal, in jedem Fall nicht so gemütlich, ne. Das heißt, so in Verhaltens-, bestimmten Verhaltensdingen eben nicht unbedingt so in dieser weiblichen Rolle oder so? Nee, nee, nee, Nee! Das lehn ich auch total ab, ja.“; „früher (...) hab ich mir zum Beispiel immer Feuer geben lassen oder so, verstehste so, heute komm ich in, wenn mir einer in n Mantel hilft, dann komm, weiß ich gar nicht mehr, wie's geht, ne, und so ne Sachen, und des macht er dann auch nur *einmal*, weil ich sag, meinte, ich hab keine Hände oder so, ja“ (15/1941–1970; 2640–2648). Sie empfindet sich als stark, weil sie sich „artikulieren kann“ und „allein ihr Leben leben kann“ ohne „Familienbande“ (15/1986; 2052–2078). „ja, meine Mutter, was weiß ich, die war ja, äh, eigentlich auch ne starke Frau oder so, vielleicht... (...) ich finde, die hat ihr Leben toll gemeistert, und, äh, ich sehe eigentlich auch immer nur, daß Frauen stark sind, weißte so. Ich kenn eigentlich überhaupt, dies Gewimmere und Geweine immer nur von Typen, oach und waah und so, eigentlich find ich Frauen schon...ja, auch viel sympathischer, ich kann mit Frauen viel besser reden. (...)

sagen wir mal, wir (meint die Interviewerin und sich selbst) würden uns in ner Kneipe kennenlernen, da könnten wir doch gleich reden, mit Typen is es immer anders.“ (15/2107–2129)

„Ich lege sehr viel Wert“ auf die äußere Erscheinung und „fühle mich wohl in meinem Körper“ (12/1296–1304). „es is nich so, daß ich sage, ich werde nur dann erst zu leben anfangen, wenn ich ne Mannequinfigur hab, ne, was früher immer so war, daß ich mir das Leben immer irgendwo in die Zukunft verlagert hat“ (12/1309–1315). Früher hat sie sich immer „schwach gefühlt, und war jahrelang nur das Opfer“, „hab mich in dieser Opferrolle sehr wohl gefühlt, nich, und ich kann ja nichts dafür, ich bin ja eine Frau und die sind ja immer benachteiligt und wie schrecklich und so. Und des hat sich dann aber geändert, also aufgrund ner Therapie, denk ich, und dann eben auch durch das Leben, also, denk ich, ich hab schon Macht, also in bestimmten Bereichen, ne, ich kann mich auch durchsetzen, ich fühl mich nich mehr schwach. (12/1118–1135) „Da war ich immer die Stärkere (Beziehung zum Freund), also ich war immer ich so, (...), ich denk, ich nutz das nicht aus, aber ich weiß, was ich will“ (7/2108–2112).

Eine starke Position als Frau – „geschaffen mit den Jahren“ – ist ein wichtiges Anliegen: „Ich hab mir das geschaffen in meiner Beziehung, (...), wo sehr viele Konflikte gelaufen sind, ich fühl mich da eigentlich schon, ja, ich fühl mich s vielleicht nich, äh, gleichberechtigt handelnd, wenn ich so groß in die Gesellschaft gucke, was passiert, das nicht, ne ja, ich denke aber für mich persönlich, ich hab meine Sachen gemacht, und ich konnte meine Sachen regeln, die ich für mich gut fand, ja.“ (13/2231–2244) Sie sieht sich nicht in der Opferrolle in ihrer Beziehung und hätte die „Stärke“, auch alleine zu leben, da sie sich „eine Berufsausbildung geschaffen“ hat (13/2275–2280). Sie schminkt sich, wenn sie aus dem Haus geht, weil ihr „das sehr gut gefällt“ und sie „jetzt wieder ein lockereres Verhältnis dazu“ bekommt; früher hätte sie „bewußt keine Schminke angerührt“ (13/2306–2323). „ich find es hin und wieder schön, mir wirklich nen knalligen Lippenstift draufzumachen, (...) früher, wo ich bewußt mit Jeans und sonstwas gelaufen bin und mich nicht schön gemacht hab, jetzt is es schon eher so, daß ich gucke, ja, was mir so an mir gefällt, also, das hat wirklich damit zu tun, was *mir* an mir gefällt, (...) ich habe nie einen Rock ger getragen aus dem Grund, weil ich sehr behaarte Beine habe (lachend), ja, und hab mich immer andersrum rausgeredet, ja, ich trag halt gerne Hose, ja. (...) und jetzt reiß ich mir's halt aus ja, so (lacht)“ (13/2324–2353). Viele „sogenannte männliche Elemente“ („Jähzorn“) hätten in ihr seit ihrer Kindheit „geschlummert“, die ihr „ausgetrieben wurden mit den Jahren offensichtlich“, die aber zum Teil nun wieder hervorkämen (13/2597–2614). „Ich denk, diese weiblichen Elemente, sie sind bestimmt oft ganz gut, ne (...), ja, aber wenn man soweit kommen kann, daß man beides bewußt hat, dann is es gut, ne. Aber soweit bin ich, glaube ich, noch nicht, es vermischt sich“ (13/2658–2662).

„Also, ich bin auch viel weiblicher geworden in den letzten Jahren. Also, ich hab mir vor zehn Jahren meinetwegen nie vorstellen können, ein Kleid oder n Rock anzuhaben. Und das passiert heute schon ganz selbstverständlich.“ (4/2328–2334) Sie beschreibt ihre Entwicklung von einer „sehr materiellen Einstellung“ „in ganz jungen Jahren“, in der sie sich „aufdonnerte“, über eine Zeit, in der „generell das Äußere“ nicht zählte, wo „puppenhafte, hingebungsvolle Frauen“ sie „anwiderten“, hin zu einem „Wandel“: wenn sie Lust dazu hat, „macht sie sich schick“ (4/2327–2424).

„Dieses sich überhaupt so auf Frauen beziehen, genau diese Frauenkultur, das haben wir gar nicht, ne, (...), und es is schwierig genug, ne, weil wir des so verinnerlicht haben, irgendwie uns doch immer da letztlich auf diese Männergesellschaft zu beziehen, ne (14/1453–1465); „ich würd mal sagen, ich such was Anderes (lachend). *Aber was?* Weiß ich auch noch nicht. Ich such mir von Allem das Beste raus, ja, wie bin ich denn eigentlich, schwierig zu sagen, ich denk, ich bin beides.“ (14/1985–1993); sie lernt, sich einerseits durchsetzen, andererseits aber auch die anderen zu sehen, *ohne* das „weibliche Extrem“ im Verhalten, sich ganz zurückzunehmen, „so Harmoniebestreben“, „ich denk, ich hab beides, ne“ (14/2045–2053). „Schminken tu ich mich nich, das hab, also, das hab ich auch noch nie getan, außer ner wirklich ganz kurzen Phase in meiner Pubertät, (...), zu lästig, ne, und also so eitel bin ich nich, aber andererseits (Räuspern) is es schon so, daß ich... ja, so für mich Sorge, daß ich mich irgendwie mit mir wohlfühle, ne, also, daß ich schon gucke, ob ich was anhabe, wo ich mich einigermaßen wohl drin fühle, und ja, was ich gerne trage oder so, das schon... (...) *Achtest du auch darauf, wie du dann wirkst auf andere?* (...) Nee, des tu ich glaub nich nich besonders.....Das tu ich, glaub ich, nich besonders, beziehungswei-



se, wenn ich's tue und es wird mir bewußt, versuch ich's mir abzugewöhnen (lachend). *Warum?* Naja, also ich mein das so, in dem, in der Form, daß ich, ähm, mich zu anderen, nein, jetzt muß ich erstmal sortieren. Tja, ähm, daß ich mich davon abhängig mache, ähm, wie andere mich jetzt finden und dann entsprechend zu, also, daß ich immer besonders nett und immer besonders freundlich oder immer besonders lieb bin oder sowas, ne...hmm, ja, ich denk, das das tu ich inzwischen nich mehr...nee, glaub ich nich. Und was Kleidung oder so Äußeres anbetrifft...puh, hmm, Gott, des is ja ein tief ein Kurs in die Tiefenpsychologie (lachend), ja, muß jetzt schwer überlegen... (14/2098–2151); „ich versteh mich nich insofern als Frau, als daß ich nun denke, ich muß dann also immer im bestimmten Outfit erscheinen, des nich, also, wenn ich sage (...), daß ich (...) darauf gucke, daß ich (...) einigermaßen gepflegt aussehe, dann tue ich's auch für *mich*, also ich tu's natürlich auch, weil weil ich's irgendwie...ja mir weil mir mein Erscheinungsbild für andere wichtig ist, es hat für mich irgendwie auch was mit Achtung vor anderen oder so zu tun, ne, aber auch vor mir selber, mich selber, so.“ (14/2192–2206); „ich denke, diese typisch weiblichen Sachen zum Beispiel, mich eher zurückzuziehen als zu sagen, was ich möchte, (...) nach wie vor nicht völlig abgelegt habe und des wahrscheinlich auch noch ne mühsame Arbeit ist, des wirklich zu tun, (...). Ich denke, daß ich af m Weg bin, aber ich denke, daß es einfach auch ne ständige Arbeit is, ne, an sich selber, also doch nich wieder so in diese alten Verhaltensmuster reinzufallen, sondern immer wieder auch an sich selbst zu arbeiten.“ (14/3031–3056). Als „Frau global“ gesehen nicht, aber sonst, wie sie ihr „Leben geregelt kriegt“, fühlt sie sich stark (14/2235–2250).

Eine Interviewpartnerin legt „nich so doll“ Wert auf ihr Äußeres, vor allem nicht „so Make-upmäßig“: „Ach, ich find des doof (...), ich denk, äh, ich hab keinen Bock, mich für irgendwelche Männer so aufzuputzen oder so, ne, weil es ganz oft so is eben bei Frauen, wo ich des so's Gefühl einfach hab, des, daß sie sich schön machen für Männer immer, und des des find ich doof, ja...mach ich nich“ (11/2073–2112). An anderer Stelle führt sie aus, daß sie sich durch die ausländischen Frauen ihrer Umgebung unter Druck gesetzt fühlt, einem bestimmten Bild entsprechen zu müssen: „die schätzen mich irgendwie oft so ein, denk ich, ach, ich regel mein Leben alleine und kann des alles und bin total selbständig und, puh, ach, hab da u gar keine Probleme damit, ne, da hab ich schon so dieses Gefühl, die sehen gar nich, was da vielleicht hinter, dahinter stecken kann, ne, hinter so nem Leben, irgendwie auch alleine zu leben und selber für sich zu entscheiden, ne...und sehn vielleicht eher so des Starke, mehr nach außen, aber sehn viel weniger auch so die Probleme, die dahinter stecken, (...), ja, also ich fühl mich dann vielleicht manchmal so n bißchen, nein, nich im Druck, aber...ja, in so nem Bild, des eigentlich auch nich so ganz stimmt, ne, also des nur is halt nur eine Seite von mir“ (11/2137–2159). Sie fühlt sich „unheimlich stark“, wenn sie „viel mit Frauen“ macht: „wenn ich mit Frauen zusammen arbeite und auch zusammen mich mit denen treffe und so eigene Ideen entwickl, wie wir vielleicht weiter leben oder überhaupt auch politisch was machen können“; andererseits: „wenn ich dann allein durch die Straßen manchmal trottel (lachend) und irgendwie so bescheuerte Typen (...) mich dann in irgendeiner Weise anmachen (...), da denk ich wieder, ach, Scheiße irgendwie, also wir sind doch irgendwie total unterdrückt hier, ne, also, es gibt so beide Bereiche“ (11/2463–2486).

„Also, ich mach ganz bestimmt Dinge, die so traditionell als, oder so klischeehaft sehr weiblich sind, ähm, was weiß ich, ich flirte, wenn das dann weiblich is, dann tu, bin ich da bestimmt sehr weiblich, äh, und hab da auch ganz teilweise so Mechanismen, die ich auch durchaus bewußt einsetze. (Lacht) Ja, tu ich, ich bin eitel, obwohl das würd ich ja nich als weiblich bezeichnen, (lacht) ähm, ja, und sonst weiß ich nich (...) ich hab irgendwie keinen übermäßigen Kleiderschrank, ich zieh meist Jeans an un nen Pulli *Das hat damit nichts zu tun*. Oder nen Rock und nen Pulli, ich wa *Ich meine zum Beispiel, achtest du dadrauf, wie du aus dem Haus gehst?* ...Größtenteils, aber es gibt auch, ja schon, schon größtenteils, ja. *Schminkst du dich auch, wenn du aus dem Haus gehst, oder nicht?* Ich mach immer Kajalstift unter die Augen, ja (lachend), ähm, ja, das schon.“; „meine Einstellung zur Kleinfamilie, oder zu Rollen von Frauen, wo heiraten und vielleicht nich arbeiten, sondern sich um die Kinder kümmern, ähm, is nich mein Ding, is nich mein Wert, und würd ich auch immer sagen, das is nich mein Wert, (...), ich find des falsch für *mich*, und so n Zurück zur Mütterlichkeit oder Zurück zum Hausfrauenleben find ich auch ne gefährliche Entwicklung, die passiert und die passiert gerade, ähm, aber deswegen würde ich niemanden verurteilen, aber falsch find ich des als Wert, Punkt. (10/3227–3270; 4040–4062)

## (6) „Ansprüche“ und Realität

In der Reflexion auf gegenwärtige, vergangene oder zukünftige Lebensumstände oder Situationen formulieren viele interviewte Frauen mehr oder weniger ausführlich ihre persönlichen und politischen Ansprüche. Die thematische Ausrichtung ist unterschiedlich. Mehr als die Hälfte sind anspruchsvoll sich selbst und/oder anderen gegenüber, wobei einige sich pessimistisch hinsichtlich ihrer eigenen Einflußnahme auf die Wirklichkeit äußern – wie auch im Überblick über die biographischen Daten deutlich wurde –, da die Realität den politischen oder persönlichen Idealen entgegensteht, andere sind jedoch eher optimistisch hinsichtlich gesellschaftlicher Veränderungen.

In vielen Bereichen – politisch, beruflich und persönlich – hat eine Befragte ihre Ansprüche reduzieren müssen: „das Gefühl zu haben, da is überhaupt keine Lobby für den Bereich, (...), egal, wie's sich nun alle ne engagiert haben (lachend), is das vielleicht dann ja is so n bißchen bei mir so die Luft zum Kampf vielleicht auch raus, ne“; „ich hab gelernt, mit meine meine Ziele sehr klein zu stecken, meine Erfolge, des is nich so einfach in der Arbeit, sonst hältstest nich aus“; „ich hab Abstriche gemacht in bestimmten Bereichen. Ich hab Abstriche gemacht, indem ich mich entscheiden mußte, will ich diese Partnerschaft aufrechterhalten, (...) das sind Kompromisse, aber ich denke, die treff ich irgendwann auch bewußt oder hab sie bewußt getroffen.“ (I3/I126–I149; I835–I838; 2250–2258) Sie habe den Eindruck, daß eigene Ansprüche und eigenes Wollen zumindest in ihrer Vergangenheit eigentlich nie und auf keiner Ebene mit den äußeren Bedingungen übereinstimmen: „also irgendwie war ich auch nich, meine heute, wenn ich mir das heute vorstelle, denk ich, also, hm, ich hätte, ich würde mich ganz anders verhalten.“; „das is is oft bei Frauen dieser Widerspruch, glaub ich, ne, es gab auch immer diesen innerlich hab ich schon mal gese innerlichen Prozeß, daß ich das so nich will, ne, aber die Realität war dann vielleicht nicht dementsprechend, ne (7/I717–I720); 2083–2089)

Ebensowenig konkret bzw. explizit – hier in bezug auf ihre beruflichen Ansprüche – formuliert eine andere: „wenn ich mit meinen Maßstäben, (...), konsequent hier an die Frauen rangehen würde – und das wär dann ja noch nicht einmal ein feministischer Anspruch, sondern noch ne Stufe drunter – dann könnte ich hier nicht arbeiten.“ (I/I940–I947)

„Also, bei mir kommen jetzt auch wieder Sachen hoch, daß ich mir sage, ja, was hat sich denn großartig geändert, also, das wird in unserer Generation bei vielen sein, ne. Äh, so diese ganze Auflehnung der älteren, gegenüber der älteren Generation, und ich heute eben sehr oft so Parallelen entdecke zwischen mir und meiner Mutter zum Beispiel, ne, also daß wir uns immer ähnlicher werden. Und, äh...ja, daß daß der Lebenslauf, oder eben auch also auch Tagesablauf, sich ähnelt, ne. Was was ist denn das Leben...? Da hat man ne Beziehung, man hat ne Arbeit, die Wohnung irgendwo, und dann läuft so der alltägliche Trott ab, und von diesen zum Teil auch vielleicht eben Hirngespinnsten ist wenig übriggeblieben, ne. Man hat zwar n gewissen Anspruch im Kopf, aber danach leben...wer tut das schon.“ (4/3856–3877)

„Ich denk, es is meine eigene Geschichte einfach, also für Mädchen irgendwie andere Bedingungen oder Freiräume oder Möglichkeiten von Anlaufstellen zu schaffen“; „wie Frauen auch für sich oder Mädchenleben entwickeln oder oder meinetwegen Widerstandsformen oder auch Gemeinsamkeiten, also, des is ja faszinierend, ne, also, es is ja völlig unterschiedlich, ne, und ich denk, da können wir so viel voneinander lernen“; „wenn ich gesellschaftsverändernd arbeite, und irgendwie hab ich halt immer noch irgendwelche idealen Vorstellungen dazu (lachend), (...), dann is des für mich global irgendwie, ne, dann denk ich, muß die ganze Welt verändert sein und gehört irgendwie alles zusammen, (...) und von daher is es für mich einfach, ja, irgendwie zwangsläufig (...) nich auf eine Kultur begrenzt, also, es wär, auf die Idee würd ich gar nich kommen, ne.“; „durch meine Arbeit oder, tja, durch die Frauenbewegung, sag ich jetzt mal so platt, Frauen- und Alternativbewegung, (...), Umgangsformen, die wir entwickeln, aber natürlich auch, ähm, sogenannten privaten Bereich“; „in der Frauenbewegung genauso, ne, in Frauengruppen und und Frauenzusammenhängen, also was was, ich find, da is irre viel an schönen Dingen oder Dingen, die mich dann so ganz hoffnungsvoll stimmen, oder selbst so Leute, die ich früher halt also immer bieder und erkonservativ abgelehnt habe, (...), und ich seh (...) inzwischen (...), Mensch, irgendwie sind die Leute vielleicht *doch* lernfähig (lachend), ne“; „ich hab halt auch

hohe Ansprüche an mich (lachend)“; (14/1273–1278; 1397–1403; 1572–1588; 2573–2585; 2602–2618; 3093–3095).

Die Wirklichkeit sollte nicht zum Aufgeben der Ansprüche führen: „Denn es gibt immer Leute, die das noch mit unterstützen. Und das wird, also, wenn ich da resignieren würde, wenn ich die Hoffnung aufgegeben hätte, dann könnt ich das auch nicht mehr machen, die Arbeit. Aber ich weiß, es gibt, es gibt immer wieder ne Hoffnung, also für unseren Bereich, für diese Flüchtlinge. (...) Also es is immer so n kleiner Hoffnungschimmer, daß man sagt, n paar Anständige gibt's ja doch noch, und dann kann man noch was machen, so, das ist meine Hoffnung, ja.“ (8/2514–2535)

„Des fänd ich schon unheimlich schön, also, von den Sachen, die ich so im Kopf hätt, mein Ideal und was weiß ich, ne multikulturelle Gesellschaft in Führungszeichen, des find ich irgendwie toll, irgendwie in so nem Bereich denn zu arbeiten oder so ne Gruppe aufzu ja bauen (...) gemeinsames Leben und Arbeiten (...) und dabei nochmal (...), in dieser multikulturellen Gesellschaft, so seh ich das im Prinzip, weiße, oder darin nochmal irgendwie Frauen, ja...ja, ihren Status besser zu erkämpfen, zu ermöglichen oder überhaupt immer zu erkennen, wo wo ihre, äh, Plätze sind in dieser Gesellschaft, und zu gucken irgendwo, wo sind die Ungleichheiten, ne. Also, des würd ich, des find ich schon toll, irgendwie mir sowas zu erreichen, ne, in so ner Frauengruppe irgendso n Bewußtsein zu schaffen auch, ne, für die eigene Situation und (...) dagegen was zu tun.“ (11/3118–3160)

Die „Abgabe von Privilegien“ für eine „gleiche Verteilung“ sei von Allen zu fordern, erklärt eine weitere Interviewpartnerin: „verstehst du, wir fordern ja alle immer ne Abgabe von Privilegien, (...) können wir uns nich immer nur da hinstellen, und können sagen, so, wir wissen das jetzt alles, da gibt es ungleiche Privilegien, ungleiche Verteilung, ähm, aber wir können da jetzt nix dran ändern, weil wir haben das ja und immer. Ich finde, wir müssen sehr bewußt damit umgehen und bewußt dann ja auch damit umgehen, eventuell einige Sachen aufzugeben, und aufzugeben nich in dem Sinn, du nimmst dir ja nix weg, du hast ja die Möglichkeiten, tausend andere Sachen zu machen“; „es reicht nicht über Rassismus zu reden, es reicht nich, zu sagen, ja, ja, ich sehe, wir haben Rassismus in (...) diesem Land, sondern man muß halt auch was dagegen tun. S reicht auch nich mal zu gucken, (...) sich so die Absolution für s linke Bewußtsein zu holen, ja, ich tu ja was, ich bin ja in ner Gruppe“; „was ich wichtig finde, in (...) antirassistischen (...) Aktivitäten, ähm, ich find des auch nich richtig, alles, was passiert, Rassismus zu nennen, also den Rassismusbegriff so sehr inflationär zu gebrauchen, ne“ ((10/1873–1900; 3788–3801; 3832–3838). Die „anderen Strukturen, die anderen Herrschaftsverhältnisse und Bedingungen“, die es auch noch gibt, solle man nicht „aus der Sicht verlieren“: „also, es geht nich darum, jetzt das Herrschaftsverhältnis an und für sich aufzudecken, sondern wir, und ich finde halt gerade wir so als deutsche weiße oder als europäische weiße Feministinnen, müssen uns da auch immer drüber bewußt werden, wen wir eigentlich ausbeuten und wo wir in so ner Herr, in so ner Hierarchie auch durchaus sehr gehobene Positionen einnehmen. *Du meinst also diese verschiedenen Ebenen, auch sich überlappenden Ebenen, die muß man erstmal rauskriegen, um überhaupt da klar zu sehen?* Ja, und halt um um dies Un, ja, um diese Unterdrückungsmechanismen sich bewußt zu machen, die auch wir drauf haben, (...), wo wir aber auch durchaus ja unsere Vorteile davon haben.“ (10/3844–3959) Sie fordert weiter, daß „wir“ – „ja, du genau so wie ich“ – uns bewußt machen müssen, nur für „irgendwie Mittelschichtsfrauen“ sprechen zu können und definiert: „universitäre Ausbildung, universitärer Zusammenhang, sozialwissenschaftlich so, für *die* Frauen können wir reden, weil da sind Überschneidungen und da sind so Wertsysteme, die die ähnlich sind. Für für andere Frauen paßt unser Bild überhaupt nich mehr, paßt unsere Skala nich“ (10/4064–4081).

## (7) Verhältnis zu anderen Frauen

In der Reflexion auf sich selbst sprechen die untersuchten Frauen auch die Voraussetzungen bzw. Bedingungen an, die ganz allgemein zur Aufnahme von näheren Beziehungen zu anderen Frauen führen. Im konkreten Fall sind das – implizite oder explizite – Begründungen oder Rechtfertigungen und zwar sowohl um eine, früher oder gegenwärtig, existierende als auch um eine nicht existierende

Beziehung zu erklären. Zwei behaupten von sich, sie haben „eher wenige Freunde bzw. Freundinnen“ (3; 10), zwei haben eine große Kontinuität in „sehr alten, langjährigen Beziehungen“, die noch aus der Schulzeit stammen (5; 12), teilweise aber eine große Fluktuation in jüngeren Freundschaften (12; 3). Jahrelanger Kontakt und lange Gelegenheit zum gegenseitigen Kennenlernen ist entsprechend oft eine Begründung für Freundschaften oder – im negativen Fall – eben für das Nichtzustandekommen von Beziehungen. Da in den Aussagen viele Argumente gleichzeitig auftauchen, stelle ich diese zunächst dar, bevor ich die Beispiele dokumentiere.

Alle Frauen nennen als gute Voraussetzung für eine Beziehung: einen ähnlichen bzw. gleichen Hintergrund in Bildung und Ausbildung; gleiche Orientierung und gleiche, politische und soziale, Interessen; gleiche Lebensentwürfe, Lebenszusammenhänge und Lebensstile. In diesem Rahmen ist einigen ein ähnliches „Themenspektrum“, zum Beispiel Literatur, Film, Theater, Bücher, soziale Probleme, wichtig sowie die Tatsache, daß die anderen „nicht traditionell“ oder „nicht reaktionär“ sind, sondern „schon weiterentwickelt, fortschrittlich, jünger“; einige legen großen Wert auf solidarisches „menschliches“ Verhalten der anderen oder darauf, daß sie „auch Feministinnen“ sind. Desweiteren werden genannt: gemeinsam etwas tun, gemeinsame Aktivitäten auch außerhalb der Arbeit, gegenseitiges Vertrauen, eine „gleichberechtigte“ Ebene und zwar beruflich, politisch und privat, oder „gleiche Ausgangsbedingungen“. Wichtig ist auch, daß die anderen „interessant“ sind, Power haben, kein Leiden zeigen, nicht über Kinder reden, keine „Hausfrauen“ sind und „wissen, was sie wollen“. Religiös zu sein, besonders „streng religiös“, ist keine gute Voraussetzung für eine Freundschaft. Notwendig ist für eine Frau ein gemeinsamer „inhaltlicher, das meint politischer und/oder beruflicher, Rahmen“, für eine andere gemeinsame Leid-Erfahrungen. Weiterhin sind im einzelnen wichtig die „emotionale Unabhängigkeit“ der an einer Beziehung beteiligten Personen, sich gegenseitig zu mögen, eigene „Gefühlssicherheit“ oder eigene Sympathie und Zuneigung, ähnliche – erzieherische und selbst erlebte – Moralvorstellungen, der Wunsch, „voneinander zu lernen“ und „andere Lebensformen“ zu finden sowie die Möglichkeit, „Wissen und Einsicht“ von den anderen zu erhalten.

Definition für „Freundin“: „Das sind (...) größtenteils Leute, mit denen ich zusammenwohne oder mit denen ich jahrelang Kontakt hatte und man sich so kannte, bevor ich jetzt sagen würde, das ist ne gute Freundin von mir“; „irgendwelche Filme (sind Unterhaltungsthema, D. L.), die du gesehen hast, was du gelesen hast, oder womit du dich gerade woanders als hier (Arbeit, D. L.) beschäftigst.“ (1/537–542; 1217–1221) „Ich hab (...) immer gedacht, (...) das sind so die...die Emanzipiertesten und, äh, die sich am besten durchsetzen können und im ehesten Sinne Gesprächspartnerinnen für mich sind, weil wir halt am ehesten vielleicht noch n ähnlichen Hintergrund haben, also, einfach auch ne Ausbildung haben und diese ganzen Dinge.“; „also ich mein, daß ich, also, politisch halt eher dann die linksorientierten kannte, das hat dann natürlich mit meiner eigenen Orientierung zu tun, das ist klar.“; „bei der Kollegin war es so, daß die halt studiert hatte und sich nebenbei dadurch (durch die Arbeit, D. L.) ihr Geld verdient hat (...) *Die war mehr so auf der gleichberechtigten Ebene?* Ja. Ja, genau.“; „Das meiste (...) an Kontakten entsteht auch in irgendeinem Rahmen. Die Leute treff ich dann, was weiß ich, bei (...) zum Beispiel, und dann geht man anschließend zusammen in die Kneipe.“ (2/1633–1646; 1781–1786; 1967–1972)

„Es ist für mich einfacher mit Frauen, die eben auch, wo andere Punkte wichtiger sind, als der Gatte zu Hause, ne, die sich, also sehr viele Freundschaften sind zu Frauen sind daran kaputtgegangen, daß plötzlich tauchte bei denen der Mann im Leben auf, und da war nichts mehr möglich, ne.“; „sie (Frauen, D. L.) müssen wissen, was sie wollen, so und nicht so, und was mir leicht auf de die Nerven geht, oder wo dann auch, Frauen, die eigentlich immer leiden, ne, kann ich nicht haben. So Frauen, die irgendwo, äh, ja, die wissen, was sie wollen, und auch Möglichkeiten suchen, das durchzusetzen und auch ne gewisse Power haben, ne, find ich toll. Und Frauen, die im wesentlichen Probleme haben, (...), find ich halt nicht toll, ne. *Weil es dir mehr entspricht?* ...Weil mich das so so, diese, dieses eigentlich immer wieder über dieselben Sachen zu reden, ohne was geregelt zu kriegen, das macht mich ungeduldig, ne, und nervös, weil ich dann immer denke, mein Gott, die könnte doch machen, und warum machste nicht, ne.“; „Und ich mach eigentlich lieber mit Frauen machen wir gemei, wir machen gemeinsam was“; „ich denke, ich denke schon, daß es von mir auch dann distanzierter wird, ne, weil

wenn wenn diese Kinder auch das das einzige Thema werden, ne, was was ich auch sehr häufig festgestellt hab. (...) Und dann irgendwann langweilt's mich, ne. (...) ich will das auch nicht mehr hören und daß ich dann mir eben irgendwie mich anders orientiere, so, (...), daß es einfach einschläft, ne“; „also ehemalige Freundschaften hab ich ne ganze Reihe, ne. Wo einfach dann irgendwann war's nicht mehr interessant, ne.“; *Möchte (...) nochmal darauf zurückkommen auf diese „Uninteressantheit“ oder „Interessantheit“ von Frauen, mit denen du umgehst, (...). Was ist denn interessant für dich an ner Persönlichkeit (...)?* „so dede mögliche Themenbereich, über den wir uns auseinandersetzen können, ne. Ähm...also, ich denke, als Gemeinsamkeit ist es alles ich, ich, äh, politische Veränderungen interessieren, ne, und wir darüber reden können, (...), daß sie sich für Literatur interessieren in irgendeiner Form, darüber können wir uns unterhalten, ne. Für für Filme, Theater oder so, ähm, daß sie sich für soziale ähm Probleme, (...), sich dafür interessieren, ne.....ne d irgen fü ich vielleicht so zusammengefaßt, daß ich will ein n ähnliches Spespektrum auch interessieren wie ich, ne. (...). Daß es da möglichst Überschneidungen gibt, und daß die Frauen aber auch selber ne eigene Meinung haben und die auch vertreten, ne.“ (3/2041–2048; 2096–2119; 2132–2135; 2186–2211; 3749–3753; 4145–4187).

„Jetzt so die Frauen, die ich als meine Freundinnen bezeichne, das sind natürlich über Jahre hinweg sondierte Menschen. Äh, und da hat sich eben schon inzwischen ein Vertrauen gebildet“; „eine Frage der Zeit, ein Frage, wie...die Frauen generell eingestellt sind...dem Leben gegenüber, also, der Gesellschaft gegenüber... (...) Und das sind eben auch jüngere Frauen, in meinem Alter oder zum Teil auch jünger, äh, die eben schon auch anfangen, ihre Gesellschaft zu revidieren und das eine oder andere Althergebrachte nicht mehr so akzeptieren wie ihre Eltern das getan haben.“ (4/1723–1728; 1762–1780)

„Ich würde sagen, für meine privaten Beziehungen, da hab ich das Gefühl, das ist ein Stückchen Normalität da. Also das, was eigentlich der Zustand sein sollte. (...) was mich, ja, was so der Durchbruch war eigentlich, zu sagen, du mußt da nicht nur die Probleme der anderen anhören, das hab ich ja jahrelang beruflich gemacht, denen's dreckiger geht als dir, sondern du kannst deine eigenen Probleme vortragen. (...). s'gibt natürlich auch ein anderes Vertrauensverhältnis, ne, wenn du einbezogen bist, genauso. *Ist ne gleichwertige Beziehung?* Ja, ja, von gleich zu gleich.“ (5/1784–1822) Von einer Beziehung darf man nicht „abhängig“ sein, sie muß „von beiden Seiten frei gewählt sein. Und jeder kann sagen, äh, er mag nicht mehr“. (5/1976–1984)

Als Basis für eine Freundschaft ist der „Bildungsstand“ wahrscheinlich das „Ausschlaggebende“, sonst „wären wenig gemeinsame Interessen da“ möglich. (6/2349–2371). Auch „ja, emotional und von, ja Interessen her, die müßten ähnlich sein, denk ich mir“ (6/3028–3030). Gemeinsame negative Erfahrungen (Gewalt, Mißhandlung) sind „starke Solidarisierungspunkte“ unter Frauen allgemein (7/2260–2261); allerdings mit Einschränkungen, falls es zu „massiv“ wird: „obwohl ich sehr schnell auch dann so...dieses Leiden und dieses Sich-auch-nich-Wehren nicht abkonnte, (...), das macht mich aggressiv“ (7/2278–2290). Freundinnen, „die leben natürlich auch, die leben natürlich so ähnlich wie ich, ne, sondern die leben natürlich auch nicht ähm ihren Familien, ne, oder haben Kontakt zu ihren Familien und haben so n bißchen vielleicht noch in diesen Familien, aber nicht so...“ (7/3182–3188).

„Wenn jemand auch persönliche Probleme hat, und wenn er dir die anvertraut, muß er schon mal sehr gut vertraut mit dir sein. Und da gibt es zwei, drei Frauen, die das machen, weil sie mich schon länger kennen. Und dann kommen wir auch dazu, daß ich von mir was erzählen kann“ (8/1930–1937). Voraussetzung für ein „vernünftiges“ Gespräch sind Frauen, „die auch studiert“ haben (8/2386–2387). Tendenziell gleicher Bildungs- und Wissensstand sind Grundlage von persönlichen Beziehungen (9/1398–1422). Und „die Leu, ich mein, ich hab mir natürlich dann auch meinen deutschen Freundes- und Freundinnenkreis so ausgesucht (lacht), es sind auch viele Leute, die auch sehr viel mit Ausländern und -rinnen zu tun haben“; „also, die Frauen, die ich kenne, verstehen sich mehrheitlich als Feministinnen“ (9/2460–2466; 3007–3009).

Das Pflegen von „Freundschaftsverhältnissen“ ist eingebunden in „ganz bestimmte Gruppen“ bzw. „Netzwerke“; werden diese verlassen, weil „andere Sachen wichtiger wurden“, bricht auch die Freundschaft ab; „und ich muß auch sagen, so meine, ähm, ich bin zwar sehr viel unterwegs und bin viel mit Leuten und unterschiedlichen halt, aber intensive Kontakte hab ich eigentlich sehr wenige, ich bin da

auch sehr wählerisch.“; „das sind Frauen, die ich sehr lange kenne, als was heißt sehr lange, mhm, die ich zumindest über zwei Jahre hinweg kenne oder länger“; „es sind auch teilweise sehr unterschiedliche Frauen, mit denen ich zusammen bin, also, so wirklich ganz arg unterschiedlich, und ich könnt jetzt gar nicht so so sagen, was is des, was was für mich jztz das Auswahlkriterium is, (...) weil eigentlich wählst du ja gar nicht aus, sondern es entwickelt sich etwas“; „einfach diese, was, was, denk ich, sehr wichtig is, is Gefühlssicherheit...also zu wissen, da is was aufgebaut, und selbst wenn es Konflikte gibt, stellt es nie diese Beziehung in Frage, und ich glaub, daran mach ich dann auch eigentlich, das is das, was für mich so intensive Freundschaft bedeutet, wenn ich diese Gefühlssicherheit habe, so egal, was is“ (10/2809–2824; 2904–2908; 2919–2930; 2953–2962). Eine Beziehung darf auch „nicht abhängig“ sein von Arbeitszusammenhängen, „das is so das Kriterium, Gefühlssicherheit“ (10/2963–2981). „das (Frauen mit „Wertvorstellungen von Kinder, Familie, Beziehung und Treue“) sind nicht die, die...mit denen ich intensive Kontakte hab, das sind se nicht, aber, ähm, das sind schon Frauen, die ich sehr gerne mag, ähm, und mich denen ich auch was tue oder mache und wo Sympathie da is, aber, nee, also die Frauen, mit denen ich *mehr* tue oder die ich halt, ja...mh, das sind schon Frauen, die ähnliche, also nicht die gleichen, aber schon ähnliche Überlegungen oder mhm Lebenspläne oder Prinzipien oder auch was immer haben, schon...“ (10/3076–3098).

Frauen, die „eher zu Hause bleiben müssen und die Kindererziehung ha am Hals haben und kochen müssen und den ganzen Haushalt werfen, ähm, mit denen kann ich mich natürlich wesentlich weniger identifizieren“; „denk ich, daß ich irgendwie Frauen, die ja au vielleicht jetzt noch in der Unterschicht leben oder so (...) viel weniger mit denen auch so n Draht habe und und auch hätte“; also ich, ja, ich hab hauptsächlich eben mit Frauen zu tun, mit denen ich natürlich irgendwie auch mehr, mit denen mich mehr verbindet, und wo ich halt irgendwie so denk, die vertreten auch eher so ne Lebenseinstellung, die ich halt auch hab, ne“ (11/1913–1918; 2920–2926; 2945–2951). Freundschaft hängt „eben auch ab von der Schicht oder von der moralischen Einstellung, ich mein, (...), mit ner reaktionären deutschen Frau würd ich auch nicht ne Freundschaft haben. Also, ich, mir kommt’s drauf an, daß die ungefähr auf der gleichen Wellenlänge sind, so wie ich, ne, so im Denken, des is für mich wichtig. (...) gleiche Interessen, ne, gleiche Themen“ (12/895–908).

„Ähnlichkeit in bestimmten Sachen“ (Erziehungsvorstellungen z. B.) und ähnliche Erfahrungen (erlebte Moralvorstellungen in der Familie) können Nähe und Vertrautheit produzieren (13/1715–1717; 1416–1421). Frauen, die „offen“ sind, die „einen bestimmten Weg gegangen sind“, eine Ausbildung durchgesetzt haben, „anders leben“ und „für sich auch irgendwie sowas wie Feminismus im Kopf“ haben, könnten Freundinnen sein (13/2074; 2089–2100; 2062–2063). Voraussetzung für eine echte Beziehung und für „Gemeinsamkeiten“ sind „gleiche Rollen“ der beteiligten Personen sowie „langes Kennen“ und der gemeinsame „Wunsch voneinander zu lernen, einfach offener zu sein, und irgendwie ne andere Gesellschaft zu haben, also irgendwie andere Lebensformen zu finden“ (14/1934–1951; 1371–1375). Das führte dann zu einem „Verhältnis, ne, wo wir wirklich voneinander dann auch erfahren haben, oder miteinander Sachen gemacht haben“ (14/1867–1870).

Gegenseitige Besuche reichen nicht aus, um von Freundschaft sprechen zu können, es müssen gemeinsame, auch längere, Lebensabschnittserfahrungen sein: „also, ich versteh unter Freundinnen schon n bißchen mehr, so, ich hab nicht so viele Feundinnen“ (15/1330–1333). „Ich kenn die jetzt (enge Freundin, D. L.), wir haben zusammen Gymnasium, also Abitur gemacht, und so, und die ist jetzt auch in Berlin“ (15/1367–1369). Mit einer „Frau, verheiratet, sechs Kinder“, die sich „dieser Familiengeschichte“ nicht bewußt ist, gibt es keine denkbare Ebene der Verständigung, nicht einmal auf der „politischen Ebene“, d. h. über „Frauenprobleme, nicht, also so, das Übli, also, so, wo ich mich mit dir (meint die Interviewerin) trotz aller Verschiedenheit wahrscheinlich sofort verständigen könnte, ne.“ (15/1794–1814); „Also, erstmal ist für mich immer wichtig, ob ich n Menschen mag, also, auch wenn das platt klingt, (...), solange ich den Menschen mag oder die Frau mag, kann ich mit der, (...), befreundet sein“ (15/2549–2557).

### 3.2. Schlußfolgerungen

Die Wahrnehmung der eigenen Person und eigener Zugehörigkeit als Teil der Identität eines Menschen, seines Selbstkonzepts, wird in der konkreten Situation des Interviews reflektiert. Sie ist gleichzeitig eine Selbstdarstellung anderen gegenüber und kann deshalb eine mehr oder weniger bewußte „Täuschung“ des anderen sein. Es soll ein Bild vermittelt werden, um den anderen zu überzeugen und auch emotional für sich einzunehmen. Die Präsentation soll Glaubwürdigkeit vermitteln. Der Wunsch zu überzeugen, ist in der vorliegenden Gesprächssituation besonders ausgeprägt. Die Überzeugungsarbeit findet hier auf mehreren – teilweise gleichzeitig auftretenden und sich überschneidenden – Ebenen statt: Inhaltlich durch die sehr ausführliche argumentative Darstellung der eigenen Positionen; interaktiv durch Einbeziehen der Gesprächspartnerin in die eigenen Gefühle und Meinungen sowie persönlichen Betroffenheiten, indem ausdrücklich oder unausgesprochen vermittelt werden soll: „Das trifft auf dich genauso zu“/„du bist genauso wie ich“; sprachlich durch Einbeziehen der Gesprächspartnerin in die eigenen Gruppenmeinungen und/oder allgemeine Normen und Werte: das „Wir“ vermittelt einen moralischen Anspruch, das „Man“ verallgemeinert und „objektiviert“ die Aussagen.

Gleichwohl dürfte das Selbstverständnis, wie es hier zum Ausdruck kommt, in anderen Kommunikationssituationen im wesentlichen dasselbe sein. Denn das von sich und für sich selbst konstruierte und dem Gegenüber präsentierte Bild ist auch immer eine Selbsttäuschung. Die Realität: wie bin ich wirklich spielt gegenüber dem: wie will ich erscheinen eine recht untergeordnete Rolle. Dementsprechend sind hier die persönlichen Werte und Normen der einzelnen Frauen vorrangig. Der Bezug zu anderen Menschen und damit zur gesellschaftlichen Wirklichkeit tritt in der Reflexion über sich selbst völlig in den Hintergrund: Antworten auf Nachfragen in diesem Zusammenhang (*Sehen dich andere Menschen auch so? Du meinst, du bist nicht weiblich? Aber du bist doch Deutsche?*) zeigen eher Verunsicherungen und eine Verdrängung von Tatsachen. Das Bemühen um eine einheitliche, in sich schlüssige und vor allem akzeptierte Darstellung der eigenen Person und Position wird der komplexen und komplizierten Realität oft nicht gerecht und führt manchmal zu Widersprüchlichkeiten – sowohl insgesamt als auch in den einzelnen Aussagen.

Manchmal sind solche Aussagen anscheinend gewollt komisch; der „lockere“ Ton reizt zum gemeinsamen Lachen und hat einen befreienden und entspannenden Effekt. Andererseits bzw. gleichzeitig schafft die hier eher unangemessene Komik eine Distanz zum „Ernst“ der Unterhaltung; für den Augenblick sind die eigenen Worte ohne großes Gewicht, unbedeutend und ironisch in ihr Gegenteil verkehrt; das Gespräch selbst wird atmosphärisch in ein jovial-privates Kneipengespräch unter Frauen transformiert.

Das heißt jedoch keineswegs, daß hier „gelogen“ wird. Inwieweit und ob die Aussagen objektiv – „wahr“ – sind, soll nicht analysiert werden. Sondern es geht hier um das subjektive Erleben der jeweils eigenen Wirklichkeit. Ich habe beispielsweise keinen Grund anzunehmen, daß es sich bei den Aussagen der interviewten Frauen über sich selbst um einen pathologischen Selbstbetrug – völlig unabhängig von wirklichen Gegebenheiten – handelt. Vielmehr gehe ich davon aus, daß Teile der Selbstwahrnehmung natürlich nicht nur der individuellen, sondern auch objektiv der Realität entsprechen. Die Frau, die ökonomisch unabhängig von anderen ist, fühlt sich aufgrund dieser Tatsache frei bzw. nimmt sich so wahr. Die Frage ist allerdings, welche Bedeutung sie diesem Gefühl und dieser Tatsache zuschreibt und in welchem Zusammenhang dies mit anderen Wahrnehmungen steht bzw. welchen Einfluß diese Selbstwahrnehmung auf die Wahrnehmung anderer Menschen hat.

Im folgenden sollen diejenigen Elemente des Selbstbildes deutend herausgearbeitet werden, die den hier interviewten Frauen gemeinsam sind. Darüberhinaus werde ich die unterschiedliche Relevanz der „Themen“ für die einzelnen Frauen untersuchen.

### 3.2.1. Positive Selbstwahrnehmung oder Selbstdefinition durch Vorstellungen über sich selbst: „Ich weiß, was ich will“/„Ich bin froh, daß ich so werden konnte“/„Ich hab halt auch hohe Ansprüche an mich“

Die Selbstbeschreibungen vermitteln insgesamt gesehen das Bild von im wesentlichen unabhängigen und gänzlich autonomen Persönlichkeiten, die sich durch bestimmte Charaktereigenschaften wie zum Beispiel Unvoreingenommenheit und Offenheit und durch bestimmte erworbene Fähigkeiten wie Toleranz und Selbstbewußtsein auszeichnen. Sie können ein freies und selbstbestimmtes Leben führen. Sie handeln eigenverantwortlich und reflektieren auch gesellschaftliche Ungleichheiten. Weder irdische Einflüsse noch außerirdische Mächte können sie von ihrem Entwicklungsweg abbringen. Der eigene feste Wille, die eigene Überzeugung, was richtig und was falsch ist, befähigt sie, sich durchzusetzen und manchmal zu kämpfen – für die eigenen oder sogar anderer Leute Interessen. Sie sind politische und fortschrittliche Menschen und über das „normale Maß“ hinausgehend engagiert; sie wollen gesellschaftsverändernd wirken. Dabei sind sie aber nicht nur anderen, sondern auch sich selbst gegenüber kritisch. Diese Ansätze zu „Selbstkritik“ – wenn sie dann konkretisiert werden – bestätigen jedoch eher das positive Gesamtbild, insofern als sie unverfänglich sind, also die Selbstdarstellung widerspruchsfrei ergänzen.

Deshalb sind die Aussagen dazu inhaltlich vage und allgemein: (ich bin) manchmal ein bißchen konservativ, oftmals zu dominant in Situationen, in die ich gerate, ohne es natürlich zu wollen, oder immer wieder inkonsequent oder vielleicht nicht so furchtbar offen. Überdies ist durch das verstärkende Wort „furchtbar“ der Wert der Eigenschaft Offenheit, anderen Menschen und allem Unbekannten gegenüber, nicht mehr eindeutig; es könnte eine ironisch-trotzige Infragestellung einer GruppenNorm bedeuten. Auch wäre zumindest denkbar, daß dieser Frau zu große Offenheit oder ein zu offener Mensch eher unheimlich sind, also daß für sie zu große Offenheit eher keine wünschenswerte Eigenschaft ist. Für eine andere schon, die sich „selbstkritisch“ wünscht, noch offener sein zu können; offener als sie ohnehin schon ist, ist die unausgesproche Ergänzung. Andere Aussagen wirken durch einen plötzlichen und unangemessenen Wechsel der Sprachebene absurd und unglaubwürdig: Intoleranz und „so Klamotten“, eine Aussage, die von sehr lautem und amüsiertem Lachen begleitet wird.

Eine andere Möglichkeit, ein günstiges Bild von sich selbst zu entwerfen, ist hier die Verlagerung von kritikwürdigen Eigenschaften in die Vergangenheit, die durch eigene Anstrengungen zur Bewußtseinsbildung nun – in der Gegenwart – überwunden sind. Änderungen der eigenen Persönlichkeit sind nach einer dieser Aussagen schon innerhalb von nur zwei Jahren zu schaffen, bei anderen dauern sie etwas länger. Durch diese Lernprozesse konnten Unsicherheit, Verklemmtheit, Unoffenheit, Überheblichkeit, Klischeedenken, Pauschal- und Vorurteile, Naivität und starres Rollenverhalten abgelegt, „radikal“ geändert werden. Dieser Prozeß wurde auf verschiedene Weise inganggesetzt: in den meisten Fällen durch die Konfrontation und den Kontakt mit anderem Verhalten allgemein und speziell von Frauen, fremden Kulturen und anderen Lebensformen. Aber auch durch allgemeine Lebenserfahrung, Älterwerden, durch berufliche Erfahrungen und Qualifikation und durch Beziehungen zum anderen Geschlecht.

Die Darstellung eigener Entwicklungen ist insgesamt recht glatt; der Lernprozeß ist anscheinend linear verlaufen und im großen und ganzen heute abgeschlossen. Im einzelnen tauchen bei einer Frau nur sehr leise Zweifel an der Wirklichkeit ihrer beschriebenen Persönlichkeitsveränderung auf; eine andere laviert hin und her zwischen der Darstellung ihres eigentlich immer noch vorhandenen Verhaltens nach „traditionellem Beziehungsmuster“, das als unakzeptabel erkannt wurde, und dem Willen, sich „richtiger“ zu verhalten; sie schildert, daß ihre eigenen Bemühungen zwar wenig Aussicht auf erfolgreiche Verhaltensänderungen erwarten lassen, schlußfolgert dann aber, daß sie sich „sehr geän- det“ hätte.

Wie auch immer die Anlässe oder Begründungen, wichtig scheint mir hier das Streben nach mehr Wissen und mehr Erfahrung, nach Weiterkommen und Lernen. Veränderungsprozesse, oder die persönliche Entwicklung durch Lernprozesse, werden entsprechend hoch bewertet von allen interviewten Frauen. Gemeint sind immer Veränderungen hinsichtlich eines persönlichen Weiter- oder Vorwärts-



kommens. Das heißt auch, das Alte oder Althergebrachte insgesamt hinter sich zu lassen. Diese angestrebte unentwegte Weiter-Entwicklung findet statt durch Lernen; sie ist möglich durch die persönliche Lernwilligkeit und -fähigkeit; sie drückt sich auch aus in den ausgeprägten Bildungsaspirationen der interviewten Frauen. Das „Interesse“ bzw. die Ausbildung von Interesse wird zum Wert an sich. Grundsätzlich ist Alles einer Aneignung durch KennenLernen zugänglich und interessant genug, solange es noch unbekannt und daher „neu“ ist. Intellektuell und emotional anziehend ist jedoch vorzugsweise das, was allgemein als etwas Ungewöhnliches gilt und deshalb anscheinend zur Aneignung herausfordert. Denn in der Selbstwahrnehmung und in ihrer Selbstdarstellung ist den Befragten das Ungewöhnliche und Besondere näher als das „Normale“. Sie sehen sich selbst als ungewöhnliche Menschen, weil sie durch eigene Kraft und Leistung den selbstgewählten Weg gehen und die hochgesteckten Ziele erreichen wollen oder sogar schon erreicht haben.

Die dargestellten hohen Ideale beziehen sich nicht nur auf die eigene Person und Entwicklung: politische Überzeugung ist „Lebensentwurf“, „Arbeit“ an sich selbst, sondern auch auf politische Ziele und Verhaltensweisen: Veränderung der „ganzen Welt“; „Bewußtsein schaffen“; „Abgabe von Privilegien“; „man muß was dagegen tun“. Mehr als der Hälfte der Frauen scheint dies ein wichtiges Thema. Einige ergreifen hier die Gelegenheit, um die Selbstdarstellung „theoretisch“ und argumentativ abzusichern. Dabei werden auch politisch-moralische Apelle lanciert, jedoch auf einer vagen bzw. abstrakten Ebene.

Die Ernsthaftigkeit dieser Apelle ist schwer zu beurteilen, teilweise aber anzuzweifeln: beispielsweise sagt die Beschreibung des gesellschaftlichen und politischen Zustands als „ungleiche Verteilung“ wenig aus über das, was ungleich verteilt ist und unter wem es verteilt ist; auch ist die Bedeutung von „ungleichen Privilegien“ unklar: Sind die gesellschaftlichen Vorteile auf Kosten anderer, also die Privilegien, ungleich verteilt, oder geht es um unterschiedlich große Vorteile für Leute, die sie an sich schon besitzen? Weiterhin hebt die Erklärung des Wortes „aufgeben“, „einige Sachen bewußt aufgeben“, als „nicht in dem Sinn, daß man sich was weg nimmt“ den gesamten Anspruch des aus Einsicht etwas abgeben Wollens auf. Es bleibt die Frage, welcher alternative Sinn gemeint sein könnte bzw. wie man etwas abgeben kann, was man besitzt, ohne sich selbst etwas wegzunehmen. Wenn man überdies persönlich die Möglichkeit hat, „tausend andere Sachen zu machen“, dann bleibt die Auswahl weiterhin unbegrenzt; letztlich sind die persönlichen Privilegien nicht berührt. Eine mögliche und wahrscheinliche Interpretation wäre, daß sich diese Frau gar nicht privilegiert fühlt, wem gegenüber auch immer, sondern nur aus Gründen der political correctness ihr Selbstkonzept so darstellt.

Diese Interviewpartnerin macht darüberhinaus der Gesprächspartnerin deutlich klar, daß sie selbst die Expertin für das Forschungsthema des Interviews ist. In einer Art „vorausseilender Selbstdefinition“ antizipiert sie jede Kritik von mir, die sie persönlich eventuell treffen könnte. Sie möchte damit vielleicht zeigen, daß sie zwar Angehörige einer bestimmten gesellschaftlichen Gruppe ist, sich jedoch über alle damit verbundenen Implikationen bewußt ist. Ihr Redestil ist stark dozierend und wirkt wie auswendig gelernt oder schon zum wiederholten Male vorgetragen; interaktiv und sprachlich versucht sie, mich zur auch betroffenen „Komplizin“ zu machen, indem sie mich in ihre Definition einbezieht und eine Ähnlichkeit der „Wertsysteme“ unterstellt. Dabei sind „wir“ als „deutsche weiße oder europäisch weiße Feministinnen“ durchaus berechtigt im Namen aller „irgendwie Mittelschichtsfrauen“ zu sprechen. Der Zusatz „irgendwie“ deutet auf einen sehr weit gefaßten Schichtbegriff hin, die nachfolgende konkrete Definition dieser Frauen ist jedoch sehr eng gefaßt: „Frauen mit universitärer Ausbildung und universitär sozialwissenschaftlichem Zusammenhang“. Nach Meinung dieser Interviewpartnerin sind Status, Ausbildung und sogar Fächerwahl verantwortlich für bestimmte sehr ähnliche Denkweisen von Frauen. Daher auch die Unterstellung: die Kenntnis von Rahmen (Forschung) und Inhalt (sozialwissenschaftlich) des Interviews genügen ihr für meine Einordnung in diejenigen Zusammenhänge und damit angeblich verbundenen Wertsysteme, „unser Bild, unsere Skala“, die eigentlich und zunächst einmal nur für sie selbst gültig sind. Weder im telefonischen Vorgespräch noch im Gespräch hat sie diese Einschätzung rückversichernd nachgefragt oder in Zweifel gezogen.

Diejenigen, die das Thema der Ansprüche an sich selbst ansprechen, sehen die Wirklichkeit als eher wenig oder gar nicht beeinflussbar. Allerdings ist eigentlich keine wirklich resigniert oder ohne Hoffnung, selbst wenn – im Extremfall – die Realität überwiegend „nicht dementsprechend“ ist. Die „idea-

len Vorstellungen“ lassen sie sich so schnell nicht nehmen: Die eigenen Ansprüche sind vielleicht nicht geeignet, Wirklichkeit zu beeinflussen oder in Wirklichkeit umgesetzt zu werden. Aber so wenig die Ansprüche die Realität beeinflussen, so wenig Einfluß hat ihrerseits die Realität auf die Ansprüche. Abstriche werden gemacht und Kompromisse geschlossen, aber nur in „bestimmten Bereichen“ und als „bewußte Entscheidungen“. Wenn die eigenen Maßstäbe sich offensichtlich nicht mit der Wirklichkeit decken, bleiben sie doch unangetastet und auf sehr hohem Niveau. Sie werden eben nur nicht „konsequent“ angewendet. Auch wenn letztendlich die Sinnfrage gestellt werden muß, bleibt der „gewisse Anspruch im Kopf“ erhalten. Diese Ansprüche und Ideale verhindern Resignation; die Frauen stellen sich vielmehr dar als zufrieden mit dem, was sie persönlich aus eigener Kraft und für sich selbst erreicht haben.

„Ich merk schon immer mehr auch, daß ich den Weg, den ich im Kopf hab, mir nicht streitig machen lassen will“ (II/2682–2685). Diese Aussage erfolgt im Zusammenhang mit der Beschreibung des Kontaktes mit anderen Frauen und der Faszination von „anderem“ Verhalten. Sie faßt die bisher interpretierten reflektierten Selbstbilder der interviewten Frauen gut zusammen. Darüberhinaus weist sie hin auf die Haltung der Frauen in der Kommunikation mit anderen: die anderen müssen ähnliche bzw. ähnlich hohe Ansprüche haben.

### **3.2.2. Selbstwahrnehmung in interpersonalen Beziehungen oder Selbstdefinition durch Akzentuierung von Ähnlichkeiten: „Die Wellenlänge muß stimmen“**

Das Festhalten am einmal erkannten richtigen Weg und die eigenen Überlegungen, wie Leben sinnvoll und fortschrittlich, im Sinne von Vor- oder Aufwärtsentwicklung, gelebt werden sollte, stehen in direktem Zusammenhang mit Vorstellungen und Idealen über Menschen des eigenen näheren Umfelds bzw. erweisen sich als bestimmende Faktoren in Beziehungen. Die vermeintlichen Ähnlichkeiten mit anderen Frauen werden reflektiert als Bedingung für persönliche Beziehungen zu Frauen. Die Ansprüche an diese Frauen und diese Beziehungen sind entsprechend hoch.

Wie oben dokumentiert, gehen alle Interviewpartnerinnen mehr oder weniger einheitlich davon aus, daß Beziehungen nur von „Gleich zu Gleich“ möglich und wünschenswert sind, da erst so die Voraussetzungen zur Identifikation gegeben sind, das heißt „Normalität“ in Beziehungen. Das Gleichsein bedeutet hier auch, daß die andere Frau den eigenen Maßstäben entspricht. Das heißt diejenigen Maßstäbe, die für die Frau selbst auch gültig sind und die von ihr positiv bewertet werden. Somit erfüllt die andere die Voraussetzungen als Identifikationsobjekt. Das „Wiederfinden“ der eigenen Person und des eigenen Lebens in der anderen ist hier quasi Programm zur Selbstbestätigung. Die Deckungsgleichheit hat bei jeder Frau einen anderen Akzent oder eine andere Ebene, bei einigen müssen die Richtung insgesamt, die Prinzipien, oder auch ausgewählte persönliche Merkmale „passen“, bei anderen müssen die gesellschaftliche Position und die politischen Ansichten oder die Unterhaltungsthemen etc. übereinstimmen. Persönliche Kontakte sind demnach nur auf gleichwertiger Kommunikationsebene möglich; die Empfänger müssen den Sendern entsprechen, müssen mit den Sendern „kompatibel“ sein: der Charakter der anderen („offen“) und ihre Wertvorstellungen müssen auf allen Ebenen dem eigenen Standard entsprechen; Bildung und Interesse der anderen müssen den eigenen Stand erreichen, der „Entwicklungsweg“ und die „Rollen“ müssen gleich sein oder auch der Lebenszusammenhang und Lebensstil. Anderenfalls ist „Verständnis“ für die anderen, sogar der Kontakt selbst, nicht oder nicht mehr möglich.

Das von einer Gesprächspartnerin angestrebte „Stück Normalität“ in den Beziehungen meint nicht Anpassung an eventuelle allgemein gesellschaftliche Normen und Werte, sondern die Verwirklichung einer eigenen Norm oder Vorstellung einer idealen Beziehung. Aus dem weiteren Textzusammenhang dieser Aussage geht hervor, daß damit vor allem die Vorstellung einer möglichst konfliktfreien Beziehung verbunden ist. Überhaupt wird der ganze Prozeß der Identifikation zum Zwecke der Kommunikation mit anderen Frauen als ein einseitig bestimmter und vorwiegend rationaler reflektiert. Im Grunde sind es die Frauen selbst, die nach eigenem Gusto und ihrem Interesse gemäß aussuchen, an-

spruchsvoll auswählen, die Menschen „sondieren“, mit denen sie zu tun haben wollen und die ihnen etwas bedeuten. Vertrautheit und „intensive“ Kontakte können sich ergeben, wenn das Vertrauen, „über Jahre“ entwickelt, erstmal von den anderen entgegengebracht wird und damit bewiesen wird. Das wird dann als Sicherheit empfunden.

Emotionale Einflüsse scheinen nur eine sehr geringe Rolle als Voraussetzung für freundschaftliche und intensive menschliche bzw. Beziehungen zu Frauen zu spielen. Bei der Auswahl der infrage kommenden Personen ist demnach der Wert von gegenseitigen Emotionen gering. Die Gefühle für andere sind zwar vorhanden: „ich mag die Frauen sehr gerne“, aber nicht wichtig für eine Beziehung: „das sind aber keine Freundschaften“. Hier werden entweder Gefühle für andere abgewertet, weil andere – viel wichtigere – Voraussetzungen nicht stimmen, und damit auch indirekt die anderen; oder aber die Gefühle als solche bedeuten nichts oder nur wenig in der Wertvorstellung dieser interviewten Frau – verglichen mit dem rationalen Argument der Ähnlichkeit, das für eine Beziehung spricht.

Eine einzige befragte Frau nennt auch gegenseitiges Interesse und Gefühle: „voneinander lernen“; „sich gegenseitig mögen“, als wichtige Faktoren zur Aufnahme und Weiterführung von Beziehungen zu anderen Frauen. Ansonsten bestimmt das eigene Gefühl: „*ich* muß sie mögen“, und das eigene Interesse an der gefühlsmäßigen Absicherung der Beziehung: „Gefühlssicherheit“, einseitig die Interaktion. Zum Teil wird eine hoch idealisierte Beziehung beschrieben und angestrebt, die die absolute Sicherheit bietet, da sie durch Nichts und Niemanden in Frage gestellt werden kann und in der es deswegen oder trotzdem keine emotionale Abhängigkeit gibt. Jede ist frei, die Beziehung aufzukündigen. Eine Interviewpartnerin rechtfertigt explizit in der Beschreibung der Gründe für gescheiterte Beziehungen die Wichtigkeit der eigenen Freiheit, den Verlauf und das Ende einer Freundschaft zu bestimmen, wenn diese durch das Verhalten der anderen Person „uninteressant“ wird oder, in einem anderen Fall, Leiden und Passivität von Frauen – vorher als Gründe zur Identifikation und Aufnahme der Beziehung genannt – zu „massiv“ werden.

Die Notwendigkeit und Wichtigkeit von intellektueller und sozialer Ähnlichkeit der anderen mit der eigenen Person stehen nur scheinbar im Widerspruch zu den von den Frauen insgesamt beschriebenen hohen Aspirationen, Interessantes, Spannendes, Neues und „etwas Anderes als man selbst“ immerfort zu suchen und entdecken zu wollen. Für die in der Reflexion der Frauen eher idealisierten persönlichen Beziehungen sind Unterschiede oder gar Gegensätze, die sich ja bekanntlich anziehen sollen, eher hinderlich, wenn eigentlich die eigene Person bestätigt und das eigene Bild positiv „rüberkommen“ soll. Die Auswahl von auch ungewöhnlichen oder ungewöhnlich anspruchsvollen und „fortschrittlichen“ Menschen und ihre Darstellung als ähnlich dem Selbst bestätigt die eigenen Werte und die eigene Besonderheit. Die Ähnlichkeit begründet auch die Wahl: Sie sind mir gleich, weil sie besonders sind; sie sind etwas Besonderes, weil sie mir gleich sind. Natürlich sind meine Freundinnen eher fortschrittlich und weiterentwickelt; sie leben eben auch selbständig und ohne Zwänge und wissen, was sie wollen. Der Grund ihrer Besonderheit liegt in ihrer Gleichartigkeit; der Grund ihrer Ähnlichkeit liegt in meiner Besonderheit.

### 3.2.3. „Negative“ Selbstwahrnehmung oder Selbstdefinition durch Abgrenzung

Dieser Aspekt des Ungewöhnlichen oder Überdurchschnittlichen der eigenen Person wird im Zusammenhang mit intensiven Beziehungen zu anderen Frauen allerdings nicht nur durch Akzentuierung von vermeintlichen Ähnlichkeiten ausgedrückt, sondern auch durch die Benennung von Unähnlichkeiten. Diese Verschiedenheit zu einigen anderen begründen eine distanzierte Haltung. Sie dienen hier dazu, reliefartig das eigene positive Bild noch stärker herauszuarbeiten: „Hausfrauen“; „reaktionäre Frau“; „Frauen, die noch in der Unterschicht leben“; Frauen mit Wertvorstellungen von Kinder, Familie, Beziehung und Treue“.

Hier wird jedoch die Ebene der persönlichen Beziehungen inhaltlich und auch sprachlich verlassen. Das Thema wird zunehmend auf der Gruppenebene abgehandelt. In dieser Reflexion werden andere nicht als einzelne Personen, sondern als Angehörige anderer sozialer Gruppen oder Einheiten in Be-

ziehung gesetzt zur eigenen Person. Die positive Selbstdefinition auch in bezug zu anderen: ich bin so; meine Freundinnen sind so wie ich, wird hier zur negativen Selbstdefinition im Vergleich zu vermeintlich anderen: ich bin nicht so wie die.

### (1) „Ich bin nicht so, wie die meisten sind“/„Ich gehöre hier einer Minderheit an“

Ihrem Selbstverständnis nach stehen die Interviewpartnerinnen insgesamt distanziert, wenn nicht ablehnend „ihrer Gesellschaft“ gegenüber. Eigene Erfahrung und politisches Wissen über soziale Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten veranlaßt sie, sich in unterschiedlichem Maße – je nach ihren individuellen Möglichkeiten – engagiert für notwendige Veränderungen einzusetzen oder zumindest darüber nachzudenken und zu diskutieren. Sowohl auf der individuellen als auf der ideologischen Ebene existiert also auch die Wahrnehmung der eigenen Person, gegen Etwas zu sein und zu kämpfen, und nicht nur für Etwas. Diese Haltung begründet einerseits die persönliche Abgrenzung von anderen, die nicht dieselben Ziele verfolgen oder ganz einfach vermeintlich nicht so sind wie „man“ selbst vermeintlich ist. Die Abgrenzung erfolgt durch einen Mechanismus, den ich hier das – auch sprachlich-syntaktisch ausgedrückte – „negative Bild“ nennen möchte: die eigene Person definiert sich in bezug auf andere immer als gegen das, was die anderen sind. Diesem Negativbild wird jedoch eine eindeutig positive Bedeutung zugeschrieben.

Zugleich ist die Haltung der Gesprächspartnerinnen, gegen etwas zu sein, mit dem Gefühl verbunden, sich von der ganzen übrigen Gesellschaft positiv abzuheben – im Sinne eigener Wertvorstellungen. Den eigenen – besseren und deshalb richtigeren – Weg zu vertreten, bedeutet nicht nur, als einzelne oppositionell zur Gesamtgruppe zu stehen. Vielmehr begründet es auch die Vorstellung, einer Gegen-Gruppe anzugehören, die eben andere Werte und Normen anerkennt als die Kultur der ganzen Gruppe. Die interviewten Frauen sehen sich als Vertreterinnen einer Gegen-Kultur, die die Werte der Mehrheit nicht anerkennt. Sie selbst stellen ihren Standpunkt dar als außerhalb der anerkannten Normen der Gesellschaft stehend, ohne sich allerdings am Rande der Gesellschaft verorten zu wollen. Sie sind keine isolierten und bedauernswerten Außenseiter. Selbst wenn sie von sich sagen, daß sie sich in ihrer Gesellschaft „fremd“ oder „abseits“ fühlen, so sind sie doch nicht randständig, weder in ihrer eigenen Darstellung noch in der Realität. Emotional haben sie vielmehr – wie eine Frau es ausdrückt – den Status einer gesellschaftlichen „Minderheit“, ohne jedoch die damit meist verbundenen Nachteile wie Diskriminierung und Unterdrückung durch die Mehrheitsgesellschaft in der eigenen Wirklichkeit erfahren zu müssen. Das ermöglicht ihnen eine positive Identifikation mit der eigenen Gruppe der Gleichdenkenden und gleichzeitig mit anderen, die sich in einer ähnlich gedachten Position befinden. Zum Teil begründet diese Tatsache die Hoffnung auf bewußtseinsmäßige: „es gibt immer Leute, Anständige, die das unterstützen“, oder auch gesellschaftliche Veränderungen: „gemeinsames Leben und Arbeiten in einer multikulturellen Gesellschaft“ oder eine fast bedingungslose Bereitschaft zum Engagement: „wenn eine Minderheit unterdrückt wird, setz ich mich immer für sie ein, auch wenn sie meinen Einstellungen nicht entspricht“ (4).

Die Vorstellung der Zugehörigkeit zu einer besonderen Gruppe innerhalb einer Mehrheitsgesellschaft beinhaltet bestimmte Vorstellungen über die Mehrheit. Sie wird vermeintlich repräsentiert von „den meisten“. Das sind die Normalen, die Durchschnittlichen, zu denen sich meine Gesprächspartnerinnen in jedem Fall nicht zählen: das „Normale“ und „die meisten“ werden abgelehnt.

### (2) „Es ist sicher nicht typisch, wie ich lebe/wie ich bin“

Da die befragten Frauen selbst nicht den Normen der Mehrheit der Gesellschaft oder besser: der Mehrheitskultur entsprechen und sich abgrenzen wollen, müssen ihnen die VertreterInnen dieser gesellschaftlichen Gruppe bekannt und ihre Normen erkennbar sein. Sie müssen gewissermaßen „ein Gesicht haben“, in ihren Merkmalen „konkretisiert“ werden. Es muß definiert werden, *wer* „die meisten“

sind und wie sie sind. Diese Konkretisierung erfolgt nach den eigenen „Gesetzen“. Entsprechend nehmen die Frauen sich selbst durch diese Vorstellungen von den anderen und von deren Normen wahr und definieren sich durch eine dann möglich und nötig gewordene Abgrenzung.

Eventuelle Unterschiede werden bei diesem Vorgang durch Verallgemeinerungen bzw. Vereinheitlichung der anderen verstärkt. Es werden Wörter gebraucht, die allgemein viel aussagen, ohne erklärt werden zu müssen, da sie im Alltagswissen schon mit eindeutigen Konnotationen und auch Wertungen besetzt sind; oder auch wie oben beschrieben durch unterstellte gleiche Wertsysteme, infolgedessen Schlüsselwörter und bestimmte Begriffe als Erklärung ausreichen.

Interessant sind hier vor allem die Begriffe oder die inhaltliche Füllung von Begriffen wie normal, deutsch, weiblich und deren affektive Besetzung bzw. ihre je speziellen Konnotationen. Dabei zeigt sich, daß die Definitionen der Interviewpartnerinnen ein relativ einheitliches Spektrum haben: Was den Normen der Gesellschaft scheinbar entspricht, wird durch Zuschreibung bestimmter Merkmale als typisch dargestellt – inhaltlich und in der Gewichtung manchmal modifiziert je nach persönlichem Interesse. Allen gemeinsam sind die negativen Bedeutungszuschreibungen für die Vorstellungen, was oder wer normal weiblich, normal deutsch und normal normal: also typisch ist.

Ganz allgemein wird der Begriff „normal“ von den deutschen Frauen hier verwendet zur Abgrenzung von durchschnittlichen Lebens- Arbeits- und Denkweisen bzw. das, was dafür gehalten wird. Hervorgehoben wird hier das Nicht-Normale der eigenen Person beispielsweise in politischer Arbeit und im fortschrittlichen Lebensentwurf, im Umgang mit anderen und im gesamten Lebensstil: „Lebenszusammenhang“; die eigene besondere Auffassung von Arbeit und die gewünschte als auch praktizierte Form von Arbeit übersteigt bei weitem die normale, eher tumbe, routine- und jobmäßige in undemokratischen hierarchischen Zusammenhängen der normalen Leute. Wie eine Befragte beschreibt, hat sie sich von der eigenen sozialen Herkunft, vom normalen Familienhintergrund, durch den selbstgewählten Bildungsweg, das Studium, abheben können. Sie ist stolz darauf, diesen – für ihre Familie nicht normalen – Weg gegangen zu sein.

Eine Abgrenzung erfolgt sogar gegen „ähnlich Denkende“, wenn deren politische Aktivitäten als nicht umfassend genug oder als nicht ausreichend angesehen werden. Die einfach so normal-politischen – linken – Leute tun nur oberflächlich so, als ob sie richtig politisch arbeiten. Interessant ist die Beschreibung einer durchschnittlichen normalen Familie, hier: Anfang der siebziger Jahre, und ihrer Ferienaktivitäten: Dreiwöchige Urlaubsreisen mit der ganzen Familie ins immerhin teilweise weitentfernte oder nur durch Flug zu erreichende Ausland, Italien, Spanien, Schwarzmeerküste, wird einerseits als Selbstverständlichkeit gesehen und so andererseits aber auch gleichzeitig abgewertet als „normale“ Aktivität.

Das eben Gesagte zeigt sich nicht nur und nicht notwendigerweise in der Verwendung bestimmter Wörter. Denn insgesamt dienen die Begriffe „Kleinfamilie“ oder/und „Hausfrau“ als Synonyme für „Normalität“ und gesellschaftliche „Traditionalität“. Darüberhinaus sind sie besetzt mit vielen Merkmals- und Zustandszuschreibungen, die nicht explizit ausgesprochen oder erklärt werden müssen und deswegen auch von den Frauen nicht immer extra erklärt werden. Die einzelnen Wörter repräsentieren ein ganzes „Paket“ von Bedeutungen. Beispielsweise wird selbstverständlich davon ausgegangen, daß Hausfrauen eben selbstverständlich reaktionär sind und keine wie auch immer gearteten Interessen haben. Sie müssen wegen der Kinder dumm zu Hause sitzen und teilweise niedere Tätigkeiten verrichten. Die Familie verhindert geistige Anregungen oder überhaupt Entwicklung, da diese nur außerhalb der Familie zu finden sind. Das „normale“ oder „typische“ individuelle und gesellschaftliche Leben überhaupt und als Frau wird in diesen Begriffen gedacht und vorgestellt. Ebenso das eigene Bild, das entsprechend durch seine Abweichung von dieser vorgestellten Normalität dargestellt wird.

### **(3) Das Deutsche und die Deutschen**

Die Darstellung der eigenen Person als abweichend von den „meisten normalen“ Leuten ist nicht notwendigerweise immer verbunden mit einer ablehnenden oder gar feindlichen Haltung. Die Zu-

ordnung bestimmter Charakteristika hat hier eher die Funktion, Unterschiede bloß festzustellen und festzulegen. Gleichwohl werden damit die Gruppenzugehörigkeiten und Lebensformen anderer Menschen als wertlos für die eigene Person vermittelt und die eigenen Werte positiv hervorgehoben.

Wirklich negative Affekte sind jedoch bei allen Frauen mit dem Wort „deutsch“ verbunden, wenn dieses auf die eigene Person bezogen werden soll. Der Extremfall bei diesen Stellungnahmen ist die totale Zurückweisung jeder Überlegung, sich selbst als deutsch wahrzunehmen; desweiteren gibt es teilweise komplizierte und nicht immer widerspruchsfreie Abgrenzungsmanöver. Die Vorstellungen, die die Gesprächspartnerinnen mit dem Deutschen und den Deutschen assoziieren, sind nicht nur Definition, sondern stellen zugleich Begründungen für unterschiedliche Strategien<sup>1</sup> dar, mit der eigenen Realität des „Deutsch-Seins“ umzugehen. Insgesamt gesehen ist der Begriff in den Aussagen der Interviewpartnerinnen immer als affektbeladen zu bezeichnen.

Als eindeutig negative inhaltliche Aspekte des Deutsch-Seins oder der Deutschen und als Begründung für mehr oder weniger starke Ablehnung werden insgesamt genannt: Spießbürgertum, Engstirnigkeit: „eingeschränkt im Horizont“, besondere Autoritätshörigkeit, Langweiligkeit, „Deutschtum“, „Bierseligkeit“, Militarismus, Rassismus, menschliche Kälte, „unsere Geschichte“ des Nationalsozialismus, Konzentrationslager, „bestimmte“, schlechte, unfreundliche, Verhaltensweisen; als eindeutig positive Aspekte und zugleich Begründung für eventuelle Möglichkeiten der Identifikation mit dem „Deutsch-Sein“: Pünktlichkeit, Funktionieren, absolute Zuverlässigkeit, Pflichtbewußtsein, Widerstandsformen im Nationalsozialismus: „deutsche Tradition“, und heute: „linke“ Diskussionskultur, Alternativbewegung, Frauenbewegung, „viele schöne Sachen“. Weniger eindeutig, je nach Person mal positiv mal negativ besetzt, sind: „bayerische“ Traditionen, „Jodeln und Weißwürste“, Rationalität, Effektivität.

Einige begründen deutsche Zugehörigkeit mit dem Besitz des deutschen Passes. Dieses Kriterium wird jedoch als nur äußerlich und formal und deshalb als unbedeutend und unwichtig beschrieben und empfunden. Die eigene Sozialisation in Deutschland: „Aufwachsen“, „Kulturhintergrund“, und die deutsche Sprache werden einerseits als inhaltlich bedeutsames Identifikationskriterium behauptet: „Ich kann nicht ohne meine Sprache leben“/„Ich kann deshalb nicht woanders leben“; andererseits als nebensächlich abgetan, als „soziale Codes“, die „man beherrscht, wenn man in einem bestimmten Land aufgewachsen ist“ und lebt, die aber keinerlei Zugehörigkeitsgefühle verursachen: „Ich fühl mich überhaupt nicht als Deutsche“/„Ich könnte genauso gut woanders leben“.

Andere wissen ganz plötzlich gar keine Gründe mehr zu nennen, warum oder wie oder ob überhaupt sie sich eigentlich als Deutsche fühlen: „Mit dem Begriff kann ich emotional gar nichts anfangen“/„Ich weiß gar nicht, welche Werte ich als Deutsche haben sollte“. Das hier vermeintlich erforderliche „korrekte“ Verhalten in dieser Frage bedeutet offensichtlich Verunsicherungen bezüglich des Verständnisses und besonders der Darstellung der eigenen Person. Allen gemeinsam ist ein „ungutes Gefühl“ in bezug auf dieses Thema. Bei den meisten sind Befürchtungen zu erkennen, auch Befürchtungen, auch selbst von mir in das Klischee eingeordnet zu werden bzw. haben das Bedürfnis, sich eben von diesen Bildern durch eine bestimmte Selbstdarstellung positiv abzuheben.

Denn in ihren wesentlichen Aspekten folgt die – den Aussagen der Frauen entnommene – Definition von Deutsch(en) einem vorwiegend negativ verstandenen Bild *der* Deutschen, das bedeutet dem Klischee des „häßlichen Deutschen“. Die Vorstellungen der Frauen über das, was oder wer deutsch ist – das oder der normal oder typisch Deutsche – entsprechen diesem Bild, nicht jedoch dem Selbstbild der interviewten Frauen als Deutsche. Sie können und wollen sich natürlich nicht so wahrnehmen. Die verständliche Abgrenzung von diesem Klischee bedeutet für sie auch, sich von eigenen Vorstellungen distanzieren zu müssen. Das erfordert im Grunde einen langen Reflexionsprozeß, infolgedessen solche Bilder aus dem eigenen Kopf bewußt verabschiedet werden können. Die Schwierigkeiten und die Kompliziertheit eines solchen Vorgangs zeigen sich im Umgang der Frauen mit ebendiesen Vorstellungen und ihrer Bedeutung für die Selbstwahrnehmung.

#### (4) Abgrenzungsstrategien deutsch: „Ich hasse die Deutschen“/„Man kann nicht immer nur alles Deutsche ablehnen“

Wie dokumentiert sind die Frauen ausnahmslos eher nur mehr oder weniger widerwillig bereit, ihre eigene Wirklichkeit als auch „deutsch“ wahrzunehmen. So distanzieren sie sich ganz bewußt von dieser in ihrer Vorstellung eindeutig negativ besetzten Kategorisierung, selbst in den Fällen, in denen diese Reflexion im Widerspruch zu ihren Gefühlen steht. Dabei werden allerdings unterschiedliche Wege mit je eigenen Begründungen verfolgt.

Die dazu verfolgten Strategien lassen sich im wesentlichen in vier „Typen“ der Abgrenzung einteilen, nämlich Abgrenzung durch:

1. Entwertung oder Relativierung von nationaler Zugehörigkeit allgemein;
2. Suche nach positiven Identifikationsobjekten außerhalb des Bildes, beispielsweise andere Gruppen der eigenen Gesellschaft, Menschen anderer Nationalität oder ein übergeordnetes Kollektiv;
3. persönliche Abgrenzung von denjenigen Deutschen, die vermeintlich diesen Vorstellungen entsprechen;
4. Identifikation mit einzelnen positiven Aspekten innerhalb des Bildes, die dann für die eigene Person als gültig und wertvoll erklärt werden.

Im allgemeinen sind die verfolgten Strategien personenabhängig: in den allermeisten Fällen ist je nach vorherrschendem Argumentationsmuster jeweils nur ein „Typ“ einer Interviewpartnerin zuzuordnen. Das gilt auch für die grundlegende Einstellung, die jeweils mit einem Typ verbunden ist, jedoch nicht für die Begründungen: hier gibt es Überschneidungen. Die mit den einzelnen Vorgehensweisen verbundenen unterschiedlichen Begründungen sind wahrscheinlich abhängig von der je individuellen Lebensgeschichte und -erfahrung. Die in den Grundzügen einheitlichen Einstellungen lassen Rückschlüsse bzw. Annahmen zu bezüglich der Auseinandersetzung mit der eigenen Realität. Je mehr negative Aspekte des erwähnten Bildes unreflektiert übernommen werden, desto weniger scheint eine Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit bzw. mit dem eigenen Deutsch-Sein zu gelingen. Zur Verdeutlichung stelle ich die Abgrenzungsstrategien im folgenden in ihren einzelnen Ausprägungen dar.

*Relativierung* ist die am häufigsten vertretene Abgrenzungsstrategie gegenüber deutschen Eigenschaften (3; 5; 6; 9; 10; (13); 14). Begründet wird dieses Vorgehen

durch persönliche Gleichgültigkeit gegenüber den damit verbundenen gesellschaftlich gültigen Werten: „ich bin hier nur zufällig geboren, aber das heißt nichts für meine persönlichen Wertvorstellungen“/„Ich leg keinen Wert darauf“;

durch Vortäuschen von Unkenntnis über die Bedeutung des Klischees von nationalen Eigenheiten: „das hab ich nie kennengelernt, kenn ich mehr aus der Literatur“;

durch beliebige Gewichtung und Bewertung nationaler und auch „typisch“ deutscher Merkmale: „türkisch, französisch, deutsch oder sonstige“/„da bin ich gar nicht/extrem deutsch“;

durch Gleichsetzung aller Nationalitätszugehörigkeiten als bedeutungslos: „Jede ist eine Mischung aus vielen Nationen und nie ganz rein“;

durch die Behauptung einer Unbeeinflussbarkeit des Individuums durch seine Gruppenzugehörigkeit: „Ich bin ich und jeder ist anders“;

durch die Beschreibung von individuellem Verhalten und Gefühlen als ausschließlich situationsabhängig: „Je nach Umgebung und entsprechenden Umgangsformen, bin und fühle ich mich deutsch/nicht deutsch“; durch Leugnen länderspezifischer bzw. nationenspezifischer Unterschiede von Herrschaftsstrukturen insgesamt: „Überall laufen dieselben Prozesse ab“/„Ich könnte mich mit keiner Nation identifizieren“.

In diesem Zusammenhang hat eine Gesprächspartnerin eine ganz besondere Strategie, sich in das Klischee einzuordnen: „da bin ich nochmal extrem deutsch“, und dazu Eigenschaften zu benennen, die sie sich selbst zuschreibt: Verstand, Diskussionsbereitschaft, Kühlsein usw.. Dann bewertet sie diese und ordnet sie ein als angeblich negative Aspekte des Klischees: „was alles den Deutschen vorgehalten wird“. Sie stellt sich damit dar als jemand, der selbstbewußt und frohgemut alle angeblich schlechten

Eigenschaften der (aller) Deutschen auf sich bezieht. Ich verstehe das als eher kokette Methode, durch ein schnelles Selbsteinordnen einer Auseinandersetzung mit ihrem realen Deutsch-Sein zu entgehen. In anderen Kontexten desselben Interviews wird deutlich, daß das Deutsch-Sein und -Einordnen eine große Bedeutung für ihr persönliches Sicherheitsgefühl hat.

In den Darstellungen taucht das Bild der Deutschen sehr differenziert, aber vor allem in seinen vielfältigen negativen Aspekten auf. Hier wird „Deutsch“ vorwiegend gleichgesetzt mit dem Begriff Nation und gleichzeitig mit Nationalismus assoziiert. Die Interviewpartnerinnen wollen nicht mit diesem Begriff und allen seinen negativen Implikationen in Zusammenhang gebracht werden – weder im konkreten Gespräch von mir noch überhaupt. Die Wahrnehmung der eigenen Person als deutsch ist dennoch durchaus vorhanden. Die Tatsache eigener nationaler Zugehörigkeit wird aber offensichtlich als sehr problematisch gesehen und soweit wie möglich verdrängt. Beispielweise wird „bewiesen“, daß individuell keine Notwendigkeit einer solchen Gruppenzuordnung besteht und daß eigentlich kein Individuum sich als Angehöriger einer bestimmten Gruppe verstehen muß. Die damit einhergehende oder dahinterstehende Haltung ist die des Nicht-Wahrhaben-Wollens und deshalb des „Wegargumentierens“ einer als problembeladenen verstandenen Realität.

Auf einer anderen Ebene liegt dieser Haltung zum Teil auch offenbar das Gefühl der Scham für die deutsche Vergangenheit und/oder Gegenwart zugrunde. Aus diesem Gefühl heraus wird ein globales „Interesse“ für Unterdrückungs- und Herrschaftsverhältnisse insgesamt entwickelt. Auch das implizite Bedürfnis und die eigene Einsicht, negative Folgen „deutschen“ Denkens und Handelns „wiedergutmachen“ zu wollen oder zu müssen, führen nicht zur persönlichen Auseinandersetzung mit dem Problem. Ganz im Gegenteil: in der Wirklichkeit wird das Problem durch die Relativierung eher entproblematisiert und durch gleichzeitige „Ablagerung“ auf der rationalen Ebene zur weiteren nur theoretischen Bearbeitung aufbereitet. In einer Aussage wird dies benannt als „Flucht aus oder vor dem Deutsch-Sein“.

*Andere Identifikationszusammenhänge* werden gesucht als „Alternative“ zum Deutsch-Sein. Die eigene Person wird entweder ausschließlich als einem größeren gesellschaftlichen Kontext zugehörig verstanden (11; 13), einer – auch anderskulturellen – Minderheit zugeordnet (4; 12; 7) oder zusätzlich „regionalisiert“ (12). Die Begründungen sind

die menschlichen, das bedeutet positiven Eigenschaften der anderen oder die als gegensätzlich dazu vorgestellten negativen Eigenschaften der Deutschen. Sowohl die eigenen Landsleute als auch die Angehörigen anderer Nationen, gesellschaftlicher Gruppen oder Regionen werden einheitlich, als Gesamtgruppe, gesehen und mehr oder weniger konkretisiert benannt: „die Deutschen“; „die Preußen“; „türkische Leute“; „die Türken“; „Südländer“; „die Bayern“; „alle Minderheiten“. Die zur näheren Begründung zugewiesenen Eigenschaften sind wenig differenziert: „Wärme“ der anderen; „Kälte in den zwischenmenschlichen Beziehungen“ der eigenen Gesellschaft.

in der Idealisierung und entsprechender Definition von gemeinsamen Eigenschaften der Mitglieder eines übergeordneten Kollektivs: die anderen sind hier zum einen die Hälfte aller Menschen: „sie sind ja alles nur Frauen“, und zum anderen eine ganze fiktive Gesellschaft: „multikulturell und internationalistisch“, die sich positiv von allen deutsch gedachten Eigenschaften abheben und deshalb als Ideal gewählt werden: „Ich will mich so sehen“.

Das Bild der Deutschen wird inhaltlich eher sehr allgemein, wenig detailliert und nur negativ vermittelt. Insgesamt verstehe ich hier die Haltung als Nicht-Akzeptanz oder als – im Extrem totale – Ablehnung und Abwehr, sich als deutsch zu verstehen oder gar zu fühlen. Diese Haltung kommt offenbar zustande durch ein Schwarz-Weiß-Denken der betreffenden Gesprächspartnerinnen. Überhaupt scheint sich diese Strategie viel mehr auf der Grundlage von Gefühlen zu entwickeln. Deshalb bleiben die Argumente auch eigenartig diffus und in ihren Denkschemata verfangen. Teilweise werden die eigenproduzierten Klischees als solche erkannt – allerdings nur ansatzweise und wenig überzeugend: „wahrscheinlich ist das auch wieder so ein Klischee“.

Die eigene und auch Nationalität an sich wird zwar abgelehnt und als unwichtig für die eigene Person erklärt. Jedoch wird bei diesem Thema von „Kultur“ geredet und „kulturelle Einflüsse“ auf das Individuum werden reflektiert. Die Zuordnung von Individuen zu gesellschaftlichen Gruppen an sich



wird nicht in Frage gestellt. Der allgemeine Begriff „Kultur“ wird allerdings nicht in Zusammenhang gebracht mit einem konkreten „Selbst-Deutsch-Sein“. Denn dieses deckt sich im Denken der betreffenden Frauen mit dem nur negativen Bild. Eine Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit findet daher auf keiner Ebene statt: die eigene reale nationale Zugehörigkeit wird hier weniger als problematisch gesehen, sondern schlicht geleugnet.

*Individualität gegen Klischee* ist die Strategie des Anwendens des Negativbildes auf Angehörige der eigenen Gruppe, um sich selbst positiv davon abzuheben (1; 8; 15). Die Erklärungen bestehen hier vorwiegend im Beschreiben der äußerlichen und/oder charakterlichen Merkmale, auch Einstellungen und Handlungen der anderen: „Schränkwerke und Couchen“; „autoritätshörig“; „Ausländerhaß“; usw. Sie sind oft von gefühlsbetonten Bewertungen begleitet: „widerlich“; „kann ich nicht leiden“; „fühle mich verantwortlich für die“. In einem Interview ist die Wortwahl und deren Bezüge mehrdeutig, zumal die Sprache der „schlechten Deutschen“ übernommen wird ohne kritische Distanzierung, die beispielsweise durch einen ironisch-bitteren Unterton immerhin möglich wäre: ein Verantwortungsgefühl aus „Identifikation“, „wenn Deutsche Ausländer *plattmachen*“ (Hervorhebung D. L.). Der Zusatz, sich nicht „im Sinne von Nationalismus“ zu identifizieren, macht den hier gemeinten Prozeß der Identifikation nicht eindeutiger. Eindeutig jedoch ist die Absicht, sich von diesen bestimmten Deutschen abzugrenzen als Deutsche, die „besser als die anderen“ ist.

In allen Fällen werden die Elemente des Deutsch-Seins hier nur für die anderen „schlechten“ Deutschen ausführlich negativ definiert. Auf dieser Grundlage nehmen sich die Interviewpartnerinnen jedoch als deutsch wahr und stellen sich so dar. Deshalb verstehe ich diese Haltung als eine des Akzeptieren-Müssens und aufgrunddessen dazu „zu stehen“. Wie schwer das fällt, zeigt sich unter anderem an der Selbstbezeichnung als „ganz normale Durchschnittsdeutsche“, der in anderen und weitaus den meisten Kontexten desselben Interviews permanent widersprochen wird. Insofern würde ich diese Aussage auch nicht nur als ironische interpretieren, sondern eher als Ausdruck einer schmerzlichen Erkenntnis. Die Haltung wird möglich durch eine Reflexion über nicht persönlich beeinflussbare Bedingungen des Deutsch-Seins, die aber für das eigene Leben und Überleben absolut notwendig sind: landesspezifische kulturelle Prägungen und Gegebenheiten, Erziehung und vor allem die Sprache. Die gemeinsame Sprache derjenigen, die in einem Land zusammenleben, hat hier eine grundlegende Bedeutung auch für die eigene Definition und das eigene nationale Fühlen, nicht nur für das persönliche „Sicherheitsgefühl“ (3; 10). Die „bekennenden“ Deutschen finden sich ausschließlich in diesem Typ. Eine Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit findet also insofern statt, als sie – meist sogar explizit – akzeptiert wird. Gleichzeitig wird allerdings das Klischee des typisch Deutschen in keiner Weise reflektiert, sondern nur auf andere projiziert.

Eine Variante dieser Abgrenzung ist die Verlagerung des typisch Deutschen, oder der „bösen“ Aspekte deutschen Wesens, in den Osten, der als „Vergrößerungsglas und Spiegel“ des „extrem Deutschen“ bezeichnet wird. Diese Projektion findet implizit auch „typenübergreifend“ statt. Sie ist wahrscheinlich zurückzuführen auf den historischen Zeitpunkt der Interviews etwa eineinhalb bis zwei Jahre nach der Wende in der ehemaligen DDR: die aktuelle Situation der vollzogenen deutschen Einheit hat einen erheblichen Einfluß auf die „Befindlichkeiten“ der Interviewpartnerinnen. Der persönlich-politischen Verunsicherung aufgrund dieser Ereignisse wird von den meisten Interviewpartnerinnen mehr mit Verdrängung als mit Reflexion begegnet: „Oh Gott, ja, die Einheit“.

*Selektive Identifikation* mit Aspekten des Deutsch-Seins, die für die eigene Person annehmbar erscheinen. „Positive Anknüpfungspunkte“ werden gesucht (2), damit „ich mich als Deutsche einigermaßen verstehen kann“ (14). Begründet wird hier mit der Notwendigkeit der Auseinandersetzung mit der eigenen nationalen Zugehörigkeit: die Zeit des ständigen Nein-Sagens ist vorbei. Diese Auseinandersetzung wird als Selbstfindungsprozeß verstanden, der jetzt besonders aktuell, jedoch noch nicht abgeschlossen ist. Zwar ist leider die nationale Zugehörigkeit bzw. die Vorstellung vom Deutsch-Sein zunächst einmal vorwiegend negativ besetzt. Zur Aussöhnung mit dieser „Realität“ wird ein positiv verstandenes Gegenbild oder besser: Nebenbild entworfen, dessen einzelne Aspekte nun als „legitime“ Identifikationspunkte genommen werden können. Fast alle oben beschriebenen positiven Aspekte der Definition der Deutschen finden sich hier ausführlich erwähnt. Es sind inhaltlich weniger konkret be-

stimmte Eigenschaften oder Verhaltensweisen, als vielmehr abstrakte politisch-soziale Ideen und Zustandsbeschreibungen. Auf diese Weise ist es sogar möglich, die deutsche belastete Vergangenheit zu entlasten und umdeutend zu bewerten: „deutsche Tradition des Widerstandes“, oder den aktuellen Zustand der Gesellschaft positiv zu bewerten: „viele verschiedene Völker, ein großes Gemisch eigentlich, das seh ich positiv“. Andere Deutungen und Bedeutungen und auch die „niederen“ Ebenen werden dadurch ausgeblendet. Der ganze „Rest“ ist unverwertbar für das Selbstbild: „so viele dumme Deutsche“.

Im Vordergrund steht immer die Befriedigung des eigenen Bedürfnisses nach einer „sauberen“, moralisch unbelasteten deutschen Identität. Die betreffenden Gesprächspartnerinnen können sich mit der umfassenderen Wirklichkeit im Grunde nicht so recht anfreunden, da diese für sie aus negativ besetzten Bildern besteht. Ihre Haltung verstehe ich als ein Ausweichen in Teilbereiche der eigenen Wunschvorstellungen, die eine andere Sichtweise nicht zulassen. So ist die beabsichtigte Reflexion der Realität im Grunde nur eine Auseinandersetzung mit bestimmten Vorstellungen. Die Selbstwahrnehmung gründet sich auf dem persönlichen und positiven Teilbild angeblich deutscher Merkmale; es deckt sich mit der politischen Überzeugung der Frauen; und die damit verbundenen Werte sind die eigenen „guten“ Werte: „das Deutschland, das was Anderes ist“. Nur mit diesen und mit bestimmten Aspekten des Bildes ist eine Identifikation möglich: „ich identifiziere mich mit *Teilen*, die von *mir* positiv beurteilt werden“ (Hervorhebung D. L.).

Hier taucht der Begriff „Volk“, „Ethnie“ bzw. „Völker“ mehrmals in Verbindung mit dem Deutsch-Sein auf und wird scheinbar eindeutig und ohne Schwierigkeiten mit „Kultur“ oder „Nation“ gleichgesetzt. Insgesamt werden diese Begriffe zwar verwendet, aber meist in ihrer Problematik nicht explizit reflektiert.

## (5) Das Bild des Weiblichen

Die Selbstdarstellung als Frau auf der Grundlage einer möglichst günstigen Selbstwahrnehmung erfolgt auch durch bewußte Abgrenzung gegenüber einem bestimmten Bild von Frauen und Frau-Sein. In den Gesprächen wird nämlich die Bezeichnung Frau oder die Zustandsbeschreibung Frau-Sein noch akzeptiert, während weiblich oder Weiblich-Sein jedoch zum „Reizwort“ wird, das ausschließlich negativ besetzt ist. Offensichtlich ist dieser Begriff in der Reflexion der meisten interviewten Frauen ein fast ebenso problematischer wie der Begriff deutsch und bietet Anlaß zur Distanzierung. Die Abgrenzungsstrategien sind hier jedoch viel klarer und weniger komplex, da der Begriff selbst eindeutiger verstanden und vermittelt wird.

Weiblich ist eines der „belasteten“ Wörter und Begriffe, hinter denen sich eine Vielzahl von immer mitgedachten Bedeutungen verbergen. Keine der interviewten Frauen lehnt es ernsthaft ab, sich als Frau zu verstehen. Ihr Geschlecht ist in den allermeisten Fällen sowieso und gesellschaftlich definiert. Es ist ein Wort, das zunächst „nur“ die vermeintlich sichtbare biologische Struktur einer Person bezeichnet. Alles weitere muß näher erklärt werden: Das: Wie verstehe ich oder fühle ich mich als Frau muß beispielsweise durch Adjektive hinzugefügt werden oder umschrieben werden, zum Beispiel: eine lesbische Frau/eine emanzipierte Frau/eine Frau, die.../usw..

Demgegenüber wird hier weiblich nicht verstanden als bloße Markierung einer unveränderbaren Tatsache, sondern als schon komplexe Erklärung und Beschreibung der (aller) Frauen oder der „weiblichen“ Frau, als gesellschaftlich zugewiesene Rollen-Erwartungen an die (alle) Frauen. Das: Wie bin ich oder besser: Wie habe ich zu sein als Frau ist damit nach bestimmten Normen und einem bestimmten Schema festgelegt. Und natürlich ist der Begriff weiblich in einer patriarchalisch und zweigeschlechtlich strukturierten Gesellschaft immer „männlich begleitet“: der Begriff männlich wird als geschlechtlicher Gegenpart oder strukturelles Pendant notwendigerweise mitgedacht. In den Vorstellungen der interviewten Frauen hat der Begriff nur diese beschriebene Bedeutung: in ihrem Selbstverständnis sind sie gerade nicht „typisch oder normal“ weiblich.

Die inhaltlichen Varianten des Bildes der normalen Frau läßt Rückschlüsse nicht nur auf die Selbstwahrnehmung zu, sondern auch auf die Mechanismen, nach denen die Wahrnehmung überhaupt

funktioniert. Durch die einhellig negative Beurteilung kann das hier vermittelte Bild zum Teil als „Gegenstück“ gesehen werden zur schon interpretierten positiven Selbstdefinition der interviewten Frauen. Ganz allgemein kann diese den gesellschaftlichen Normen und Werten folgende Konstruktion der „Normalfrau“ quasi als die im ganzen negativ bewertete Gegenkonstruktion zum Selbstbild der Gesprächspartnerinnen gesehen werden. Ich fasse die inhaltlichen Aspekte dieser Vorstellungen zusammen, bevor ich auf die einzelnen Differenzierungen in den Bewertungen und den daraus resultierenden Abgrenzungsstrategien im einzelnen eingehe.

Als weibliches Aussehen werden verstanden und beschrieben: „längere“ Haare, „Make-up-mäßig“ geschminktes Gesicht, „knalliger“ Lippenstift, „schöne“ Kleider, statt Hosen, überhaupt sehr „gepflegt“, glattrasierte Beine. Sie besitzt normalerweise einen „übermäßigen“ Kleiderschrank, in dem sich nicht nur „Hosen und Pullis“ finden. In ihrem Verhalten legt sie Wert darauf, daß andere Menschen – besonders Männer – sie „schön“ finden. Und natürlich verfügt sie über die „Waffen der Frauen“. Ihre Weiblichkeit zeigt sich auch in einem sehr lieben und friedfertigen Wesen, das zu einem harmonisierenden Auftreten und einer besonders ausgeprägten Freundlichkeit und Nettigkeit führt. Sie sieht und fühlt sich daher oft als machtloses Opfer speziell der Männer oder allgemein der unterdrückerischen und frauenfeindlichen Gesellschaft. In der Tat ist sie auch schwach und hilflos: ihre Einflußmöglichkeiten und ihre Macht tendieren gegen Null. Deshalb zieht sie sich manchmal ganz zurück und wagt nicht, sich mit wem auch immer auseinanderzusetzen. Ihre Wünsche bzw. Werte sind Heiraten, Kinder bekommen und Mutter sein, in der Kleinfamilie leben, Hausfrau zu sein, ihren Wirkungsbereich auf die Familie zu orientieren und nicht außerhalb der Familie zu arbeiten.

Dieses Bild entspricht weitestgehend der überkommenen Definition der Frau in der traditionellen bürgerlichen Gesellschaft. Während hier angeblich die besondere Biologie der Frau ihr Wesen und Sein bestimmte und als Grundlage ihres Verhaltens diente, begründen die befragten Frauen traditionelle Werte und daraus folgende und die beschriebenen traditionell weiblichen Verhaltensmuster anders: Frauen insgesamt haben gesellschaftlich vorgegebene Normen verinnerlicht, deswegen sind Frauen vereinzelt, es gebe deshalb keine „Frauenkultur“; die individuelle Geschichte, das meint „Erziehung/ Kindheit/Jugend in einer speziellen Familie“, führt zu Harmonisierungstendenzen im persönlichen Verhalten; oder Frauen beziehen sich eben immer permanent auf Männer.

Festzuhalten ist, daß die meisten gar keine Erklärung anbieten und nur eine Gesprächspartnerin die Verbindung beschreibt zwischen persönlichem Verhalten und gesellschaftlichen Einflüssen oder objektiven Gegebenheiten. Das Bild wird zwar konstruiert und die Erscheinungen beschrieben, jedoch nicht als solches reflektiert. Da nicht anzunehmen ist, daß hier Weiblichkeit als nur individuelles Merkmal betrachtet wird, könnte das daran liegen, daß dieses Weiblichkeitsbild nur zur Verdeutlichung oder Erklärung der eigenen Abgrenzung funktionalisiert wird.

#### **(6) Abgrenzung weiblich: „Ich bin nicht feminin“/„Weibliches Verhalten lehne ich total ab“**

Das zeigt sich auch in der Tatsache, daß nicht jeder Aspekt dieses Bildes von jeder befragten Frau ausschließlich negativ bewertet und gänzlich zurückgewiesen wird. Einzelne Teile der verschiedenen Aspekte haben polyvalente Funktionen: sie dienen zur Abgrenzung, aber auch zur Illustration der persönlichen Entwicklung und sind Beweis des eigenen Reflexionsgrades, indem sie bewußt – zunächst verbal – übernommen und manchmal gelebt werden. Alle Frauen weisen das Bild in seiner Gesamtheit zurück als ein eher „peinliches“ Relikt ihrer eigenen Vergangenheit; es ist aber im gegenwärtigen Leben durch eigene Anstrengung und Bewußtmachung „überwunden“: etwas „Anderes“ wird gesucht und zwar alternativ zur eigenen Vorstellung von weiblich. Deshalb können bestimmte Verhaltensweisen als angemessenes Mittel zur Erreichung eines Zieles, damit ist ein Mann gemeint, und taktisch eingesetzt werden: Das sind „Mechanismen, die man drauf hat“. Oder aber die „Lust, sich schön zu machen“, zum Beispiel durch Schminken und Kleider, kann jetzt selbstbewußt ausgesprochen und ohne schlechtes Gewissen ausgelebt werden.

Im einzelnen lassen sich aus den Aussagen zum Thema folgende Abgrenzungen ableiten: Alle in-

interviewten Frauen lehnen die beschriebenen traditionell weiblichen Verhaltensmuster und weiblichen Werte für sich persönlich ab und beurteilen sie in einigen Fällen rigoros und explizit negativ: „Das sind nicht *meine* Werte und ich finde sie auch gefährlich“. Zusätzlich wird von einigen weibliches Aussehen nicht nur nicht akzeptiert, sondern explizit abgelehnt (8; 11; 14). Teilweise gibt es hier sehr irrationale, dafür aber umso eindeutiger Begründungen: „find ich einfach doof“. Demgegenüber steht eine im o.a. Sinne weitgehende Akzeptanz dieser Vorstellungen von Weiblichkeit bei den anderen (9; 12; 13; 15), die allerdings meist mit einer Art Rechtfertigungszwang verbunden ist: „Ich tue das nur für *mich*“. Eine Gesprächspartnerin hat zwar keine Schwierigkeiten, weibliche Verhaltensweisen „anzuwenden“, aber große Probleme, ihre äußere, offensichtlich im Sinne des Bildes weibliche, Erscheinung bei Nachfragen „zuzugeben“. Diese gewisse „Realitätsferne“ und die Nichtreflexion der eigenen Vorstellung von dem, was weiblich ist, zeigt sich auch in der Gegenüberstellung zu angeblich nur männlichen Elementen oder Eigenschaften wie beispielsweise „Jähzorn“, das heißt Aggression. Die eigene Wirklichkeit und Tatsachen des eigenen Lebens, beispielsweise verheiratet oder Mutter zu sein usw., spielen in der Reflexion der interviewten Frauen über sich selbst und für ihre Abgrenzungsstrategien nur eine sehr untergeordnete Rolle.

Die Angst, als weiblich zu gelten und dementsprechend mit allen negativen Konnotationen gesehen zu werden, kommt auch dadurch zustande, daß die betreffenden Frauen selbst einem bestimmten Mechanismus in ihrem Denken, ihrer Selbstwahrnehmung unterliegen: Die Elemente des Bildes werden, selbst wenn sie einzeln und getrennt voneinander wahrgenommen werden, jedes für sich als stellvertretend für das ganze gesehen. Personenbezogen heißt das, daß vom als weiblich wahrgenommenen äußeren Erscheinungsbild einer Frau rückgeschlossen wird auf ihre Werte oder Einstellung und auch bestimmte „passende“ Verhaltensweisen erwartet werden. Umgekehrt heißt das aber auch, daß eine bestimmte Haltung in einem dazu passenden äußeren Erscheinungsbild und bestimmten Verhaltensweisen zum Ausdruck kommen muß. Deshalb werden Haltung, Verhalten, Erscheinungsbild immer zusammengedacht bzw. als eine Einheit wahrgenommen, deren Elemente sich gegenseitig bedingen.

Dieser Mechanismus beeinflusst das Selbstverständnis der Gesprächspartnerinnen und auch ihre Handlungen, insofern als sie wahrscheinlich aus ihrer Sicht zu Recht erwarten, von anderen Individuen der Gesellschaft in derselben Art und Weise wahrgenommen und beurteilt zu werden. Nach der teilweise expliziten Meinung einiger befragter Frauen schlagen sich ideologische Werte, beispielsweise die mehr oder weniger „materialistische“ Einstellung in einzelnen Lebensphasen, jeweils im Äußerlichen, durch Schminken und Kleidung, und im Verhalten nieder, durch Tanzen; eine „aufgedonnerte“ Frau verhält sich natürlich männerbezogen, oder es wird von der so urteilenden Interviewpartnerin selbst gedacht, daß dieses Verhalten und die damit verbundenen Werte von ihr erwartet werden: sie muß durch ein ihrer äußerlichen Erscheinung angeblich widersprechendes Verhalten ihre Nicht-Weiblichkeit beweisen: „ich laß mir kein Feuer geben/nicht in den Mantel helfen“; eine andere unterstellt Personen mit bestimmten Verhaltensweisen wie „Heiraten“, „Mutter werden/sein“ automatisch die traditionell weiblichen Werte: sie werden undifferenziert als ganzes Set der Person zugeordnet. Außerdem wird eine solche Person anderen „Gleichgesinnten“ zugewiesen. Das heißt, daß prinzipiell mit der Einstellung, dem Verhalten und dem Äußeren ein bestimmtes – hier politisch-reaktionäres – „Lager“ oder auch eine ganze Gruppe von Menschen mitgemeint ist bzw. damit verbunden ist. Wie oben erwähnt gilt dasselbe für die „Hausfrau“.

Der Aspekt der gesellschaftlichen Machtlosigkeit und Schwäche von Frauen, die angeblich durch weibliche Persönlichkeitsmerkmale impliziert sind, wird von den meisten interviewten Frauen erst auf Nachfrage reflektiert. Wie dokumentiert sehen sich nur wenige überhaupt als „unterdrücktes Geschlecht“. Keine der Gesprächspartnerinnen fühlt sich als „Opfer“ und in keinem Fall wird übrigens eine weibliche Eigenschaft oder ein Merkmal emotional positiv überbewertet, im Sinne von: „die Schwäche der Frauen ist ihre Stärke“. Eher nur global-abstrakt, nur in bestimmten Bereichen oder auf bestimmten Ebenen wird Frau-Sein und Weiblichkeit akzeptiert. Die Begründungen für das vorherrschende Lebens-Gefühl, gerade nicht hilflos und unterdrückt zu sein, sondern eher stark, haben mehrere Dimensionen und decken sich vollständig mit der erläuterten positiven Selbstdefinition der Inter-

viewpartnerinnen: Artikulationsmöglichkeiten; unabhängiges und selbständiges Leben; keine traditionellen Familienbindungen; emotional stark in Männerbeziehungen und hier gleichberechtigt handelnd; Möglichkeiten, das „Leben in die eigene Hand zu nehmen“.

Umso interessanter ist in einem Fall die Aussage, daß die Einordnung der eigenen Person in dieses bestimmte „Bild“ durch andere Frauen als ein Unterdruck-Setzen empfunden wird, dieses Bild ausfüllen zu müssen. Trotz der anscheinend ausdrücklichen Distanzierung von diesem Bild wird das damit identische Selbstverständnis von der Interviewpartnerin nicht reflektiert oder in Frage gestellt, sondern nur die „Mühen“, die mit dem Erfüllen der Rollenanforderungen verbunden sind, und gleichzeitig das Unverständnis der anderen Frauen beklagt. Im übrigen ist die Einschätzung durch die anderen Frauen auch nur eine unbestätigte Annahme, denn diese Frauen wurden nicht gefragt, ob sie diese Gesprächspartnerin wirklich so sehen. Auch hier erwartet die betreffende Frau, daß die anderen von äußerlichen Merkmalen ausgehend ihr eine bestimmte Lebensform und Einstellung unterstellen. Die positive Selbstdefinition wird dadurch gar nicht berührt, sondern eher bestätigt.

### **3.3. Annahmen über Gemeinsamkeiten in der Selbstreflexion und Selbstdarstellung**

Die vorliegende zusammenfassende Interpretation erlaubt nunmehr, strukturelle Gemeinsamkeiten der Selbstreflexion der interviewten Frauen darzustellen. Denn im Zusammenhang mit der Kommunikation mit Frauen nichtdeutscher Herkunft werden die Selbstbilder, das Selbstverständnis der beteiligten deutschen Frauen, für den Blick auf andere, für Haltung und Verhalten eine Rolle spielen.

Trotz individueller Unterschiede läßt sich bei allen ein relativ einheitliches „übergeordnetes Grundkonzept“ in der Selbstdefinition feststellen, das hier als ablesbare allgemeine Tendenz mit verschiedenen dazugehörigen „Linien“ in den interpretierten Aussagen aufgezeigt und verstanden werden soll.

Diese Tendenz besteht in der Zentrierung aller Wahrnehmungsdimensionen, das bedeutet Individuen, Handlungen, Gruppen, Ereignisse und Sachverhalte, auf die eigene Person, derart, daß die Grundlagen der eigenen Autonomie und Sicherheit, das bedeutet individuelle und/oder ideologische Werte nicht berührt werden können: imaginierte Angleichung von Individuen, richtige Einordnung von Handlungen und Ereignissen, Aneignung von Sachverhalten und Beurteilung und Deutung von Gruppen.

Eine der Linien ist zu beschreiben als Prozeß einer vorgestellten Selbst-Marginalisierung auf individueller und gesellschaftlicher Ebene. Gleichzeitig findet eine Identifikation mit mehr oder weniger diffusen Gegenwerten und -gruppen statt. Persönliche und/oder soziale Veränderungen stellen dabei einen herausragenden Wert dar. Die Pseudo-Marginalisierung<sup>2</sup> ist hier gemeint als eine Abweichung vom „Normalen“ oder Durchschnittlichen in Richtung auf etwas „Besseres“ oder Höherwertiges. Sie erfolgt absichtlich und ist nicht von außen, das heißt gesellschaftlich, erzwungen. Die vermeintliche Nicht-Konformität im Verhalten und die Distanz zur eigenen Gesellschaft werden von den deutschen Interviewpartnerinnen nicht als randständig, sondern als widerständig gedeutet. Sie implizieren die Ablehnung alles Typisch-Normalen und das Bedürfnis nach Identifikation und Identifizierungsphantasien mit dem „Besonderen“ und „Atypischen“ oder den ebenfalls besonderen Menschen. Der Prozeß wird positiv verstanden und nicht kritisch gesehen.

Eine ergänzende weitere Linie ist die sehr günstige Selbstwahrnehmung der Frauen: sie folgt einem durchaus gefestigten Selbstverständnis und Selbstbewußtsein. Dieses hohe Ich-Ideal bestimmt die Selbstdarstellung. Das konstruierte und präsentierte Bild der eigenen Person ist als die „gewollte“ Wirklichkeit der Frauen anzusehen, die mit realen Gegebenheiten übereinstimmen kann bzw. durch diese bedingt sein kann; jedenfalls aber ist anzunehmen, daß ihr Denken und Handeln von dieser ihrer persönlichen Wirklichkeit mitbestimmt wird. Die Abgrenzung von vermeintlich typischen normalerweise vorherrschenden Daseinsweisen, Lebensformen und Werten anderer ist ein wesentlicher Teil der Selbstwahrnehmung und Selbstdefinition der interviewten Frauen: Sie „sind“ und „leben anders“ als alle anderen, als die Masse. Dabei werden ebendiese Typenbilder von den Frauen selbst reproduziert. Das heißt, daß die Abgrenzung vom Klischee durch die ReProduktion desselben erfolgt; denn

teilweise sind diese „persönlichen“ Stereotypen über das Normale inhaltlich mit eigenkulturellem bzw. in der eigenen Gruppe und Gesellschaft herrschenden Stereotypen identisch, zum Beispiel über Weiblichkeit, über Hausfrauen usw. Die Abgrenzung ist eine Abgrenzung von den auch eigenen Vorstellungen und Vorurteilen über andere, wird aber so nicht reflektiert, im Gegenteil: da die vorgestellten gesellschaftlichen Normen von anderen Menschen imaginär und gleichzeitig die eigenen sind, findet eine „phantastische“ Distanzierung von sich selbst unbemerkt statt.

Ein Mechanismus in diesem Vorgang ist, aus den Eigenschaften des Äußeren auf die Qualität des „Inneren“ und/oder des „Ganzen“ zu schließen. Diese Schlußfolgerungen können auch aufgrund bestimmter Signalwörter oder Zeichen oder auch einzelner Merkmale ausgelöst werden. Sie sind, wie etwa das Wort weiblich, oft begleitet von Vereinheitlichungen und Verallgemeinerungen von individuellen und Gruppenmerkmalen. So werden diese Merkmale zu typischen, denen von den deutschen Frauen eine gesellschaftliche und kulturelle Bedeutung zugewiesen wird. Damit verbunden ist implizit eine recht negative Einschätzung; vor allem aber eine ausgesprochen positive Selbsteinschätzung oder Selbstbewertung als nicht dem Klischee entsprechend.

Verunsicherungen auf der individuellen Ebene treten bei den interviewten Frauen nur dort auf, wo Momente der Konfrontation mit der gesellschaftlichen und/oder historischen Realität unvermeidbar werden und die „Phantasie-Ebene“ oder das abgeschlossene Vacuum verlassen werden muß, auf der oder in dem die Darstellung der eigenen Person konstruiert wird. Das Imaginäre wird dann besonders deutlich, wenn Phantasie und Wirklichkeit in Widerspruch zueinander geraten. Das gilt auch für die Situation des Interviews.

Die vorherrschenden konstitutiven Elemente des reflektierten Selbstbildes der interviewten Frauen sind Ich-Zentrierung: ein starkes „Ich-Ideal“, aktive Marginalisierung sowie negative Abgrenzung von vermeintlich „Normalen“ der eigenen Gruppe und Kultur und dem entsprechenden Normen- und Wertesystem. Auf der Ebene der eigenen nationalen Identität sind die Abgrenzungsformen vielfältig, besonders ausgeprägt und affektiv besetzt: hier ist eine Ablehnung des „Standard-Wir-Bildes“ am offensichtlichsten.

Die Analyse der Selbstkonstruktion und des Selbstverständnisses deutscher Frauen ist unvollständig, solange es nicht ergänzt wird durch das Bild, das sich die deutschen interviewten Frauen von den „anderen“ Frauen machen. Deshalb wird im weiteren das Fremdbild der Frauen der deutschen Mehrheit analysiert.

## Anmerkungen

- 1 Strategie insofern, als dieser Begriff einen komplexen, begründeten und organisierten Vorgang bezeichnen soll, der notwendig ist, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen; er wird verstanden als systematisch einer bestimmten Struktur folgend, die der Person entspricht, die diese Strategie verwendet. Gleichwohl ist eine solche Strategie nicht unbedingt immer bewußt und auch nicht immer logisch. Aus diesem Grunde wird der Begriff hier erklärt.
- 2 In der ursprünglichen Bedeutung des Wortes marginal: außerhalb der allgemein anerkannten Normen der Gesellschaft stehend, als Zustand, unbewertet, also nicht minderwertig und nicht „außen vor“.

#### 4. ERFAHRUNGSHORIZONTE: DAS BILD DER ANDEREN FRAUEN

Der Grobkategorie *Fremdbild* wurden Aussagen der deutschen befragten Frauen über ihre Erfahrungen mit Migrantinnen in Deutschland zugeordnet, in denen es um eine Beschreibung der konkreten Beobachtungen dieser „anderen Frauen“ und der Beobachtungskontexte geht. Der Zusammenhang mit der Selbstdarstellung der deutschen Frauen tritt dabei in den Hintergrund. Gleichwohl dient die Darstellung der Wahrnehmung von Frauen nichtdeutscher Herkunft dazu, dem Selbstverständnis der deutschen Frauen und deren Konstruktionsmechanismen auf die Spur zu kommen. Im vorliegenden Untersuchungszusammenhang ist die Sicht auf Migrantinnen und die Darstellung der Perspektiven als Teil des Selbstkonzeptes zu sehen, in dem die Bedeutung von Zugehörigkeiten eine Rolle spielt. Die subjektive Deutung der Wahrnehmungen und deren darauf basierende Darstellung können Identifikationsprozesse in der Fremdkonstruktion und zugleich in der Selbstkonstruktion deutlich machen.

##### 4.1. Die Wahrnehmung der anderen Frauen

Die Aussagen dazu in den Interviews sind zahlreich. Sie beziehen sich auf die Wahrnehmung der anderen Frauen selbst und auf persönliche Erklärungen und Begründungen zu diesen Wahrnehmungen. Implizit enthalten sie damit Bewertungen der anderen und Einschätzungen ihres Verhaltens. Im folgenden gründet die weitere Strukturierung der Texte wiederum allein auf diesen Aussagen der interviewten Frauen. Im Vordergrund stehen Beschreibungen der anderen Frauen, die ihre Verhaltensweisen und Lebensformen betreffen. Ich stelle zunächst dar, was überhaupt wahrgenommen und dann ohne Begründung, meist auch ohne explizite Bewertung, beschrieben wird. Daraus ergeben sich auch die einzelnen Themen oder Einheiten der für alle Interviews geltenden Analyse. Insgesamt entsteht so ein Bild von Migrantinnen, das mit dem oben beschriebenen historisch gewachsenen oder eigenkulturellen verglichen werden kann. Entsprechend inhaltlich detailliert werden diese Unterkategorien dargestellt.

Es finden sich in den Aussagen nicht nur Beschreibungen, wie die anderen Frauen leben und „sind“, sondern auch Annahmen darüber, warum sie so sind und so leben. Diese Argumentationen stellen bei manchen Frauen eine „persönliche Theorie“ oder Sichtweise dar, bei anderen werden sie erst in der Interviewsituation entwickelt, in einigen Fällen durch Nachfrage bzw. zusammenfassende Vorinterpretationen während des Gesprächs: *Warum denkst du, meinst du, daß...? Warum sagst du das? Du meinst also, daß...?* Auch hier wurden die Aussagen dazu zum Teil als gegebenenfalls anzusprechendes Thema in den Interviewleitfaden aufgenommen für das jeweils nächste Interview. Diese Aussagen beziehen sich kontextuell größtenteils nicht auf die „reinen“ Beschreibungen und werden deshalb von mir getrennt von diesen erläutert. Da es hier vorwiegend um die Art und den Inhalt der Begründungen und Deutungen der befragten Frauen geht, sollen diese auch im Mittelpunkt des dann folgenden Dokumentationsteils stehen. Sowohl die Wahrnehmungen und Beschreibungen ohne Begründung als auch die argumentativen Aussagen sollen nach ihrer je unterschiedlichen Ausprägung – auch Häufigkeit – und Wichtigkeit für die einzelnen Gesprächspartnerinnen differenziert werden.

##### 4.1.1. Personen und Kontexte: Zweiteilung der anderen und „diffuse“ Realitäten

Die Personen, die von den Beschreibungen betroffen sind, werden mit unterschiedlichen Namen versehen: manchmal einfach: „die Frauen“ oder: „Frauen unterschiedlicher Nationalitäten und Kulturen; weibliche Flüchtlinge; Flüchtlingsfrauen; ausländische Frauen; Immigrantinnen, Migrantinnen“; weiter werden sie benannt: „türkische, iranische, arabische, kurdische, tamilische, ghanesische, sri-lankische, armenische, alevitische, jugoslawische, afghanische, koreanische Frauen; Latinofrauen“. Manche Bezeichnungen werden ganz „bewußt“ bzw. sehr überlegt verwendet: „wenn ich jetzt ausländische sage, dann sage ich das, eh, weil ich zu faul bin, immer sogenannte Ausländer...das is in Anführungsstrichen“ (10/766–772).

Etwa die Hälfte der interviewten Frauen nimmt eine Kategorisierung der beschriebenen Frauen vor: sie werden eingeteilt oder besser: zweigeteilt in „Frauen“ oder „normale Frauen“ und „Frauen, die anders leben“. Der Unterschied zwischen diesen beiden Kategorien sowie ihre Trennungslinien und jeweiligen Merkmale werden je nach Interview oder je nach Interesse definiert. Diese oberflächlichen Strukturierungen oder auch Charakterisierungen sind offensichtlich unabhängig von Situationen und beschriebenen einzelnen Personen. Sie werden oft einleitend für die – im folgenden von mir dargestellten – Wahrnehmungsthemen selbst gebraucht, sind diesen „zwischengelagert“ und übergeordnet; die Themen bewegen sich hier gewissermaßen an dieser „zweipoligen Achse“ entlang.

Im einzelnen sind die Definitionen und Merkmalszuweisungen im Rahmen der Beschreibungen anscheinend „neutral“; sie unterliegen keiner expliziten Bewertung. Manchmal wird nur die eine Kategorie beschrieben, die andere aber offensichtlich mitgedacht und mitgemeint. „ja, gut, für des Mädchen is der Punkt erreicht, die hat es geschafft und hat es (?) zu Hause geschafft, ja, o.k., die, ich bin zu jung, ich will erst meine Schule beenden, und vielleicht auch n Beruf hier lernen...“; „die hat für sich ne Klarheit geschaffen dadurch, mit dem, was sie hier annehmen will, mit dem nich, aber des is auch eine der wenigen, die jetzt zur Volkshochschul gehen, ihren Schulabschluß machen, ja.“ (13/1509–1514; 1621–1626) „Also, es gibt ja die sogenannten türkischen Frauen auch, die es geschafft haben oder die irgendwie völlig anders leben als, äh, jetzt die türkische Arbeitnehmerin, die hierher kommt“ (1/1400–1405); „die Arbeit mit den Frauen, also nicht mit den Kolleginnen, sondern mit den Frauen“ (3/3056–3058); über Unterschiede zwischen hier und in ihrem Heimatland lebende Frauen: „Ähm, würd ich nen Unterschied machen zwischen, was weiß ich, Kolleginnen unund normalen Frauen, ne“ (3/3293–3295); „hat (nach dem Abitur, D. L.) ein sehr wechselvolles Leben geführt, war hier erst als Arbeiterin rübergekommen, weil’s die einzige Möglichkeit war...um hier Fuß zu fassen, und hatte sich dann so langsam hochgearbeitet zur Sprachmittlerin. Entsprach also nicht dem Klischee, war sehr differenziert, ähm, sehr intelligente Frau auch, ne sehr spontane und herzliche Frau, auch ne Frau, die nachdachte, also entsprach überhaupt nicht dem Klischee“ (5/1214–1225); „und dann unterhielten sie sich meistens kurdisch, bis auf eine Frau, die auch schon länger hier is, und die dann auch hier studiert hat (...), aber das is auch wieder ne andere Frau, es is ne Frau, die auch studiert hat. Und die anderen Frauen sind halt aus Kurdistan gekommen mit ihren Kindern, mit der Familie“ (8/2381–2389).

Für eine Interviewpartnerin gibt es die Spanne zwischen „einfacheren Frauen“ und „Türkinnen, die Unternehmerinnen sind“ (15/1448–1453). Eine weitere beschreibt türkische „traditionelle Frauen“ und als Gegensatz dazu „Frauen, die eher so fortschrittlich drauf sind“: die traditionellen Frauen finden es „komisch und traurig“, wenig bis gar keinen Kontakt zur Familie zu haben. Sie denken, daß deutsche Frauen frei sind und machen können, was sie wollen, aber sie können sich für ihr eigenes Leben eigentlich nicht vorstellen, selbständig zu sein und für sich entscheiden zu können, „also, des sin so Utopien und finden se vielleicht auch gar nich unbedingt gut, ne“; die fortschrittlichen Frauen finden es toll, frei zu sein (das heißt, nicht verheiratet zu sein, keine Kinder zu haben, nicht bei der Familie zu wohnen), andererseits „is da sicher auch so so n emotionaler Druck oder vielleicht überhaupt so n Gefühl von, ja, wo is n denn der Zusammenhang, ne, wo is denn die Familie“ (11/1926–1961); und gerade die fortschrittlichen türkischen finden es „schrecklich“, daß die Einstellung der traditionellen türkischen Frauen kaum veränderbar ist (11/2013–2020). Über die Realität der Familienbeziehungen bei beiden: „also, die (fortschrittliche Arbeitskollegin), ich mein, is natürlich auch wieder anders, weil ihre Kernfamilie oder überhaupt die ganzen Verwandten, die leben in der Türkei, ne, also von daher sin die Kontakte auch schon ganz wenig nur noch da, ja...obwohl des natürlich bei manchen Frauen, die hier sind, auch so is, daß die nur mit ihrem Mann und Kind hier sind und die Familie eher in der Türkei is, ja, ein Großteil der Familie zumindest.“ (11/1992–2002)

Die Kontexte, in denen diese Beobachtungen und die daraus folgenden Beschreibungen gemacht werden, können aus dem Erzählrahmen erschlossen werden. Dieser entspricht zugleich dem vorgestellten oder auch realen Kommunikations- oder Handlungsrahmen.<sup>1</sup> Diese Kontexte bleiben jedoch oft unerwähnt oder ebenso wie die Beschreibungen der Personen eher allgemein; meist werden die konkreteren Zusammenhänge erst auf Nachfrage benannt. Die Ebenen oder „Realitäten“ der Kontextbeschreibung sind wenig differenziert; Wahrnehmungssituationen werden nur sehr allgemein unter-



schieden und korrespondieren nicht mit der Beschreibung von bestimmten – auch einzelnen – Frauen. Deshalb bleibt diese auch in konkreter gefaßten Situationen vorwiegend verallgemeinernd.

Insgesamt werden zwei Schwerpunkte von Zusammenhängen genannt: „das Zusammensein“ mit Migrantinnen, zum Beispiel auf Reisen oder im Bekannten- und Freundeskreis (1; 4; 5; 6; 7; 9; 10; 11; 12; 13; 15), und „bei der Beratung“ oder „im Laden“ (1; 2; 5; 6; 8; 13; 14). Desweiteren werden „Arbeitszusammenhänge“ (1; 3; 7; 8), „politische Zusammenhänge“ wie Veranstaltungen, hier auch „ausländerpolitische Aktivitäten“ (2; 3; 11; 15), „Befragungen“ im Rahmen wissenschaftlicher Projekte (10; 15) und „Literaturstudium“: „Migrationsliteratur“ (10) genannt. In den einzelnen Interviews sind diese verschiedenen Ebenen nicht hierarchisch oder nur irgendwie geordnet oder zugeordnet: es gibt Interviewpartnerinnen, die alle Zusammenhänge gleichberechtigt nebeneinander nennen oder auch alle und nur einen schwerpunktmäßig. Keine gibt nur einen einzigen an. Das basiert zum Teil auf der unkronkreten Beschreibung; die Kontexte untereinander sind nicht trennbar oder gegeneinander ausschließbar und Aussagen dazu sind mehrdeutig; auch auf „Veranstaltungen“ findet ein „Zusammensein“ statt; dieses wiederum bezeichnet manchmal auch einen „Arbeitszusammenhang“. Aufgrund der Überschneidungen dieser Zusammenhänge, „Kreise“ und „Sphären“ kann hier auch nicht einfach eingeteilt werden in beispielsweise „berufliche“ oder „private Sphäre“ o. ä.

#### 4.1.2. „Geschichten“ über die anderen

Die „reinen Beschreibungen“ der anderen Frauen in den Interviews sind oft spontane nicht-argumentative Geschichten und ganze Erzählungen über sie. Insgesamt nehmen sie in einigen Gesprächen einen sehr großen Raum ein; in einem einzigen Interview (10) gibt es keine „spontane Geschichte ohne Begründung“. Sie enthalten im allgemeinen keine expliziten Wertungen; unausgesprochen fließen diese in die Geschichten ein, wenn nämlich Vergleiche als Erklärung oder zur Verdeutlichung benutzt werden. Die Geschichten sind bei den einzelnen Frauen unterschiedlich umfangreich; ihre Länge hängt ab von der Gesamtstruktur des Interviewtextes, das heißt, ob ihn Argumentationen und Rechtfertigungen oder anschauliche und lebendige Erzählungen in direkter Rede charakterisieren.<sup>2</sup> Alle hier beobachteten Beschreibungen haben aber eine gleiche Form bzw. Abfolge und einen bestimmten Kontext: anfangs und einleitend handelt es sich um sehr allgemeine konstatierende Beschreibungen: so ist die Situation, sie sind so, sie leben so, die fast immer auf Migrantinnen als Gruppe bezogen werden. Diese werden oft eingeleitet durch die Floskel: Ich denke/ich meine (nicht), daß... Dabei wird immer eine sehr gleichmäßige, monotone und relativ tiefe Tonlage der Stimme gewählt wie bei einer Aufzählung von Fakten oder einer Mitteilung von Hintergrundwissen, das ohnehin schon Jeder oder Jedem bekannt sein müßte – oder zumindest mir als Gesprächspartnerin. Deshalb ist das Sprechtempo meist etwas schneller als bei der dann folgenden Sequenz, in der die Geschichte einer einzelnen oder mehrerer persönlich bekannten Frau mehr oder weniger ausführlich erzählt wird. Diese ist dann Illustration oder auch „Beweis“ für das vorher Gesagte; die eine Frau steht stellvertretend für alle anderen. In einigen Fällen fehlt diese zweite Sequenz oder „Bestätigung“, in anderen widerspricht die konkretere Geschichte ganz offensichtlich der allgemeinen Beschreibung, ohne daß die Sprecherin es bemerkt.

Die Bildung der Analyseeinheiten ist – wie gesehen – keine Auswahl bestimmter Aspekte von mir, sondern folgt in den Themen den Wahrnehmungen der Frauen selbst; die Untereinheiten sind aus Gründen der Übersichtlichkeit in Themen zusammengefaßt. Das bedeutet, daß nicht immer alle Perspektiven, das heißt Untereinheiten, die eine Einheit bilden, bei jeweils einer Gesprächspartnerin zusammen auftreten müssen. Ebenso aus Analysegründen können einzelne Sequenzen der Aussagen eines Interviews getrennt in verschiedenen Kategorien auftauchen bzw. dargestellt werden ohne ihren inhaltlichen Zusammenhang aus dem Auge zu verlieren. Die Reihenfolge der Themen richtet sich nach der Wichtigkeit des Themas für die Frauen insgesamt, das heißt nach der Häufigkeit des Auftretens; die Aussagen der Befragten zu den einzelnen Themen werden zusammengefaßt. Die interpretierende Darstellung und Zusammenfassung soll trotzdem soweit wie möglich die Wahrnehmungsdarstellungen der Frauen selbst in Ausdruck und Wortwahl vermitteln.

Die Themen der Beschreibungen bilden im Überblick folgende Kategorien:

Allgemeine Lebenssituation von Migrantinnen; Auswirkungen der Migrationssituation auf die Migrantinnen: „Entwicklungen“, Krankheit, Generationenunterschied; Migrantinnen als Opfer: von Familie, Tradition und Moralvorstellungen, vom (Ehe-)Mann, von Diskriminierungen in der Aufnahmegesellschaft; Persönliche Qualitäten der Migrantinnen: Sprachkompetenz, „Stärke“, Vorurteile, äußere Erscheinung; Unterschiedliche Herkunft von Migrantinnen; und „Frauenkultur“.

### (1) Allgemeine Beschreibungen der Lebenssituation von Migrantinnen

Allen Interviewpartnerinnen ist „das Leben“ von Migrantinnen oder ihre „Situation“ wichtig zu erwähnen. Diese Lebenssituation wird von allen als mehr oder weniger schlecht beurteilt. Die Beschreibungen sind sowohl auf einzelne persönlich bekannte Frauen, deren Namen genannt wird, als auch auf zwar bekannte, aber einzeln nicht genannte (Gruppen von) Frauen bezogen. Die Nationalität und Herkunft der Frauen, deren Lebenssituation beschrieben wird, ist in den einzelnen Aussagen *nicht identisch*. Die Migrationsbedingungen werden geschildert und wie diese von den Migrantinnen erfahren werden. Der Konkretheitsgrad der Geschichte und die Themenfelder und -schwerpunkte in der Darstellung hängen ab vom speziellen Interesse oder „Augenmerk“ der jeweiligen Frau.

Die Lebenssituation wird ganz allgemein geschildert als „teilweise völlig verfahrenere Situation als alleinerziehende Mutter von sechs Kindern, vom Ehemann mißhandelt worden, im Ausland ohne Arbeitsstelle, Schwierigkeiten mit dem Sozialamt und so“ (1/276–281); viele, „die hierher kommen“, haben keinen Schulabschluß und üben den „typischen Beruf“ der Putzfrau aus (1/645; 589–594); die Schwiegereltern der Frauen passen immer auf die Kleinkinder auf (1/1008–1014). Veränderungen ihrer Situation sind von den Frauen nicht beabsichtigt, trotz Mißhandlungen „widersetzen sie sich dann teilweise jahrelang ner Scheidung...in der Hoffnung, es könnte doch mit dem Mann wieder was werden“ (1/1477–1480). Die Flüchtlingsfrauen leben „eine sehr schwierige Situation“, nämlich die Treueverpflichtung zum inhaftierten Mann (weit weg im Herkunftsland) bei gleichzeitigem Bedürfnis nach „Geborgenheit und Nähe“; aus diesem Konflikt entstehen „Schuldgefühle“ (2/2078–2092). Aber „das ist jetzt nicht mehr so akut, weil so viele hingerichtet wurden“ (2/2059–2060).

Sie haben „ein schlimmes, hoffnungsloses Leben“, „kein Geld, nix zu essen, geschlagen“, sind „jung, haben fünf Jahre die Schule besucht, jung geheiratet, Kinder bekommen und damit ist es dann zu Ende eigentlich“; und „sie tragen Kopftuch“ dann (6/2615–2616; 2600–2601). Die Frauen versuchen vergeblich, „Zusammenhänge zu schaffen“, eine „Familienatmosphäre“ aufrechtzuerhalten; das sind „sehr große Belastungen in ihrem Leben“, neben der „Arbeitshetze, drei geteilter Beruf als Putzfrau, drei unterschiedlichen Stellen mit 10-Stunden-Tag, bekommen acht Stunden bezahlt“ (7/3125–3160). Es ist ein „schwieriges Leben in der Immigration“, wo sie „anders“ leben müssen als sie wollen; besonders für junge Mädchen bedeutet das „Riesenkonflikte“ (11/2013–2029). Die Frauen haben eine „sehr eingeschränkte Lebenssituation, sehr enge Bezüge“ in der Migration: müssen sich überwachen lassen, „wirklich wie im Dorf, ganz extrem“, dürfen keine Freiheitsforderungen stellen oder sich „germanisieren“ (12/1619; 1649–1650; 1656). Für Frauen, und besonders für Mädchen, gibt es viele „konfliktträchtige“ Situationen in der deutschen Gesellschaft; „sie stehen halt zwischen den Kulturen“ (13/2972–2975). „Ganz viele schwierige Situationen“ in der Schule oder im Berufsleben „sind unter einen Hut zu kriegen“, „andere Anforderungen“ werden gestellt; sie müssen „ihren eigenen Weg suchen“; „auf einmal ist alles Deutsch und die Deutschen tun sich zusammen“, das macht Angst (14/2446–2457; 2460; 3299–3303). „Die sind hier sehr belastet in Deutschland, also diese rechtliche Geschichte“; oft sind sie doppelt belastet durch Haushalt und Beruf: „so Ätzberufe, Putzfrau, Krankenhaus und Fabrik“ und sie haben „natürlich viele Kinder“ (15/1391–1399; 1403–1404).

## (2) Individuelle Umgangsweisen mit und Reaktionsformen auf die Migrationssituation: „Entwicklungen“, Krankheit, Generationenunterschied

In etwas mehr als der Hälfte der Interviews finden sich Aussagen zu den Umgangsweisen von Migrantinnen mit bestimmten Lebensbedingungen in der deutschen „Aufnahmegesellschaft“. „Veränderungen“ und „Gefühlslagen“ der Frauen werden als Tatsachen festgestellt und dargestellt. Dabei werden negative Auswirkungen der oben geschilderten sehr ungünstigen Lebensumstände auf Migrantinnen insgesamt beschrieben, aber auch eher positiv verstandene persönliche Veränderungen der einzelnen. Drittens werden Migrantinnen in zwei Gruppen, „Alte“ und „Junge“, eingeteilt und so deren unterschiedliche Reaktion auf ihre Lebensbedingungen oder der unterschiedliche Einflußgrad der deutschen Gesellschaft verdeutlicht. Eine Frau teilt die „jungen Frauen“ oder auch die „zweite Generation“ von Migrantinnen in drei Gruppen ein mit jeweils speziellen Merkmalen. Die Bezugsbereiche und -personen entsprechen denen der Beschreibungen der allgemeinen Lebenssituation: persönlich bekannte Einzelpersonen und Gruppen verschiedener Nationalität; und mehr oder weniger konkrete und unterschiedliche Themen.

„Die Frauen (sind) wirklich psychisch alle, und so irgendwie alle, also richtig krank“ (7/3160); „die Krankheitsrate (...) ist ja ziemlich hoch, nich, daß die andauernd krank machen, das will ich nicht sagen, aber es geht denen gesundheitlich nicht gut in Deutschland, und (...) die leiden sehr, es heißt auch richtig Deutschlandkrankheit bei denen, ne, so diese Kopfschmerzen, Depressionen, was sie alles haben“ (15/1407–1417). „was ich gesehen habe, (...), sind Veränderungen von Frauen, die hier in der Migration ein Teil ihres Lebens verbracht haben. Das heißt, manche hab ich kennengelernt, kurz nachdem sie hierher kamen, und es mit sich ne enorme Entwicklung passiert in der Zwischenzeit, in den letzten zehn Jahren.“ (5/2036–2045); „durch die Zeit, die sie eben hier in Deutschland gelebt haben, haben sie sich auch verändert, äh, haben meinetwegen noch ne Ausbildung gemacht, gehen halbtags arbeiten. (...) haben sich durch die Kinder auch, äh, weiterentwickelt. Ähm, sind eben einfach...moderner, sagen wir mal, geworden, ne.“ (4/1780–1789); die lange Zeit in Deutschland hat Veränderungen zur Folge, „dadurch, daß die, kann man ja fast sagen, hier in Deutschland großgeworden sind, äh, ja...war vielleicht schon auch die Erziehung n bißchen anders (...) und die hat halt einfach bestimmt auch, noch in den letzten Jahren bestimmt auch viel dazu gelernt“ (6/2173–2177). „Also, diese Schwiegermutter, die ist so Immigrantin der ersten Stunde hier, (...) die sehr unbeeinflusst von Vorstellungen, die (...) in der deutschen Gesellschaft existieren, hier seit 25 Jahren oder noch länger lebt.“ (1/1964–1970); der Einfluß der deutschen Gesellschaft, „sei's nun, wenn man die Kioske betrachtet von den ganzen Nacktfrauen (lachend), ja, der ist einfach viel größer, (...), und da wirkt sich ganz konkret, da so entwickelt bei der nächsten Generation, (...), daß die Mädchen reihenweise ausbrechen da“ (13/2957–2966); „nicht mehr ganz so junge Frauen“ haben „diese Problematik des sozialen Abstiegs hier“ und fühlen sich entsprechend „marginalisiert“; die Jungen, die „ganz neu kommen“, wollen anders leben und sind deswegen auch gekommen, „und möchten auch noch n bißchen was erleben oder so (lacht)“ (9/1939–1953; 1957–1965). „(ich hab) für mich festgestellt, daß es eigentlich drei Arten gibt. Es gibt eine, eine Art von von Identitätsbildung, ganz stark türkisch, ne, (...), die habn später Kopftuch aufgesetzt und habn geheiratet und habn Kind gekriegt und waren nicht wieder gesehen, d. h. da waren keine Momente mehr da, in die Disco gehen zu wollen, (...) daß sie sich ganz stark auf so ne türkischen Traditionen zurückziehen, ne. Dann ne zweite Gruppe von Mädchen, nämlich die, (...), alles Türkische so völlig abgelehnt haben. (...) Und, ähm...so...gängig, daß die halt auch, die ich so als dritte Gruppe (...), es gab ne ganze Menge (...), die sexuell ziemlich ausgebeutet wurden, vom Freund, die also versuchten, deutsch zu sein, oder was sie sich drunter vorstellten, und ja, denke ich, ganz katastrophale Erfahrungen auch gemacht haben, ne. (...) ausgenutzt (...) und wenn man sie nicht mehr braucht, wird sie halt weggeschmissen, ne? Also, die dann auch ihren Wert verloren haben, dadurch, daß sie mit denen zusammengezogen sind, ne.“ (3/2286–2232).

### **(3) Migrantinnen als Opfer: von Familie, Tradition und Moralvorstellungen, vom (Ehe-)Mann, von Diskriminierungen in der Aufnahmegesellschaft**

Dieses Thema wird von vielen Interviewpartnerinnen dann gewählt, wenn bestimmte allgemeine Aussagen konkretisiert werden und die eigenen Erfahrungen näher beschrieben werden sollen: das sind dann oft scheinbar „aus dem Leben gegriffene“ Geschichten. Dementsprechend werden Erlebnisse mit einzelnen Frauen berichtet, das heißt eine Geschichte über sie erzählt im Anschluß an allgemeine Feststellungen. Oft sind das sehr nahe Bekannte, Arbeitskolleginnen oder Freundinnen; selten handelt es sich um „Bekannte der Bekannten“, das heißt, daß die Geschichten vom „Hörensagen“ nacherzählt werden. Im Extremfall sind es sehr anschauliche Horrorgeschichten oder sie nehmen den Charakter von Märchen an, in denen zum Schluß – nach vielen aufregenden Geschehnissen und trotz widriger Umstände – das Gute – die Frau, um die es geht – siegt, es also ein „happy end“ gibt. Diese extremen Geschichten sind auch extrem umfangreich; die meisten der Geschichten sind jedoch eher kurz, aber aussagekräftig. Die Beschreibungen sind zentriert auf die prägenden persönlichen Eindrücke und Wahrnehmungen der Erzählerin; dieser Schwerpunkt wird meist auch in anderen Kontexten des Interviews immer wieder angesprochen und scheint ein Hinweis zu sein auf eine individuelle charakteristische Struktur des jeweiligen Interviews.

Obwohl auch hier Frauen unterschiedlicher Nationalitäten gemeint sind, beziehen sich die Themen deutlich und hauptsächlich auf einen Rahmen: Familientradition, „enge“ Moralvorstellungen und folglich Unterdrückung allgemein durch die „Familie“ und im engeren Sinn durch den Mann oder Bruder. Desweiteren werden auch diskriminierende Situationen in der deutschen Gesellschaft als „Hintergrund“ gewählt. Drei Frauen erzählen überhaupt keine unbegründete bzw. unerklärte Geschichte über Migrantinnen als Opfer (9; 10; 14); eine Frau distanziert sich anschließend von ihrer Erzählung durch Reflexion.

Aufgrund ihres teilweise großen Umfangs können die Aussagen hier nicht ausführlich dokumentiert werden. Sie sollen daher inhaltlich zusammengefaßt und anschließend beispielhaft dargestellt werden. Die weitaus häufigsten Geschichten handeln von Frauen, die einem massiven Druck der Familie oder auch der ganzen sozialen Gruppe – ihrer Landsleute – ausgesetzt sind, sich bestimmten Moralvorstellungen gemäß zu verhalten und entsprechende Lebensformen einzuhalten. Beschrieben werden der Zwang, in der Großfamilie zu leben, als Jungfrau zu heiraten und Kinder zu bekommen, ein Kopftuch zu tragen, und die Geschlechtertrennung zu beachten. Teilweise wird die Familiensituation für die Frauen als „total einschränkend“ bewertet (11; 12; 15) und beschrieben, wie alle näheren und auch weiteren Verwandten die Frauen grausam behandeln und ausbeuten (1; 4). Das Ertragen der böse dominierenden Schwiegermutter und von Zwangsheiraten wird auch mehr oder weniger genau geschildert (1; 7; 13). Desweiteren und spezieller werden die Frauen auch als Opfer vom Ehemann, Vater und Bruder gesehen (1; 2; 4; 5; 6; 7; 8; 15). Eine Interviewpartnerin meint, sie würde „tausend Geschichten“ über Unterdrückungsmaßnahmen kennen – und einige erzählt sie dann auch. Bei den meisten geht es um – auch sexuelle – Mißhandlung; „Prügel“ wegen Kleinigkeiten, um Verbote: Schulbesuch, Ausbildung (1; 2; 5; 6; 7; 15), um „Ärger“ mit dem Mann wegen Unverständnis und Gleichgültigkeit seinerseits (4; 6) und um Unsichtbarkeit der Frau und ihre Abhängigkeit vom Mann, der sie versteckt hält und für sie spricht, so daß sie selbst keine Möglichkeit des mündlichen oder schriftlichen Ausdrucks hat (2; 8). Beispiele über Diskriminierungen in der Aufnahmegesellschaft sind seltener und meist weniger anschaulich: die Arbeitsplatzsituation: „immer ganz unten in der Hierarchie“; „es sind ja schon die untersten Jobs, die sie haben“ (1; 7), die „demütigenden“ Sozialamtsangelegenheiten und die Behandlung im Restaurant (13; 3).

„Zum Beispiel eine Frau, die (...) schon als Besucherin in den Laden gekommen ist mit den verschiedensten Problemen, die jetzt ihre Schwiegertochter, äh, in der Türkei, zurückgelassen hat, gegen deren Willen im Sommerurlaub, (...), daß diese Schwiegertochter in der Zeit, wo sie hier im Haushalt ebendieser Besucherin und ihres Mannes und ihren Kindern gelebt hat, daß es ihr da schon schlecht ging, und daß sie ein Selbstmordversuch unternommen hat und völlig ausgebeutet wurde für die niederen Dienstleistungstätigkeiten im Haushalt, äh, von den Töchtern von dieser Frau rumschikaniert wurde,

kein eigenes Zimmer da war, sie nachts nicht schlafen konnte, weil sie vorm Fernseher ihre Matratze liegen hatte. Und dieser Sohn von der Frau, (...), wollte eigentlich auch diese junge Frau gar nicht haben, aber mußte sie nehmen, äh, hat sie völlig mißachtet und fies behandelt.“ (1/1817–1842) „selbst hier in Deutschland, also, es ist sehr schwierig, sich eben von...von der Familie, die eben dann auch meinetwegen zum Teil in Deutschland lebt oder selbst, wenn es nicht die Familie ist, so aber doch eben von dieser arabischen Gemeinde, äh, abzusetzen.“ (4/2094–2100) An einer anderen Stelle im Gespräch folgt eine sehr lange Geschichte über eine junge Frau und ihre Bemühungen, sich von der Familie „abzusetzen“. Die ganze Familie hat sie wieder „eingefangen“, als sie „flügge“ wurde; mehrmals wurde sie dann zwangsverheiratet, bis sie sich schließlich gegen die Familie durchsetzte und den Mann geheiratet hat, den sie „schon immer wollte“. Sie lebt in Deutschland und bekommt bald „ihr erstes Kind“. Die Familie mußte sich eben mit dem, „was Sache ist“, abfinden. Und das tat sie auch, obwohl eine Zeit lang die Tochter für sie „gestorben“ war. (4/2806–2986); „wo ich die Erfahrung mache, daß manchmal auch sehr junge Frauen, die so eingeheiratet sind, ne, daß die dann halt von Schwiegermutter oder vom Mann sich dann vorschreiben lassen, wenn’s ihnen nicht mehr gefällt, der Kurs, daß sie denn sagen, also du gehst nich mehr hin, und daß daß die sich das gefallen lassen, ne (7/2985–2996); „... hat er halt ihnen jetzt gesagt, er müßte jetzt mal heiraten und er hätte sich jetzt verlobt, und ich kannte die Verlobte da noch nich, und dann sag ich zu ihm, muß denn deine Verlobte dann ein Kopftuch aufsetzen und sich irgendwie anders kleiden, da sagte er zu mir, nein, das muß sie nich, aber als richtige Moslemin würde sie das schon von alleine tun“ (8/1534–1543); „Also in diesem Kreis, wo ich war, ähm, hat sich das so dargestellt, daß die Frauen in, an einigen Tischen saßen mit den Kindern und am anderen Tisch saßen die Männer, und zwischendurch wurde mal kurz irgendwas gesagt oder gemacht und getan, aber das war’s dann auch“ (8/2374–2381); „also, ich hab des bei einigen, bei einer jungen Frau mal erlebt, die erzählt hat, als sie hierher kam, sie dachte, wo komme ich denn hier hin, ne, die hat in (...) gelebt, des is ja ne mittlere Stadt, (...), und da hatte sie sehr viel Möglichkeiten, sich frei zu bewegen. Und kam hierher (nach Deutschland, D. L.) (...), und sie war so total reduziert auf ihre Familie und des, was sie mit der Familie machen durfte.“ (12/1632–1644) „Das Gespräch in der Gruppe ist immer moralischer als die Frauen im Einzelgespräch sind. Oder auch grade junge, unverheiratete Frauen, ja, da geht der gute Ruf, den guten Ruf zu wahren, über alles.“ (13/1350–1355); „oder daß die Brüder ihre Schwestern und zwar nich wenig prügeln, ne, wenn die mal nich, weißte, also, es steht Reis auf’m Tisch, wieso haste mir keine Pommes frites gemacht, und gleich eins in die Fresse, ne, sowat gibts einfach nich, ne, aber es kommt sehr häufig vor (räuspert sich).“ (15/1238–1245); „und dann hab ich immer nur die Braut gesehen, und ich wußte, wie die seit Monaten gelitten hat, ob sie nun blutet oder nich. Die saß da völlig versteinert und völlig fertig und Stunden, und ich weiß genau, ich hab immer an ihrem Gesicht gesehen, die denkt jetzt nur, hoffentlich blut ich, war bei drei Ärzten, globstes ja nich“ (15/2927–2935). „Da kam der Bruder einer Frau (in die Beratung, D. L.) und erzählte und erzählte, und ich sagte dann irgendwann, warum haben Sie die Frau nicht mitgebracht, und er sagte, aber die sitzt doch draußen.“ (2/2282–2287) „Zu uns sind am laufenden Bande die Frauen gekommen, habn gesagt, wie sie mißhandelt worden sind und uns gefragt, wie sie dem entgegen können...und insofern hat sich natürlich da wieder das Klischee vertieft, mein Gott, alle ausländischen Frauen sind unterdrückt.“ (5/1241–1248)

#### (4) Persönliche Qualitäten von Migrantinnen: Sprachliches Vermögen, „Stärke“, Vorurteile, Schönheit

Im Laufe der Schilderungen von einzelnen Frauen werden diesen auch Eigenschaften zugewiesen; sie werden jedoch überindividuell ausgedrückt, indem sprachlich die Pluralform für die Beschreibung der Merkmalsträgerinnen verwendet wird. Das bedeutet, daß sie der ganzen „anhängenden“ Gruppe unterstellt werden. Zwei Drittel der interviewten Frauen sprechen hier die Sprachkompetenz an, ebenso viele – personell nicht identisch – die verschiedenen „starken“ Charaktereigenschaften von Migrantinnen; einigen ist die mehr oder weniger einflußreiche oder starke Position innerhalb der Familie erwähnenswert; einige wenige beschreiben die äußere Erscheinung von Migrantinnen und deren Vorurteile

gegenüber anderen Kulturen. Meist sind diese Eigenschaftszuweisungen verbunden mit einer Beschreibung ihrer Wirkungen auf persönlicher oder kommunikativer Ebene. Daher sind sie auch geprägt durch oft explizite gefühlsbetonte Beurteilungen.

Die Darstellungen in dieser Kategorie sind in ihrer Gesamtheit widersprüchlich: es wird teilweise nach Nationalitäten differenziert, wobei ein und dieselbe Nationalität bzw. die dazugehörigen Frauen jeweils sehr unterschiedlich eingeschätzt wird: mal am unteren Ende, mal am oberen Ende der Skala oder dazwischen, zum Beispiel: „die sprechen sehr schlecht/sehr gut/ganz gut/nicht ausreichend deutsch“. Überhaupt sind alle Grade der Skala vertreten. Auch auf individueller Ebene ist die Einschätzung oft nicht einheitlich: je nach Kontext kommen verschiedene Beurteilungen zustande; detailliertere Beschreibungen widersprechen manchmal den allgemeinen Feststellungen, ohne daß diese Widersprüche reflektiert werden oder eine Angabe von Gründen erkennbar wäre. Auch wird von einigen differenziert nach der oben erwähnten Kategorisierung oder „Zweiteilung“ der Frauen, allerdings auch ohne eindeutige bzw. mit sehr ambivalenten Zuordnungen: bestimmte Eigenschaften werden je nach Zusammenhang mal der einen oder der anderen Kategorie zugewiesen oder aber auch verallgemeinernd auf die ganze Gruppe, also auf beide Kategorien, bezogen.

#### *Sprachliches Vermögen*

Die Wahrnehmung und Darstellung der sprachlichen Kompetenz von Migrantinnen ist immer eine Beurteilung ihrer Fähigkeit, deutsch zu sprechen und deshalb eng verbunden mit einer Einschätzung der eigenen Kommunikationsmöglichkeit mit ebendiesen Frauen. Hier finden sich viele ausführliche und bei Jeder unterschiedliche Beschreibungen. In etwa der Hälfte der betreffenden Interviews sind die Aussagen dazu spontan; bei den anderen wurde von mir danach gefragt, in welcher Sprache denn die Verständigung mit den Frauen erfolgt – allerdings erst im Anschluß an die Beschreibung von Situationen oder Personen.

„Die meisten der Frauen, die hierher kommen (Beratungsstelle und Treffpunkt, D. L.), sprechen auch wirklich nicht gut deutsch“; „Es gibt ganz viele, die, ja, wenig verstehen und auch wenig reden können“, und das sind die, die zwei Jahre vorher noch „einigermaßen gut reden konnten und mittlerweile entweder so tun oder es ist wirklich so, als würden sie jetzt also kaum mehr was verstehen“ (1/2040–2042; 2051–2060). „(Ich verständige mich mit denen) meistens auf englisch, was halt, soweit das sprachlich möglich ist, geht. Ansonsten, das ist dann natürlich nur in der Beratungsarbeit dann der Fall, mit Dolmetscherin“; Iranerinnen „sprechen also sehr gut deutsch oder englisch oder was auch immer“; „bei den Tamilen, da gibt’s Wenige, die halt deutsch oder englisch sprechen und ausreichend“; „mein Englisch ist (...) auch wirklich sehr viel schlechter geworden, weil ich dann also wirklich lernen mußte, mich ganz einfach auszudrücken und alle Dinge in drei verschiedenen Versionen zu sagen, damit eine davon verstanden wird“ (2/1514–1520; 1779–1781; 1529–1531; 1544–1551). „Die Arbeit mit den Frauen, also nicht mit den Kolleginnen, sondern mit den Frauen, stößt auch immer auf sprachliche Grenzen, ne“ (3/3056–3060); „die Frauen bemühen sich ja auch mit mir (...) deutsch zu reden, (...) nicht perfekt, aber sie reden doch, und ich, ja, also, man würde mich ja nie auslachen, sie würden sich ja eher freuen, wenn ich mal den Mund aufmache und n türkisches Wort käm raus“ (6/2207–2210; 2222–2227); „und als die dann so hörten, (...), also da is jemand, der unsere Sprache spricht (türkisch, D. L.), dann kamen die halt, ne“ (7/2175–2178). „Also, diese tamilischen Frauen, die können schon ganz gut deutsch. (...) mit libanesischen Frauen (...) geht das über die Männer, du weißt nie, was die genau sagen, (...) oder sonst (...) iranische Frauen, (...) auch (Name einer Frau), mit der kannste natürlich deutsch reden, aber die hat immer so viel Probleme am Hals, da wirste auch irre.“ (8/1594–1606) „Ja, wie soll man das nennen, also die Probleme während des Studiums, das mir die also jetzt auch richtig klargeworden sind, welche Mühe es doch bereitet, ein (...) Studium in der Fremdsprache zu absolvieren, also das hat sich dann besonders immer in Zusammenhang mit Diplomarbeiten dramatisiert“ (9/1560–1568); „daß die Frauen, (...), auch in der Regel besser deutsch sprechen als ihre Ehemänner“ (13/1584–1588); „daß junge Frauen, die hierher kommen, wirklich erst mit sechzehn, siebzehn, ne, innerhalb kürzester Zeit sich verständigen können, und und dann noch n bißchen länger und die Sprache sprechen, s is Wahnsinn, des find ich wirklich bewundernswert“ (14/1720–1725).

*„Stärke“*

Was als „Stärke“ der Migrantinnen empfunden wird, bezieht sich zum größten Teil auf einen „positiven Umgang“ mit der schwierigen vorher geschilderten Lebenssituation, das heißt darauf, daß sie trotz aller Widrigkeiten des Lebens „funktionieren“ (1/285); „bei ihr hab ich auch gesehen, auf der anderen Seite, ihre Stärke, ne. Sie hat ein ziemlich hartes Leben wirklich hier gehabt auch, ne und sie war eine unheimlich starke Frau“; „Was mich erstaunt, ist, daß sie immer noch relativ gut mit ihrem Leben umgehen können“ (5/1272–1276; 2013–2015); „wenn man wirklich in einem fremden Land leben muß, ja, weil keine andere Perspektive bleibt, und sich da noch psychisch stabil hält, s is schon ne tolle Leistung“ (8/2326–2331); „ich hab’s immer auch als Stärke empfunden, also wie die Mädchen sich da wieder (in schwierigen Situationen, D. L.) ihren ganz eigenen Weg (...) suchen, ja, und und ihre Persönlichkeit ja dadurch wächst ganz schlicht und einfach, des empfind ich so“ (14/2457–2464); „das würd ich schon auch als totale Stärke empfinden so, auch (...) wenn Frauen, was weiß ich jetzt in ihrer Familie leben mit vier Kindern, total viel Haushalt und Arbeit und so, des find ich unheimlich stark, wie die des überhaupt noch bewältigen können, ne (11/2518–2524).

Dieselbe Gesprächspartnerin empfindet es „dann schon sehr stark“, wenn junge Frauen „sich so total gegen Familie und alles durchsetzen und (...) dann schaffen, ne, rauszukommen aus allem, sich n unabhängiges Leben so erkämpfen, ne“ (11/2510–2515); zwei andere nehmen die Durchsetzungsfähigkeit von „iranischen Frauen“ als „beeindruckend“ oder „stark“ wahr (2; 8); eine davon bewundert auch „kulturelle Formen des Sich-zur-Wehr-Setzens“ gegen Männer bei tamilischen Frauen: wenn sie sich an „gewisse hinduistische Regeln halten“, können sie den Geschlechtsverkehr mit ihrem Mann vermeiden, „sie haben dann einfach die Möglichkeit, die Stillzeit unendlich lange auszudehnen“ (2/1688–1698); für eine andere strahlen arabische Frauen „ein unwahrscheinliches Selbstbewußtsein und Sicherheit“ aus (13/1568–1570). Eine andere weist auf die Stellung der Frauen innerhalb ihrer Familie hin: „Ich glaube auch, daß Frauen auch, sagen wir mal, auch einfachere Frauen, in diesem häuslichen Bereich tatsächlich ne gewisse Machtposition (...) innerhalb ihres eigenen Haushalts haben, der ihnen sicherlich auch irgendwas gibt. *In welchen Bereichen meinst du das?* Na, also, so, äh, Essen kochen, Kinder erziehen, also vor allem die Mädchen natürlich, ähm, bestimmt auch ne Mitsprache bei Ausgaben“ (15/1452–1469).

*Vorurteile*

Zwei befragte Frauen beschreiben problematische Beziehungen von Migrantinnen untereinander. Hier sind die Aussagen nicht nur vorwiegend auf einzelne Frauen als Vertreterinnen von vielen – gleichen – Frauen bezogen, sondern ihre ganze dahinterstehende Kultur oder Nation ist (mit)gemeint, und zwar werden sie dargestellt im Zusammenhang oder im Vergleich mit deutschen Frauen oder Deutschen überhaupt. Die eine schildert „Probleme zwischen türkischen und kurdischen und armenischen Mädchen untereinander“ und überlegt: „Diese Konflikte (...), die sind einfach überall da, ne“; (...) ja, ja, da warn von den Türkinnen wirklich ganz massive...Vorurteile da“; „wobei ich das einfach nur gefährlich finde dann, oder nich möchte, daß sowas dabei rauskommt, wenn ich sage, es gab die Probleme mit den Mädchen, dann ist das auch immer nur das, was ich hier erlebe, ne (...) also, es is einfach nich zu verallgemeinern, ne, also es kann genauso gut sein, daß deutsche Mädchen da sind, und nun die übelsten Vorurteile den Kurdinnen (...) gegenüber bringen, beziehungsweise wenn natürlich auch deutsche Mädchen da (räuspert sich) erleben, die also die wüstesten Vorurteile Türkinnen gegenüber haben, ne, und und und Mädchen aus der DDR haben, und die Türkinnen dann wieder denen aus der DDR gegenüber, und die aus der DDR den Türkinnen gegenüber, und das geht ja kreuz und quer und ganz wild, ne“ (14/3131–3132; 3199–3200; 3224–3248). Die andere Interviewpartnerin stellt eine Beschreibung einleitend fest, daß sie „Mischung und Sich-Kennenlernen positiv fände“, „weil ja nicht nur Deutsche rassistisch sind, sondern sehr wohl ja Ausländer und Ausländerinnen auch, äh, zum Beispiel gegenüber Kurden oder Arabern oder so, hab ich da ansatzweise schon öfter auch ganz schön tiefsitzende Vorurteile gehört“; und abschließend: „innerhalb dieser verschiedenen Ausländergruppen gibt’s ja sehr wohl auch nochmal Hierarchien“ (1/2348–2354; 2384–2386).

*Schönheit*

Zwei andere Interviewpartnerinnen bemerken das Erscheinungsbild von Frauen, jeweils unterschiedlicher Nationalität, und beschreiben dessen Wirkungen: „sehr schön, ja, sehr gepflegt, ja, das sind sie ganz bestimmt, möglich, daß ich da Einiges abgeguckt hab“ (13/2364–2367); „deutsche Männer (...) finden die türkischen Frauen, mit denen ich befreundet bin, ungeheuer schön. Ähm, gibt n Problem, ne. S s ach, wo ich denke, das das gibt's doch nich, ne. Klar, die sind exotisch, sehn toll aus, die sind das nicht gewöhnt, ne. (...) Die verstehen gar nicht, was die wollen, ne, diese deutschen Männer“ (3/3656–3680).

**(5) Unterschiedliche Herkunft der Migrantinnen**

Einige interviewte Frauen differenzieren nach einzelnen Ländern bzw. Nationalitäten der beschriebenen Frauen; unterschiedlichen Herkunft werden unterschiedliche Qualitäten zugeordnet. Hier geht es allerdings nicht um eine Hierarchie oder um Konflikte zwischen Frauen verschiedener Kulturen oder Nationen, die in Verbindung mit deutschen Frauen und deren Eigenschaften beschrieben und gegenübergestellt werden. Sondern es werden eher Gegensatzpaare von Eigenschaften oder Verhaltensweisen von Frauen verschiedener nichtdeutscher Herkunft konstruiert und ohne Zusammenhang mit den deutschen Frauen dargestellt. Die Schilderungen sagen auch zunächst nichts aus über die Bedeutung dieser Eigenschaften für die eigene Kommunikation mit den Frauen, wie das zum Beispiel für die Zuordnung unterschiedlicher Sprachkompetenz der Fall ist. Vielmehr sind sie mehr oder weniger explizite Bewertungen im Sinne von „finde ich gut/schlecht“. Diese Bewertungen beziehen sich nicht auf einzelne Personen, sondern immer auf die Gruppe von Frauen verschiedener Herkunftsnationalität.

„die (iranische Studentinnen im gemeinsam besuchten Seminar, D. L.) halt mehr oder weniger offensichtlich dann auch auftraten, irgendwelche Forderungen erhoben haben, was weiß ich, zum Ausländergesetz oder solchen Dingen. (...) und da (in der Beratungssituation, D. L.) hatte ich halt immer den Eindruck, alle Iranerinnen hier sind erstens sehr fordernd, im Unterschied zu anderen andern Flüchtlingsgruppen, sie sind alle gut ausgebildet, also haben alle irgendwie n halben oder ganzen Uniabschluß“; „ich mein, von denen ging ja, das, was mich auch sehr eben interessiert hat, von denen gingen ja diese ganzen Diskussionen aus, daß es sowas wie frauenspezifische Verfolgung gibt. Und die haben das auch umgesetzt und aufgearbeitet und an die Öffentlichkeit getragen“ (2/1765–1779; 1828–1835).

Eine andere Gesprächspartnerin beschreibt die Geschlechtertrennung „bei Türken (...) so, daß in einem Raum die Frauen feierten und im anderen Raum die Männer. Und die Kinder halt immer bei den, bei den Frauen. Äh, und das ist bei den Palästinensern überhaupt nicht so. Es wird wirklich alles gemeinsam gemacht“; hier bereiten auch „nicht nur Frauen“ das Essen vor und „nicht nur der Mann hat das Sagen“, sondern „auch Frauen sind die Wortführerinnen“, „also, ich glaube, daß das schon ein Unterschied innerhalb der arabischen Gesellschaft darstellt, ne, die also, die palästinensischen Frauen oder Gemeinde oder ne andere arabische, äh, äh, Gemeinde...oder islamische? „islamische, ja. Dann auch, ich meine, von der jüngeren Generation bei den Palästinensern, äh, werden keine Kopftücher mehr getragen.“ (4/2535–2563); „und dann waren da einige iranische Frauen (mit anderen „Flüchtlingsfrauen“, D. L.), (...) die wollten dann was zusammenmachen, und das ging dann auch teilweise. Äh, nur dann hat sich das nachher so rauskristallisiert, daß, äh, alle anderen Nationalitäten abgesprungen sind, und dann nur noch iranische Frauen zusammenwaren. Und das war dann ein sehr elitärer Zirkel, würd ich mal sagen“; „ich denke, die sind auch, das ist auch n anderes Spektrum, iranische Frauen hier, die kannste nich mit Frauen aus Sri Lanka vergleichen, oder mit ghanesischen Frauen.“; „türkische Frauen (...) und kurdische Frauen, ne, (...) die kommen ja überhaupt nich, also, denen kannste auch anbieten, was de willst“ (8/1285–1295; 1347–1351; 1359–1363); „Was toll is, ich find auch n bestimmtes, grad arabische Frauen habn so wie ich jetzt so vergleichen kann, n anderes Selbstbewußtsein, als türkische Frauen.“ (13/1554–1558); „aber viele (Türkinnen) sind eben so apolitisch“ (15/3070–



3071); „da muß ich aber n bißchen vorsichtig sein, ich kenne nich alle Türkinnen und ich weiß, es gibt sehr politische Türkinnen, des is klar, übrigens hab ich auch hier, gibt’s ja auch Iranerinnen, hab ich die auch ganz anders erlebt als Türkinnen, ähm, ich finde Türkinnen schon eher n bißchen schlaff so, muß ich sagen“ (15/3329–3337)

## (6) „Frauenkultur“

Über Frauenzusammenhänge in den Herkunftsländern der beschriebenen Migrantinnen wird in vielen Interviews viel berichtet: die Informationen stammen aus der „Literatur“ oder auch aus „eigenen Anschauungen“, gemeint sind Reisen. Die daraus gewonnenen Kenntnisse und Erkenntnisse werden allerdings nur selten explizit auf die in Deutschland lebenden Frauen aus anderen Ländern übertragen. Implizit jedoch werden häufig zur Veranschaulichung beispielsweise Geschichten und Beschreibungen von Reisen ins Ausland oder aus Erlebnisberichten fremder, nicht in Deutschland lebender Frauen angeführt. Deshalb wurde von mir im Anschluß an solche Schilderungen meist nachgefragt nach eventuell von der Interviewpartnerin beobachteten Unterschieden zwischen dem Leben der Frauen im Herkunftsland und in Deutschland.

Zwei interviewte Frauen beobachten und beschreiben positiv bewertend frauenspezifische Zusammenhänge und Bereiche bei Migrantinnen unterschiedlicher Nationalität. Eine findet „die Form des Zusammenseins is toll“; „bestimmte Sachen, wenn wenn über die Ehemänner hergezogen wird, ja? (...) in den herbesten Tönen wird es offen besprochen und hergenommen und sei’s nun wie oft in der Nacht, ob nun die einzelnen was können oder nich, ne, da wird ganz offen gesprochen, und ganz deutliche Worte gesprochen, ja (lachend), (...) *nur* unter Frauen, es darf auch wirklich keine unverheiratete dabei sein, ja? Da is schon was los, wirklich. (...) ich krieg das schon mit, da wiwird mir übersetzt“ (13/2441–2442; 2452–2469); „also, die besuchen sich, da is ja auch nie eine alleine, einsam wahrscheinlich sowieso nich, ne, und wenn du die siehst im Park, (...), dann siehste die immer, weiß ich, fünf, sechs Frauen, die Typen sind dann irgendwo anders, und die machen auf mich keinen unglücklichen Eindruck, ne“ (15/1430–1438).

### 4.1.3. Reflektierte Wahrnehmungen: Begründungen für Eigenschaften und Verhaltensweisen der anderen

Die argumentativen Beschreibungen finden sich – wie erläutert – meist in einem anderen Kontext als die unbegründeten. Manchmal schließen sie an diese an, wenn eine Erklärung von mir nachgefragt wird. Es handelt sich hier um Zuweisungen individueller Eigenschaften und Verhaltensweisen, die jedoch verallgemeinernd immer auf eine ganze größere oder kleinere Gruppe mitbezogen werden. In einigen Aussagen wird dabei auch die Unterscheidung zwischen den „normalen“ und den „anderen“ Frauen durch die Zuweisung von gegensätzlichen Eigenschaften ausgedrückt, wodurch scheinbar Widersprüche in der Darstellung entstehen. Im einzelnen widersprechen manche Aussagen hier aber auch den Aussagen der oben dargestellten nicht-argumentativen Beschreibungen. Beispielsweise sind die „sehr fordernden iranischen Frauen“, die als „beeindruckend“ bewertet wurden, hier „lästig“ (2); die dort beschriebenen Frauen, die ein bewundertes „Selbstbewußtsein ausstrahlen“, mutieren in einem anderen Kontext desselben Interviews manchmal auch zu Frauen, die anderen Frauen derselben Nationalität nichts zutrauen, „weil sie ihr eigenes mangelndes Selbstbewußtsein auf andere übertragen“ (13/2501–2503). Die Aussagen enthalten wie in diesem Beispiel implizite Bewertungen, sind jedoch überwiegend nicht verbunden mit expliziten oder sehr gefühlsbetonten Bewertungen.

Im folgenden werden die Merkmalszuweisungen von mir kurz zusammengefaßt und daran anschließend werden die Begründungen oder persönlichen Erklärungen dargestellt. Diese Trennung ist möglich und notwendig, da inhaltlich gleiche Begründungen sich nicht bei Jeder und nicht immer auf dieselben Aussagen beziehen, das heißt: *eine* Erklärung bezieht sich auf mehrere inhaltlich unter-

schiedliche Aussagen im selben oder in unterschiedlichen Interviews. Ebenso gibt es auch für eine einzelne Aussage je nach Interview manchmal mehrere inhaltlich verschiedene Erklärungen. Deren Logik und Konkretheitsgrad ist auch unterschiedlich; allgemeine Gründe können die Basis bilden für spätere nähere Erklärungen und so ein logisches Gesamtbild ergeben. Oder es stehen in einem einzelnen Interview verschiedene Begründungen gewissermaßen zusammenhanglos nebeneinander. Die Erklärungsweisen der einzelnen Gesprächspartnerinnen zeigen sich auch in der Verteilung der Aussagen in den gebildeten inhaltlichen Analysekatégorien für diese Reflexionen.

Die Zuweisungen und ihre Begründungszusammenhänge sind in zweifacher Hinsicht überwiegend unspezifisch: sie sind weder der einen noch der anderen Frauen-Kategorie eindeutig zugeordnet, so daß sie sich unterschiedslos auf die ganze Frauengruppe oder aber – oft unausgesprochen – auf nur eine Gruppe beziehen können; außerdem sind sie zumeist nationalitätenunabhängig, insofern als die Nationalität der beschriebenen Frauen zwar erwähnt wird, diese aber auch hier vor allem eine beispielhafte Bedeutung hat für Vergleiche, Gegenüberstellungen oder persönliche Theorien. Die Aussagen werden hinsichtlich dieser Mehr- oder Eindeutigkeit gekennzeichnet. Die Hinweise auf die einzelnen Interviews sind im folgenden als Beispiele zu verstehen, in denen diese Beschreibungen besonders häufig oder besonders akzentuiert zu finden sind; es kommen auch mehrere Merkmalszuweisungen, auch sich widersprechende, zugleich in einem einzigen Gespräch vor.

In der Gesamtheit der Interviews beziehen sich zum Beispiel die Aussagen: sie „halten Traditionen aufrecht; sind betont traditionell, besonders in der Erziehung der Kinder, hängen an der Kultur; leben traditionelle Werte, haben feste soziale Werte; halten traditionelle Werte hoch“ (5; 6; 10; 11), mal auf „Migrantinnen“, auf „Migrantinnen der Unterschicht“, mal auf „türkische Frauen“, auf „arabische Frauen“ und auf „ausländische Frauen“; sie sind mehrdeutig. Weiterhin sind folgende Beschreibungen in diesem Sinne insgesamt mehrdeutig: die Frauen sind „hintenrum“, „nicht offen und ehrlich“, „verstellen sich“ (4; 9; 13); sie sind „unsicher“ und oft „handlungsunfähig“ (2; 15); haben „ne Menge Probleme“ (3); „spontan drauf“, „tanzen immer“ (1; 11); „sexuell unfrei“, vorehelicher Geschlechtsverkehr ist für sie tabu“ (4); „haben enge und strenge Moralvorstellungen“ (12); „sie vereinnahmen und sprechen Individualität ab, indem sie einverleiben“, sie sind „eingeschränkt im Radius“, „gelassen“ (3); „uninteressiert“ (8; 15); „familienorientiert und -abhängig“ (9); müssen heiraten (1); sind manchmal „rigide und brutal“, „passen sich den Gruppennormen an“, sind „selbstsicher und selbstbewußt“, sind „nicht selbstbewußt“ (13); überhaupt nicht elitär (8); „grenzen sich gegenüber deutschen Frauen ab“ (11); „lassen mit sich machen, wehren sich nicht (öffentlich), sind leicht gekränkt, fühlen sich ständig angegriffen, sind ängstlich, häuslich, gelassen und zufrieden“ (15); „voller Vorurteile“ (14); sie sind „Autorität“ in ihrer Familie und haben hier manchmal „eine total tolle Position“ (1/3); sie sind „sehr fordernd“ (2).

Zwar meist unausgesprochen, aber eindeutig bezogen auf die Kategorie der „Frauen“ oder „normalen Frauen“ sind folgende Aussagen: sie sind „unselbständig, anspruchslos“ (1; 6); „sprechen gar nicht oder „fließend falsch“ deutsch“, müssen „Sohn abliefern“, bewegen sich nur in „eigenen Kreisen“ (1); „können keine Entscheidung selbst treffen“, sie sind „wie die Kinder“, „bescheiden und mit Wenigem zufrieden“ (6); „eher fürsorglich“ (2); in der Regel sind sie „stumm“ (15). Eindeutig auf die „andere“ Frauenkategorie bezogen: sie sind „nicht hilflos“, „interessant“ (1; 5). Die Begründungen für diese Beobachtungen werden sprachlich durch kausale oder konditionale Satzstrukturen ausgedrückt; der entsprechende Nebensatz wird oft durch: „weil; dadurch, daß; oder: wenn...“ eingeleitet. Es zeigt sich, daß persönliche Erklärungen auf vielen Ebenen gesucht bzw. gefunden werden können. Einige Themen haben unterschiedliche Funktionen und können sich gegenseitig je nach Begründungsebene – oder persönlich angenommenen Ursache-Wirkungszusammenhang – überschneiden: beispielsweise dient der „Rückzug auf die eigenen Kreise“ der einen Interviewpartnerin als Erklärung für ein bestimmtes Verhalten, für die andere verursacht erst der „Rassismus der deutschen Gesellschaft“ ebendiesen Rückzug. Eine Interviewpartnerin sucht überhaupt keine Begründungen für ihre Wahrnehmungen (7). Die Argumentationen können insgesamt nach ihrer Häufigkeit in folgende Themenbereiche geordnet werden: Die Aufnahmegesellschaft bedingt die Lebens- und Verhaltensweisen; Erwartungsdruck von Familie und Herkunftsgesellschaft oder Abhängigkeit von Tradition, Kinder, Küche, Ehemann; Persön-

liche Eigenschaften; Schichtzugehörigkeit; islamisch bedingte Moralvorstellungen/Religion; Studium und Beruf, Geldverdienen; Rückzug auf „eigene Kreise“ und Abgrenzungswunsch gegenüber deutschen Frauen; Erziehung/Sozialisation.

### (1) Die Aufnahmegesellschaft bedingt die Lebens- und Verhaltensweisen

Während in teilweise anderem Kontext die „ungünstigen Lebensumstände“ nur ganz allgemein und unbestimmt als Lebenshintergrund beschrieben werden, werden nun bestimmte Bedingungen reflektiert für verschiedene Lebensäußerungen und -formen von Migrantinnen. Mehr oder weniger theoretisch und ausführlich werden hier von vielen Interviewpartnerinnen sehr viele auch unterschiedliche Eigenschaften oder Verhaltensweisen „erklärt“ und das „widrige Umfeld“, „diese ganzen üblen Umstände“ (2; 1), „dieses Hier-Leben-Müssen“ (2) verantwortlich gemacht. Die Begründungen sind verallgemeinernde Feststellungen; sie beziehen sich nicht auf einzelne bekannte Personen. Erst der Erklärungszusammenhang macht hier deutlich, wie die dadurch verursachten Eigenschaften oder Verhaltensweisen jeweils eingeschätzt werden; sowohl negativ als auch positiv verstandene Merkmalszuweisungen werden mit „objektiven“ Lebensbedingungen erklärt.

„Klar, jetzt so wie im Moment die Situation ist, versteh ich auch so n Rückzug auf die eigenen Kreise und Werte, wenn dir so n Rassismus entgegenschlägt, wie er hier im Moment zu merken ist, oder seit einiger Zeit ja schon, teilweise“; „Ich denke, das (die „vorgegebene Gesetzeslage“, D. L.) wirkt sich bis in die intimsten Beziehungen der türkischen Leute oder anderer Immigranten aus. Daß zum Beispiel nicht die Möglichkeit besteht, irgendwelche Verwandten oder Bekannten, die vielleicht gerne in Deutschland arbeiten wollen, hierher zu holen, sondern daß es eben nur geht, indem man, äh, seine Tochter mit dem Betreffenden verheiratet, also, daß sich bis in diese Verhältnisse diese üble Ausländergesetzgebung hier auswirkt.“ (1/2109–2115; 2241–2254) Auf Diskriminierungssituationen reagieren sie ruhig; „das geht immer so. Die haben sich nicht aufgeregt, weil das war ihnen vertraut.“ Die „Probleme“ haben sie „aufgrund dessen, daß sie als Ausländerinnen hier leben, das sind aber so politisch-rechtliche, ne, und Diskriminierungsprobleme, ganz klar“; das allerdings nur, wenn sie als „Ausländerin erkennbar“ sind. (3/1763–1765; 2476–2487); „ich denk, daß in Unterschichtfamilien wahrscheinlich die Frauen stärker noch, äh, Traditionen aufrechterhalten, auch hier in der Migration, (...), ja, auch, um noch nen Bindeglied zu haben, um noch ne Orientierung zu haben, ne.“ (5/2054–2064); „hier, glaub ich, gibt’s wirklich einige Frauen, die hier, ja, vielleicht früher gar nicht Kopftuch getragen haben, aber dann hier doch wieder Kopftuch tragen, ja, oder vielleicht auch, ja, vielleicht auch bei der Erziehung der Kinder dann besonders, denk ich mir, bei der Mäd, bei der Erziehung der Mädchen, vielleicht manchmal strenger sind, weil sie jetzt hier in Deutschland leben“ (6/2664–2674). Es wird „dann wirklich gar keine Freiheit mehr gelassen“, wegen der „negativen deutschen Einflüsse“ („schon mit 14 keine Jungfrau mehr“) (6/2748–2753; 2777–2778). „Aber da is doch irgendwie das Bedürfnis, die Familie häufig zu sehen, ja, diese Beziehung aufrechtzuerhalten, das is mir auch aufgefallen, also, daß wirklich ungeheuer intensive wechselseitige Besuchstätigkeit stattfindet, (...) permanent Verwandtschaftsbesuch (...), und es geht ihnen doch schon etwas auf die Nerven, aber irgendwie scheint doch das Bedürfnis noch noch sehr stark zu sein. Es hat vielleicht auch was damit zu tun, daß irgendwie so dieses Gefühl, hier nich akzeptiert zu werden oder, oder auch auch wachsende Entfremdungsprozesse hier dann dazu führen, daß man sich da nochmal intensiver anklammert.“ (9/1996–2023)

„(die Werte), die dann hier gelebt werden, die aber eigentlich gar nicht traditionell sind, sondern die nochmal ne Überinterpretation oder ne verstärkte Ausformung sind, was als traditionell angenommen wird. Ich mein, es gibt unheimlich viele türkische Frauen oder andere Frauen, die in der Türkei niemals ein Kopftuch getragen haben, dieses aber hier machen, also, wo so Strukturen aufgebaut werden, die, die nicht mitgebracht sind, sondern ne Antwort sind auf diese Gesellschaft hier. (...) es is etwas, was von außen beeinflusst wird, und natürlich ne ne Aufnahmegesellschaft, die, find ich, wie ich halt, ne, die rassistisch is, die feindlich eingestellt is, natürlich versuchst du (...) da etwas entgegensetzen, dich zu schützen, ähm, Sachen aufzubauen. Und ich denk halt auch, da is für Frauen nochmal, ähm, halt auch

diese Erwartung hm? Frauen als Kulturträgerinnen hm? das heißt also, die Kultur, die du nicht verlieren wirst, äh, das personifiziert kann sich ja auch an paa an Frauen personifizieren, und dann halt auch die die Auf ja die die Erwartungen, die dran gestellt werden, wo's dann halt teilweise viel strikter wird, als es eigentlich war“ (10/2452–2503); „die halten total an ihrem traditionellen Bild der damaligen Türkei fest, und, ähm, finden das ganz schwierig so in der Immigration, ja, kann man so sagen, in der Immigration hier anders zu leben, ne, oder, ach, ich mein, das ist wahrscheinlich ein Problem überhaupt von Immigration, daß man halt versucht, die alten Werte und Normen und Vorstellungen von Leben noch festzuhalten in der fremden Kultur.“ (11/2019–2029) „Also, aufgrund dessen, daß es eben hier eine Situation in der Emigration ist, und umgeben von dieser sogenannten deutschen Welt, werden hier die Moralvorstellungen und die Lebens- ähm Lebensbezüge irgendwie enger als in der Türkei“ (12/1622–1628). „Vielleicht liegt's auch aber auch dran, daß das Leben im Exil was anderes ist, als wenn man als Immigrantin hierher gekommen ist, ja? (...) so eine Sicherheit (...) ich denke, da sind viele Palästinenserinnen dabei, die haben das jahrzehntlang eingeatmet, jahrzehntlang Überleben trainiert, ja, in Flüchtlingslagern“; „ich kann nur hoffen, daß bestimmte eigene Werte erhalten bleiben, aber das ist ja mit unserer Gesellschaft nicht gewährleistet, ja? da, die ist ja immer drauf auf alles aufzusaugen, um das eigene von uns draufzudrücken, ja, daß da wirklich die eigene Identität zu schnell verlorengeht. (...) ja, ich weiß nicht, ob das nicht generell so ist, wenn man irgendwo im fremden Land als Minderheit lebt, ja?“ (13/1564–1582; 3005–3023); „(fühlen) sich immer leicht angegriffen (...), sicherlich nicht zu Unrecht, durch ihre Erfahrungen...“ (15/3158–3160)

## **(2) Erwartungsdruck von Familie und Herkunftsgesellschaft oder Abhängigkeit von Tradition, Kinder, Küche, Ehemann**

Fünf Interviewpartnerinnen meinen einen ursächlichen Zusammenhang zu erkennen zwischen den geschilderten Verhaltensweisen und Eigenschaften und der Anpassung an bestimmte Regeln und Normen der jeweils eigenen Gruppe. In allen Fällen gehen die interviewten Frauen hier davon aus, daß die an die Migrantinnen gestellten Rollenerwartungen äußerlich sind: die Anpassung erfolgt nur aufgrund des mehr oder weniger starken gesellschaftlichen Drucks, dem sich die betreffenden Frauen nicht entziehen können. Der Druck zur Durchsetzung der Normen wird ausgeübt durch die Gruppe bzw. durch deren Angehörige. Die Aussagen beziehen sich hier auch auf einzelne persönliche Bekannte, deren Verhalten so erklärt wird.

„Weil das auch eben einfach erwartet wird, einen Sohn abzuliefern, und ob die betreffende Frau selber das jetzt so absolut wichtig findet, glaub ich häufig gar nicht mal“; „Naja, also von außen kommt schon, an (Name) zumindest, die Erwartung. Sämtliche ihrer Bekannten haben geheiratet oder heiraten. Das ist sicher nochmal eine ganz andere Drucksituation für sie“ (1/416–420; 1291–1296). „Also, nun an einem ganz speziellen Beispiel, eben (...), ich bin davon ausgegangen, äh, daß das also ein Frauengespräch war, und vor allen Dingen wurde es von ihr so an mich rangetragen. Ja. Und von daher war's für mich absolut unverständlich...äh...Ich hab da auch, ich hab mir da Gedanken drüber gemacht, mir überlegt, daß das vielleicht auch aus so ner...Angst gegenüber dem Mann, also, daß das irgendwie daher rührte, ne, daß so, äh, die Frau auch darauf getrimmt wurde, äh, also eben alles, was so im Laufe des Tages in ihrem Leben abgelaufen war, das eben abends ihrem Mann bis ins Kleinste zu erzählen, damit er genau Bescheid weiß, was die Frau treibt, so ungefähr, ne. Daß das so daher rührte.“ (4/3386–3408) Die Frauen kommen nicht zum „Deutsch lernen“ oder zum „Diskutieren“, „weil sie werden, sie haben eigentlich noch andere Probleme“; „Kinder...mit Kindern und sie müssen kochen und so was. Und trauen sich nicht“ (8/1298–1299; 1373–1374). „Diese rigiden Moralvorstellungen, mit denen komm ich nicht so gut zurecht, ja? (...) das Mädchen ist ein schlechtes Beispiel für alle anderen, des des darf sie nicht, so was machen, ja, das ist ihr Mann und da muß sie aushalten“; „Die fühlen sich sehr kontrolliert in der Gruppe, ja, das ist mir auch immer wieder bei Reisen (...) extrem aufgefallen, (...) daß, äh, in der Gruppe vollkommen andere Sachen gesagt werden, streng moralischer, ja, als als einzeln.“ (13/1309–1325; 1360–1372) „Ich glaube aber, daß die in ihrem häuslichen Bereich eine Art von,

tja, von irgendwie Zufriedenheit mit sich haben oder ne Gelassenheit, ah, die ganz sicher aus ihren traditionellen Geschichten kommen, nich, durch diese Besuchs, also, die besuchen sich“; „und da habn die immer Schiß (sich zu äußern, D. L.), und und ach, und lieber doch nich und nachher entstehen Nachteile und also, hm... *Wovor haben sie denn Angst?* Keine Ahnung! Irgendwelche Repressionen vielleicht durch die eigenen, ich weiß es nich, durch ihre Männer oder ich kann es dir nich sagen, jedenfalls habn die immer irgendwie Ausreden und tralala“ (15/1423–1430; 3092–3102).

### (3) Persönliche Eigenschaften

Bestimmte Eigenschaften, die verallgemeinert und der Gruppe zugewiesen werden, sind ein weiterer Erklärungsansatz für negativ als auch für positiv empfundene Verhaltensweisen von beschriebenen Personen. Vermeintlich „traditionelle“ Verhaltensweisen einer einzelnen Frau werden mit der Sturheit „der Frauen“, mit ihrer mangelnden Zivilcourage und ihrer Nichtbereitschaft zum Lernen und zur Auseinandersetzung mit sich selbst begründet: „was immer noch Ziel von ganz vielen der Frauen ist, die hierher kommen (die Söhne im Sommerurlaub mit einem unberührten Mädchen zu verheiraten, D. L.). Obwohl sie ja dadurch, daß sich das hier ja auch meistens in der Gruppe abspielt, auch schon tausend Fälle selber nennen könnten, wo dann sowas absolut schiefgegangen ist. Wo die Frau dann hierher geholt wurde (...) und dann die Ehe überhaupt nicht funktioniert hat, weil eben auch nicht auf ner eigenen Entscheidung beruht, sondern durch die Familie arrangiert. Die es aber trotzdem versuchen. (...) Es würde ne ganz andere Auseinandersetzung mit sich selbst erfordern, als es die Frauen hier äußern oder, ja, schon mehr so n Ansatz, mit traditionellen Vorstellungen zu brechen.“ (1/1756–1792); „sie sind Alevitinnen, aber das sagst du besser nicht vor welchen, die es eben nicht so in Ordnung finden, und das sind die meisten. (...) Aber hier kommt keine Frau hin, die sagt, ich find’s gut, daß ich hier, ich bin keine Türkin, ich bin ne Kurdin oder so, da ist dann schon von den anderen der Druck zu groß, daß es was Minderwertiges oder Ostisches ist oder (lacht) was nicht Gleichwertiges“ (1/2362–2377).

Eine Befragte beschreibt für sie unangenehme Formen der „Vereinnahmung“, die durch emotionale Zuwendung und unflexibles Verhalten von türkischen Frauen begründet werden: „wenn sie mich nett finden“, dann behandeln sie sie wie ihresgleichen, das heißt, sie sagen, sie sei „türkisch“. „Ich bin nicht wie ne Türkin, ich bin eben deutsch, ne, und und wenn sie mich nett finden, dann sollen sie eben verdammt nochmal sagen, gut, sie finden die Türken nett und eine Deutsche, ne.“; „Es gibt so bestimmte Begrüßungsrituale, da kriegst du so Parfum über, ne, da riechst den ganzen Tag nach. Ich find das unerträglich, ne“ ((3/1600–1614); „und die erzählen das dann alles ihrem Mann (eigene Erzählungen über frühere Erfahrungen als alleinreisende Frau und mit anderen Männern vor der Ehe, D. L.). (...) Dann wird das natürlich über den Mann wieder weitergetragen. (...) das ist schlecht, ne, das macht man nicht. Das steckt einfach drin, ne. *Und sagen die dir das auch, die Frauen?* Äh, nee. (...) Nein. Nein. Also, den Mut haben sie nicht. Äh, oder...ich muß grad mal überlegen, ob irgendeine Frau...nein. Nee, also, daß sie mich jetzt speziell angreifen oder, oder...nee, kann ich nicht sagen.“ (4/1625–1678) „Insgesamt denk ich mir doch, is da sowas, ja, hat des so n bisschen was Familiäres an sich hier, also die, die kommen hierher, die Frauen, und setzen sich hin, sitzen stundenlang hier und fühlen sich einfach wohl“; „n stückweit, ja, muß ich schon sagen, äh, bewundere ich einfach wieder diese diese Ruhe auch, die da in denen steckt so, ja, dieses Sich-Ausruhen-Können“ (6/2542–2547; 2635–2638); „sind spontan drauf, des find ich total gut, ne, also, sooo unbekümmert oft auch, und ja...lebensfroher manchmal auch, auch wenn’s in ihren eigenen, äh, Familien oder so oft ziemlich beschissen aussieht, hab ich manchmal das Gefühl, sprühen die ziemlich viel Energie und Kraft noch aus“ (11/2294–2301). Über Vorurteile beim Zusammentreffen unterschiedlicher Nationalitäten: „sicher sind Informationen wichtig, das denk ich auch, das is ein wesentlicher Grund, da fehlt ganz viel“ (14/3404–3406); „nich besonders interessiert, hatt ich nie das Gefühl, daß eine sich dafür interessiert, so, naja, die haben’s halt gemacht (die Fragen durch die Männer beantwortet, D. L.). (...) weil sie ja freundliche Menschen sind, und weil sie mir das auch gern zum Gefallen tun wollten und so, aber Interesse, es hat niemals eine gefragt, warum, wieso, weshalb...“ (15/888–900).

#### (4) Schichtzugehörigkeit

Drei Interviewpartnerinnen erklären die Lebens- und Verhaltensweisen der anderen Frauen mit der Zugehörigkeit zu einer bestimmten „Schicht“. Dieser Begriff ist hier insgesamt und in den einzelnen Interviews inhaltlich vieldeutig und oft inkonsequent verwendet; einerseits handelt es sich um die Zuordnung eines Merkmals oder um eine Unterscheidung innerhalb der Herkunftsgesellschaft, andererseits beschreibt er den Bildungsgrad und auch die gesellschaftliche Position von Migrantinnen innerhalb der deutschen Gesellschaft. Zwei der drei interviewten Frauen, die diese Begründung wählen, sind identisch mit denjenigen, die für alle ihre Beschreibungen die Zweiteilung der Frauen nichtdeutscher Herkunft vornehmen. Je nach Standpunkt dient mal die „Unterschicht“ und mal die „Oberschicht“ als gefühlsmäßig negativ besetzter Erklärungsansatz.

„Also, ich will jetzt nicht den Eindruck erwecken, daß ich denke, die türkische Frau ist so, aber eben die Frauen, die hierher in den Laden kommen, was ja auch ne spezielle Auswahl ist, eben Frauen, die, ja, schon so mit diesem ganzen bürokratischen und rechtlichen Zeugs Schwierigkeiten haben, also vielleicht schon eher so, so, ich find das Wort so furchtbar, aber so Unterschichtsfamilien, äh, wo Deutsche wahrscheinlich auch das kaum besser organisieren können, nur eben die Sprachschwierigkeiten nicht noch außerdem haben.“ (1/1076–1091) „Ähm, so in der Zusammenarbeit mit ihnen oder gerade in dieser Beratungssituation habe ich sie schon als...habe ich dieses, dieses Fordernde als, oft als lästig empfunden. Also, teilweise war das dann so, daß es mich wirklich geärgert hat, und ich gedacht hab, also, wenn ihr nun ausschließlich aus Oberschichtwelten kommt und überhaupt nicht bereit seid, zu realisieren, daß die Situation hier anders ist, dann...dann müssen wir uns erstmal streiten.“ (sie wollten denselben Wohnstandard wie zu Hause, D. L.); aber die Krankenschwestern waren „völlig anders. Also, das waren auch eher so diese lieben fürsorglichen Frauen.“ (2/1836–1849; 1880–1889) „Die war auch Türkin und war aber, das ist natürlich wieder das Interessante an der Sache, äh, war halt eben nicht aus der Unterschicht, sondern hatte in der Türkei Abitur gemacht“ (5/1210–1214).

#### (5) Islamisch bedingte Moralvorstellungen/Religion

Drei Gesprächspartnerinnen beschreiben ganz konkret einzelne Personen und deren Verhalten, das im wesentlichen als durch dahinterstehende religiöse Vorstellungen verursacht gesehen wird. Hier sind die Aussagen sehr eindeutig bewertend und emotional.

„Die Kleine, die ist jetzt...neun, die wollte bei einer Schulkameradin schlafen. Das wurde nicht gestattet, ähm, es geht nicht. Die muß sich von vornherein daran gewöhnen, also, sie ist halt doch noch Araberin, sie ist trotz und alledem eben auch noch eine kleine Moslemin. (...) ich habe das überhaupt nicht verstehen können, ne“; „ich war ganz erstaunt, wie da argumentiert wurde“ (4/2176–2202; 2212–2217). „Das wird auch bei vielen Frauen immer noch ein Problem bleiben, also dem, mit dem ich nicht umgehen kann. Ich habe hier auch ne türkische Freundin jetzt und, äh, die ihre Tochter jetzt in die Türkei zurückgeschickt hat, weil das Mädchen erste Kontakte zu Jungen hatte, und sie wußte nicht sich mehr zu helfen. (...) Das sind so Punkte, da krieg ich dann wieder meine Schwierigkeiten und frage mich, was ist davon Erziehungsvorstellung, ähm...in Tütelchen islamisch oder (...) Also, hat es was mit Nationalität zu tun oder, ähm, wo liegt das?“ (5/1314–1336).

Nachdem sie „nationale Unterschiede im Selbstbewußtsein“ von Frauen festgestellt hat, sagt eine Interviewpartnerin auf meine Nachfrage erklärend: „Obwohl beide islamisch geprägt sind, ja?, beide die Religion als Hintergrund haben“ (13/1562–1564); und später: „Ob dieses Selbstbewußtsein mancher Frauen daraus rührt, ich hab so bei einigen Mädchen so erlebt, die sind, da is ein Mädchen, die is so für sich ganz klar sagt, sie trägt ihr Kopftuch aus religiösen Gründen, die Schwester trägt's nich und die Familie verlangt's auch überhaupt gar nich, ja, und dieses Mädchen hat ne wahnsinnige Selbstbewußtsein, die hat für sich ne Klarheit geschaffen dadurch (...) und sie sie selbst ist dadurch im Vergleich zu anderen, die mal da, mal dort gucken, sehr stabil, sie nimmt sich mit Sicherheit ihre Stabilität da raus, ja? (...) Es is so eine Klarheit dadurch, und des hat für sie konkret mit ihrer Religion zu tun, ja“ (13/1611–1641).

## (6) Studium und Beruf, Geldverdienen

Drei Interviewpartnerinnen begründen die von ihnen beobachtete und festgestellte gehobene Stellung von Migrantinnen innerhalb der engeren Umgebung ihrer Familie und auch ihrer ganzen Gruppe mit dem individuellen Aufstieg und dem finanziell unabhängigen Leben. Durch Studium und „anerkannte“ Arbeit steigen die Frauen zur „Autorität“ und zum „Ansprechpartner“ auf für Familienangehörige und Bekannte, die sogar dann „abhängig“ von ihnen sind (1/1400–1415); „daß die Frauen, (...) die Sachen hier für die Familie regeln“; „dadurch haben sie auch sich eine Position geschaffen auch in den Familien“ (13/1587–1588; 1599–1601); „daß die hier so leben in türkischen Zusammenhängen, ne, und es ändert sich nicht viel dadurch, ne, ähm, z. T. dadurch, daß sie berufstätig sind und daß sie ne bißchen höhere Position innerhalb der Familie kriegen, dadurch, daß sie selber Geld verdienen oder daß, was ich auch sehr viel kenne, sind Frauen, die alleine hier sind, das gibt noch ne Familie, Brüder, Schwestern in der Türkei, aber sie haben die total tolle Position, weil sie über das Geld verfügen, ne. (...) Und haben dann innerhalb der Familie, da sind sie unheimlich akzeptiert, wenn sie da hinkommen, ne. (3/3318–3330)

## (7) Rückzug auf „eigene Kreise“ und Abgrenzungswunsch gegenüber deutschen Frauen

Das „Bewegen in rein türkischen Kreisen“ dient in einem Fall auch als Erklärung einerseits für die Unselbstständigkeit, Unfähigkeit und Hilflosigkeit von Migrantinnen, sich in der deutschen Gesellschaft zurechtzufinden, andererseits wird aber auch die Kritik an diesem Verhalten bzw. an dieser Einstellung recht deutlich. „Also, das ist schon, die bewegt sich eben auch wie Viele dann der Frauen, die hierher kommen, so rein in türkischen Kreisen und ist auch gar nicht genötigt, außer vielleicht dann mal hier ein paar Minuten, sich dafür zu rechtfertigen, weil ansonsten das eben gängige Verhaltenspraxis ist in ihrem Bekannten- und Verwandtenkreis und ungebrochene Tradition.“ (1/1917–1980) Darin liegt auch der Grund für die überwiegend nicht ausreichenden Deutschkenntnisse der beschriebenen Frauen. Ihr „Isoliertsein von der deutschen Umwelt“ (1/2071) begründet auch ihre Unselbstständigkeit und Abhängigkeit „vom guten Willen irgendwelcher Leute in Ämtern, oder, ja, was so alles deinen Alltag bestimmt“ (1/2455–2457). Ambivalent sind die Aussagen dazu insofern, als unklar bleibt, ob der „Rückzug“ ein aktiver selbstgewollter oder ein passiver durch die Umstände erzwungener ist: „welche, die schon länger arbeitslos sind, und dann eben auch deutsche Kontakte nicht mehr haben, weil deutsche Freunde und so, das kommt ja ohnehin sehr selten vor, und hier so in der Gegend auch über Nachbarschaft nicht so besonders häufig war, weil sie ja schon weitgehend türkisch sind“; „wo es aber auch völlig künstlich wäre zu sagen, jetzt bringt doch mal eure deutschen Freundinnen mit, weil, die gibt's nämlich nicht, und da muß ich gar nicht erst fragen, das hab ich dann mittlerweile mitbekommen. Und wo ich's eigentlich nicht günstig finde, dann wieder so ne rein nationale Geschichte da durchzuführen. Aber viele der Frauen (...) können eben auch nicht so deutsch, daß sie da überhaupt sich näher unterhalten können.“ (1/2060–2068; 2311–2322)

Demgegenüber sieht eine andere Interviewpartnerin einen Abgrenzungsvorgang mehr auf einer bewußten und ideologischen Ebene bei Migrantinnen, die selbst ihre Werte und Ziele bestimmen möchten. „welche Probleme sie (...) auch als Frauen mit deutschen Frauen (haben), ich mein, das ist ja jetzt grad n Riesenthema auch überhaupt, Abgrenzung oder überhaupt, äh, Kommunikation oder inwieweit läßt man sich auf ne Diskussion mit deutschen Frauen überhaupt ein, oder wie weit grenzen sich ausländische Frauen jetzt auch verstärkt ab und gucken erstmal in ihren eigenen Kreisen, ähm, ja, wo ihre Ziele sind und was sie verändert haben möchten, um nicht gleich immer so ja die Ideen von deutschen Frauen aufoktroiert zu kriegen, ne“ (11/1491–1506).

## (8) Erziehung/Sozialisation

Zwei Gesprächspartnerinnen sehen die Ursache bestimmter Verhaltensweisen unter anderem auch in der familialen Mädchen-Erziehung bzw. Sozialisation der Migrantinnen, die sich hier als unabänderliches Ergebnis niederschlägt: „Ihnen wird ja von kleinauf eingepflegt“ (4/1661–1662), was sie zu tun und zu lassen haben. „Die Frauen sind’s einfach nicht gewohnt, die Erziehung is garnich so ausgerichtet, daß die allein ne Entscheidung treffen, ja, aber ich hab einfach gemerkt, (...), also, es hat mich doch wütend gemacht, doch, dacht ich mir doch, ich muß doch irgendwie auch selber Interessen haben, also, ich hab jetzt zwar des Verständnis dafür, daß ich sag, ja, wenn ich des nie gelernt hab, kann ich’s nich wissen, aber trotzdem, also, es fällt mir schwer, des, ja...“ (6/2056–2072).

### 4.2. Schlußfolgerungen

Dem Interesse dieser Arbeit entsprechend geht es nun darum, die Muster und Mechanismen zu analysieren, die den Wahrnehmungen und den Beschreibungen zugrunde liegen. Außerdem soll untersucht werden, ob die in den vorigen Analyseeinheiten dargestellten individuellen Sichtweisen und Verarbeitungen von Wahrnehmungen Gemeinsamkeiten aufweisen und ob und wie sie von eigenkulturell herrschenden Vorstellungen „gesteuert“ sind. Der Realitätsgehalt der Wahrnehmungen und der Beschreibungen ist dabei unerheblich; die Richtigkeit der Aussagen oder ob diese auf die beschriebenen „Objekte“ zutreffen, soll nicht untersucht werden, sondern der subjektive Bedeutungsgehalt der Fremdwahrnehmungen. Das bedeutet, die Wirklichkeit der beschriebenen Frauen wird als aussagekräftig für die Wirklichkeit der sie beschreibenden Personen betrachtet.

Über Beobachtungen von oder an anderen zu sprechen ist eine Alltagserfahrung und eine einfache Alltagsübung; die „Lust am Fabulieren“ ist in einigen Gesprächen ausgeprägt. Aber der Wunsch, die Geschichten auch plausibel erscheinen zu lassen, wird in keinem Fall in irgendeiner Form erkennbar. Die Interviewpartnerinnen wollen mich als ihr Gegenüber in der Situation des Interviews nicht unbedingt überzeugen: die Geschichte steht für sich selbst als Wahrheit, sie überzeugt selbst, das heißt, die Fakten werden durch die Beschreibung selbst bestätigt. In keinem Gesprächsabschnitt, in dem eine längere oder kürzere Geschichte erzählt wird, wird die eigene glaubwürdige Wirkung angezweifelt oder signalisiert, daß ich als ZuhörerIn überzeugt werden müßte, um die Geschichte zu glauben. Obwohl über andere geredet wird, wird allerdings der Eindruck erzeugt, daß die eigenen Erfahrungen vermittelt werden; und diese sind als solche nicht anzuzweifeln.<sup>3</sup>

Dabei ist insgesamt festzustellen, daß überwiegend gerne und ohne Schwierigkeiten über Migrantinnen geredet wird. Das Gespräch über Dritte bzw. Nicht-Anwesende lenkt zunächst von der eigenen Person ab und fesselt das Gegenüber; denn durch erzählerisches Geschick kann die Darstellung möglichst spannend gehalten und auf individuelle Schwerpunkte akzentuiert werden. Selbst durch meine Nachfragen ist der einmal in Gang gekommene Erzählfluß nicht zu unterbrechen oder in eine andere Richtung zu führen; der Blick auf die anderen bleibt immer ein „persönlich gerichteter“. Diese verschiedenen individuellen Richtungen, Muster oder Themen sind die hauptsächlichen Unterschiede in den Interviews.

Die Darstellung der Wahrnehmungen ist dabei wie gesehen insgesamt und individuell nicht frei von Widersprüchen – wie die Selbstdarstellung der interviewten Frauen auch. Gleichwohl ist sie insgesamt einfacher strukturiert, das heißt „glatter“; denn als gemeinsam fällt hier auf die Ungenauigkeit und Undifferenziertheit in den Darstellungen von Situationen und Personen. Immerhin werden hier keine unbekannten Fremden, sondern Frauen aus dem zumindest näheren Bekanntenkreis beschrieben. Die Tatsache einer solchen Vereinheitlichung der anderen Frauen und ihrer Lebensweisen ist deuthaft; auch stellt sich die Frage nach dem Grad der Reflexion über diese Darstellungsweisen und ihrer Bedeutung und Funktion für das Selbstverständnis der interviewten Frauen.

Aus diesen Gründen sind im folgenden als gemeinsame Elemente oder Merkmale der Fremdwahrnehmung herausgearbeitet und dargestellt: die Konstruktion einer „Realität“ für die anderen und das



Bedürfnis, die eigenen Wahrnehmungen sich selbst oder der Gesprächspartnerin in der Situation des Interviews zu erklären, sie einzuordnen, zu differenzieren oder auch zu rechtfertigen. Die Besetzung der Darstellungen mit Gefühlen oder auch die emotionale Distanz oder Nähe werden nach Gemeinsamkeiten untersucht und in den unterschiedlichen Ausprägungen der individuellen Bedeutungsmuster näher beleuchtet. Diese jeweiligen Blickrichtungen auf die anderen Frauen geben auch Einblicke in die Bedeutung dieser Fremdwahrnehmungen für das Selbstbild der interviewten deutschen Frauen; außerdem können Annahmen daraus abgeleitet werden, wie diese Erfahrungen ihr Kommunikationsverhalten bestimmen.

#### **4.2.1. Die „Objektivierung“ der Wahrnehmungen oder der Bezug zur Realität: „Ein schwieriges Leben voller Konflikte“/„Alle Frauen sind (psychisch) richtig krank“/„es ist eine tolle Leistung, sich hier psychisch so stabil zu halten“**

Die oben dokumentierten Kategorien aus dem Material strukturieren zwei inhaltliche Bedeutungsklassen: zum einen Wahrnehmungen, die subjektive Interpretationen enthalten: reflektierte Wahrnehmungen, und zum anderen solche, Geschichten über die anderen, die explizit keine persönlichen Deutungen aufweisen. Diese beiden Verarbeitungsformen sind jeweils durch einen „Extremfall“ innerhalb der Grobkategorie Fremdbild vertreten: ein Interview besteht hauptsächlich aus Textelementen, die persönliche und allgemeine Theorien beinhalten (10), im anderen Fall fehlen jegliche Deutungen der dargestellten Fremdwahrnehmung (7). Diese formale Feststellung weist auch hin auf die psychische Struktur der betreffenden Interviewpartnerinnen zumindest im Bereich von Reflexion oder Rechtfertigungsbedürfnissen. Beide Formen der Wahrnehmungen haben in der Art und Weise der Darstellung ein gemeinsames Muster, das ein wesentliches Kennzeichen des geäußerten Fremdbildes ist: selbst längere Erzählungen weisen den statischen Charakter von Beschreibungen auf, da intentionell immer nicht prozessuale Sachverhalte erzählt oder bestimmte Phänomene vermittelt werden sollen. Diese Statik zeigt sich auch in der Darstellung der Lebensumstände, Lebensführung und -bewältigung von Migrantinnen sowie in der Darstellung von einzelnen Personen.

Hier sind aber noch andere Gemeinsamkeiten zu zeigen. Ein offensichtlich wichtiges Thema ist die „schwierige Situation der Frauen“, die mit annähernd denselben Worten in allen Interviews erwähnt und recht vage und emotional relativ teilnahmslos beschrieben wird. Die Lebensumstände sind gemeint, die aber nicht als Grundlage oder Bedingung des Lebens der anderen Frauen, sondern als abgesteckter Rahmen desjenigen Bildes oder derjenigen Vorstellung, in dem oder in der sie gesehen werden. Damit wird ihr Dasein „begrenzt“ von der Betrachterin. Worin das eigentlich Schwierige oder das „schlimme Leben“ der Migrantinnen besteht, wird dann nämlich nicht nach einzelnen Personen, Migrantinnengruppen oder bestimmten Bedingungen unterschiedlich, sondern nach Blickwinkel unterschiedlich spezifiziert. Für die eine besteht die Konkretisierung dieses schwierigen Lebens einzig und allein in den schlechten materiellen Bedingungen: „große Armut“; für andere sind es die sehr großen Arbeits- und sonstigen Belastungen im Alltag: „Arbeitshetze und den untersten Job als Putzfrau“; „Doppelbelastung Arbeit und Haushalt“; „viele Kinder“<sup>4</sup>. Nun sind Migrantinnen weder Alle nur arm noch ausschließlich bestimmten Belastungen ausgesetzt. Die Schilderung dieses Lebensrahmens legt nur scheinbar die objektiven Bedingungen bzw. die Wirklichkeit von Migrantinnen dar; dazu ist sie zu einheitlich, und zwar sowohl in Bezug auf die Personen als auch auf die sie betreffende Realität. Alle Migrantinnen, gleich welcher Herkunft, Nationalität, persönlichem, Gruppen- oder sonstigem Status, haben auf dieser Beschreibungsebene dieselbe schlechte Lebenssituation. Ökonomische Bedingungen, der politische oder auch beispielsweise rechtliche Rahmen werden nicht weiter oder eingehender analysiert, sondern – wenn überhaupt erwähnt – nur als Stichwort oder Ausgangspunkt für eine je spezielle Geschichte mit einem persönlichen Schwerpunkt benutzt. Der Lebensrahmen der anderen Frauen dient gesprächstechnisch immer als Einleitung, um das als interessant Empfundene oder die „Spezialität“ der Interviewpartnerin zu erläutern.

Der Rückgriff auf die vage beschriebenen Lebensumstände erfolgt im Zusammenhang mit der Beurteilung des physischen und psychischen Gesundheitszustandes der Frauen, ihrer Befindlichkeiten und ihrer Leidensfähigkeit oder ihrer Kampfbereitschaft. Die Vielfalt und Widersprüchlichkeit in der Bewertung der Gesundheit ist verwirrend: Alle krank oder Alle stabil; Leidensbereitschaft und der fast immer aussichtslose Kampf gegen die Situation und deren Bewältigung werden als Stärke bewundert: „unheimlich stark“; „sie funktionieren immer“; „wenn sie es schaffen, sich durchzusetzen, sich ein unabhängiges Leben erkämpfen“. Hier werden individuelle Umgangsweisen und -kapazitäten mit der schwierigen Situation verallgemeinernd bewertet; die Situation oder das schlechte Leben selbst werden jedoch nicht als die Umgangsweisen verursachend gesehen bzw. ein Zusammenhang direkt benannt. Die Ursachen werden auf einer anderen Ebene vermutet, nämlich auf der Ebene von Kultur oder Kulturen; einerseits der deutschen Kultur und den mit ihr verbundenen Normen, Werten und Moralvorstellungen und andererseits der kulturellen Minderheit mit eigenen anderen Werten. Die potentiellen oder realen Konflikte werden hier festgestellt: „sie stehen halt zwischen den Kulturen“, aber auch die möglichen Chancen für individuelle Fortentwicklung: „Veränderungen“<sup>5</sup>. Auch werden die anderen Frauen nicht als Opfer der widrigen Umstände gesehen, sondern die Interviewpartnerinnen – insgesamt 12 –, die davon erzählen, beschreiben sie vor allem als Opfer von patriarchalischer Familientradition und damit verbundenen traditionell engen Wertvorstellungen. Je absurder und exotischer die Verhaltensweisen in den Augen der Betrachterin erscheinen, desto sensationeller und ausführlicher die entsprechende Beschreibung. Thematisch sind hier trotz spezifisch persönlicher Schwerpunkte die meisten Gemeinsamkeiten festzustellen.

Diese Folgenlosigkeit des abgesteckten Rahmens und sein Charakter als imaginäre Daseinsbegrenzung der anderen Frauen zeigt sich auch in weiteren Wahrnehmungen, wo die Beobachtungen nicht in Zusammenhang mit wie auch immer gearteten realen Bedingungen gebracht werden, sondern immer als individuelle Auseinandersetzungsarten und -bereitschaften mit den Normen und Werten der deutschen Gesellschaft oder auch als Beeinflussung des Individuums durch die deutsche Kultur gesehen und beschrieben werden. Hier sind gemeinsame Schwerpunkte die Konstatierung und Bewertung von Bildungs- bzw. Ausbildungsstand und Bildungsverhalten sowie des Sprachverhaltens und Beherrschung der deutschen Sprache. Das gilt auch für die Beschreibung verschiedener Formen von Identitätsbildung: teilweise unklar: „türkisch, anti-türkisch, deutsch“, die als Einwirken oder Wirkung von Gruppen- oder Kulturnormen gedacht wird.

Die Beobachtungen über Lebensbedingungen sind gewissermaßen nicht ernst zu nehmen zur Erfassung der Lebenswirklichkeit der beobachteten anderen Frauen. Die verallgemeinernde Beschreibung erfasst eine beobachtete Realität, die eigentlich keine ist. Deshalb wird auf die Beobachtungen auch nur zur Bewertung der in diesem Rahmen beobachteten Personen zurückgegriffen. Die eigenen Wahrnehmungen werden so objektiviert, das heißt, mit einer Scheinrealität verbunden. Diese konstruierte Wirklichkeit, die eine Wirklichkeit auf der Vorstellungs- und Beschreibungsebene der Beschreibenden ist, objektiviert auch die in ihr lebenden Menschen, das bedeutet, daß diese zu bewertende Beschreibungsobjekte werden, deren individuelle Merkmale durch die Austauschbarkeit der Personen und Gruppen – durch eine verallgemeinerte und immer gleichbleibende Situation – unkenntlich sind.

Aus dieser Objektivierung der eigenen Wahrnehmungen, aus der Scheinwahrheit der eigenen Erfahrungen, erklärt sich auch die Nichtbestimmbarkeit der Situationen und/oder Handlungen, in denen die Wahrnehmungen stattfinden oder stattgefunden haben. Die interviewten Frauen benennen die Kontexte der Wahrnehmungen nicht oder nur auf Nachfragen widerwillig und vage. Die mitgeteilten Erfahrungen sind nicht rückführbar auf eine bestimmte Zeit, einen bestimmten Rahmen oder einen bestimmten Ort: sie sind allgemein und überall gültig und deswegen unabhängig von Situationen.

#### 4.2.2. Einteilungen

Die Konstruktion und Beschreibung einer gedachten Wirklichkeit stellt die Gemeinsamkeiten für die anderen Frauen fest. Daneben werden sie auch hinsichtlich ihrer Persönlichkeit und ihres Lebensstils als nicht einheitliche Gruppe von Frauen gesehen. Die Kriterien zur Festlegung dieser vermeintlichen Unterschiedlichkeit sind abhängig von der Sichtweise der Beobachtenden und der damit verbundenen Funktion dieser Aspekte.

##### **(1) Die Tatsache der „Differenzierungen“: „es gibt eben auch ganz andere: die sogenannten türkischen Frauen“**

Die dokumentierten Aussagen legen beim ersten interpretierenden Hinsehen die Bildung zweier Gruppen von interviewten Frauen nahe: eine Gruppe von Gesprächspartnerinnen mit differenziertem, die andere Gruppe mit undifferenziertem Blick auf die beschriebenen Frauen. Die Differenzierten sehen die Unterschiede in der Gruppe der anderen Frauen in einem Gegensatzpaar, das sprachlich jeweils unterschiedlich, inhaltlich aber gleich definiert wird. Auch die zugeordneten implizierten Bewertungen sind identisch. Es handelt sich auf der einen Seite einfach um „die Frauen“, auf der anderen Seite um „die Frauen, die näherer Erklärungen bedürfen, weil sie komplizierter und anders sind oder leben“ als die erstgenannten Frauen. Diese haben eigentlich alles, was den anderen fehlt. „Die Frauen“ sind normale Frauen: „einfacher“, „türkische Arbeitnehmerinnen“, in jeder Hinsicht „traditionell und wollen nicht frei und selbständig sein“, „mit Kindern und Familienanhang“; die Näher-Erklärten sind „sogenannte türkische Frauen“ und „Kolleginnen“, „die es geschafft haben“, „die eine Ausbildung wollen und einen Schulabschluß machen“, „die irgendwie völlig anders leben“, „die auch studiert haben“, „die Unternehmerinnen sind“, „die sich hocharbeiten, nachdenken, intelligent, differenziert, spontan und herzlich sind“, „die fortschrittlich drauf sind, die es toll finden, frei zu sein“ usw. Wenn von persönlichen Veränderungen in der Migration oder in Deutschland die Rede ist, wird ebenfalls nur von diesen Frauen gesprochen: „weiterentwickelt“, „moderner“, „haben viel dazugelernt in den letzten Jahren“.

Auffallend sind die offenbar wenigen nötigen Wörter zur Kennzeichnung für „die Frauen“. Sensationelle Geschichten werden ausschließlich über diese Teilgruppe erzählt; in den impliziten oder auch expliziten Bewertungen überwiegen die negativen Aspekte, das heißt, dieser Teil Migrantinnen wird definiert nach diesen negativen Aspekten. Gleichzeitig und umgekehrt bestimmen schon allein ihre Kennzeichen die Wahrnehmung und die eigene Erfahrung, wie sie sich in der Geschichte niederschlagen. Deshalb sind nähere Beschreibungen der einzelnen Personen auch nicht nötig. Die Charakteristiken erschließen sich aus wenigen charakteristischen Wörtern: normal, traditionell, Familie. Denn die Grenze zwischen beiden Teilen von Frauen ist keine soziale wie Klasse oder Schicht oder sonstwie zu begründende. Selbst die türkische Arbeitnehmerin ist hier nicht in ihrer Eigenschaft als Vertreterin oder als Zugehörige der Arbeiterklasse der nationalen Minderheit der Türken in Deutschland gemeint, sondern meint dasselbe wie normal...usw.. Alle Bezeichnungen stehen somit für ein Bündel von Eigenschaften und Verhaltensweisen, die nicht näher umschrieben werden müssen, weil sie durch bestimmte Kennwörter schon ausgedrückt sind. Diese automatischen Bedeutungen erstrecken sich auch auf die eher immer negativen Bewertungen und Gefühle wie Unverständnis und distanzierte Verwirrung.

Es handelt sich hier demnach um ein klassisches Stereotyp, das von der Hälfte der Interviewpartnerinnen benutzt wird, anscheinend um zwei Funktionen zu erfüllen: zum einen befriedigt es das Bedürfnis, die eigenen Wahrnehmungen einordnen zu können, zum anderen erlaubt es die kontrastreiche Beschreibung der anderen, „die es eben auch gibt“ und die ganz anders sind. „Die Frauen“ sind demzufolge die Existenzgrundlage für den anderen Teil der Frauen; diese Frauen entsprechen dann nicht dem Klischee, wie eine der interviewten Frauen selbst hervorhebt. Sie werden durch diese Abgrenzung von den vorwiegend negativen Beschreibungen zu denkbaren Identifikationsobjekten. Das

zeigt sich in der Wahrnehmung und Darstellung „der Frauen“ als in der Hauptsache und in allen Bereichen den eigenen für gut befundenen Eigenschaften, Verhaltensweisen, Einstellungen, Lebensformen usw. unähnlich; während die Frauen der zweiten Kategorie von den interviewten Frauen selbst als ihnen ähnlich dargestellt sind. Das Wort auch: „sie hatte auch studiert“, deutet diese Verwandtschaft ebenfalls an und ist auch in den anderen Beschreibungen präsent, selbst wenn es unausgesprochen bleibt. Das zeigt auch die Tatsache, daß diese Frauen eher wohlwollend beurteilt und emotional weniger zurückhaltend beschrieben werden: sie stehen den Interviewpartnerinnen offenbar näher als „die Frauen“. Die Sympathien liegen vor allem auf dieser Seite.

Diese zweite Kategorie Frauen nimmt in allen Beschreibungen den Charakter einer Ausnahme an: „Sie ist auch Türkin usw., aber...“. Außerdem fällt auf, daß zwar die Definitionen über ihre Eigenschaften und Verhaltensweisen detaillierter und vor allem differenzierter sind, sie allerdings nie Gegenstand der zahlreichen Negativgeschichten sind und überhaupt nur ganz selten beispielhaft erwähnt werden. Dieser Umstand erweckt zunächst den Eindruck, daß es zahlenmäßig viel mehr Frauen der ersten Kategorie geben muß oder ein merkwürdiges vielleicht anders zu deutendes Ungleichgewicht zwischen den beiden Kategorien besteht. Obwohl der eine Teil der Frauen als Gegenpol dient, spielen diese wahrgenommenen Ausnahmen tatsächlich keine Rolle; dieser Teil wird quasi ausgeblendet bzw. abgetrennt, als gehöre er nicht dazu. Das Gewicht oder die eigentliche Bedeutung liegt auf der anderen Seite, anders ausgedrückt: die eine Kategorie bestimmt die andere. Diese wird sprachlich bevorzugt in der Gegenwartsform beschrieben, wie „sie“ jetzt leben und sind; die zweite Kategorie dagegen wird oft rückblickend prozeßhaft aus einer Zeit der Vergangenheit in die Gegenwart geholt, indem geschildert wird, wie sie einmal waren und was sie nun geworden sind. Durch diese Entwicklung oder Veränderung haben sie gewissermaßen den Status der ersten Kategorie verlassen können: sie sind nunmehr sogenannte türkische Frauen, sie zählen nicht mehr zu „den Frauen“.

Hinter den richtigen türkischen Frauen verbergen sich als Synonym die unähnlichen Frauen. Diese werden als Gesamtheit wahrgenommen; das zeigt sich auf sprachlicher Ebene an den austauschbaren Bezeichnungen: „ausländische Frauen“, „die Türkinnen“, „die arabischen Frauen“, „die Tamilinnen“, „die Migrantinnen der Unter/Oberschicht“ usw.; und sie werden – manchmal anhand von Einzelbeispielen – als typische Gruppe oder als repräsentativ beschrieben. Auch die eigenen Erfahrungen mit einzelnen Frauen einer bestimmten Nationalität werden auf „die Frauen“ in ihrer Mehrheit bezogen. Hinter den sprachlichen Bezeichnungen für die verschiedenen Menschengruppen verbergen sich die unausgesprochenen und überwiegend negativen Attribute des Klischees „der Frauen“, die unähnlich, „anders“, sind. Die nicht so Genannten werden als nicht mehr zugehörig bezeichnet und von den Definierten ausgenommen; deshalb werden sie einerseits auch nicht als anders gesehen, andererseits eingeschlossen in diesen Teil der anderen Frauen, da sie nur durch ihn überhaupt definierbar sind.

Bei näherer Betrachtung sind folgende Feststellungen wahrscheinlich: Die Differenzierungen zwischen den Frauen stellen sich als Pseudo-Unterscheidungen dar, da sie keinen Einfluß auf die Beschreibungen der Wahrnehmungen haben. Auch bei den differenzierenden Interviewpartnerinnen sind die Beschreibungen der wahrgenommenen Frauen gar nicht eindeutig nach den vorgenommenen und dargelegten Differenzierungen zu trennen. Die Dokumentation zeigt, daß in allen Geschichten als auch in den subjektiv interpretierten Wahrnehmungen sprachlich und inhaltlich nicht mehr spezifiziert wird und genauso wenig oder genauso unterschieden wird wie bei den undifferenzierenden Interviews. Das heißt, die Differenzierungen sind rein theoretischer Natur und erfüllen nur die o. a. persönlichen Bedürfnisse, wie auch andere Unterscheidungen beispielsweise nach nationaler Zugehörigkeit – allerdings anderen – individuellen Erfordernissen genügen<sup>6</sup>. Das heißt aber auch, daß die nichtdifferenzierenden Gesprächspartnerinnen implizit sehr wohl dieselben Unterscheidungen vornehmen, nämlich in ihren Wahrnehmungen nach ähnlichen und unähnlichen Frauen unterscheiden.

Demnach geht es hier im Grunde um einen bestimmten Teil der Frauen nichtdeutscher Herkunft, um bestimmte Aspekte des Bildes von Migrantinnen. Nur dieser Teil wird überhaupt bemerkt, als bemerkenswert wahrgenommen, und beschrieben; gleichzeitig sind diese Beschreibungen allgemein: einheitlich gültig für Alle, die nach den definierenden Vorstellungen der Beschreibenden vermeintlich den Beschriebenen zugehörig sind.

**(2) Rechtfertigungen: „Nicht nur Deutsche sind rassistisch, sondern Ausländer und Ausländerinnen auch“/„Da waren von den Türkinnen ganz massive Vorurteile da“/„Das geht ja wirklich kreuz und quer und ganz wild“**

Die Unterscheidungen nach Nationen oder kulturellen Gruppen ist weniger einheitlich in den Unterscheidungskriterien: die Zuordnungen von Eigenheiten und ihre Bewertung ist mehr als widersprüchlich. Die Widersprüche sind aus der Funktion dieser Differenzierungen ableitbar: sie ist eindimensional ausgerichtet auf die persönliche Rechtfertigung der Beschreibenden. Von daher sind Verhaltensmerkmale je nach Interesse der Interviewpartnerin irgendwie und damit willkürlich verteilt. Allerdings stimmen sie auch hier in der Art und Weise der Beschreibung und den Bezugspersonen überein, indem sie ausschließlich bezugnehmen auf die Gruppe der Beschriebenen.

Die insgesamt sehr widersprüchliche Zuteilung verschiedener Sprachkompetenzen auf Frauen unterschiedlicher nationaler Herkunft ist daher nicht nur verbunden mit der Einschätzung eigener Kommunikationsmöglichkeiten, sondern auch mit einer Rechtfertigung eigener und selbst gesetzter Kommunikationsgrenzen. So kann diese Begrenzung als in ursächlichem Zusammenhang mit den Fähigkeiten und Eigenschaften der anderen Frauen gesehen und interpretiert werden.

Bei einigen Interviewpartnerinnen taucht offenbar im Laufe des Gesprächs der Gedanke auf, die eigenen Wahrnehmungen könnten entgegen aller Absicht bestimmten gängigen Klischeevorstellungen ähneln oder die eigenen Beschreibungen würden von mir als klischeeverwandt verdächtigt. Um dem „Rassismusvorwurf“ zu entgehen oder um einen solchen Verdacht gar nicht erst aufkommen zu lassen, werden in diesen Fällen die eigenen Ausführungen erweitert und legitimiert: „Ich will jetzt nicht den Eindruck erwecken, daß ich denk, die türkische Frau ist so, aber...“; „da muß ich aber ein bißchen vorsichtig sein“; die Beschriebenen sind eben nur eine „spezielle Auswahl“, „immer nur das, was ich erlebe“, wobei die Auswahlkriterien und der Stellenwert der Auswahl nicht genannt werden.

Auch der Vergleich mit „den Deutschen“ verstehe ich als Rechtfertigung: hier geht es um die Entschuldigung von bei den Deutschen bedauerlicherweise vorhandenen Vorurteile und um die eigenen Verantwortungs- und Schuldgefühle; die Beschreibung der wirklich vorhandenen Vorurteile und die Bosheit der anderen entlastet zumindest den eigenen Gefühlshaushalt; zum Teil rechtfertigt sie sogar die Übel der eigenen Nation. Letztendlich wird bewiesen, daß jeder die „wüstesten Vorurteile“ gegenüber Jedem und Allen hat und es „innerhalb der Ausländergruppen auch nochmal Hierarchien“ gibt. Auf diesem einheitlichen und relativierendem Niveau ist alles „ganz wild“ und doch nicht so wild.

Nach einer erzählten Geschichte setzt sich manchmal die Erkenntnis bei einigen Interviewpartnerinnen durch, daß diese in ihren Typisierungen vielleicht wirklich dem Klischee entspricht. Diese Erkenntnis ist offenbar für die Interviewpartnerinnen erschreckend und führt auch zu Rechtfertigungen der eigenen Sichtweise, indem das Klischee als solches benannt und reflektiert wird: „natürlich ist das/bestätigt sich da wieder so ein Klischee“. In einem Fall wird von Anfang an durch Abklärung der sprachlichen Termini darauf hingewiesen, daß die Betreffende auf jeden Fall auf der richtigen und korrekt-reflektierenden Seite steht und deshalb über jeden Verdacht erhaben ist: die Umsetzung dieser Absicht ist etwas mißglückt, drückt aber den Anspruch aus: die Gesprächspartnerin erklärt, daß sie im Gespräch ausländisch sagt anstatt sogenannte ausländisch, weil sie „zu faul“ sei.

Eine weitere Methode soll nicht nur die eigenen Beschreibungen der anderen Frauen rechtfertigen, sondern hat die Funktion, den persönlichen Umgang und die Bewertungen einer bestimmten Nationalität oder die eigene Lebensform und eigene Zugehörigkeitsgefühle zu bestätigen und zwar durch Herabsetzung andersartiger Lebensformen. Der Vergleich zwischen den in fragestehenden Nationen fällt dann immer zugunsten derjenigen Nation aus, die von der Interviewpartnerin selbst – aus verschiedenen Gründen – favorisiert wird und mit der sie sich solidarisieren oder identifizieren kann; die eigene Wertigkeit wird so bestätigt. Dabei gibt es eine auffällige Übereinstimmung: an der positiven Spitze stehen jeweils unterschiedliche Nationalitäten: „arabische Frauen und ihr Selbstbewußtsein“, die „tollen iranischen Frauen“ und dergleichen, am unteren negativen Ende der Bewertung jedoch stehen „die türkischen Frauen“, die „apolitisch“, „schlaff“, „nicht selbstbewußt“, „bildungsunwillig“, „voller Vorurteile“ usw. sind.

#### 4.2.3. „Prägungstheorien“ als Erklärungen

Allgemein ist die Beschreibung von Erfahrungen schon eine Form ihrer individuellen Verarbeitung. Die eigenen Wahrnehmungen Jemandem in einem Gespräch mitzuteilen, bedeutet, die eigene Welt-sicht und Denkweise so verständlich machen zu müssen, daß sie nachvollzogen werden kann. Insofern stehen alle beteiligten Frauen im Moment des Gesprächs unter einem bestimmten und bestimmenden Druck: einerseits des Verstehen-Wollens (ich), zum anderen des Begreiflich-Machen-Müssens (die interviewten Frauen). Es gibt hier jedoch noch ein über die Situation hinaus wirkendes Bedürfnis der interviewten Frauen: in der Regel wollen sie sich auch selbst mit ihren Erfahrungen bzw. Wahrnehmungen auseinandersetzen, derart, daß sie mit ihnen zurechtkommen und mit ihnen leben und – nach Beendigung des Interviews – weiterleben können. Aus diesen Gründen und auch weil sie bemerken, daß ich verstehen möchte, wie sie denken und wie sie die Welt sehen, unterstützen sie die Beschreibungen der Fakten mit zusätzlichen Gedanken und erläuternden Argumenten. Die einzige Interviewpartnerin, die ihre Denkweisen nicht erklärt, sieht die Notwendigkeit von Begründungen – für wen auch immer – nicht: sie unterstellt mein automatisches Verständnis und/oder setzt stillschweigend voraus, daß ich dieselben Erfahrungen gemacht hat.

Die persönlichen Deutungen der Wahrnehmungen sind nicht unbedingt logisch oder unmittelbar einsichtig. Und sie sind auch von den persönlich strukturierten Interessen der Wahrnehmenden abhängig<sup>7</sup>. Wie die Herausbildung und Dokumentation der Analyse-kategorien zeigt, sind allerdings in allen Erklärungen für wahrgenommene und beschriebene persönliche Merkmale als auch für Einstellungen und Verhaltensweisen von Migrantinnen zwei hauptsächliche Deutungsmuster zu erkennen. Diese Muster sind zwar auch an den Themen der Analyse-einheiten orientiert, weisen aber über sie hinaus, sind themenübergreifend: Sie folgen verschiedenen theoretischen Vorstellungen der Gesprächspartnerinnen über diejenigen Einflüsse, die die Persönlichkeit und das Verhalten eines Menschen prägen.<sup>8</sup>

Die eine Sichtweise bezieht sich auf eine persönliche, die andere auf eine gesellschaftlich-kulturelle Ebene; beide erklären weitgehend dieselben Eigenschaften. Auf der persönlichen Ebene werden die psychischen und andere individuelle Strukturen der wahrgenommenen Frauen verantwortlich gemacht für ihr Handeln und Sein. Im folgenden werden diese als personale Argumentation bezeichnet. Auf der kulturellen Ebene sind es die „Aufnahmegesellschaft“ und ihre „Kultur“, sekundärkulturelle Argumentation genannt; oder aber die „Herkunftsgesellschaft“ und deren entsprechende Kultur, als primärkulturelle Argumentation benannt.<sup>9</sup>

##### (1) Erklärungsmuster: „Das steckt eben einfach drin“, „Frauen als Kulturträgerinnen“ und „die ausländische Minderheit in einer fremden Kultur“

Der Querschnitt aller Aussagen der gedeuteten Interviews zeigt ein Übergewicht der Erklärungen auf der kulturellen Ebene zu Ungunsten der persönlichen Ebene (sechszwanzig:sieben); es gibt etwa ebenso viel primärkulturell wie sekundärkulturell argumentierende Aussagen. Das legt zunächst den Schluß nahe, daß in den Vorstellungen der interviewten Frauen sogenannte Wesensmerkmale von geringer Bedeutung für die handelnden Frauen sind als gesellschaftlich-kulturelle Einflüsse. Das könnte zutreffen; allerdings ist ein weiterer Schritt zur Klärung notwendig: anhand der verschiedenen Inhalte sowie ihrer Kombination in den betreffenden Aussagen und ihrer Verteilung in den einzelnen Interviews können Typen und Muster unterschieden werden, die sowohl die jeweiligen Begründungsweisen als auch die Gesamttendenz der Erklärungsmuster deutlich machen.

Zusammengefaßt nach ihren Inhalten, das heißt den Wahrnehmungsbeschreibungen und Begründungen, ergeben die unterschiedlichen Ebenen der Argumentationen folgendes Bild: Das primärkulturelle Erklärungsmuster begründet Eigenschaften und Verhaltensweisen mit der Herkunft aus einer patriarchalen Gesellschaft, die kulturelle Traditionen und strenge Moralvorstellungen für Migrantinnen durch Erziehung, aber auch teilweise durch Zwang und/oder indirekten Druck aufrechterhält. Diese

bestimmten Denk- und Verhaltensweisen werden auch determiniert durch die Schichtzugehörigkeit sowie seltener durch die Religion und bewußtes oder unbewußtes Festhalten an eigenen Werten; sie führen in die Isolation. Diese Erklärungen beziehen sich in den Aussagen der interviewten Frauen immer auf folgende Beschreibungen der anderen Frauen: sie sind unsicher, lästig fordernd, traditionell, sexuell und überhaupt unfrei, unoffen, hintenrum, rigide, brutal, unselbständig, abhängig, anspruchslos, sich anpassend, uninteressiert, entscheidungsunfähig, sich abgrenzend und zurückziehend gegenüber deutschen Frauen, zufrieden und stumm, sicher und selbstbewußt, kopftuchtragend (1; 2; 4; 5; 6; 8; 11; 13; 15).

Das sekundärkulturelle Erklärungsmuster begründet mit der Problematik von Minderheiten in einer fremden Kultur, Entfremdungsprozessen in der Migration, Identitäts- und anderen Orientierungskonflikten der einzelnen durch die Kollision von Werten und Traditionen in der deutschen Welt sowie der moralischen Verkommenheit und dem Werteverfall der deutschen Gesellschaft, die einen ungünstigen Einfluß auf die Frauen ausüben. Auch der – allgemeine – Rassismus und alltägliche Diskriminierungen sowie – mehr am Rande – die politisch-rechtliche Situation, aber auch Möglichkeiten des gesellschaftlichen Aufstiegs sind verantwortlich für: Traditionalität und Festhalten an alten Werten und Normen, Selbstbewußtsein, eine Menge Probleme, Störungen in den intimen Beziehungen, Nichtbeherrschen der deutschen Sprache, Unfreiheit, strengen Moral- und Erziehungsvorstellungen, Kopftuchtragen, Gekränktheitsgefühlen, Ängstlichkeit und Interessantheit (1; 5; 6; 9; 10; 11; 12; 13; 15).

Das personale Muster erklärt mit Uninformiertheit und/wegen Desinteresse, Nichtauseinandersetzungsbereitschaft, Feigheit, Emotionalität, Unflexibilität, Sturheit, Ruhe, Gelassenheit; Freundlichkeit, Unbekümmtheit, eigentlich unverständlicher Lebensfreude beispielsweise folgende Verhaltenseigenschaften: die Frauen sind voller Vorurteile, es mangelt ihnen an Selbstbewußtsein, sie hängen an andere Menschen nicht respektierenden und erdrückenden Ritualen, setzen gegen besseres Wissen alte unterdrückerische Traditionen durch, sie sitzen stundenlang nichtstehend herum und fühlen sich dabei wohl, sind immer spontan drauf, sind uninteressiert an anderen Menschen und Dingen (1; 3; 4; 6; 11; 14; 15).

Die Beschreibungen der so objektivierten anderen Frauen bewegen sich also in einem im wesentlichen gleichen inhaltlichen Rahmen. Sie sind insgesamt gesehen zumindest auf der kulturellen Erklärungsebene widersprüchlich: gegensätzlichen Verhaltenseigenschaften wie sicher – unsicher, selbstbewußt nicht selbstbewußt werden dieselben kulturellen Wurzeln unterstellt. Darüberhinaus verdeutlichen die drei sich voneinander unterscheidenden Argumentationsmuster die verschiedenen Denkweisen und Vorstellungen der Erklärenden. Das zeigt auch die unterschiedliche Charakteristik der Muster: das personale und primärkulturelle Muster folgen eher einem statischen Prinzip, während das sekundärkulturelle mehr oder weniger einen Entwicklungsprozeß veranschaulichen will.

Den beiden ersteren haftet der Gedanke der Unabänderlichkeit der Gegebenheiten oder Unveränderbarkeit der Personen an; für das letztere ist gewissermaßen die Zukunft noch offen. Das personale Erklärungsmuster legt das Wesen als bestimmendes Merkmal der Frauen dieser Gruppe unwiderlegbar fest; und die Ausrichtung nach und fast schicksalhafte Fixierung auf eine bestimmte Kultur hat etwas Rückwärtsgewandtes, selbst wenn dieser Vorgang als gegen den Willen der handelnden Personen gedacht und dargestellt ist. Im Grunde bezieht auch das Muster, das mit der Prägung durch die Sekundärkultur argumentiert, die – primäre – Herkunftskultur mit in die Argumentation ein, indem die beiden Kulturen als konkurrierend um die vorherrschende Prägungskraft und ihren Einfluß auf die Individuen gedeutet werden. Das wird als ein gegenwärtig noch stattfindender Kampf gesehen, dessen Ausgang teilweise als schon verloren für die Primärkultur gedacht ist, zum größten Teil aber gesehen wird als eine sich in den Individuen zwangsläufig niederschlagende Konfrontation zweier kultureller Identitäten. Die äußerlichen und sichtbaren – in den Eigenschaften und Verhaltensweisen der anderen Frauengruppe beschriebenen – Zeichen dieses Vorgangs werden überwiegend jedoch im Sinne eines Vorwärts oder einer Veränderung des Bewußtseins gedeutet und umbewertet.

An einem Beispiel können diese verschiedenen Deutungen und Wertungen, etwas vereinfachend, veranschaulicht werden: Die Frauen werden in allen Aussagen als traditionell beschrieben; das Wort an sich beinhaltet schon viele vorwiegend negative Bedeutungen; im Sinne des primärkulturellen Musters

sind die Frauen jedoch „selbstbewußt *und* traditionell, weil sie rückschrittlich sind“; für das sekundärkulturelle sind sie „selbstbewußt traditionell, weil sie fortschrittlich sind“ und für das personale Muster sind sie „unbewußt traditionell, weil sie eben traditionell sind und immer schon waren“.

In der Tat zeigen die aus den Aussagen abgeleiteten Erklärungsmuster, daß in allen Interviews und in der Mehrzahl der Begründungen das Denken in Begriffen von zwei Kulturen bestimmend ist sowie ein ziemlich einheitliches Bild der anderen Frauen gezeichnet wird, das in sich widersprüchlich und überwiegend unsympathisch ist. Der Begriff Kultur wirkt hier eher vage und allgemein und ist sehr vieldeutig: er meint gleichzeitig Nation, Volk, Gesellschaft und Gesellschaftsorganisation, Lebensweisen, Moralvorstellungen und auch religiöse Sitten und Gebräuche, sofern sie äußerlich erkennbar sind. Die Frauen nichtdeutscher Herkunft werden häufig definiert als das Produkt der Kultur, der sie angehören und deren Normen sie ausgeliefert sind; andererseits werden sie definiert als Produkt der historischen Konfliktsituation zweier auf allen Ebenen gänzlich unterschiedlicher Kulturen; zum dritten werden sie über ihren GruppenCharakter definiert, oft im Sinne eines persönlichen Fehlverhaltens. Die angebliche Kultur der anderen wiederum wird gleichzeitig (mit)definiert. Einmal als Gebilde mit feststehenden traditionellen Werten, zum anderen als Konkurrenz zu einer diesem Gebilde fremden Kultur<sup>10</sup> und Gesellschaft, womit die eigene gemeint ist. Zum Teil wird das Herrschaftsgefüge zwischen diesen Kulturen und dessen individuelle Auswirkungen reflektiert. In diesen Fällen wird meist polarisiert: die eigene Kultur der interviewten Frauen ist rassistisch und feindlich eingestellt; sie übt ihre Macht aus über die Schwachen der Gesellschaft, will gute Werte der anderen „aufsaugen“ und ihre schlechten Werte „aufdrücken“. Ganz abstrakt wird von der oder einmal von unserer Aufnahmegesellschaft und Kultur oder der Gesetzgebung gesprochen; sie ist „böse“; die in der Weise handelnden Menschen werden nicht benannt.

Die primäre Kultur wird mal Rückschrittlichkeit konstatierend eher negativ, mal im Zusammenhang mit der sekundären Kultur eher positiv bewertet; die sekundäre, das heißt den Migrantinnen fremde, Kultur erfährt ebenfalls widersprüchliche Bewertungen in den Erklärungen. Wie gesagt wird in ihrem Wirken und Einwirken auf die anderen Frauen aber vorwiegend ein dynamischer und deshalb positiver Aspekt gesehen. Auf der persönlichen Ebene kann aus der Konfrontation verschiedener Werte und aus dem Entscheidungskonflikt für oder gegen die Übernahme oder Annahme der anderen Werte etwas Eigenes hervorgehen und etwas Neues gelernt werden; die Persönlichkeitsentwicklung wird gefördert. Somit werden der sekundären Kultur je nach Sichtweise zwei unterschiedliche Funktionen zugeordnet: einmal ist sie der Entfaltung der Persönlichkeit hinderlich, wodurch die vom Entscheidungskonflikt Betroffenen in die übermäßig ausgelebte Traditionalität zurücksinken; zum anderen fördert sie die persönliche Weiterentwicklung hinsichtlich eines freieren Lebens mit der Möglichkeit alte Normen abzulegen.

## (2) Individuelle Begründungstypen

Demnach unterscheiden sich die Argumentationsmuster nicht so sehr in dem, was sie erklären wollen, sondern in dem, wie sie es tun. Diese Art und Weise hängt ab von den Überzeugungen und den Meinungen der einzelnen interviewten Frauen. Die Argumentationsmuster existieren in einzelnen Interviews auch nebeneinander – teilweise allerdings in unterschiedlicher Gewichtung; die spezifischen individuellen Denk- und Wahrnehmungsweisen kommen auch in diesen Begründungsarten zum Ausdruck. Deshalb sollen im folgenden die individuellen Aussagen über die Wahrnehmung der anderen Frauen nach den sie bestimmenden Begründungen inhaltlich zusammengefaßt dargestellt sowie ihre Funktionen für die einzelnen Interviewpartnerinnen gedeutet werden. Daraus können zugrundeliegende Denkweisen, Vorstellungen und Haltungen interpretiert werden.

Formal können nach den obigen Erklärungsmustern sechs Kombinationen aus den einzelnen Interviewaussagen gebildet und zu individuellen Typen zusammengefaßt werden: 1. Verwendung aller Muster: primärkulturell, sekundärkulturell und personal; 2. sekundärkulturelle Argumentation; 3. primärkulturelle Argumentation; 4. primär- und sekundärkulturelle Argumentation; 5. personale Argumen-



tation; 6. primärkulturelle und personale Argumentation. Inhaltlich geht es um die Fragen, wie und warum die anderen Frauen definiert und beurteilt werden, welche theoretischen und/oder emotionalen Vor- oder Grundannahmen den Interviewpartnerinnen des jeweiligen Begründungstyps gemeinsam sind und welche persönlichen Einstellungen daraus interpretiert werden können.

1. Die Verwendung aller Erklärungsmuster hat hier (1; 11; 15) die Funktion, die eigene Wahrnehmungsschilderung der anderen Frauen als traditionelle und rückschrittliche kulturelle Gruppe mit entsprechenden einheitlichen und vor allem negativen Charaktereigenschaften argumentativ rundum abzusichern. Das ist nicht ohne Widersprüche möglich, da die Argumentation einerseits beweist, daß die anderen Frauen nichts dafür können, andererseits nicht bereit sind, sich mit ihren alten Vorstellungen auseinanderzusetzen und stur an ihren Werten und „traditionellen Geschichten“ auch in der fremden Kultur festhalten. Beispielsweise wird die „üble Ausländergesetzgebung“ der Sekundärkultur verantwortlich gemacht für die rückständige – auch üble – Sitte der Zwangsheiraten, andererseits sind es die persönliche Lernunfähigkeit der anderen Frauen und ihre primärkulturellen Prägungen, die dieses Verhalten begründen. Die vier Interviewpartnerinnen, die auf diese Art und Weise ihre Wahrnehmungen begründen, ordnen alle auch nach dem vereinheitlichenden und vermeintlichen Zwei-Frauen-gruppen-Schema: sie sprechen von den ihnen unähnlichen Frauen. Daher sind ihre Begründungen von teilweise explizitem Unverständnis, Befremdung und Ambivalenz geprägt. Als weitere Absicherung erläutern sie auch die Gefühle und das Denken der anderen: „die fühlen sich gut“; sie fühlen sich leicht angegriffen“; „sie sind ängstlich“; „die finden das gar nicht gut, selbständig zu sein“. In diesem Zusammenhang ist die Aussage einer Gesprächspartnerin: „da muß ich gar nicht erst fragen“ ein Hinweis auf das eigene reale Kommunikationsverhalten den anderen Frauen gegenüber.

In diesen Fällen ist die Beschreibung der anderen Frauen, obwohl sie immer als anderskulturelle Gruppe gesehen und gedacht werden, trotzdem vorwiegend auf Einzelbeispiele bezogen. Die Fremdwahrnehmung ist von widerstreitenden Emotionen und dadurch von widersprüchlichen Bewertungen und Deutungen überlagert. In der Darstellung ihrer Wahrnehmungen versuchen die Interviewpartnerinnen die geringe Distanz ihren eigenen Gefühlen gegenüber und die offenbar große Distanz den anderen Frauen gegenüber auseinanderzuhalten und ihr eigentliches Denken und besonders das Fühlen einer kulturellen Differenz sich selbst oder mir irgendwie, aber schlüssig, zu erläutern.

2. Die Argumentation findet ausschließlich auf der Ebene der unterdrückerischen Kultur der Aufnahmegesellschaft statt (9; 10; 12). Die Werte der Herkunftsgesellschaft, die „eigentlich gar nicht traditionell sind“, werden als nur stärker ausgeformt erklärt und somit als quasi bedeutungslose Reaktion auf die feindliche deutsche Welt. Primär- und Sekundärkultur werden sauber unterschieden, indem ihnen jeweils ein fester Platz im Herrschaftsgefüge der Kulturen zugewiesen wird. Kulturelle Rollenerwartungen personifizieren sich in den Frauen: die „Kulturträgerinnen“ werden in diesem Fall zu „Kopftuchträgerinnen“ – als Gegengewicht oder zum Schutz gegen die Machtansprüche der herrschenden Kultur; die moralischen „Lebensbezüge“ werden „eng“. Begründungen bleiben in einem allgemeinen theoretischen Rahmen und lassen das Bedürfnis erkennen, die Minderheitenproblematik gedanklich-logisch zu durchdringen und gleichzeitig nach den eigenen Maßstäben eigentlich negativ zu bewertende Beobachtungen an konkreten Personen mit ebendieser Kulturtheorie zu entschuldigen.

Im wesentlichen geht es hier somit um eine mehr kulturbezogene Darstellung, die eine in sich schlüssige, aber distanzierte Abhandlung der Angelegenheit auf höherer Ebene und ein theoretisches Verständnis für die anderen Frauen erlaubt. Für diese Denkweise: System der Kulturhierarchien und die Folgen haben jedoch „alte Traditionen“ keine eigenständige Daseinsberechtigung und primäre Bedeutung, sondern erlangen nur einen Wert in der Umdeutung als Signal der Widerständigkeit gegen Unterdrückung. Das bedeutet ein Funktionalisieren der Werte der anderen und ein Nichternstnehmen der betreffenden anderen Frauen in Verhalten und Aussehen. Die globalkulturelle Betrachtungsweise läßt individuelle Unterschiede in den Hintergrund treten derart, daß sie von den so denkenden Gesprächspartnerinnen nicht mehr wahrgenommen werden können oder ganz bewußt nicht wahrgenommen werden.

3. Verschieden ausgeprägtes Verhalten wird bei diesen so argumentierenden Interviewpartnerinnen (2; 8) einseitig mit der vermeintlich hohen oder niedrigen Position in der Primärgesellschaft und/oder

den daraus abgeleiteten vermeintlichen Bildungsgrad und Ausbildungsstand erklärt. Die fordernden anderen Frauen werden kritisch definiert als aus Oberschichtwelten stammend oder wohlwollend und als Pendant dazu als „liebe Krankenschwestern“ gesehen; die uninteressierten Frauen – in bezug auf das Erlernen der deutschen Sprache und geistige Aktivitäten – sind eben Hausfrauen mit Kindern usw. Die Begründungen deuten einen starken Distanzierungswunsch von ebendiesen „Welten“ an. Sie verweisen auch auf eventuelle Kommunikationsprobleme: „wenn ihr so denkt, da müssen wir uns erstmal streiten“; „die haben doch noch ganz andere Probleme“.

Auch hier treten die Personen in den Hintergrund zugunsten einer eher theoretisch-schematischen Sicht und der Konstruktion einer großen emotionalen Distanz und Unverständnis. Herkunft oder Klasse – oder Klassenbewußtsein – und der damit verbundene Zugang oder Nichtzugang zu Bildung werden als Kriterien der unabänderlichen und unüberwindbaren Differenz definiert. Dem liegt die Vorstellung von das Verhalten und die Person bestimmenden Gruppenzugehörigkeiten: Schicht und/oder Status, zugrunde.

4. Die Interviewpartnerinnen (5; 13) argumentieren primär- als auch sekundärkulturell; sie gehen von zwei verschiedenen, doch zunächst gleichstarken Kulturen aus, und von der Tatsache, daß sich die Individuen ihren kulturellen Normen entsprechend verhalten und verhalten müssen. Diese Kulturen mit allen ihren Werten bleiben im Prinzip unverändert, auch wenn aus der Primärkultur eine Minderheitskultur im fremden Land wird. Die Individuen können sich die Kulturen auch zunutze machen; sie haben die Möglichkeit der kulturübergreifenden Wahl zwischen verschiedenen Elementen. Um die Orientierung nicht zu verlieren und persönliches Wohlbefinden zu gewährleisten, müssen sie allerdings die jeweils übernommenen Muster ausbalancieren: für die eigene Identität wichtige, schon vorhandene Werte werden gegen die andere Kultur und deren Normen verteidigt; auf der Basis der alten Kultur werden neu erworbene Werte rückversichernd aufgebaut.

In dieser Argumentation ist jedoch der Entwicklungsaspekt die entscheidende Vorstellung dieser deutschen Frauen zur positiven oder negativen Bewertung von kulturellen Verhaltensweisen der anderen Frauen. Die Sekundärkultur gilt hier als die weiter fortgeschrittene und höherwertige, weil offenere Kultur, die dem Individuum den gesellschaftlichen Aufstieg und die Entwicklung der Persönlichkeit erlaubt bzw. ermöglicht – im Gegensatz zur Herkunftskultur, die diese Möglichkeit im ganzen gesehen nicht bietet. So befinden sich natürlich diejenigen, die allein nach den Normen der Primärkultur leben, noch auf einer niedrigen persönlichen Entwicklungsstufe. Daher erklären sich auch die gegensätzlichen Beschreibungen: die weniger Fortgeschrittenen beugen sich dem moralischen Gruppendruck, sind „rigide“ und noch nicht selbstbewußt. Entscheiden sie sich jedoch für die Wahrnehmung ihrer Chancen in der entwickelten Kultur, beispielsweise für Bildungsmöglichkeiten, sind sie „interessant“ und selbstbewußt. Diese Veränderung in der Migration wird mit respektvoller Bewunderung gesehen. Die dann erfolgende bewußte Entscheidung für traditionelle Werte der alten Kultur wird honoriert mit – teilweise zögernder – Akzeptanz, obwohl sie von den deutschen Frauen emotional nicht nachvollziehbar ist. Die Entscheidung wird als rational-funktionell erklärt: religiöse Manifestationen, wozu auch äußerliche wie das Tragen eines Kopftuchs gezählt wird, dienen dem persönlichen Sicherheitsgefühl. Allerdings zeigen sich auch Ansätze von Verständnis für das Gefühl der vermeintlichen persönlichen Zerrissenheit derjenigen, die diesen Schritt noch nicht oder noch nicht ganz vollzogen haben.

Verschiedene Kulturen werden hier nicht innerhalb einer Herrschaftsstruktur und theoretisch gesehen, sondern historisch als aufeinanderfolgend; entsprechende kulturelle Verhaltensweisen und verschiedene Normen werden nebeneinander akzeptiert, wenn auch nicht unbedingt gleich bewertet. Dem liegt die Vorstellung der verschiedenen Stufen kultureller Entwicklung als Identifikationsangebote für die einzelnen Personen zugrunde und eine Haltung menschlicher, aber ambivalenter Nähe.

5. Die ausschließliche Verwendung des personalen Musters dient in diesen Aussagen (3; 14) deutlich zur Vermeidung der kulturellen Argumentationsschiene für als unangenehm empfundenen und negativ bewerteten Verhalten: „das find ich unerträglich“; „wirklich herbe Vorurteile“. Entsprechend negativ sind die angeblich dafür verantwortlichen Charakterzüge: unangemessen emotional, unflexibel, uninteressiert und nicht informiert. Die eigentliche Determination der anderen oder die Definition ihres

Wesens ist jedoch zu sehen in der Unterstellung ihres Unwillens: die Verhaltensweisen wären veränderbar, wenn es nur gewollt wäre, wenn die anderen Frauen dazu „bereit“ wären.

Hier hängt somit alles vom Willen zur richtigen Orientierung ab. Die Unterstellung einer einzigen bestimmenden Wesenseigenheit kann verstanden werden als funktional-emotionales Ausweichen vor den eigenen negativen Gefühlen und als distanzierte Befremdung bei gleichzeitigem Wunsch nach weniger Distanz.

6. Diese Interviewpartnerin (6) argumentiert, teilweise im selben Kontext, sowohl nach dem primär-kulturellen als auch nach dem personalen Muster: einerseits geht sie davon aus, daß die anderen Frauen so „hintenrum“ sind, weil sie so „feige“ sind: der Charakter „steckt drin“; andererseits werden die Frauen ihrer Meinung nach durch den Druck und den Einfluß bestimmter Instanzen und hier besonders durch den Mann so „getrimmt“, daß sie sich nicht anders verhalten können: „eingepflichtet von klein auf“. Die Prägung durch die Primärkultur wird in den Erklärungen im ganzen für schwerwiegend und unverrückbar gehalten; trotzdem wird den so geprägten Personen eine Lernfähigkeit hinsichtlich eines kontrakulturellen Verhaltens nicht unbedingt abgesprochen. Diese ambivalente Haltung zeigen die starken emotional-bewertenden Aussagen in bezug auf Sexual- und Erziehungsverhalten. Sexuelle Verklemmtheit oder Unfreiheit sowie Erziehungsmaßnahmen werden begründet mit „völlig befremdlichen“, das heißt islamischen, Moralvorstellungen und der Angst vor dem Mann, der für die Beachtung und Durchsetzung ebendieser Vorstellungen zuständig ist.

Es handelt sich in den Begründungen um die Annahme eines bestimmten, aber wesentlich durch Erziehung und eine rückständige Kultur mitgeformten Charakters. Die großen Unsicherheiten und Entscheidungsprobleme in dieser Argumentation erzeugen Widersprüche und machen eine sehr ambivalente Haltung deutlich: die emotional geringe Distanz den anderen Frauen gegenüber und das Bemühen um ein Verstehen ihrer vermeintlich kulturellen Eigenheiten.

Die spezifischen argumentierenden Aussagen zeigen mehr oder weniger große Sicherheit in der Deutung der eigenen Erfahrungen: Den eigenen Augen zu trauen und die Erfahrungen in die Gesamtkonzeption des eigenen Lebens einbauen zu können ist für die deutschen Frauen unterschiedlich wichtig und schwierig. Die Darstellung einer nicht nur vorgestellten, sondern tatsächlich vorhandenen kulturellen Differenz in den Individuen, die Definition von über- oder untergeordneten Kulturen je nach ihren verschiedenen Machtmöglichkeiten oder auch nach ihrem Entwicklungsstand, die Hervorhebung der Bedeutung von Gruppenzugehörigkeiten und Erziehungseinflüssen bestätigen die hauptsächlich gedankliche Gesamttendenz der Erklärungsmuster: kulturelle Prägung und Zwei-Kulturen-Schema. An den individuellen Typen wird allerdings der Charakter der Konstruktion der anderen deutlich: sie ereignen sich auf der Ebene von Gefühlen und bestimmten Vorstellungen, die ihre Irrationalität dann offenbaren, wenn sie erklärt werden sollen. Sie unterliegen den Eigeninteressen und persönlichen Problematiken der Wahrnehmenden. Von diesen hängen offenbar die mehr oder weniger distanzierten Betrachtungsweisen und das emotionale Engagement ab, aber auch bestimmte Mechanismen der Rechtfertigung der eigenen Erfahrungen und Sichtweisen.

#### 4.2.4. Persönliche Wahrnehmungsselektion: „Themen- und problemzentrierte Perspektiven“

Die wahrnehmenden deutschen Frauen konstruieren einen einheitlichen „realen“ Lebensrahmen für den Typus der normalen in Deutschland lebenden Migrantinnenfrauen. Die weitergehenden Wahrnehmungen bleiben zwar in diesem Rahmen, unterscheiden sich jedoch inhaltlich in ihren Beobachtungs- oder Themenschwerpunkten. Auch die Deutung der Wahrnehmungen ist offenbar von diesen speziellen Vorstellungen, Einstellungen und Emotionen beeinflusst. Ihr außergewöhnlich häufiges Auftreten und ihre Wiederholungen innerhalb der einzelnen Gespräche und in allen möglichen Beschreibungskontexten sind auffällig. Diese Interpretationstatsache läßt auf eine große Bedeutung von speziellen individuellen Perspektiven bei der Wahrnehmung von Migrantinnen schließen.

Diese bestimmen die Auswahl der Wahrnehmungen, das heißt, was und wie gesehen wird: die Inhalte der Beschreibungen und die Beschreibungen selbst. Die Methodik der Beschreibungen, das be-

deutet Wortwahl und Redewendungen und hinter der Rede stehende überverbale Intentionen, ist für die Interpretationsarbeit nicht unerheblich. Sie gibt neben den inhaltlichen Perspektiven Auskunft über zugrundeliegende und begleitende Gefühle und Gefühlsmotive und zwar zweiseitig oder in beide Richtungen: zum einen in bezug auf Migrantinnen, wie Empathie, Sympathie, Bewunderung, Befremdung, Arroganz, Verachtung, Antipathie, Mitleid usw., zum anderen die Gefühle oder Antriebe der deutschen Frauen selbst, zum Beispiel Freude, Ängste, Sehnsüchte, Fremdheit, Neid, Geiz, Ehrgeiz, Haß, Gier, Selbstmitleid usw., die unter Umständen geeignet für Projektionen sein könnten.

Grundlegende Meinungen oder Einstellungen und die damit zum Teil verbundene Ambivalenz oder das Schwanken zwischen sich widerstrebenden ganz allgemeinen Gefühlshaltungen – Distanz und Nähe – wurden erläutert. Die endgültige Deutung und Beurteilung dieses Komplexes kann erst unter Einbeziehung der interpretierten Kommunikationsbeziehungen deutscher und anderer Frauen erfolgen<sup>11</sup>.

Die allgemeine Perspektive oder der gemeinsame Blick der interviewten Frauen sieht die ausländische Frau vorwiegend als normale, traditionelle, meist türkische Frau mit einem Migrantinnenleben: sie befindet sich in einer schwierigen Situation „zwischen den Kulturen“. Zur Wahrnehmung weiterer Einzelheiten ist der Blick einzelner Interviewpartnerinnen individueller und gerichteter, nämlich auf ihren jeweiligen Themen- oder Problemkomplex, das bedeutet auf diejenigen Inhalte, Strukturen und Verhaltensweisen, die sie am meisten interessieren oder besser: die ihnen selbst „am Herz liegen“. Es ist zu vermuten, das dieser persönliche Blick auf bestimmte wichtige Themen auch Identifikations- oder Kommunikationsbereitschaften oder -hindernisse anzeigt, indem mit der Schilderung implizit Gemeinsamkeiten oder trennende Unterschiede hervorgehoben werden. Denn nur vordergründig sind dies Beschreibungen bestimmter Phänomene von Ungleichheit und unterschiedlichen Personen; vielmehr verweisen sie auf die Themen der Beschreibenden selbst.

Die folgenden erläuterten individuellen Themen sind auch teilweise in den jeweils anderen Interviews zu finden, allerdings nur als nicht zentrale Nebenthemen. Zum Hauptthema bzw. Problemkomplex wird ein Thema dann, wenn es immer wieder in verschiedenen Kontexten und im selben Interview schwerpunktmäßig auftaucht. In einigen Interviews sind auf der Ebene der Fremdwahrnehmungen bzw. deren Beschreibungen über den gemeinsamen Blick hinaus spezielle Perspektiven im Sinne eines übergeordneten Schwerpunktthemas mit bestimmten persönlichen Anliegen weniger deutlich erkennbar (3; 9; 10; 15).

### **(1) Lebensbewältigung, psychische Stabilität, „Sicherheit“**

Die einzige Interviewpartnerin, die sich ihrer Wahrnehmungen ohne Weiteres, das heißt ohne zusätzliche Erklärungen, sehr sicher ist, konkretisiert und bewertet in einer ihrer Aussagen über das Sosein und das Leben türkischer Frauen: „Türkische Frauen sind, auch wenn sie, ähm, nich keine Schulbildung haben oder so, sie können eigenständig denken und über ihr eigenes Leben entscheiden, ne“ (7/2576–2580). Die Hetze und Ungerechtigkeiten des Alltags läßt türkische Migrantinnen jedoch manchmal auch in aussichtsloser Position gegen die Übermacht der Belastungen kämpfen.

Dieses Thema der Bewältigung des eigenen Lebens der Realität zum Trotz bestimmt auch andere Kontexte dieses Interviews. Die anderen Frauen werden zwar negativ typisiert: sie sind ungebildet, gleichzeitig aber als sich über diese „Tatsache“ hinwegsetzend und damit positiv gesehen. Trotzdem ist auch daraus abzuleiten, daß Bildung von dieser Interviewpartnerin als eigentlich unverzichtbare Voraussetzung für eigenständiges Denken und Bedingung für selbstbestimmtes Leben gesehen wird. Hier kommt auch eine empathische Bewunderung für die anderen und der eigene trotzige und intensive Wunsch, das Leben mit unbeugsamen Willen zur eigenen Entscheidung meistern zu können und sich trotz der Last des Lebens ein Stück familiäre Geborgenheit zu sichern. Der unklare Aufbau des Satzes deutet hin auf die eigene Unsicherheit hinsichtlich der Wahrheit der Beschreibung.

Weitere das Gespräch bestimmende persönliche Perspektiven sind die dem obigen Thema ähnlichen Schwerpunktthemen des (Über)lebenskampfes unter Bewahrung psychischer Stabilität und die

Erlangung von Sicherheit. Migrantinnen werden beschrieben als Gewinnerinnen oder Verliererinnen ihrer psychisch-moralischen Stabilität, je nachdem, ob die „eigene Identität verloren geht“ – an die „Nacktfrauen“ – oder ob sie „sich eine Klarheit schaffen können“ (13). Von dieser Stabilität hängt dann ihr unsicheres oder ihr selbstbewusstes, überlegenes Auftreten und Aussehen und der Respekt der anderen ab. Geeignete Mittel zur „Schaffung von Positionen“, allgemein gesellschaftlichen und familiären, sind Schule, Ausbildung, feste moralische Werte. In einem anderen Interview werden zu diesem Thema Migrantinnen als „unheimlich stark“ beschrieben, die „noch relativ gut“ ihr „ziemlich hartes Leben“ meistern (5). Das harte Leben ist hier auch und vor allem physische und psychische Mißhandlung durch den Mann. Mit den dadurch verursachten psychischen Defekten werden die Frauen fertig.

Aus den Aussagen dieser beiden Interviewpartnerinnen spricht Bewunderung für die anderen. Jedoch sind – so deute ich die Aussagen – der einen die Frauen unheimlich, die ohne Hilfe – von außen – noch irgendwie zurechtkommen; sie ist unsicher über eigene Gefühle zu diesem Thema und zeigt gleichzeitig ein starkes Bedürfnis nach emotionaler Sicherheit; die andere Interviewpartnerin dagegen vertraut stolz auf die eigene Schaffungskraft. Sie ist auch die einzige Gesprächspartnerin, die auf die Schönheit der anderen Frauen hinweist, deren „Technik“ sie sich „abguckt“, weil diese auch der Ausdruck von „strahlendem“ Selbstbewußtsein ist.<sup>12</sup>

## (2) Männerbeziehungen, Frauenrolle, „fremde“ Sexualität, Moral

Eine das Gespräch bestimmende Perspektive oder das in unterschiedlichen Kontexten immer wiederkehrende Schwerpunktthema ist beispielsweise auch das Verhältnis der Geschlechter, genauer: das Abhängigkeits- und Unterdrückungsverhältnis zum Mann und/oder Ehemann und zur Familie (1). Es schlägt sich in den Beschreibungen der anderen Frauen nieder<sup>13</sup>: Ihre Lebenssituation ist „völlig verfahren“; sie werden typisiert als „alleinerziehende, mißhandelte Mutter von sechs Kindern, Hausfrau, Putzfrau“, die sich aber naiv am Mann hängend und auf ihn hoffend nicht scheiden lassen will. Durch niedere Dienstleistungstätigkeiten im Haushalt wird sie völlig ausgebeutet; der Mann begehrt sie nicht: „der wollte sie gar nicht haben“, sie wird völlig mißachtet und „fies behandelt“, ein Sohn muß „abgeliefert“ werden. Der Selbstmordversuch der jungen ausländischen Frau ist für die Gesprächspartnerin verständlich, denn atürlich geht alles „absolut schief“ und die Ehe funktioniert überhaupt nicht: „es war eben keine eigene Entscheidung“. Diese Verhältnisse können erst richtig durch die „üben“ deutschen Gesetze ausgelebt werden: Die geradezu hexenhaft typisierte ältere Frau, die böse Schwiegermutter, hat die Verfügungsgewalt über den Sohn bzw. die Tochter und kann sie mit „irgendwelchen Verwandten oder Bekannten, die vielleicht gerne in Deutschland arbeiten wollen“, verheiraten. An einer anderen Stelle kommt diese Interviewpartnerin ebenfalls auf das Thema zurück, jedoch bei der Beschreibung einer deutschen Freundin, „deren Beziehung zu Männern sie unmöglich“ findet, weil „so ein jahrelanges Kranken an irgendwelchen ungeklärten Männerbeziehungen und wo der Typ alles Mögliche sich leistet, und die doch nicht von ihm loskommen“; sie findet es „abartig, was die da machen (...) so ständige Scheintrennungen und dann doch wieder nicht und so“; ansonsten findet sie sie „nett“, aber diesen „Bereich“ müßte sie „ein bißchen ausklammern, sonst denk ich sie...sie macht das total falsch, und irgendwie müßte sie den doch eigentlich längst mal irgendwohin geschickt haben“ (1/2821–2852).

Eine andere Gesprächspartnerin (8) schildert innerhalb dieses Themas ebenfalls Probleme der unfreiwilligen oder auch freiwilligen Heiraten der anderen Frauen, der Zwang der Geschlechtertrennung, dem diese sich unterwerfen und Sprachprobleme. Aber auch, wenn die anderen Frauen keine Probleme mit der – deutschen – Sprache haben, werden sie als lästig bewertet: da „wirst du auch irre, die hat immer soviel Probleme am Hals“ (8/1604–1606).

Inhalt und Form machen die persönliche Problematik deutlich, die offensichtlich mit dem Thema verbunden ist sowie eine Verachtung für die Schwächen oder das Fehlverhalten der anderen. Die Zurückweisung, extreme Negativbewertung und Verächtlichmachung bei Schilderungen von: Män-

nerbeziehungen, Haushalt, Familie verstehe ich aber auch als Angst und Unsicherheit in bezug auf die eigene vielleicht noch zu findende Rolle und das eigene Bedürfnis nach BeAchtung. Eine dieser Gesprächspartnerinnen stellt sich in Zusammenhang mit der Beschreibung der anderen Frauen vielleicht deshalb auch die zentrale Frage, „wieviel man sich eigentlich so als Frau von so nem Ehemann bieten lassen sollte oder dürfte“ (1).

Der thematische Rahmen: Unterdrückung oder Abhängigkeit von der Familie – im weitesten Sinn – ist auch für eine andere Interviewpartnerin (12) als ein persönliches Problem zu deuten, dessen Konkretisierung in den Schilderungen der anderen Frauen aber offenbar weniger starke negativ besetzte Emotionen zugrundeliegen. Allerdings ist ihr Blick ganz speziell auf den engen äußerlichen und „inneren“ Rahmen ihres Daseins gerichtet: Migrantinnen haben „sehr enge Bezüge“, dürfen „keine Freiheitsforderungen“ stellen, sind „total reduziert“ und können sich „nicht frei bewegen“. Die Darstellung ist verbunden mit einem leicht befremdeten, empörten Mitleid für die anderen Frauen.

Ein weiteres persönliches Thema ist die Verpflichtung zu Loyalität und – auch ehelicher – Treue (2): Migrantinnen werden als im Konflikt stehend geschildert zwischen „sozialen“ Treueansprüchen und ihrem Liebesbedürfnis. Liebe wird hierbei als „Geborgenheit und Nähe“ definiert. Für die Frauen ist das „unglaublich schwierig“, „zu diesem Mann zu halten, der da nun aus irgendwelchen Gründen, die man nun wirklich nicht mitträgt, inhaftiert wurde“. (...) diese Schuldgefühle dann, sich mit nem anderen Mann einzulassen.“ Diese Verpflichtungen und Schuldgefühle tauchen in anderer Form wieder auf beim Thema: eheliche Pflichten. Die anderen Frauen können: „haben die Möglichkeit“, den Mann zurückweisen, sie brauchen ihre eigentliche Pflicht nicht zu erfüllen und zwar ohne jegliche „Schuldgefühle“, denn sie „nutzen bestimmte traditionelle Dinge einfach“: sie können die Stillzeit „unendlich lange ausdehnen“, da „es einem Mann verboten ist, auf jeden Fall eine bestimmte Zeit nach der Niederkunft mit einer Frau zu schlafen“ (2/1676–1706).

Diese Interviewpartnerin vermittelt den Eindruck, daß sie auf der Seite der beschriebenen Frauen steht oder stehen möchte, die sich gegen die sexuellen Gelüste des Mannes wehren wollen und auch wirklich wehren können. Die Abweisung des Mannes ist endgültig: die zeitlich unbegrenzte Nutzbarmachung der gesellschaftlichen Regeln erlaubt „den Frauen“ innerhalb dieser traditionellen Regeln, das bedeutet: ohne Regelverletzung und deshalb konfliktlos, „nie mehr mit dem Mann zu schlafen“. Hier und auch in dem anderen dokumentierten Kontext wird der Mann – ein wahrscheinlich den betroffenen Frauen recht nahestehender Mensch: nämlich der Ehepartner – als ein den beschriebenen Frauen Fremder geschildert, mit dem sie eigentlich gar nichts zu tun haben: auf diesen Mann, „aus irgendwelchen Gründen“ kurz vor der Hinrichtung, können und brauchen sie persönlich keine Rücksicht nehmen, da sie für seine mißliche Lage nun wirklich nicht verantwortlich sind. Vorwiegend durch den sozialen Druck der eigenen Landsleute entsteht der Konflikt – das heißt Schuldgefühle –, der jedoch nicht mehr „akut ist, weil so viele hingerichtet wurden“.<sup>14</sup> Demgemäß, so ist zu folgern, kann nur der Tod die Treueverpflichtung aufheben. In einem ganz anderen Kontext schildert die Befragte ein Ehepaar, von dem sie weiß, daß sie „wegen Eheproblemen“ in die Beratung gekommen sind. Sie nimmt sofort an, daß das Problem durch das zu enge Wohnen auf einem Zimmer verursacht wird, und muß dann erstaunt feststellen, daß es lediglich um eine defekte Heizung als Problem geht.

Nach meinem Verständnis basieren die Wahrnehmungen auf einer freundlich zugewandten und beabsichtigten Solidarität mit Migrantinnen. Die Interviewpartnerin will eine positive Deutung von anderen Verhaltensweisen und will die anderen verstehen. Daneben kommen Unsicherheiten über die Berechtigung eigener Gefühle in einem Einerseits-Andererseits-Denken zum Ausdruck und das Gefühl einer gewissen Hilflosigkeit bei selbst zu treffenden Entscheidungen – ohne höhere Macht oder Direktiven von kompetenter Seite – sowie der Neid auf Lösungs- und Handlungsmöglichkeiten der anderen. Die Ausklammerung der Sexualität aus der Liebedefinition und in Beziehungen bzw. ihre angestrebte Vermeidung zeigen zumindest einen schwierigen Umgang mit der männlichen Sexualität, sind aber eventuell auch als Fremdheitsgefühl gegenüber der eigenen Sexualität zu deuten.

Die Entwicklung einer FrauenPersönlichkeit jenseits der traditionellen Rollenfestlegungen als das bestimmende persönliche Thema einer weiteren Gesprächspartnerin zeigt sich in den Beschreibungen der Verhaltensweisen von Migrantinnen in den „vielen schwierigen schulischen und beruflichen

Situationen“, wo „andere“ Rollenanforderungen an sie gestellt werden (14). Sie meistern ihr Leben durch die ständige Suche nach ihrem eigenen Weg und danach, zu wissen, wo sie hingehören, ihren Platz in Frauenzusammenhängen zu finden. Dadurch wächst ihre Persönlichkeit „ganz schlicht und einfach“. Die abstrakte Vagheit der Situationsbeschreibungen ist mehrdeutig: Der Prozeß der schlichten und einfachen Persönlichkeitsentwicklung bezieht sich auf das traditionelle Weiblichkeit-Männlichkeit-Schema, das es zu überwinden gilt. Er kann aber auch im Sinne der Überwindung aller überhaupt existierenden kulturellen Normen gemeint sein.

Die Aussagen dieser Interviewpartnerin deute ich als freundlich-bestimmte Einfühlung in diese vermeintliche Problematik der anderen Frauen; Verhaltensweisen in diesem Rahmen werden bewußt positiv gedeutet. Dieser Bewertung liegt offenbar eine feste Überzeugung in bezug auf den richtigen einzuschlagenden Weg zugrunde sowie das Vertrauen auf die eigene Stärke, das Ziel zu erreichen. Andererseits und gleichzeitig finden sich noch Restunsicherheiten auf der emotionalen Ebene bezüglich der Frage, auf welchem Weg sich die Interviewpartnerin eigentlich selbst sieht, anders formuliert: wo sie selbst hingehört.

### (3) Das „Absetzen“ von der Familie

Die Befreiung oder Selbstbefreiung der Frau aus der Familie als ist der Schwerpunkt in drei Interviews (4; 6; 11) und ein persönliches Anliegen der betreffenden Interviewpartnerinnen. Fast ausschließlich unter diesem Aspekt blicken sie auf die Welt und auf die schwierige Situation der anderen Frauen: Der vermeintliche Konflikt wird allein in der Schwierigkeiten gesehen, anders zu leben als die Familie es erwartet oder sogar verlangt. Es ist der Konflikt zwischen Moderne und Tradition, der sich auf der Individualebene als persönliche Loslösungsschwierigkeit abspielt: sich von der Familie und von den sie bestimmenden Normen in Form der „arabischen Gemeinde“ zum Beispiel (4) abzusetzen: „...man will sich ja nicht absetzen, man möchte ja den Kontakt halten, weil das ist ja...ein Stück Heimat meinerwegen, die Landes...also die Muttersprache zu sprechen etc.“ (4/2101–2105) Zur beabsichtigten Weiterentwicklung muß diese heile Welt aufgegeben werden; die persönliche Entfaltung bedeutet den Verlust der vertrauten Ordnung und Geborgenheit bzw. den Verzicht darauf. Das Gelingen dieser Konfliktbewältigung ist deshalb hochgeschätzte Leistung. Migrantinnen werden in ihrem Problem und in ihrem Kampf von der Ausnutzung bis zur Selbstbestimmung sehr genau beschrieben. In einem Interview (4) werden sie teilweise in biologisch-medizinischen Termini: „impfen; flügge werden; entfliegen, einfangen“ und anhand eines Beispiels dieser Einzelkampf beschrieben.<sup>15</sup> Die Probleme sind dann gelöst, wenn das Ziel erreicht ist: sich gegen die Familie durchsetzen, frei sein und/oder mit dem richtigen Mann verheiratet. Das Mittel dazu sind hier Ausbildung und Arbeiten: „sich den Lebensunterhalt verdienen“ und die – wahre – Liebe.

In einem anderen Interview (6) wird das Leben der anderen Frauen in Armut, Mißhandlung, Unbildung und Unfreiheit, das heißt mit Kopftuch, beschrieben. Das Problem besteht im passiven Auf-der-Stelle-Treten der Frauen: „jung geheiratet und das war's dann“, und darin, daß sie nicht die vielen Fortschrittsmöglichkeiten nutzen: Lernen, Bildung und Beruf. In einem weiteren Gespräch (11) wird das Wohnen bei der Familie oder mit dem Ehemann in Unfreiheit und Unselbständigkeit als die problematische Situation geschildert, aus der sie sich entweder nicht selbst befreien wollen oder auch zum Teil nicht können. Beides wird als Konfliktbewältigung gedeutet und als gleich bzw. gleichwertig beurteilt: „empfinde ich als total stark“: einmal durch Akzeptanz des schrecklichen Lebens, zum anderen durch Widerstand dagegen. Aber „aus allem rauszukommen und sich ein unabhängiges Leben zu erkämpfen“ bleibt für diese Interviewpartnerin das persönlich favorisierte Ziel.

Die schmerzliche Erfahrung eigener Loslösungsprozesse, Ängste vor den eigenen Gefühlsverstrickungen und große Bedürfnisse nach Sicherung des eigenen Lebens und des Lebensstils sowie der eigenen Lebensziele vermitteln den Eindruck einer Verunsicherung und Ambivalenz Migrantinnen gegenüber, die durch ihre Wohnform oder ihr Auftreten vermeintlich eine bestimmte eigentlich geringer bewertete Lebensform repräsentieren. Nach meinem Verständnis liegt dieser Ambivalenz das Be-

dürfnis nach Geborgenheit bei gleichzeitigem Streben nach Freiheit und Unabhängigkeit zugrunde. Migrantinnen werden deswegen nur unter diesem Aspekt des Widerstreits zwischen Wollen und Fühlen, aber empathisch gesehen. Trotzdem sind die Bewertungen eindeutig in ihrer Fortschritts-Sympathie. Eine weitergehende gewagtere Interpretationsalternative wäre die Annahme von zugrundeliegender Angst vor Einsamkeit und Ausgenutztwerden als spezielles Problem dieser Interviewpartnerinnen.

#### **4.3. Grundlagen und Bedeutung des Bildes der anderen Frauen: „Probleme haben sie nur, wenn sie als Ausländerin erkennbar sind“**

Unterschiede in den Wahrnehmungen der einzelnen wurden unter verschiedenen Annäherungsperspektiven dokumentiert und interpretiert; es sollen nun die gemeinsamen konzeptionellen Grundlagen dargestellt werden.

Die interpretierten Erfahrungen oder „Horizonte“ der Wahrnehmungen sind spezifisch individuell und zugleich ähnlich in ihren Aspekten und Grundlagen. Es sind gesammelte Wahrheiten über Frauen nichtdeutscher Herkunft, die nicht zur Beurteilung der Wirklichkeit dieser anderen Frauen taugen, sondern zur Analyse der Wirklichkeit derjenigen, die diese Wahrheiten sehen und deuten. Das bedeutet nicht, daß alle Aussagen über andere gar nichts oder nur Falsches über sie mitteilen. Denn mehr als für die Selbstwahrnehmung wird hier die Realität in die Darstellung miteinbezogen. Die Konstruktion des Bildes von Migrantinnen spielt sich gewissermaßen in einer Dimension über und neben der Wirklichkeit ab und ist ein Aspekt der Selbstdefinition der Frauen der deutschen Mehrheitsgesellschaft.

Insgesamt gesehen ist das Bild der anderen in seinen Inhalten überwiegend einfach, undynamisch und einheitlich begrenzt: innerhalb eines konstruierten homogenen Lebensrahmens wird die psychische, soziale und kulturelle Handlungskompetenz von Migrantinnen definiert und auf die eine oder andere Art und Weise einordnend erklärt und nach persönlichen Bedürfnissen bewertet. Das fiktive in seinen Aspekten manchmal widersprüchliche Gesamtbild scheint in der Wahrnehmung der deutschen Frauen mehr oder weniger für alle Migrantinnen repräsentativ und hat scheinbar die „ausländische Frau als Opfer von Unterdrückung“ als Hauptthema. Stellvertretend für dieses Bild ist die türkische Frau oder die Türkin. Der sprachliche Ausdruck beinhaltet bzw. ersetzt die einzelnen Elemente oder Aspekte dieses Bildes; die Mitbedeutungen müssen sprachlich nicht unbedingt explizit gemacht werden: diese Frau ist kulturbedingt traditionell und wertkonservativ, Hausfrau und Mutter, „außengeführt“ und männerbestimmt; sie ist in jeder Beziehung irgendwie benachteiligt, daher auch unselbstständig und entscheidungsunfähig; sie hat einen persönlich und intellektuell beschränkten Radius, ist problembeladen durch Überforderung in Familie und Beruf, aber auch manchmal durch erzwungene Bikulturalität, gedeutet als Gespaltensein zwischen moderner Lebenswelt und traditionellen Vorstellungen; nicht selten können nationalistische und rassistische an ihnen Einstellungen beobachtet werden. Auch für das Nebenthema „interessante Frau aus einer anderen Kultur“ reicht die türkische Frau als Kennzeichnung mehrerer Aspekte aus: sie ist spontan, herzlich, solidarisch, erotisch, schön, selbstbewußt. Insofern folgen die Wahrnehmungen der interviewten Frauen den in meiner Arbeit vorab dargestellten europäisch-deutschen Wahrnehmungsschemata von Frauen fremder Kulturen.

Die Komplexität oder Einheitlichkeit des Bildes, das bedeutet, welche Aspekte im Vordergrund der Betrachtung stehen, ist jedoch entscheidend abhängig von der Einflußweise und -stärke von einzelnen ganz persönlichen Sichtweisen und Gefühlsbesetzungen, die zwar bei allen vorhanden, in ihrer Ausprägung allerdings verschieden sein können. Auch kann die Wahrnehmung der anderen Frauen nicht nur einfach und schematisch als spiegelbildlich zur Selbstwahrnehmung verstanden werden. Der Wahrnehmung von Unfreiheit, Desinteresse und Traditionalität usw. bei Migrantinnen stehen nicht immer automatisch und unbedingt dieselben, nur ins positive Gegenteil verkehrten, Eigenschaften auf der Seite des Selbstbildes gegenüber. Die Verteilung und Gewichtung der einzelnen Elemente oder auch die Auswahl bestimmter Aspekte des Bildes wie auch deren gefühlsmäßige Besetzung sind ebenfalls wie dokumentiert uneinheitlich.



Persönliche Erfahrungen mit oder Wahrnehmungen von Migrantinnen werden auf der Gruppenebene verarbeitet, das heißt, es findet eine Art Vergleich zwischen Individuum und einer Gesamtheit von Wahrgenommenen statt. Die anderen werden als „sie“ und einheitlich beschrieben, als einer Gruppe, Kultur, Ethnie, Schicht, Klasse oder Nation zugehörig definiert und von einem keineswegs sich als einheitlich verstehenden Ich beurteilt. Der vorherrschenden Einordnung der anderen Frauen in einen sozio-kulturellen Bereich und ihre Identifikation als Minderheitsangehörige stehen die Zurückweisung der Selbsteinordnung in eine Mehrheitsgruppe oder eine Kultur/Nation gegenüber sowie die Vorbehalte gegen Zugehörigkeitsgefühle in dieser Richtung.

Hinter dieser Gruppenanalyse sind einzelne Personen und ihr individuelles Leben und/oder ihre Persönlichkeiten nicht mehr ersichtlich. Insofern ist die Erfahrung der anderen verallgemeinernd und homogenisierend; persönliche und Gruppenmerkmale – auch ihre Variationen und in ihren Kombinationen – bedingen sich gegenseitig: persönliche werden der Gruppe zugeordnet, vermeintliche typische Gruppenmerkmale den Personen. Das entstandene relativ einheitliche Bild der anderen wird ins Verhältnis gesetzt zu eigenen Meinungen und Gefühlen. Es ist ohne dieses Inwertsetzen gar nicht denkbar; besonders die mit dem Bild verbundenen Gefühle bestimmen diesen Vorgang der Beurteilung. Das Bild ist sowohl inhaltlich als auch in seinen Funktionen und anhängenden Affekten offenbar von bestimmten Grundlagen und Regeln abhängig.

Zwei grundlegende richtungsweisende Dimensionen bestimmen die Wahrnehmung von Migrantinnen bei den deutschen Frauen und wirken zusammen: zum einen die Sicherheit des Wissens über die anderen Frauen. Dieses Weltbild, beispielsweise das Wissen über Zugehörigkeit, ist geleitet von eigenkulturellen Normen und Werten und folgt bestimmten anerkannten Alltagstheorien, auch Vorurteilen, und auch wissenschaftlichen Erkenntnissen. Zum Beispiel dienen mehr oder weniger genaue und fundierte Vorstellungen über kulturelle Einflüsse auf das Individuum zur Absicherung der Wahrnehmung: die Wirklichkeit bestätigt dann dieses schon vorhandene Wissen. Die Fakten, die schon bekannt sind, werden für die Wahrnehmung ausgewählt; was schon erklärt ist, wird mit derselben Begründung nochmal erklärt und damit gewissermaßen verifiziert. Dabei kommen den äußerlichen Erscheinungen eine große Bedeutung zu. Sie werden interpretiert und eingebaut in schon vorhandene Schemata und zwar auf der Ebene und im Bereich des Vorurteils oder auf der Ebene der Theorie oder auf beiden Ebenen. Nicht erklärbare Phänomene werden abgedrängt in die zweite persönliche Dimension.

Diese individuelle Dimension kann im Zusammenhang mit der ersten oder darüberhinaus auch für sich und alleine wirken. Die eigene Persönlichkeit überlagert bzw. verdrängt dann das Wissen. Hier wird selektiert nach persönlichen und gerade aktuellen Vorstellungen und nach eigenen bestimmenden Strukturen, speziellen Lebenserfahrungen oder das Leben bestimmende Problemen und nach gefühlsmäßigen Dispositionen. Deutlich wirkt diese Dimension bei den Mechanismen der Rechtfertigung; hier wird die angenommene Realität der anderen Frauen benutzt bzw. (um)interpretiert und nach ganz persönlichen Maßstäben bewertet. Da die individuelle Perspektive als das wichtigste Gesprächsthema die Interviews insgesamt gesehen oft bestimmt, kann jedenfalls an dieser Stelle angenommen werden, daß nicht immer diejenigen Fakten gesehen werden, die schon bekannt sind, und wo das, was schon gewußt wird, durch die Wirklichkeit bestätigt wird, sondern daß auch dasjenige an und in den anderen gesehen und beschrieben wird, was ein für die deutende Person eigenes Gewicht hat oder was für sie ein aktuelles oder LebensProblem darstellt.

Zusammenfassend kann zunächst festgestellt werden, daß nicht ausschließlich eigenkulturell bestimmte Vorstellungen, sondern mehrere Einflußfaktoren bildprägend wirken und als Selektionsmittel fungieren können: das Lebensthema, gerade aktuelle Probleme und theoretische Vorstellungen sowie historisch-kulturelle Muster. Ich gehe von folgender Annahme aus: je ausschließlicher ein Faktor wirkt, desto statischer ist das Bild der anderen Frauen und desto weniger Spielräume, das heißt Handlungsmöglichkeiten, werden ihnen eingeräumt. Anders und in Hinsicht auf die Interaktion mit Migrantinnen formuliert: je fester und wichtiger die eigene Weltsicht – theoretisch und/oder emotional –, desto weniger können die anderen in ihrer Wirklichkeit gesehen und akzeptiert werden; desto weniger möglich erscheint Kommunikation zwischen den deutschen Frauen und den anderen.

Die den deutschen Frauen als ähnlich definierten anderen Frauen fallen offenbar aus dem Bild heraus. Die Realisierung aller Vorstellungen über die ausländische Frau ist abhängig von ihrer Erkennbarkeit, wie es eine Interviewpartnerin (3) treffend formuliert. Nur unter der Bedingung, daß sie als Ausländerin erkennbar sind, haben sie „eine Menge Probleme“; blieben sie „unerkannt“, gäbe es keine Probleme. Da ihre Erkennbarkeit oder ihre Unkenntlichkeit jedoch durch die Wahrnehmenden und ihre Vorstellungen definiert wird, können die Wahrgenommenen ihr eigenes Bild nicht selbst konstruieren oder korrigieren. Solange es die Wahrnehmenden wollen, werden sie „ins Bild passen“ müssen und werden erkannt. Erkannt werden bedeutet dann: in bestimmte Vorstellungen oder in die persönlichen Bedürfnisse der Wahrnehmenden eingefügt werden, wie zum Beispiel sich selbst darstellen, sich rechtfertigen, den eigenen Standpunkt festigen usw.. Zur Identifizierung reichen wenige äußerliche oder innerliche Signale: ein bestimmtes Aussehen und Auftreten oder auch nur das vermeintliche Sein von Migrantinnen im Denken der sie wahrnehmenden deutschen Frauen.

In bezug auf die Kommunikation bzw. das Handeln in konkreten Situationen ist nun von Bedeutung, wie und wann das konstruierte Bild der anderen Frauen realisiert oder abgerufen wird. Die Frage ist, wie beurteilt wird und welche Merkmale bzw. welche Frauen dann als zugehörig oder nicht zugehörig identifiziert werden und unter welchen Bedingungen. Für das weitere Vorgehen ist demnach von Bedeutung, was und wer in welchen Situationen von den deutschen Frauen erkannt wird, von welcher Dimension ihre Wahrnehmung bestimmt wird und ob die anderen Frauen auch außerhalb der Sichtbarmachung allgemeinen Wissens oder persönlicher Anliegen gesehen werden können. Die Reflexion über Unterschiede und die Erörterung von Verhaltensweisen in verschiedenen Kommunikationssituationen können auch Auskunft über das Selbstverständnis der deutschen Frauen geben. Die Frage ist daher, ob, wie und wann das Bild „in die Tat umgesetzt“ wird.

## Anmerkungen

- 1 vgl. II. 5. Handlungshorizonte: Fremdbild und Selbstbild in der Kommunikation mit Migrantinnen
- 2 Auf die einzelnen Textsorten kann hier nicht näher eingegangen werden.
- 3 Dieser Gesprächskonsens ist der Grund, warum überhaupt „offen“ über die Wahrnehmung von Migrantinnen berichtet wird; ich bin ja in dieser Absicht gekommen.
- 4 vgl. dazu auch II. 4.2.4.: Persönliche Wahrnehmungsselektion: „Themen- und problemzentrierte Perspektiven“
- 5 vgl. II. 4.2.3.: „Prägungstheorien“ als Erklärungen
- 6 vgl. II. 4.2.2. (2): Rechtfertigungen
- 7 vgl. II. 4.2.4.: Persönliche Wahrnehmungsselektion: „Themen- und problemzentrierte Perspektiven“
- 8 Auch das „subjektiv ungedeutete“ oder „nicht erklärte“ Interview könnte eventuell als ein mögliches Muster interpretiert werden: Erfahrungen zwar mitzuteilen, aber ohne Erklärungsverlangen. Das ist jedoch eher ein individuelles Merkmal; möglich wäre auch, bei Einteilung der Gesamtheit der Interviews – in Gedeutete und Nichtgedeutete – dieses Interview als einsame Vertreterin des ungedeuteten Typs zu verstehen. Natürlich steht im Grunde hinter jeder Aussage eine subjektive Deutung, die durch eine Interpretation „sichtbar“ gemacht werden kann. Hier sollen die von den interviewten Frauen selbst angebotenen Deutungen analysiert werden.
- 9 Durch die Verwendung des Begriffes Kultur/kulturell bleibe ich hier sprachlich in den Vorstellungen der Interviewpartnerinnen; *primär-* und *sekundärkulturell* deshalb, um die zeitlich wahrscheinliche Reihenfolge der „Kulturen“ deutlich zu machen, in denen die Individuen, die anderen Frauen, sich bewegen oder bewegt haben und denen sie nacheinander und/oder gleichzeitig ausgesetzt sind oder waren.
- 10 In der Darstellung dieser Interviewpartnerin wird mit dem Ausdruck „fremde Kultur“ für die Aufnahmegeellschaft bzw. Deutschland die vorgestellte Perspektive von Migrantinnen übernommen.
- 11 vgl. II. 5.: Handlungshorizonte: Fremdbild und Selbstbild in der Kommunikation mit Migrantinnen
- 12 Die andere Interviewpartnerin (3), die ebenfalls dieses Thema anspricht, sieht die Schönheit von Migrantinnen aber nicht für sich, sondern beschreibt sie als „Problem“: die deutschen Männer sehen Migrantinnen so und „machen sie (ihre Freundinnen) an“. Hier wird das „exotisch schöne“ Aussehen vor allem als sexuelles

Signal und Symbol verstanden; die Schönheit der anderen, von deren „Glanz“ die Wahrnehmende vielleicht selbst profitieren will, wird im Moment des eigenen drohenden Verlusts der Aufmerksamkeit der anderen (Männer) eifersüchtig-neidisch abgewertet. Den so beschriebenen anderen Frauen wird ein Bewußtsein – der „Durchblick“ – über herrschende Regeln („Anmache“) schlichtweg abgesprochen: „die Frauen wissen gar nicht, was die wollen, diese Männer“.

- 13 Die Zusammensetzung aus den verschiedenen Kontexten dieses Interviews zeigt einmal mehr in diesem Fall die Widersprüche der Merkmalszuweisungen.
- 14 Aus dem Verhalten als auch am Lachen ist zu erkennen, daß der Gesprächspartnerin der eigentliche Zynismus dieser Bemerkung keineswegs bewußt ist.
- 15 s. „Die Geschichte der R.“ aus dem Interview (4) im Anhang

## 5. HANDLUNGSHORIZONTE: FREMDBILD UND SELBSTBILD IN DER KOMMUNIKATION MIT MIGRANTINNEN

Die Selbstdarstellung der interviewten deutschen Frauen hat eine begrenzte und imaginär gelenkte Verbindung zur Wirklichkeit oder zur „Wahrheit“; die Wahrnehmung von Migrantinnen stellt einen Erfahrungswert mit der Realität dar, der aber aufgrund der Vorstellungen und der Befangenheit in spezifischen Strukturen diese Wirklichkeit oft nur in Teilaspekten und ungenau abbildet. Gleichwohl können diese Erfahrungen die soziale Wirklichkeit formen; sie können zur richtungsweisenden Grundlage für Handlungen im Umgang mit den anderen werden und durch diese Verbindung sowohl das Selbstbild verändern als auch die Handlungen der anderen mitbestimmen. Die Beschreibung und subjektive Deutung dieser Realität der Handlungen in Kommunikationssituationen der interviewten deutschen Frauen ist Gegenstand des folgenden Auswertungsteils.

Hierfür wurden die Aussagen der deutschen Interviewpartnerinnen über Begegnungssituationen mit Migrantinnen auf der Basis meiner theoretischen Ausführungen über Konstruktionsprozesse analysiert. Von diesen Überlegungen ausgehend, muß angenommen werden, daß situationsbezogenes Erfahren und Handeln ein Teil des Herstellungsprozesses von gesellschaftlicher Wirklichkeit ist. In der Tat sind Erfahrungen mit anderen im menschlichen Leben ein wertvolles Gut.<sup>1</sup> Sie können rückblickend beschrieben und erst dann gedeutet werden; insofern sind sie vergangenheitsbezogenes reflektiertes subjektives Wissen über gesellschaftliche Realität. Im Rückgriff auf dieses im Laufe der Zeit angehäuften Wissen kann von den einzelnen die Welt erklärt bzw. erklärbar werden, aber auch Neues integriert bzw. gelernt werden. Das Depot an Wissen wird durch weitere – „neue“ – Erfahrungen manchmal umgeformt, selten komplett erneuert, oft gefestigt und bestätigt. Da das Wissen über die eigene Lebenswelt und ihre Ordnung eine angenommen hohe Bedeutung für das Selbstwertgefühl hat, kann ein Aufgeben alter angehäuften und integrierter Erfahrungen den Verlust des bis dahin bestimmten und bestimmbaren Selbstkonzeptes bedeuten.

Die Abgabe oder Vermittlung einzelner persönlicher Erfahrungen, die im Leben eines Menschen gemacht werden können oder gemacht worden sind, an andere Menschen scheint oft durch ihr emotionales Gebundensein an ein bestimmtes Individuum unmöglich; trotzdem kann die Summe vieler, – bei vielen Individuen scheinbar gleichartigen – Erfahrungen unter Umständen als Richtwert des Handelns akzeptiert werden. Zu dem individuellen Erfahrungswissen und möglichen Lernprozessen treten überindividuelle Erfahrungen, die als kollektives Wissen vorhanden sind und waren; deshalb sind Erfahrungen nicht auf die biographische Zeit eines einzelnen Menschen beschränkt und können nicht von ihm allein gemacht werden; insofern haben sie eine allgemeine Dimension. Sie kommen und wirken sowohl aus einer historischen, sozialen und kulturellen Vergangenheit als auch aus der individuellen.

Alle Wahrnehmung gesellschaftlicher Wirklichkeit hat die Begegnung konkret existierender Menschen zur Voraussetzung; ebenfalls sind ohne die Sinne des Menschen keine Wahrnehmungen möglich, und ihre zugleich stattfindende Deutung ist offenbar ohne Gefühle nicht denkbar. Die sinnlichen Wahrnehmungen sind an das Individuum gebunden, aber nicht unbedingt an alle körperlichen Sinne: Wer zum Beispiel nichts sieht, kann trotzdem „Bilder“ im Kopf haben; umgekehrt machen die Bilder oft das Sehen der wirklich vorhandenen Dinge unmöglich.

Individuelle Erfahrungen können demnach vielfach überformt sein. Diese mehrdimensionalen Verflechtungen verengen, erweitern oder verschieben die Erfahrungshorizonte, aber auch gleichzeitig die Möglichkeiten oder „Horizonte“ der Handlungen, die einer immer wieder überformten Realität sowohl entsprechen müssen als auch diese selbst formen.

Die gemachten Erfahrungen bilden somit den manchmal statischen Hintergrund für neue Erfahrungen der Gegenwart: sie können aus den Erfahrungen eventuell resultierende Handlungen und die Verarbeitung der aktuellen Wahrnehmungen bestimmen, die dann ihrerseits zu Erfahrungen gerinnen. Andererseits sind diese aber auch einer Reflexion zugänglich und deshalb prinzipiell veränderbar. Alle Teilnehmer oder handelnden Personen in einer Begegnungssituation bringen in der Regel ihre jeweiligen Erfahrungen – im weitesten Sinne – aus der näheren oder entfernteren Vergangenheit in die

Handlung mit ein. In jeder dieser Interaktionssituationen wird folglich punktuell und aktuell – räumlich und zeitlich – die gemeinsame Erfahrung der Kommunikation gemacht. Je nach Ablauf können jedoch die Situation selbst und die daran beteiligten Personen jeweils ganz verschieden wahrgenommen, verstanden und beurteilt werden. Davon wiederum hängt die weitere individuelle Ausgestaltung der Kommunikationssituation oder der gesellschaftlichen Wirklichkeit ab.

Die gewollte Begegnung der deutschen Interviewpartnerinnen mit Migrantinnen, ihre Handlungen in Kommunikationssituationen und die Reflexion über eigenes Verhalten sind im folgenden dokumentiert. Dabei waren – den vorangestellten Überlegungen und den Fragestellungen meiner Arbeit entsprechend – auf verschiedenen Ebenen die interaktionellen Voraussetzungen und Konstellationen zu untersuchen, die möglicherweise geeignet sind, die Wahrnehmungen der an der Kommunikation beteiligten deutschen Frauen zu lenken, das heißt, entweder schon vorhandene Bilder zu realisieren, zu bestätigen, zu verstärken, zu aktivieren, und vielleicht neue Erfahrungen in vorhandenes Wissen einzubauen oder dieses in die Erfahrungen einzubauen, das heißt einen ganz anderen Blickwinkel zuzulassen.

Ebenfalls mußte der Zusammenhang zwischen der Perspektive und der Kommunikationsform analysiert werden, mit anderen Worten: die mögliche Abhängigkeit der Art und Weise der Kommunikation von einer bestimmten Sichtweise oder einem bestimmten Bild. Desweiteren wurde auf der Ebene der Individuen gefragt, welche Rolle in einer solchen „interkulturell“ gedachten Situation die Vorstellungen eigener Gruppenzugehörigkeit und die eigene Problematik spielen bzw. welche Anteile überwiegen; es ist dies die Frage nach der Abhängigkeit von Verhaltensweisen von diesen bestimmten Vorstrukturierungen und danach, ob Kommunikation – im Sinne von Verständigung – durch eine bestimmte persönliche Haltung gefördert oder behindert wird. Als ein Teil dieser Haltung kann auch der Grad der Reflexion über eigene Befangenheiten gesehen werden.

Im folgenden wird dargestellt und dokumentiert, wie die Frauen der deutschen Mehrheitsgesellschaft Frauen nichtdeutscher Herkunft hinsichtlich ihrer Kommunikationsfähigkeit beschreiben und beurteilen; wie bestimmte Kontaktebenen definiert und gestaltet werden, welche Konflikte auftauchen und wie diese verarbeitet werden. Die dann dokumentierten Überlegungen der deutschen Frauen über die Unterschiede zu oder aber Gemeinsamkeiten mit den anderen Frauen lassen auch Aussagen über die die Kommunikation bestimmenden Haltungen der deutschen Frauen und somit über ihr Selbstbild zu. Im reflektierenden Vergleich eigener Lebensformen, Eigenschaften und Verhaltensweisen mit denen der anderen wird das damit verbundene Fremdbild, die Zuweisung von Zugehörigkeiten, ebenfalls deutlich.

### **5.1. Migrantinnen als Kommunikationspartnerinnen**

In den Aussagen der befragten deutschen Frauen werden Migrantinnen nicht nur nach ihren Sprachkenntnissen – der deutschen Sprache – eingeordnet und die Kommunikationsmöglichkeiten, von ihnen selbst oder mit ihnen, ganz allgemein daraus abgeleitet und beurteilt. Vielmehr werden sie auch und überhaupt nach ihrer Eignung als Identifikationsobjekte eingeteilt, an die dem Selbstverständnis der deutschen Frauen entsprechend hohe Ansprüche gestellt werden. Die qualitative Beurteilung der eigenen Beziehung zu den anderen Kommunikationspartnerinnen bekommt deshalb in den Aussagen eine große Bedeutung. Dieses Thema und anschließende Analyseeinheit wurden schon während der Gespräche vorinterpretierend von mir gebildet: die auffällig vielen verschiedenen Bezeichnungen für die anderen Frauen beim individuellen „Sich-in-Beziehung-Setzen“ zu ihnen: „meine Kontakte“ regten zu Nachfragen meinerseits an: *Meinst du Freundinnen?* In diesen Kontexten fließen auch Beschreibungen der inhaltlichen Basis und Überlegungen zu den Grundlagen der Kommunikation mit Migrantinnen ein.

Beziehungen und ihre verschiedenen Ebenen laufen nicht zeit-, raum- und körperlos ab, sondern ereignen sich im Rahmen kommunikativer Situationen, die aus dem Text als „Kontaktdimensionen“ erschlossen sind. Es sind dies die verschiedenen konkreten interaktionellen Situationen, in denen die Be-

gegnungen der Frauen stattfanden. Dabei wird das eigene Kommunikationsverhalten mir von den Gesprächspartnerinnen – „meta-kommunikativ“ – erklärt und reflektiert; entstandene Konflikte aus diesen Situationen werden von vielen Interviewpartnerinnen selbst angesprochen und die eigenen Reaktionen mehr oder weniger begründet dargestellt.

### 5.1.1. Beziehungs-„Qualitäten“

Die Charakterisierungen des Verhältnisses zu den anderen Frauen sind implizit Ausdruck der mehr oder weniger engen Beziehung; es sind Stufengrade der von den deutschen Frauen empfundenen emotionalen Nähe oder Ferne. Sie reichen von vordergründig positiven Bezeichnungen bis zu relativ distanzierten und vorsichtigen Umschreibungen von eher nicht so günstig beurteilten Beziehungen. Das Wort Freundin oder Freundschaft hat für alle Interviewpartnerinnen eine besondere Bedeutung mit einem gemeinsamen Nenner: der Ähnlichkeit bzw. Gleichheit der anderen<sup>2</sup>. Der vorbehaltliche Umgang mit der Bezeichnung der anderen als Freundinnen zeigt auch hier den hohen Stellenwert im Verständnis und den Vorstellungen der deutschen Frauen von idealen Beziehungen<sup>3</sup>.

Wirklich positiv verstandene Bezeichnungen für Migrantinnen, mit denen sie „bewußt Umgang pflegen“, sind im Überblick gesehen nicht sehr häufig vertreten: „Sehr gute Freundin(nen); sehr befreundet; ganz intensive Beziehung; sehr intensiver Kontakt“ usw. Demgegenüber stehen die Beziehungen definierende Ausdrücke zurückhaltenderer Art, die vage und teilweise erklärungsbedürftig sind: „Ein recht freundschaftliches Verhältnis; spezifische Beziehung; herzlichste Beziehung; halb freundschaftlich; schon ein gleicheres Verhältnis; freundschaftlicher Kontakt; so was wie ne Freundschaft; nachbarschaftlicher Kontakt; ratsuchende Frauen, Beziehungen“ – als Gegensatz zu: „Freundinnen; nicht engste Freundin, nicht wirkliche Freundschaften, nicht ganz enge, engere, engste, allerbeste Freundin, Freundin ist zuviel; Freundschaft wäre übertrieben, so Bekannte; Bekanntschaften; gute Bekannte; eigentlich weniger enge Beziehungen; schönes Verhältnis; nicht gleich Freundin; Frauen, die ich kenne; berufliche Kontakte; politische Kontakte; Arbeitsverhältnisse; Arbeitsbeziehungen; in dem Sinn kein privater Kontakt; nicht intensive Kontakte; bewußt kein intensiver Kontakt“.

Die endgültige oder wirklich gemeinte Deutung und Beurteilung dieser Beziehungen wird erst dann offensichtlicher, wenn deren Kommunikationsbasis beschrieben und die Gründe benannt werden sollen für die eher positiv oder negativ verstandenen Bezeichnungen. Eine inhaltliche Zuordnung der die Beziehung angeblich ausmachenden Grundlagen zeigt, daß dieselbe Basis der Kommunikation sowohl eine Bedingung sein kann für eine enge und als emotional befriedigend betrachtete Beziehung als auch für eine weniger nahe und negativ beurteilte. Nur für die extremen Beziehungspole: sehr positiv und negativ verstandene Beziehung werden eindeutige und getrennt zuzuordnende Themen als Basis des Verhältnisses genannt.

Nach ihren Grundlagen definiert in Zusammenhang mit den Bezeichnungen in den Aussagen der deutschen Frauen gibt es drei „Qualitätstypen“ von Beziehungen mit den anderen Frauen: 1. das gewollt positiv verstandene Verhältnis; 2. das „neutrale“ Nicht-Verhältnis und 3. das ambivalente „Ja, aber...“-Verhältnis. Das gilt im Querschnitt als auch spezifisch: innerhalb eines einzelnen Interviews treten sie getrennt und gleichzeitig auf; beispielsweise werden die persönlichen Beziehungen zu einigen anderen Frauen von einer Interviewpartnerin nach diesen Arten unterschieden und geschildert; oder aber die Beziehungen werden durchgängig als eine und eindeutige Art dargestellt. Sowohl die positiven als auch die ambivalenten Verhältnisse werden meist gleich oder sehr ähnlich erklärt. Nur die oft negativ verstandenen Nicht-Verhältnisse haben eigene originäre Begründungen. Im folgenden soll dies anhand der Aussagen interpretierend dokumentiert werden.

### (1) So wie ich – die „sehr gute Freundin“ und die „ganz intensiven Beziehungen“

Als Basis des Umgangs für ein uneingeschränkt positiv beurteiltes Verhältnis und als Kommunikationsinhalte werden von diesen Interviewpartnerinnen (3; 4; 7; 9; 12) emotional nachvollziehbare Probleme und Erfahrungen der anderen Frauen sowie ein gleicher Erfahrungshintergrund genannt. Dieser bezieht sich auf das gleiche Leben in Deutschland und die hier verbrachte Zeit, gemeinsame Aktivitäten und gleicher Lebensstil. Dabei wird das Verhältnis nicht immer und nicht unbedingt als konfliktfrei verstanden. Desweiteren werden diese sehr befriedigend gesehenen Beziehungen erklärt mit dem eigenen Interesse an Wissen und persönlicher Weiterentwicklung und am Verstehen-wollen der anderen, der eigenen besonderen Rolle sowie mit Zuneigung, aber auch punktueller Abneigung.

Eine Befragte meint, es gäbe auch Konflikte „zwischen uns“; aber: „Ich, denk ich, ich mag die gerne, und die Gespräche mit denen, die bringen mich in irgendeiner Form weiter, ne. So daß ich dann neue Aspekte für hab, und daß daß mich das interessiert, ne“ (3/2731–2733; 3717–3722). „Jetzt so meine Freundinnen sind eben die jüngeren und moderneren“ (4/1769–1775)<sup>3</sup>, und es sind Beziehungen, wo die Vertrauensbasis auf wirklicher Ehrlichkeit gründet, derart, „daß, äh, ich weiß von zwei Frauen, also, daß sie mir Sachen anvertrauen, äh, die sie eben mit keinem anderen bereden...können (...). Und...und da sind diese Frauen eben unheimlich froh, daß sie mich haben und mit mir darüber sprechen können, ne“; allerdings: „das dauert auch immer ne Weile, also sowohl von meiner Seite als auch von der anderen Seite, dauert es immer ne ganze Weile, bis man warm wird und wirklich ehrlich miteinander redet“ (4/1728–1737; 1582–1587). Mit den Frauen in einem Beratungsprojekt konnte eine Frau ihre eigene „Mißhandlungssituation nochmal aufarbeiten“ (7/2277–2278), und sie war die einzige, die „privaten Kontakt“ hatte zu den Frauen, weil: „Ich hab das auch nie gemacht so ne Trennung unbedingt zwischen Sozialarbeit und meiner Privatsphäre, ne, also sehr lange nicht, obwohl ich mich schon damit auseinandergesetzt hab, diese ganzen Geschichten nicht mit nach Hause zu nehmen, ne“ (7/2307–2314). Aber sie ist auch „weiterhin sehr gerne mit diesen Frauen zusammen (...) ja, einfach weil ich...weil ich die Frauen mag...also, was ich auch nich mag an ihnen, i diese, äh, Haltung, s’wird schon werden oder so ja, diese diese wenig Eigeninitiative“, das jedoch nicht bei ihren Freundinnen, den „jüngeren“, sondern bei „Frauen, die schon so n bißchen apathisch sind, die ganz lange hier leben, ne“ (7/3081–3104).

Eine weitere führt die Tatsache ihrer Freundschaft mit einer anderen Frau auf zwei Gründe zurück: „daß ich eigentlich nur (...) Frauen hier kenne, die zum Beispiel auch Studentinnen sind, Akademikerinnen und oder also sch wenn es politische Flüchtlinge sind, die da aber auch irgendwie n ähnlichen Hintergrund haben“ und „die sind jetzt nicht mehr so ganz jung“ (9/1352–1359; 1952–1953). Und „die meisten Leute, die ich kenne, die ...die leben schon ziemlich lange hier und eher nich so wie wie sie wahrscheinlich in Iran leben würden. Also zum Beispiel alleine oder mit Freunden zusammen“ (9/1887–1892). Sie schildert eine „am Anfang ganz tolle Beziehung irgendwie“, die darauf beruhte, daß es vom Wissen her „nicht so ne einseitige Sache“ war und „daß sie (Migrantinnen iranischer Herkunft, D. L.) viele Sachen bei mir auch voraussetzen können, die ich weiß, ne“; sie hatte den „Wunsch so zu verstehen, was da abläuft“; „die fanden das (...) ganz toll, daß ich mich auch für das Land interessierte, weil das is ja so häufig nun auch nich gewesen. Daß ich das auch n bißchen kannte, und daß ich mich dann auch jetzt so für Frauenfragen interessierte (...). Und weil wir viele Dinge ähnlich gesehen haben“ (9/1405; 1411–1413; 1647–1655). Am Ende ihrer Überlegungen, zugleich die Schlußphase des Interviews, stellt sie fest: „die Ebene unserer Beziehung war *mein* Interesse am Iran“ (9/3026–3028). Die Interviewpartnerin (12) beschreibt eine türkische „Freundin, eine ganz intensive Beziehung“; „also mit der bin ich sehr befreundet, ne“. Sie ist „aber auch meine Kollegin“, erklärt sie dann (12/863–867). Mit der Freundin kann sie „vielleicht verreisen oder irgend, also, man kann ja wirklich viele Sachen gemeinsam machen“ und hat „gleiche Interessen, gleiche Themen“ (12/893–895; 913–914).

Diese Beziehungen zeichnen sich demnach nicht aus durch eine große reale emotionale Nähe der deutschen zu den anderen Frauen, sondern eher durch eine ideale Nähe zur eigenen Person oder besser: durch eine einseitige Zentrierung auf eigene Bedürfnisse – zum Beispiel nach Anerkennung. Durch die Bestimmung des Standorts der Beziehung auf einem hohen Niveau werden zwar die anderen definiert und bewertet; aber zugleich wird die eigene Person in Wert gesetzt. Die anderen Frauen

funktionieren gleichsam als Spiegel der eigenen außerordentlichen Fähigkeiten und Ansprüche. Inwieweit, und ob überhaupt, die betreffenden anderen Frauen selbst diese Beziehung als gelungen ansehen, wird hier nicht diskutiert; die eigene Definition: „sie sind froh, daß ich sie anhöre“, sagt nichts darüber, welche Befriedigung die andere Seite tatsächlich aus dieser Beziehung erhält. Die anderen bekommen einen Wert als Bestätigungsobjekt der eigenen Gefühle: ich mag sie oder ich mag sie nicht, des Wunsches nach Regelung des eigenen vielleicht unbewältigten Gefühlshaushalts und Verunsicherungen im eigenen Leben: Mißhandlung, und der Befriedigung der eigenen geographischen und politischen Interessen.

Letztendlich kann und soll die Beziehungswirklichkeit der deutschen und der anderen Frauen hier nicht beurteilt werden; allerdings geht es um die aus den Beziehungen zu interpretierende Selbstkonstruktion der deutschen Frauen. Und da zeigt sich in den Aussagen auch wieder das Bedürfnis der Interviewpartnerinnen nach einer möglichst harmonischen und funktionierenden zwischenmenschlichen Beziehung, die ihren Ansprüchen genügt, aber die vielleicht in Wirklichkeit nicht oder zumindest in dieser Weise nicht existent ist. Diese Schönung der BeziehungsRealität wird besonders deutlich im Extrem der einseitigen Beurteilung und Behauptung aller eigenen Frauenkontakte als „sehr gute Freundinnen“, wie es eine Gesprächspartnerin unterschiedlos tut (7). In vielen Gesprächen wird zum Beispiel auch die Gleichheit, Gleichgewichtigkeit und Gegenseitigkeit der Beziehungen und die Ähnlichkeit der anderen mit der eigenen Person betont und behauptet. Die Aussagen wirken dadurch zum Teil unglaublich oder übertrieben.

„H. ist ne Freundin, die ist ist mir *sehr* ähnlich, ne, auch dieses Distanzierte, dieses Rationale, übern Verstand her und so“ (3/2069–2072). Abgesehen von meiner Deutung, daß durch das Mittel der Beschreibung anderer sich diese Interviewpartnerin selber ins rechte vermeintlich positive Licht rückt, wird damit auch die andere Frau in ihrer Persönlichkeitsstruktur so ähnlich vorgestellt und/oder so der eigenen Person angeglichen, daß sie gar nicht mehr anders sein kann oder sich von dieser Definition abweichend verhalten könnte. Als „Freundin“ werden diejenigen „jüngeren“ Frauen akzeptiert und gemocht, die schon „weiterentwickelt“, das heißt arbeiten und ausgebildet, sind, „sich schon verändert haben“ und schon „länger in Deutschland oder Europa sind“ (Jahrzehnte) (4/1769–1772). „Gegenseitig“ werden Probleme besprochen; aber eine Antwort erwartet diese Gesprächspartnerin von ihren Freundinnen „im Grunde nicht“ (4/1945). Die Meinung der anderen Frauen ist nicht wichtig; sie werden hier nicht als kompetent gesehen und/oder nicht ernstgenommen.

## (2) Nicht so wie ich – „Kontakte“ und „Bekannte“, aber „nicht gerade/wirkliche Freundinnen“

Hier geht es um die Basis für das negative, bestenfalls neutral verstandene, von mir so genannte, Nicht-Verhältnis (1; 2; 3; 5; 6; 8; 10; 11; 13; 15). Das anspruchsvolle Wort Freundin wird für diese Art der Beziehungen eindeutig abgelehnt: „Nicht gleich Freundin, würde ich sagen“; „Freundschaft wäre übertrieben“; „Freundinnen ist vielleicht ein bißchen viel“. Diese „Beziehungen“ und „keine privaten Kontakte“ oder „nicht wirklichen Freundschaften“ beschränken sich nicht auf Migrantinnen, die ganz offensichtlich in der einen oder anderen Weise dem Bild der anderen „unähnlichen“ Frauen entsprechen. Allerdings werden sie in ihrer Kommunikationsbasis überwiegend definiert durch die Probleme der anderen, die „emotional nicht nachvollziehbar“ sind: allgemeine und Migrationsprobleme; rechtlich, persönlich, praktisch. Darüber hinaus werden gemeinsame, auch Lern-, Aktivitäten wie Tanzen, Kochen, Singen, Essen gehen, Verreisen, einseitige Besuche und praktische Hilfestellungen: Babysitten sowie die „Vermittlung“ des eigenen Lebensstils und der eigenen Denkweise im Austausch mit den anderen und gegenseitiges „Nettfinden“ als Umgangsgrundlagen genannt. Begründet werden die Beziehungsdefinitionen mit der „ungleichgewichtigen Situation“ und dem „ungleichen Verhältnis“, mit dem „Zufall“ und „sprachlichen Barrieren“, mit der eigenen ganz speziellen Persönlichkeitsstruktur sowie mit der Unbildung und „Traditionaltät“ der anderen Frauen. Drei interviewte Frauen charakterisieren ihre Beziehungen zu Migrantinnen ausschließlich auf diese Art und Weise (1; 2; 6); für die anderen Interviewpartnerinnen ist dies in ihren Beziehungen ein Qualitätstyp neben anderen.



Eine Gesprächspartnerin stellt fest, daß sie „eigentlich“ gar keine privaten Kontakte hat zu den „Frauen, die hier in den Laden kommen, um sich Rat zu holen“ (1/498–500), obwohl sie den ganzen Tag mit ihnen zusammen ist und sogar schon mehrmals gemeinsame Wochenendreisen stattgefunden haben. Auch der Kontakt zu einer anderen Frau, „die aber in keiner Weise irgendwie repräsentativ ist für ne türkische Frau“, würde sie „nicht zu den engeren zählen“ (1/567–568; 504–505). Manchmal geht sie bei ihr, der anderen Frau, babysitten. „Wir finden uns eben irgendwie nett“; „obwohl schon auch klar ist (...), daß ganz viele Sachen uns trennen (...), gerade auch dadurch, daß sie nicht lesen kann“; „es gibt schon eigentlich mehr Unterschiede als Gemeinsamkeiten zwischen uns, aber so sich gut leiden können, ist ja nicht unbedingt davon abhängig. Obwohl natürlich die Grenzen schon einigermaßen klar sind dann, wie weit so was gehen kann“ (1/701–706; 721–728). „Unter dem sprachlichen Aspekt“ gibt es für die Beziehung zu den übrigen anderen Frauen keine Basis, weil „sich das häufig auf (...) einem sehr reduzierten Niveau bewegt, von beiden Seiten aus (...), weil einfach die sprachlichen Hindernisse da sind“ (1/2752–2762). Als „nähere Kontakte“ bezeichnet die Interviewpartnerin (2) ihre Beziehungen zu einigen Frauen, „mit denen ich mich unterhalte, wenn wir uns auf der Straße treffen, aber ich hab nicht wirkliche Freundschaften zu Frauen“; sie erklärt dann: „Das sind einfach keine engeren Verhältnisse geworden (...). Das ist wie so ne, ja, lose Freundschaft zu deutschen Frauen auch“ (2/1327–1351). Und an anderer Stelle zum selben Thema: „Also, ich find’s nicht außergewöhnlich (...). Das ist ne ganz normale (...) Sache, (...) es entstehen die Kontakte wie sie einfach zu deutschen Frauen auch entstehen oder eben nicht entstehen. Und es gibt nähere und weniger intensive Kontakte.“ (2/1940–1947). Sie schildert einen „Kontakt“ zu einer anderen Frau als eine „mehr oder weniger ähnliche Beziehung“ wie zu deutschen Frauen (2/1998), und als eine „Form von Kontakt, die ich mit Deutschen oft auch so pfleg.“ (2/1959–1961) „Es war nicht ne Frau, mit der ich mich nun regelmäßig getroffen hätte“, aber wenn, dann stand die Fluchtsituation und Lebensproblematik der anderen Frau immer „im Vordergrund und einfach im Mittelpunkt“, weil „ihr ging’s einfach ne Zeitlang unheimlich schlecht“; trotzdem konnte sie sich mit ihr „über sehr viele auch private Dinge unterhalten“ (2/1954–1955; 2001–2002; 1956–1957).

Sie würde „alles mehr so als Bekannte bezeichnen“, da sie überhaupt gar keine engen Freundinnen habe, sagt die Gesprächspartnerin (6) (1577–1578). Teilweise läge es daran, so erklärt sie, daß die anderen Frauen „mir am Tisch hier ihre Probleme erzählt haben, des is dann für mich doch schwierig, da privat in Kontakt...“ (6/2339–2342). Es seien eben „überwiegend einfache Frauen“ mit geringem Bildungsstand und dadurch gebe es wenig „gemeinsame Interessen“; das träfe auch auf Frauen aus dem türkischen Freundeskreis ihres Mannes zu; im übrigen bestehe da auch nicht „so das Interesse, da sich wirklich ganz konsequent und regelmäßig zu treffen“; und schließlich „ist Mitleid (...) auch nicht so die richtige Basis, um ne Freundschaft anzufangen“ (6/2353–2394). „Gemeinsame Probleme“ seien sicherlich beispielsweise die Vereinbarkeit von Kindern und Beruf; besonders mit den türkischen Kolleginnen sei es „ein ganz schönes Verhältnis eigentlich, man redet viel, ...aber n freundschaftliches Verhältnis, das is es nich, nee.“; „die erzählen auch immer ihre Probleme“ (6/2424–2428; 2441). „Nö, nö, nö, so weit würde ich nich gehen, mit der einen, ja, nee, Freundin is zuviel, sie würde mich immer gern mit ihrem Bruder verheiraten, äh, (lachend) aber das hat auch andere Gründe, äh, nee, Freundin nich“ (15/1098–1103). „Ich geh auch nich so inflationär mit diesem Begriff Freundin um“ (15/1345–1348). Diese Interviewpartnerin „kennt“ „ganz, ganz viele türkische Frauen“; „es ist so“; „hat sich „zufällig nie ergeben“, eine „Ausländerin so gut kennenzulernen“ (15/2143–2144; 1363; 1379). Die Basis dieses Nicht-Verhältnisses sind hier das Zusammentreffen im Rahmen von Frauengesprächskreisen über die Stellung der Frau in verschiedenen Gesellschaften, gemeinsames Tanzen und praktische Hilfestellung beim Ausfüllen von Formularen für Behörden. Offenbar beruhen diese „Beziehungen“ nicht auf Zuneigung und „nicht doof finden“, was in anderem Kontext desselben Interviews als Voraussetzung für Befreundetsein überhaupt genannt wird. „Wichtig sind mir aber Beziehungen jetzt darüberhinaus, weil ich denke, ähm, daß natürlich ich von denen ganz andere Sachen lernen kann. Und ich mein, Beziehung heißt ja Geben und Nehmen, oder, um noch ein paar Platteheiten hier anzuführen, äh, also, weil ich von denen natürlich andre Sachen kriege als von deutschen Frauen, andere Einsichten vielleicht auch, anderes Wissen“ (als Beispiel nennt sie: „Brotbacken“); „find ich dann ganz mal mal ganz

witzig (...) weil da andere Aspekte so einfließen“ (15/2559–2577). Und außerdem: „Meine Jahrtausende kriegen sie ja auch (...), da können sie ja unter Umständen auch was für sich, ähm, rausziehen, ich meine, jetzt mal abgesehen von mal irgendwie Formulare ausfüllen, das is ja ne andere Sache“ (15/1583–2594).

Eine weitere Befragte benennt und begründet diese Art von Beziehung folgendermaßen: Außer oder im Gegensatz zu den „sehr guten freundschaftlichen Beziehungen“ zu den Kolleginnen gebe es noch „Beziehungen“; „wir gehen manchmal zusammen essen, ne, und ich besuch die. Mich besuchen ganz wenige, also von diesen Frauen, ne? Und, das liegt aber auch daran, weil ich verheiratet bin und die sind nicht verheiratet, und es ist etwas schwierig dann, ne? Es ist in dem Augenblick mit meinem Mann, ne?“ (3/2000–2008). Außerdem trenne sie ganz strikt in Arbeit, zum Beispiel Beratung von Frauen und Privatem: „privat ist privat“. Es ist dieselbe Interviewpartnerin, die in anderen Kontexten des Gesprächs von sich sagt, Arbeit wäre ihr Leben: „riesiger Stellenwert“; „Arbeit ist nicht nur Arbeit“, und es gebe für sie im Grunde keine Trennung in „privat“ und Arbeit. „Die Situation in der Beratung ist eine unterschiedliche, eine ungleichgewichtige, ähm, ich muß mir ihre Probleme anhören, sie sich aber nicht meine, ne. Und...ich versucht hab, meine Probleme so weit wie möglich da raus zu halten und zu funktionieren, ne“ (3/1950–1956). Eine „Gleichheit“ herzustellen sei ja gar nicht zu „schaffen“, weil „die Frauen“ eifersüchtig darüber wachen, daß Alle „gerecht“ besucht werden. Und da sie dafür „bezahlt wird“, zuzuhören und „die Probleme der anderen zu lösen“, kann sie auch „nicht die eigenen Maßstäbe von, ich finde die nett oder nicht nett (...) zum Kriterium machen, ob ich mit der was zu tun haben will oder nicht.“ (3/1978–1981) An anderer Stelle sind es in diesem Interview „so Freundinnen“ „aus verschiedenen Zusammenhängen“, die sich auf politischen Veranstaltungen treffen; aber die Frauen, die ihre politisch kontroversen Meinungen dort vehement vertreten: „das waren keine Freunde“ (3/3783–3790). Beziehungen nähmen häufig einen „langweiligen Verlauf“ und würden schnell „uninteressant“, das heißt, sie entsprechen nicht (mehr) den Vorstellungen einer interessanten Bekanntschaft<sup>4</sup>; „ich denke, ich habe wenige Freunde, ne“ (3/3738). Und: „dann plötzlich, äh, streng religiös zu werden, heißt in der Regel auch, daß der Kontakt zu mir abbricht, weil ich das nicht mehr verstehen kann, ne“ (3/2361–2364).

„Schwierigkeiten mit Formularen“ und „Nachhilfe für die Kinder und so“ nennt eine weitere Gesprächspartnerin als Basis für einen „nur gut nachbarschaftlichen Kontakt“; „es war kein engerer Kontakt“ (5/1190–1198). Sie begründet diesen Kontakt zu einer türkischen Familie mit ihren eigenen Vorurteilen, die sie jedoch inzwischen abgelegt habe: „weil Unterschicht, ähm, moslemisch orientiert, also auch mit Kopftuch“ (5/1181–1183). Kein „privater Umgang“ und „das sind alles Arbeitsverhältnisse“ charakterisiert eine Frau ihre Beziehungen zu „orientalischen Frauen“, die in die Gesprächskreise und Beratungen kommen (8/2114–2115). So lerne sie „halt n paar mehr Frauen aus anderen Kulturkreisen kennen, aber ich habe nicht die Zeit, mich jetzt ausführlich damit zu beschäftigen“ (8/2105–2109). Zu einigen anderen gebe es schon Kontakte, „nicht richtig freundschaftlich, so halb, würd ich mal sagen“ (8/1387–1392). Allerdings könne nur zu den Frauen, „die auch schon länger hier sind“ – und deutsch sprechen – überhaupt Kontakt aufgenommen werden; aber „diese kurdischen Familienzusammenkünfte“, die Frauen getrennt von ihren Männern am Tisch, „des is, s kannste vergleichen wie mit meiner Tante in Westdeutschland mit ihrem Haushalt, mit der kannste dann auch nich, auch wenn sie deutsch sprechen, n vernünftiges Wort reden. Des is einfach so. Weil es nur über Kinder und Küche und Kochen geht.“ (8/2389–2396). Die Sprache ist hier eine wichtige Grundlage für das (Nicht)Verhältnis; aber auch aufgrund der „Unähnlichkeit“ der Lebensweisen und wegen der „traditionellen“ Einstellungen kann eigentlich keine Verständigung erfolgen. An anderer Stelle äußert sich diese Interviewpartnerin allerdings mehrdeutiger: „Es geht auch ohne Sprache. Und es geht, aber man versteht sich“; „so in Gruppen, also egal, welche Frauen des sind, wenn wir so n Frauenfest machen (...), läuft des, ganz gut“; „wir haben gelacht, gekocht, gesungen und getanzt“ (8/2426–2427; 2418–2422; 2360–2362).

Mangels Gelegenheit: „in diesen Strukturen sitzen halt Deutsche“ 10/2783–2790, hat eine weitere deutsche Frau „Kontakt“ zu „ausländischen Frauen, aber...was jetzt, ich würd auch sagen Freundinnen, also die intensiven Kontakte, die ich zu Frauen habe, das sind nich ausländische Frauen“ (10/2776–2782). „Wir treffen uns“, mit den dann doch in bestimmten Zusammenhängen vorhande-

nen Ausländerinnen, aber: „ich würd jetzt nich gleich Freundinnen zu sagen, und so“; „es hat sich nix Anderes entwickelt“, keine „intensiven Kontakte“ außer zu einer Frau und Kollegin, obwohl sie selbst „sehr viel unterwegs ist“ und zwar „viel mit Leuten und unterschiedlichen halt“, „das sind keine rein deutschen Freundeskreise, sondern sehr bunt“ (10/2862–2868; 2819–2821; 2876–2878). Im Anschluß an ihre Definition der eigenen Maßstäbe für intensive Freundschaftskontakte, von denen sie nur sehr wenige überhaupt habe<sup>5</sup>, erklärt diese Gesprächspartnerin: „Ich glaub, nee, also ich hab auch zu K. (Frau und Kollegin, D. L.), in dem Sinn würd ich nich sagen, daß ich zu K. nen privaten Kontakt habe“, es fehle die „Gefühlssicherheit“ (10/2987–2990).

Eine Gesprächspartnerin trennt auch zwischen „Arbeitskontakten“ und „nie damit identischen privaten Kontakten“; die Arbeitskontakte sind Frauen „eher aus der türkischen Unterschicht“ und eher „traditionell“ (11/2965–2970). „Ich erzähl denen auch immer von *meinem* Leben“; und „diese traditionellen Frauen“ hören aufgrund des ungleichen Rollenverhältnisses: Lehrerin-Schülerinnen nur höflich zu; häufiger „erzählen *sie* mir von *ihren* Problemen“ in der Familie, was aber schwierig sei wegen der oft mangelnden Deutschkenntnis: „was da tatsächlich los ist, das krieg ich dann eher von den Frauen mit, die dann auch schon besser sprechen“ (11/1920; 2224–2225; 2208–2211). Die Angst, das einmal etablierte Rollenverhältnis: Sozialarbeiterin-Klientin auch privat nicht ändern zu können, ist die Begründung für „ganz bewußt keine intensiven Kontakte“ einer weiteren Interviewpartnerin (13/2075–2085). Und „weil in so ner Einrichtung besteht immer die Gefahr der Eifersüchtelei (Stöhnen), des Neids...“ (13/1880–1884). Privat seien die Kontakte „sehr eingeschränkt“; die „beruflichen Kontakte“ basieren auf dem Besprechen der praktischen und rechtlichen Probleme der Frauen, auf gemeinsamem Kochen, Tanzen und Tratschen: „über die Ehemänner herziehen“; „ist auch witzig, (...) da kommt dann auch viel rüber von den Frauen an Freude und Offenheit auch“ (13/1156–1161).

Die hier gemeinte andere Seite einer Beziehung, Migrantinnen, sind sehr viele sehr unterschiedliche Frauen. Mit allen diesen Unähnlichen sind offenbar irgendwie einseitige Beziehungen, aber nicht wirkliche Freundschaftsverhältnisse möglich. Es können sowohl „Klientinnen“ sein als auch „Kolleginnen“, sowohl „Unterschichtsfrauen“ als auch „Hausfrauen“ und „Mütter“; sie können sowohl sehr vertraute oder nahestehende als auch wenig bekannte oder entferntere Personen sein. Die Beschreibung, Definition und auch Abwertung der Beziehung als Nicht-Verhältnis ist weder in der betreffenden Person, die die andere Seite repräsentiert, noch in ihrer beruflichen und/oder gesellschaftlichen Position – oder auch Rolle – begründet. Das einzige Kriterium zur Beurteilung ist das vermeintliche oder auch reale Nicht-passend-Sein der anderen mit der eigenen Person oder auch mit den eigenen Idealen und zwar auf verschiedenen wichtigen Ebenen. Das Problem besteht nicht im real ungleichen Rollenverhältnis oder in der ungleichen und deshalb ungünstigen Situation zwischen beispielsweise beratenden und beratenen Frauen. So wird dieses Verhältnis auch nicht als Ausdruck struktureller Ungleichheit zum Beispiel zwischen Angehörigen verschiedener gesellschaftlicher Gruppen reflektiert. Im Gegenteil werden in einem Fall sogar die Schwierigkeiten der anderen Frauen als auf der individuellen Ebene lösbar gesehen, nämlich durch den persönlichen Einsatz und die Macht der deutschen Frau: „Ich löse deren Probleme“. Die Behauptung dieser Problemlösung kann mehrdimensional interpretiert werden: sie kann die Verleugnung oder Verharmlosung der Schwierigkeiten anderer bedeuten oder auch das Nicht-Erkennen ihrer ernststen Bedeutung für die einzelnen; außerdem dient sie zur Bestätigung der eigenen Größe: die Probleme und der als hilflos beurteilte Umgang mit ihnen werden eindeutig nur den anderen Frauen zugewiesen; es erfolgt eine auch emotionale Abgrenzung durch Zurückweisung eigener denkbarer Betroffenheit.

Das Dilemma für die befragten Frauen besteht anscheinend darin, daß nicht die eigenen Maßstäbe hier die Beziehung bestimmen können, sondern die nicht eigenen, fremden und uninteressanten, „Probleme“ der anderen Frauen und befremdende angeblich minderwertige Gefühle wie Eifersucht und Neid; auch eigenes Mitleid wird als unangemessenes Gefühl zurückgewiesen.<sup>6</sup> Eine Annäherung an die anderen ist eigentlich nicht oder nur sehr bedingt und punktuell möglich; für eine Interviewpartnerinnen scheint dies generell und für alle ihre sozialen Beziehungen zu gelten. Nur auf im Grunde niederer intellektueller Ebene findet der Kontakt statt. Das kann relativ „witzig“ sein, bringt aber zur eigenen Bestätigung oder Spiegelung der eigenen Wertigkeit wenig.

Das Erkennen der Unähnlichkeit, und folglich der Unmöglichkeit einer „richtigen“ Freundschaft, folgt bestimmten zugewiesenen Merkmalen auf unterschiedlichen Ebenen: manchmal ist es die Rolle als Klientin, manchmal die auch äußere Erscheinung, die Situation, die deutsche Sprache oder auch nur die Unterstellung einer Lebensweise und Seinsart anders als die eigene. Im Extremfall ist schon im Vorfeld das Nicht-Verhältnis geklärt: das vorhandene Wissen führt zur Einordnung der anderen Frauen als Hausfrauen und zu der Überzeugung, daß sie nur über bestimmte und uninteressante Gesprächsthemen verfügen, obwohl sprachlich von beiden Seiten sowieso keinerlei Verständigung möglich ist. Doch die fehlende gemeinsame Sprache ist nur scheinbar die Kommunikationsbarriere; denn obwohl das Gespräch der anderen aufgrund der mangelnden Sprachkenntnisse der deutschen Frau offensichtlich gar nicht verstanden werden kann, wird trotzdem dessen vermeintlicher Inhalt von ihr abwertend beurteilt und die beteiligten Personen abgelehnt. Allein die Vorstellung über das Nicht-Gleichsein und über die Unvereinbarkeit der anderen und ihrer Themen mit den eigenen Zielen verhindert hier schon die Kontaktaufnahme und macht die Grenzen klar. Deshalb ist die Beurteilung der Qualität einer Beziehung ganz und gar unabhängig von den Eigenschaften oder der Qualität der Personen, die die Objekte der Beziehung sind. Die Entscheidung liegt allein und ganz bewußt bei den Subjekten, den deutschen Frauen: „*Ich* besuche die, wenn *ich* etwas mit ihnen zu tun haben *will*“.

**(3) Ja, aber ... eigentlich (noch) nicht oder nicht mehr so wie ich – „Nähere Kontakte“, „so was wie ne Freundschaft entwickelt sich“ und „ich habe mit ihnen gelebt“**

Voraussetzungen für das nicht eindeutig definierte oder das zweifelhafte Verhältnis werden von den meisten Interviewpartnerinnen beschrieben (3; 4; 5; 8; 9; 10; 11; 12; 13; 14; 15). Das bedeutet, daß es neben den relativ eindeutig positiv verstandenen Beziehungen und den „neutralen“ Nicht-Verhältnissen eine ganze Reihe von Themen oder Kommunikationsgrundlagen gibt, die sowohl eine positive als auch eine sehr negative Beziehung bestimmen können sowie/oder auch die gefühlsmäßige Ambivalenz eines Verhältnisses zeigen.<sup>7</sup> Zum Beispiel kann im Einzelfall die qualitative Bezeichnung und Bewertung der Beziehung im Widerspruch stehen zu deren Beschreibung; oder insgesamt gesehen wird dieselbe Basis von einer Interviewpartnerin als positiv, von einer anderen als negativ bestimmende Grundlage einer Beziehung geschildert. Diese polyvalenten definierenden Grundlagen eines ambivalenten oder auf die eine oder andere Art und Weise eingeschränkten Verhältnisses sind: „wechselseitige“ persönliche Probleme, das Verhalten von Männern oder Ehemännern, Kooperation mit Migrantinnen – auch politische Aktionen, der Rassismusvorwurf, Vermittlung kultureller Traditionen, das Frau-Sein und die Frauenproblematik. Das Interesse an Veränderungen auf verschiedenen Ebenen: politisch, gesellschaftlich, individuell und an persönlicher Weiterentwicklung werden als diese Beziehungen motivierende und begründende Faktoren genannt. In den genannten Kommunikationsgrundlagen deuten sich auch zum Teil Konfliktpotentiale und ihre identifikatorische Bedeutung an<sup>8</sup>.

Zu einer „ausländischen Kollegin“ hat sich „tatsächlich so was wie ne Freundschaft entwickelt“, stellt eine Gesprächspartnerin fast erstaunt fest; „Wir waren beide neu in dem Job (...), und wir haben beide voneinander gelernt, und da hab ich mich zum ersten Mal wirklich auch auseinandergesetzt, also mit Problemen von Frauen“ (5/1150–1157). Diese Frau: „nicht dem Klischee entsprechend, sehr differenziert, sehr intelligent, sehr spontan und herzlich, eine Frau, die nachdachte“<sup>9</sup>, „hat mir natürlich unheimlich geholfen, mich ein bißchen in diese Probleme reinzubegeben und hab mich dann auch interessiert, (...) und dann wollte ich mehr wissen, ne, und da hat sie mir sehr, sehr geholfen dabei.“ (5/1221–1232) In solchen „privaten Beziehungen“ gehe es „wechselseitig“ um Probleme, sie müsse sich nicht nur die Probleme der anderen anhören, „also, das meine ich dann auch so mit Normalität, ne“ (5/1793–1810). Dieses Vertrauensverhältnis gebe es nicht im beruflichen und politischen Bereich; „und dann kommt der Vorwurf des Rassismus und, ähm, dann wird’s schwer“; „also, an dem Punkt ist die Normalität nicht eingetreten. Oder noch nicht“ (5/1775–1779). Politische und berufliche Zusammenarbeit sei meist konfliktreich und der Beziehung abträglich, da ungleiche Verhältnisse „zwischeneinander“: schlechte Bezahlung der ausländischen Kolleginnen und unsicherer Job, geschaffen werden, und

alle politischen gemeinsamen Anstrengungen seien eher ein Machtkampf mit ungleichen Ausgangsbedingungen; allerdings vermischten sich auch „eigenen persönliche Probleme mit so ner Problematik...ganz oft“ (5/1838–1857; 2250–2253). Und außerdem wollten ausländische Organisationen sich lange Zeit nur mit den Problemen ihres Herkunftslandes beschäftigen: „heimatorientiert“ und hätten sich nicht um ihre „eigene Situation in der BRD gekümmert“; „da war immer ne Abschottung, das heißt, die haben auch weniger mit Deutschen zusammengearbeitet“ (5/1875–1890).

Das gegenseitige „Sich-Anvertrauen“ von „persönlichen Problemen“ sieht eine andere Gesprächspartnerin ebenfalls als Grundlage für eine Beziehung in Richtung Freundschaft; das Thema und die Vermittlung bestimmter religiös-kultureller, auch fundamentalistischer, Gebräuche sei für sie „sehr interessant“ und deshalb auch die darauf basierende Beziehung (8/1707–1724). „Einfach privat Umgang zu haben“, „(ist) für ein besseres Verstehen das wichtigste und beste“ (8/2118–2121). Frau-Sein an sich produziere nicht unbedingt und nicht generell Nähegefühle oder sei nur begrenzt die Grundlage einer Beziehung zu den anderen, obwohl es natürlich „nicht egal ist, ob da ne Frau oder n Mann kommt“ und schon ein wichtiger Unterschied zu Männern bestehe; „ich sehe das mit Frauen anders als mit Männern“ (8/1884–1889). „Bei einzelnen“ und „zu wenigen“ könne sie sich vorstellen, daß sich „so was wie ne Freundschaft entwickeln könnte“ (13/1932–1938). Zu einer Frau hätte sich „schon ein ganz gutes Verhältnis“ ergeben, weil diese ähnliche „Wege“ zur Problemlösung und Selbstfindung suche; gleichfalls zeige sie Interesse an persönlicher Veränderung und Entwicklung und zwar auch gegen Widerstände, was dann oft Grundlage „offener“ Gespräche sei (13/2089–2109). Verschiedene auch gemeinsame Probleme als Gesprächsgrundlage sind für eine andere Interviewpartnerin eher eine schlechte Voraussetzung für eine längere oder haltbare Beziehung, weil es schnell uninteressant wird und schnell „zu bekannt“ ist: „Wir reden über was, ich denk dabei an was anderes, ne“; das werden dann schnell die „ehemaligen Freundschaften“ zu den anderen Frauen; im übrigen gelte das für alle ihre Freundschaften (3/3743–3745)<sup>10</sup>.

Die näheren Kontakte zu ausländischen Frauen und das Besprechen der gemeinsamen Probleme mit und der Konsens über die Eigenschaften der Ehemänner werden von einer Interviewpartnerin als einseitiger Vorgang geschildert: sie selbst versucht, die Probleme der anderen durch Gespräche zu lösen, kann und will sich aber gar keine Situation vorstellen, in der sie Hilfe von den anderen Frauen bekommen könnte (4/3567–3568). Andererseits erfährt sie hauptsächlich durch „diese Freundinnen“ „Vieles“ über ihre Traditionen, zum Beispiel „wie ein gewisses muslimisches Fest im Heimatland gestaltet wurde und wie es eben jetzt verfälscht in kleinem Rahmen hier abläuft“; „die arabische Kultur und die arabischen Traditionen mit der Zeit...wirklich zu durchschauen, Zusammenhänge zu entdecken oder so... (...) an solchen Sachen bin ich sehr interessiert“ (4/2479–2498). Die Ambivalenz der Beziehungen zu den anderen Frauen wird beispielsweise auch in einem anderen Gespräch deutlich: Die Interviewpartnerin schildert die „Kontakte“ als „natürliche“ Folge eines „bestimmten Freundeskreises“ des ausländischen Lebensgefährten, mit dem sie im Studentenwohnheim „sehr lange“, etwa zwei Jahre, zusammenwohnte: „des war dann halt sehr bunt“; einleitend und „vorab“ erläutert sie und stellt ihre Position klar – ohne Nachfrage meinerseits bzw. ohne daß bis dahin die folgenden Begriffe im Interview angesprochen wurden: „Das war natürlich nen nen, äh, Kennenlernen, hach, da hab ich auch immer so viel Schwierigkeiten bei all diesen Ausdrücken, Kultur und das Kennenlernen und das Fremde, ähm...“; „ich hatte Kontakt halt“ und „ich hab dann halt länderspezifisch ne Menge so gemacht“ und „weitergelesen“ und viele andere Frauen „kennengelernt, sicher, und mit denen viel geredet und mir viel erzählen lassen, ja, sicher“ (10/1380–1384; 1389; 1429–1430; 1462; 1471–1473). Die Nachfrage nach dem konkreten Ablauf der Beziehungen und der Gespräche oder auch der Gesprächsgrundlage wehrt sie laut und verärgert lachen ab: „Ich habe mit ihnen *gelebt* !!! (...) ...irgendwie, (...) das war einfach, das, ja, die so Sachen, die du dir so erzählst“ *Von Frau zu Frau sozusagen?* „Nicht nur von Frau zu Frau, also, es waren jetzt nicht unbedingt die, also, wenn du jetzt von Frau zu Frau meinst so sehr private“ *Ja, ja, meine ich.* „in der Art so Gespräche, das war nicht unbedingt, das war teilweise so, ich red ja auch nicht mit, also, ich hab ja auch keine privaten intensiven Gespräche mit jeder deutschen Frau, die ich kennengelernt hab, also insofern war das halt mit einigen, mit denen ich näher Kontakt hatte, warn die Gespräche halt intensiver als mit anderen“ (10/1483–1509).

Eine andere Gesprächspartnerin hat zu „ausländischen Frauen sehr viele Kontakte, die sind sehr intensiv“; „wir haben auch immer sehr viel diskutiert“ über religiös-kulturelle Traditionen, fundamentalistische oder fortschrittliche Koraninterpretationen; das „(ist) irgendwie ganz spannend“ und „ich hab mich da schon damit beschäftigt“ (12/859–862; 1945; 1989–1990; 1963–1964). „Ich hab eigentlich schon ziemlich intensive Freundschaftsbeziehungen (zu Migrantinnen, D. L.) entwickelt, also, so intensiv wie auch zu deutschen, mit all den (...) Katastrophen, die dann auch folgen können, ja (lachend)“ (9/2289–2295). Diese dann „spezifischen“ Beziehungen beruhten auch, aber nicht vorwiegend auf „beidseitigen persönlichen Problemen und Gesprächen“. Vielmehr basierten sie, wie auch die „langjährigen Freundinnen“, eher auf „meinem Interesse und meinem Wissen“ auch über die spezielle Frauenproblematik in ihrem Heimatland<sup>11</sup>.

Hauptgrundlage der Beziehungen ist oft die Zusammenarbeit – auf verschiedenen Ebenen – mit Migrantinnen. Sie wird unterschiedlich bewertet. Wie dokumentiert kann eine Kooperation „unter gleichen Ausgangsbedingungen“ als positiv gesehen und beurteilt werden, das heißt, unter bestimmten Bedingungen als gut funktionierende Basis eines recht freundschaftlichen Umgangs. Diese Bedingungen werden erst „schwierig“, wenn der Rassismusvorwurf „dazukommt“. Dieser scheint demnach oft unmittelbar mit der Zusammenarbeit verbunden und kann zum bestimmenden Faktor für die Art und die Intensität der Beziehung werden. Nicht nur die „Ausländerfeindlichkeit“, sondern auch die „Deutschenfeindlichkeit“ nehme zu, „in den Arbeitszusammenhängen, wo ich bin“, behauptet eine Interviewpartnerin und schildert genauer, „daß immer nur dauernd Thema war (die Frage nach der Möglichkeit der Zusammenarbeit, D. L.) (...), ja, die Auseinandersetzung mit der Nationalität und mit vermuteten oder richtigen Unterschieden oder so, ne..... Und (...) diese Diskussion nervt mich mittlerweile auch ein bißchen, ne? Ähm, weil (...) viele deutsche Freundinnen von mir sehr verunsichert sind, ne, und sich so überhaupt nicht mehr trauen, was zu sagen. Ich finde nicht, daß wir Grund haben, verunsichert zu sein, und ich finde auch nicht, daß mir irgendjemand hier den Stuhl wegnehmen kann, ich ich find auch nicht, daß ich den irgendwie zu Unrecht besitze oder so. Und sehr viele Frauen, die ich gut fand in ihrer Arbeit, ne, sagen heute, nix mehr mit Ausländern, ne“ (3/2533–2558). Und überall gebe es darüber und in der Zusammenarbeit Konflikte und Auseinandersetzungen, aber in ihrer eigenen Zusammenarbeit: „im Team“ mit den anderen Frauen: gute „Kolleginnen“, nicht: „Wir sagen, wir haben keine Probleme“ (3/2594–2595).

Die Kooperation und Arbeit mit den anderen Frauen bestimme die „herzlichen“ Beziehungen immer sehr positiv, da immer „eine freundliche Umgangsform herrscht, also, daß die Atmosphäre irgendwie so ist, daß man sich wohlfühlen kann“, meint jedoch eine andere Interviewpartnerin und führt diese Tatsache zurück auf die den anderen eigene „so diese Gesellschaftsformen, eben die Leute so miteinander umgehen, daß sie auch längere feste Beziehungen miteinander haben können“; und es sei trotz „schwierigster Situationen“ „einfach irgendwie immer ne emotionale Ebene da, wo man ganz gut mit leben kann“ (12/1251–1269). Gleichwohl werde sie „in der Beziehung auch als Teil der deutschen Gesellschaft“ gesehen, und „auch damit (mit dem deutschen Rassismus, D. L.) identifiziert, und das stört dann schon, ne, oft (...) wenn man dann als Deutsche so in Bausch und Bogen abgeurteilt wird, also, was, ich bin (?) oder sowas, ne, das kommt da auch hinzu bei neueren Diskussionen öfters vor, obwohl ich das inzwischen, es läßt mich inzwischen eigentlich kalt, ne, weil ich kenke, des is so n pauschales Urteil, des berührt mich nich, ne.“ (12/2177–2188). Eigentlich wolle sie den Gedanken abwehren, weil sie nicht rassistisch sei und in dem Sinne auch nicht deutsch, allerdings kämen schon „manchmal so Gedanken, wo man denkt, man hat so n Weltbild schon noch n bißchen drauf, ne...“ (12/2215–2222).

Die Gesprächspartnerin, die sehr aktiv ist in „Initiativen, Projekten, Politgruppen, Meetings und Treffen“ und auch die Arbeit „ganz heftig macht“, „wo halt so meine Freundinnen auch arbeiten“, sieht in der Zusammenarbeit mit einer ausländischen Kollegin oft viele Schwierigkeiten, die sie mit ihrem eigenen hohen Anspruch und ihrem Interesse an besonderen Arbeits- und Lebensformen begründet: „Formen, die (...) gegen bestehende Vorstellungen sind“ (10/1187–1189)<sup>12</sup>; Der „Rassismusvorwurf“ ist ihr theoretisch bewußt; sie reflektiert auch ihre „Privilegien“, formuliert ihre eigenen Ansprüche und Vorstellungen ausführlich und leitet daraus auch „Verhaltensregeln und -maßstäbe“ ab<sup>13</sup>: sie verfolge nicht nur politische Ziele mit ihrer Arbeit, sondern „da profitier ich ja von, also, nich nur, daß ich da

meine ehren politischen Ziele äh mit ausdrücke, und ich sag das jetzt vielleicht ein bißchen zynisch oder ironisch, ähm, nur, es is ja immer was, das is auch immer ein Teil der Wider, also es is widersprüchlich, weil ich profitier ja auf ner ganz anderen Ebene, ne, ich kann nämlich (...) in meinen Lebenslauf schreiben (...) bei der nächsten Stellung, die ich mich bewerbe, (...) ich bin fit, (...) ich bin Fachfrau, ich bin Expertin, über ausländische Frauen, (...), das heißt, ich hab natürlich mein sehr individuell karrierebezogenen Profit davon. Ähm, und ich krieg immer mehr Schwierigkeiten mit dieser Art der Arbeit, (...) Beschäftigung mit ausländischen Frauen hat vieles, was ich für mich bestimmt auch nich ausschließen kann, was ich rational wegstecke, ähm, oder sagen will, nee, hab ich nix mit zu tun, was aber bestimmt auch mit drin ist, und das is, indem ich mich mit Frauen aus anderen Ländern beschäftige und mit deren Unterdrückung, brauch ich nich genau hinzugucken, wie wir hier unterdrückt werden. (...) deine eigene Rolle, hm, (...), ich bin halt emanzipierter als die anderen, äh, ähm, das is so das eine, dann bestimmt dieses, äh, so ja, so Exotik auch, damit's spannend wird, ähm, ja, n Ausnutzen meiner Rolle, ein Ausnutzen meiner weißen deutschen Rolle, oder mein, meiner Position, die ich hier habe (...), wo ich einfach den (...) Zugriff habe, auf ganz bestimmte Wege, ne, äh, und ich bin zur Zeit am Überlegen, wenn ich überhaupt Wissenschaft weitermache, was mir teilweise sehr viel Spaß macht, womit ich zu anderen Grenzen denke, warum eigentlich, warum erforschen wir das jetzt wieder, weil eigentlich wissen wir doch, wie's ist" (10/1773–1845).

Dies kann auch gedeutet werden als Ambivalenz der gesamten Beziehungen dieser Gesprächspartnerin zu den anderen Frauen: Ja, sie hatte „Kontakt“ und sogar „mit ihnen gelebt“. Die genaue Bedeutung dieser Aussage wird nicht konkretisiert; sicher bezieht sie sich aber auf die Vergangenheit und diese Erfahrungen werden als Wissen „abgebucht“. In der Gegenwart hat diese Interviewpartnerin im Grunde, und nach ihrer eigenen Definition, keinen privaten Kontakt mehr zu den anderen Frauen. Dafür fehlen offenbar hier nötige emotionale Grundlagen völlig. Es bleibt die „Beschäftigung“ mit Migrantinnen und ein verbal hoher Reflexionsgrad über die Problematik einer solchen Beziehung, indem die gängigen Hauptgedanken des Rassismusvorwurfs: Relativierung eigener Unterdrückung; Projektion exotischer Wünsche auf die anderen; persönliche Ausnutzung der „weißen“ Dominanz, einmal als für die eigene Person nicht zutreffend entkräftet und zurückgewiesen werden, zum anderen die angebliche Uninteressantheit dieser Beschäftigung: „wozu erforschen, wir wissen doch, wie es ist“, hervorgehoben wird. Letztendlich kommt aber zum Ausdruck, daß diese Gesprächspartnerin keineswegs die Absicht hat, diesen „Spaß“ aufzugeben, weil sie damit „zu anderen Grenzen denken kann“. Die Zusammenarbeit auf gleicher Ebene, im Studium und im Projekt, als auch in übergeordneter Position, Befragung und Forschung über Migrantinnen, sind demnach hier definiert als höchst verunsichernde Grundlagen einer emotional unklaren und uneindeutigen Beziehung.

„Schon nähere private Kontakte“ bzw. „schon ganz gute Freundinnen“ sind diejenigen, „die eher so fortschrittlich drauf sind“ (11/1935–1936). „Die sind auch eher gebildet“; sie „haben ein Studium oder eine andere Ausbildung“ (11/2975–2977); zum Beispiel zu einer Frau, die „ganz doll ihren eigenen Weg sucht, ne, auch studieren will“ gebe es eine solche Beziehung (11/2331–2333). Aber aufgrund oder in der „Arbeitssituation“ entstünden keine qualitativ intensiven Beziehungen (11/2255). Durch langes Kennen und miteinander „Sachen“ machen „(war) zu einigen (...) das schon ein anderes Verhältnis“ (14/1863–1869); aber die „vielen Kontakte aus der Arbeit heraus, (...) (sind) dann aber nicht so intensiv, wie die Kontakte, die ich zu deutschen Frauen habe“ (14/1664–1668). Das sind dann „einzelne Frauen“, meistens „Arbeitskolleginnen“ (türkischer Nationalität, D.L.), „aber das Gros sind schon Frauen, die irgendwie hier in Deutschland aufgewachsen sind, ne“ (14/1640–1643). „Ich find's einfach interessant“ mit vielen Frauen aus unterschiedlichen Ländern zusammenzuarbeiten, und es mache viel Spaß, weil „es is für mich immer noch so viel an Veränderungsmöglichkeit und soviel an, äh, Möglichkeit zu lernen und auch meine Persönlichkeit zu entwickeln, daß es noch interessant genug ist hier (Arbeitsstelle)“ (14/1692–1693; 2934–2939). Eine andere Interviewpartnerin macht die komplizierte Art der Kooperation mit Migrantinnen im politischen Bereich und vor allem in der Öffentlichkeitsarbeit für ihr ambivalentes Verhältnis zu ihnen verantwortlich: es sei „schon...schwierig, sagen wir mal so, mit Türkinnen zusammenzuarbeiten, ganz oft ist es eben so, daß sie sich in ihrer Ehre, ne, die Ehre is ja, hmmm, auch so n Ding, ganz übel“ (15/3208–3213).

In einer weiteren „spezifischen“, also problematischen und konfliktreichen Beziehung, die vorwiegend auf wissenschaftlicher Zusammenarbeit beruhte und in der der Rassismusvorwurf auftauchte, „war’s so, äh, daß daß sie eigentlich sehr von mir profitiert hat, un deswegen war des, also ma konnte ich damit auch nich ernsthaft umgehen, also, es war jetzt wirklich nicht so, daß daß daß ich sie ausgebeutet hätte in irgendeiner Form, sondern es war eher umgekehrt, ja, also dadurch konnte auch über diese Problematik nicht ernsthaft diskutiert werden, (...), ich mein, ich hab mir’s nich ausgesucht, daß ich hier Staatsbürger bin, also, irgendwie“ (9/2362–2375). Auch in anderen Kontexten desselben Interviews steht „diese Problematik“ meist im Vordergrund, der die Gesprächspartnerin mit Hilflosigkeit und Unverständnis gegenübersteht; zum Beispiel ist die Schlußsequenz des Interviews ist ebenfalls zentriert auf das Problem des „Rassismusvorwurfs“. „Also, ich sagte ja, so so diese Vorstellung, daß sie (Migrantinnen iranischer Herkunft, D. L.) völlig Frauenbilder, Weltbilder un und und da äh...transportieren, das hatte ich so nie“; „also mit du Deutsche, ich Iranerin oder so, das (...) wurde deswegen lange Zeit gar nich thematisiert, und ich hab mich eigentlich auch immer intensiv auf sie eingelassen, weil ich ja auch n sehr starkes Interesse am Iran hatte“; „also, als meine Kontakte da anfangen, da war das kein Thema, ja“ (9/3011–3023; 3055–3056).

Diese Beziehungen sind deshalb als ambivalent und eingeschränkt bezeichnet worden, weil sie in ihrer Beurteilung durch die deutschen Frauen insgesamt einem Sowohl-Als-auch- oder einem Einerseits-andererseits-Schema folgen. Ebenfalls insgesamt gesehen sind es sehr unsichere oder auch verunsichernde Verhältnisse. Sie stehen in ihrer zögernden Ungeklärtheit zwischen den Polen des subjektiv eindeutig guten Verhältnisses und der eindeutigen Nicht-Verhältnisse. Allerdings haben sie einen zweifelhaften Charakter; im Gegensatz zu den gewissermaßen geklärten Beziehungen scheinen die Qualifizierungen hier zwar von schwankenden Gefühlen bestimmt, vermitteln insgesamt jedoch den Eindruck einer moderat zurückhaltenden, vorsichtig abwartenden Haltung den anderen Frauen bzw. den Beziehungen gegenüber. In den Fällen, in denen zeitlich zurückliegende, oft beendete, Beziehungen bewertet werden, ist dies eine eher bedauernd distanzierte Haltung, in den Fällen der eventuellen oder zukünftigen Beziehungen scheint sie eher hoffnungsvoll und optimistisch.

Der der Kooperation mit den anderen Frauen zugewiesene sehr unterschiedliche Stellenwert zeigt, daß ein Zusammen-Arbeiten an sich keine Garantie sein kann für eine positiv oder befriedigend verlaufende und eingeschätzte Beziehung zu Migrantinnen. Desweiteren wird deutlich, daß das angebliche Gleichsein der anderen oder auch das eher einseitige Sie-zu-Gleichen-Machen oft unabdingbar ist für eine Beziehung. Beispielsweise müssen die eigenen Vorstellungen von Arbeit von den anderen akzeptiert, vertreten und quasi mitgelebt werden, anderenfalls wird die Zusammenarbeit zum Streitpunkt oder zu schwierig und zu konfliktreich. In diesem Fall wird dann manchmal erklärend auf – kulturell bedingtes – unmögliches Verhalten der anderen Frauen hingewiesen: „immer ihre Ehre“. Auch muß zum Beispiel die Arbeitskollegin sich auf der eigenen niedrigen Stufe des neuen Jobs: „beide keine Ahnung“ befinden, um als gleichwertig anerkannt zu werden und um eine Beziehung überhaupt erst möglich erscheinen zu lassen. Manchmal ist es wichtig für eine Beziehung, daß die betreffende andere Frau Kollegin ist, weil dann die Voraussetzungen stimmen; manchmal ist es bedeutend, daß sie nicht nur Kollegin ist, daß folglich Kontakte über die Zusammenarbeit hinaus möglich und vor allem vorstellbar sind, weil diese Beziehung dann den eigenen Ansprüchen genügt.

Gemeinsame Gesprächsthemen über Probleme werden nicht nur als Ähnlichkeit mit der eigenen Person und somit einer Beziehung förderlich gesehen, sondern auch als zu bekannt oder uninteressant, und dadurch die Beziehung abwertend. Mal ist es die generelle persönliche Armut an Sozialkontakten, die die ambivalenten oder unklaren Freundschaftsbeziehungen zu Migrantinnen begründen sollen; andererseits ist in diesem Fall aber der „Freundeskreis sehr groß und bunt“. Ob mit den Eigenschaften der anderen oder mit den eigenen argumentiert wird: in jedem Fall sind die Bewertungen willkürlich und widersprechen sich oft. Eine Verunsicherung wird deutlich, wenn von den anderen Frauen eigene Meinungen selbstbewußt vertreten oder sogar Vorwürfe gemacht werden. Die deutschen Frauen entwickeln hier eine starke Tendenz, die eigenen Ansprüche und Ideale und das eigene Weltbild als neutral zu rechtfertigen, im Gegensatz zu den ungerechtfertigten und ungerechten Vorwürfen der anderen Seite. Hier sind Ansätze zur kritischen Selbstreflexion gering; der Vorwurf wird zurückgegeben: im Grunde sind es doch die anderen, die „profitieren“.



Diese Art von Beziehungen verdeutlicht insgesamt, daß ihre inhaltlichen Grundlagen beliebig sind und keine Bedeutung haben für die subjektive Qualifizierung des Verhältnisses. Die Persönlichkeit, das Sein und die Interessen der Beziehungsobjekte sind auch eher unwichtig und wirken bei ihrem unerwarteten Erscheinen störend und deshalb die Beziehung verunsichernd; ernsthafte Diskussionen werden dann verhindert. Wenn die eigenen Probleme im Mittelpunkt des Interesses stehen können, wenn Wissen erlangt werden kann, wenn die Zusammenarbeit, die Gesprächsthemen und der Kontakt überhaupt nach eigenen regelnden Maßstäben gewählt werden kann, erst dann werden die Beziehungen als vermeintlich positiv oder entwicklungsfähig und -würdig gesehen.

### 5.1.2. Gemeinsamkeiten der Einschätzung der individuellen Beziehungen

Insgesamt beurteilen die interviewten Frauen ihre Kontakte nach ihren idealen Beziehungs-Vorstellungen und Interessen. Zuneigung, Verbundenheits- oder andere Gefühle spielen eine geringe Rolle; sie treten vorwiegend in ihrer negativen Form auf und charakterisieren vor allem die Abgrenzung von nicht als wertvoll gedachten Verhältnissen. Der Entsprechungsgrad der anderen Frauen, die Vorstellungen betreffend, sowie deren Spiegelungseigenschaften eigener Besonderheiten bestimmen den persönlichen Wert der Beziehung. Die Funktionalität in bezug auf persönliche emotionale und intellektuelle Interessen charakterisiert deutlich alle Beziehungsarten. Uneingeschränkt positive und auch emotional befriedigende Verhältnisse sind vorhanden, aber selten; unsichere Beziehungen überwiegen, obwohl deren Beurteilung allerdings nach festgelegten und „sicheren“ Regeln erfolgt.

Leitend für die Bewertung von Beziehungen sind demnach eine starke Zentrierung der Beziehung auf die eigene Persönlichkeit, auf die Ähnlichkeit oder Unähnlichkeit, und ihre Funktionalisierung auf die eigene Interessenbefriedigung. Indirekt damit verbunden ist immer auch eine Definition der anderen Frauen. Die nachstehenden Zitate aus verschiedenen Interviews verdeutlichen diese Überlegungen und die Interpretationen und fassen sie zusammen.

„denk ich, daß das Türkisch-Sein auch keine Rolle spielt, ne, sondern das sind halt, ja (Stöhnen), einmal immer *ich* und die andere, jeweils ne Beziehung, und es sind ganz verschiedene Beziehungen, ne“ (3/2086–2091). „Ich habe mit keinen Moslems zu tun, die jetzt wirklich streng gläubig sind, (...). Oder Frauen, die verschleiert sind. Mit solchen Moslems habe ich kaum zu tun“. (4/2231–2237) „Meine Freundinnen (...) sind alle unterschiedlich, aber das hat nichts mit der, mit der, dem Herkommen oder der Nationalität zu tun“; „die meisten, die ich kenne, leben hier schon sehr lange. Deshalb, dann, heißt natürlich auch, daß sie einen Prozeß der...ja in gewisser Weise Anpassung, in gewisser Weise Neuorientierung durchgemacht haben, äh, so daß sie nicht mehr die typischen, ja, gibts's das überhaupt, typische Türkinnen, sind, oder so.“ (5/1703–09; 1717–1725) „Also, ich denk, ich hab mehr davon, ein *paar* Frauen gut zu kennen, und die mich auch gut kennen, als viele (...), ich denke, es sind so ungefähr fünf Frauen.“ (10/2886–2903) *Hast du denn bei diesen fünf (...) Freundinnen oder intensiven Kontakten, ist da eine Ausländerin dabei?* „Nee.“ Nee. „Nee.“ (10/2997–3006) „Hab ich da auch Kontakte, ne, zu ausländischen Frauen, sowohl persönlich als auch privat, wobei ich allerdings so meine allerbesten Freundinnen oder so sind nach wie vor deutsche Frauen, ne, muß so sagen“ (11/1437–1442); „ich kann mich natürlich schon eher mit denen identifizieren, die dieses traditionelle Bild vonner türkischen Frau schon abgelehnt haben, ne“ (11/1900–1904). „Ich (...) merke so in meinen Beziehungen, also so Freundschaftsbeziehungen auch oder so, daß ich hauptsächlich ausländische *Männer* kenn, ne, also des fasziniert mich mehr, ich denk, des is auch so ne erotische Komponente, daß ich den Eindruck hab, daß gerade ausländische Männer vielleicht mehr Erotik ausstrahlen, aber des kann sein, daß ich mich da täusche.“ (12/770–780) „Äh, zu der (Kollegin, D. L.) könnt ich mir des (eine Freundschaft, D. L.) gut vorstellen, weil sie mir dann doch ähnlicher ist, ja?“ (13/2101–2102).

## 5.2. Handlungskontexte oder „Kontaktdimensionen“ – das eigene Verhalten und die Konflikte mit den anderen

Die Bewertung und Inwertsetzung der anderen Frauen als einer Beziehung würdig und fähig geschieht mehr oder weniger ausgeprägt und manchmal ausschließlich nach den eigenen Bedürfnissen und den Vorstellungen, wie eine (andere) Frau idealerweise sein müßte. In diesem Sinne keine Berührungspunkte zu haben bedeutet jedoch nicht, keinen Kontakt zu haben. Auch in einem Nicht-Verhältnis kann unter bestimmten Bedingungen Kommunikation stattfinden: Kontakte sind auf sehr unterschiedlichen Intensitätsebenen angesiedelt. Zur Interpretation der Beziehungsbewertung durch die befragten Frauen muß untersucht werden, welche Bedeutung diese Beurteilungen in bezug auf die Kommunikation mit Migrantinnen hat bzw. ob und wie das Verhalten in bestimmten Situationen auch von den Bewertungen beeinflusst ist. Darüberhinaus geht es um die Frage, ob und wie spezifische Kommunikationskontexte geeignet sind, persönliche Problematiken und/oder gruppeneigene Vorstellungen zu „transportieren“.

Für diesen Auswertungsschritt wurde anhand des vorliegenden Textmaterials, das heißt nicht schon während des Gesprächs, verschiedene Kategorien unter bestimmten Kommunikationsaspekten gebildet, allerdings in sehr enger Anlehnung an das in den Interviews Beschriebene und Erwähnte. Dabei spielte auch die Überlegung eine Rolle, daß ein zum Beispiel nicht sehr häufiger oder ein distanzierter Umgang mit anderen an eine bestimmte Kommunikationsform gebunden sein kann, die ihrerseits – in Verbindung mit dem Kommunikationsprozeß und der Situation – verhaltensprägend wirken kann. Die in den Interviews teilweise nur implizit beschriebenen Handlungskontexte und die konkreten Kommunikationssituationen selbst mußten aus dem Material „herausgeschält“ und in ihren Bedingungen vorab analysiert werden; Verhaltensmuster oder auch typische Konflikte in der Kommunikation mit Migrantinnen sollen herausgefunden und wenn möglich zugeordnet werden.

In bezug auf die Begegnungen werden von den interviewten Frauen bestimmte Umstände als wichtig für Kontakte im weitesten Sinn beschrieben. Bei diesen subjektiv als bedeutungsvoll empfundenen Faktoren handelt es sich insgesamt um inhaltlich-räumliche, persönlich-emotionale und funktionale Umstände; das heißt, es geht um die Fragen, warum und wo findet der Kontakt statt; wie wird der Kontakt – einseitig subjektiv – gestaltet und empfunden; und welche eventuelle Ordnung regelt oder bestimmt den Kontakt. Danach wurden die hier so genannten Kontaktdimensionen gebildet. Sie setzen sich zusammen aus verschiedenen die interaktionelle Situation strukturierenden Einflüssebenen, die jeweils mehr oder weniger stark ins Gewicht fallen bzw. von denen aufgrund ihrer Deutung durch die Interviewpartnerinnen angenommen werden kann, daß sie die Begegnungssituation prägen können: Der Kontaktbereich, das heißt der inhaltliche Rahmen oder der Grund der Handlung: privat, beruflich oder politisch; die Umgangsebene, das heißt die Art des Gegenübertretens: individuell oder kollektiv, ob also die Interaktion zwischen einzelnen Personen stattfindet, „face-to-face“, oder zwischen einer Person auf der einen und einer Gruppe von Personen auf der anderen Seite; die Beziehungsebene, das heißt die Struktur oder die Dichte der Begegnung: intensiv oder punktuell, je nachdem, ob die Begegnung zeitlich dauernd und wiederholt geschieht oder auf eine Situation beschränkt ist; und schließlich das gegenseitige Abhängigkeitsverhältnis oder auch Rollenverhältnis, das heißt die Funktion der Beziehung oder die Position der einzelnen Frau, und zwar nur in bezug auf diese spezifische Kontaktsituation: gleichgewichtig oder ungleichgewichtig, über- oder untergeordnet.

Alle in den Aussagen beschriebenen interaktionellen Situationen mit den anderen Frauen sind damit zu charakterisieren und für Analysezwecke weitgehend gegeneinander abgrenzbar; sie lassen sich auf diese Weise im Querschnitt auch nach ihrer Häufigkeit ordnen. Es ist anzunehmen, daß immer gleich oder auch einseitig strukturierte interaktionelle Situationen Rückschlüsse zulassen auf eine spezielle Art der Kommunikation mit den anderen Frauen. Denn es ist die persönliche Dynamik der einzelnen Interviewpartnerin, die die Situation mitformt. Allerdings ist diese Dynamik nicht unbedingt singulär oder gänzlich unabhängig von allgemein wirkenden Faktoren. Die im weiteren kategorisierten interaktionellen Situationen sind insofern und auf der Ebene der Personen als auch flexible Einteilungen zu verstehen. Eine Person kann an jeweils verschiedenen Orten und Zeiten Teilnehmerin oder

Akteurin in jeweils verschiedenen interaktionellen Situationen sein. Für die einzelnen interviewten Frauen sind deshalb meist mehrere unterschiedliche Handlungskontexte zu finden.

In den Interviewaussagen werden verschiedene Kombinationen der Ebenen in den Handlungskontexten beschrieben, aus denen insgesamt die folgenden fünf Kontaktdimensionen gebildet werden können:

*K Kontaktdimension I:* ist ein Kontext mit vorwiegend intensiver Beziehungsebene und individuellen, nur teilweise auch kollektiven Umgangsarten; er ist in manchen Fällen beruflich bedingt, zeichnet sich jedoch durch einen gleichzeitig privaten Kontaktbereich aus; das Rollenverhältnis ist vorwiegend gleich. Die zugehörigen konkreten Handlungssituationen sind zum Beispiel: die Zusammenarbeit mit den anderen Kolleginnen am Arbeitsplatz; die Sozialarbeit mit Frauen sowohl in dafür bestimmten Einrichtungen als auch zu Hause; Unterricht in der deutschen Sprache und Seminare für Migrantinnen verschiedenen Themen – auch praktische – in öffentlichen und privaten Räumen;

der im rein beruflichen Bereich stattfindende Kontakt der *K Kontaktdimension II:* die Beziehungsebene ist vorwiegend intensiv mit individueller bis kollektiver Umgangsebene und ungleichen Rollen: Beratungssituationen, „im Laden“ und „offizielle“ Sozialarbeit;

*K Kontaktdimension III:* ein „privater“ Kontaktbereich mit intensiver Beziehungsebene und individueller Umgangsebene und gleichem Rollenverhältnis. Die Handlungssituationen sind das „Besuchen“ aus Zuneigung und/oder das „Treffen“ aus unspezifischen Anlässen an allen möglichen Orten des privaten oder öffentlichen Lebens sowie das „Zusammenwohnen“;

*K Kontaktdimension IV* im politischen Bereich mit punktueller Beziehungsebene und kollektiver Umgangsebene sowie gleichem Rollenverhältnis: Veranstaltungssituationen und politische Aktionen zu bestimmten Zeiten und Orten; und

*K Kontaktdimension V,* der als politisch-beruflicher Bereich charakterisiert wird, dessen Beziehungsebene von punktuell bis intensiv reicht und dessen Umgangsebene vorwiegend individuell ist; innerhalb dieses Handlungskontextes sind die Rollen gleich und nur selten ungleich: Wissenschaftliche Arbeitssituation in der Universität und in Forschungsprojekten – in verschiedenen Positionen.

Es gibt demnach nur eine Kontaktdimension mit eindeutig ungleichem Rollenverhältnis oder einseitigem Abhängigkeitsverhältnis, was eine ganz allgemein asymmetrische ungleichwertige Kommunikationssituation in diesem Fall wahrscheinlich macht. Ein individueller Umgang auf intensiver Beziehungsebene und gleichgewichtigem Rollenverhältnis läßt hingegen eine Symetrie vermuten.

Zur Klärung auch dieser Fragen werden im folgenden zunächst die Aussagen über Verhaltensweisen und deren Reflexionen dokumentiert und von mir gedeutet, ebenso wie die Aussagen über Verständigungsweisen und -schwierigkeiten sowie persönliche Lösungsansätze und Reaktionen auf diese Konflikte; die interpretierten Muster sollen den einzelnen Kontaktdimensionen zugeordnet und Annahmen über Kommunikationsform und -bedingungen formuliert werden. Darüberhinaus sollen diese Bedingungen in Verbindung mit dem Selbst- und Fremdbild der deutschen Frauen gedeutet werden.

### 5.2.1. Verhalten und Reflexionen

Die Beschreibungen des persönlichen Anteils in Kommunikationssituationen sind oft verbunden mit – meist direkt anschließenden – Begründungen und weiteren Überlegungen zu diesem Verhalten. Das schließt Bewertungen sowohl bezüglich der eigenen als auch der oft nur vermuteten Gefühle der anderen Frauen mit ein. Es werden dialogische oder andere Situationen beschrieben – teilweise in direkter Rede und sehr lebendig, aber immer gleichzeitig die eigene Meinung anspruchsvoll vertreten, indem formuliert wird, wie eigentlich die jeweilige Gesprächspartnerin sich verhalten will und/oder wie überhaupt auch alle anderen Migrantinnen gegenüber sich verhalten sollten. Diese Verallgemeinerungen der persönlichen Maßstäbe erfolgten in den meisten Gesprächen spontan. In den wenigen von mir diskursiv nachgeprüften Fällen: *Heißt das also, Jede sollte sich so verhalten? Oder wie sollte man/frau sich denn überhaupt den anderen Frauen gegenüber verhalten?* wurde mir manchmal signalisiert, daß diese Nachfrage meinerseits „unzulässig“ wäre: sie wurde schlicht ignoriert oder deutlich mißverstanden.

Die interviewten Frauen sehen und beschreiben sich insgesamt meist in mehreren unterschiedlichen Kontaktdimensionen und nehmen dabei verschiedene Rollen ein. Sie sind beispielweise ratgebend und helfend in ihrem Verhalten; sie unterstützen; sie möchten Vorbild sein und die anderen anleiten; sie bemühen sich um korrektes Verhalten; sie wollen bewußt nicht Alles tolerieren; sie diskutieren und bieten Informationen an; sie wollen sich durchsetzen; sie beobachten und registrieren anderes Verhalten; sie hören zu; sie ziehen sich zurück; sie sind resigniert und enttäuscht; sie wollen sich abgrenzen; sie verlangen Akzeptanz; sie streben gute Kontakte an; sie verhalten sich überlegt und strategisch; sie kämpfen für die anderen; sie setzen sich für ihre eigenen Belange ein; sie fordern; sie mischen sich ein; sie verletzen usw. Diese Rollen werden hier typisierend zusammengefaßt in: „Entwicklungshelferinnen“; „Vertreterinnen in eigener Sache“; „korrekte Strateginnen“; „Hilflose“; und „Resignierte und Enttäuschte“; sie bezeichnen ein typisches Verhalten in den jeweiligen Handlungskontexten und nicht die ganze Person. Jedoch sind die Interviews, die interaktionell ausschließlich eine bestimmte Rolle beschreiben, diesem Typus zumindest in der Tendenz zuzuordnen. Die jeweiligen Beispiele werden relativ ausführlich im Textzusammenhang belegt, um diese Haltungen oder Verhaltens-typen zu verdeutlichen und nachvollziehbar zu machen; auch ihr sprachlicher Duktus ist in diesem Sinne aussagekräftig. Alle Aussagen werden den Kontaktdimensionen zugeordnet, indem vor den Textbeispielen jeweils die Begegnungsdimension markiert wird.

### (1) Entwicklungshelferinnen: „Ich möchte irgendwas tun“

Das Verhalten als sogenannte Entwicklungshelferin entspricht in den meisten Fällen (2; 4; 6; 7; 13; 14) einer übergeordneten und zielgerichteten Haltung, der sich die betreffende befragte Frau verpflichtet fühlt. Das sind: ganz global und langfristig die Veränderung der Gesellschaft, die Entwicklung der Persönlichkeit der anderen, die Befreiung der anderen aus der Unselbständigkeit und die „Hilfe zur Selbsthilfe“ in vielen unterschiedlichen Bereichen. Dazu wollen sie sich „für die anderen einsetzen“ oder sie „leiten“ und „unterstützend auf den Weg bringen“.

#### *Kontaktdimension I:*

Eine der Interviewpartnerinnen, die keine Trennung zwischen Arbeit und Privatsphäre machen möchten, schildert ihren Kontakt und ihr Verhalten folgendermaßen: „Und ich hab dann eher so bewußt so gearbeitet, so ich ich informier die Frauen und unterstütz sie, aber des andere müssen sie weiter machen, also, sie müssen, wenn sie des wollen, machens sie's weiter, wenn sie's nich wollen, machen sie's nich, s'is dann ihre Sache. Ich hab versucht, halt dann mit dieser Geschichte der Frau dann für mich abzuschließen, wenn sie wiederkam, hab ich damit wieder angefangen, aber ich hab se nich versucht mit nach Hause zu schleppen, ne, und hab dann aber auch schon sehr früh angefangen zu sagen, also, irgendwie mußte des jetzt selber packen, und mußte des selber machen, und wenn de des nich kannst aus, äh, weil wegen der Sprache oder weil du nich lesen und schreiben kannst, dann mußte auch das anpacken, mußt du das auch machen, und wenn dann die Frau auch das lange Zeit dann nich gemacht hat, also, obwohl ich dann gemeint hab, sie is dazu in der Lage, sehr wohl und kann das, (...) dann hab ich dann oft so gesagt, nee, tut mir leid, für dich mach ich nix mehr, ne, so, du kommst hierher und läßt dich nur bedienen und, äh, das is nich, also, so seh ich mich nich, ne, so. (...). Ich hatte do n Gefühl, ich gehe ehrlich mit ihnen um, ich sage ihnen auch, was mit mir ihnen, an mir ihnen nich paßt und was ich nich auch nich abkann, ne“ (7/2314–2353).

#### *Kontaktdimension II:*

„Wenn's darum geht, ihre Geschichte von ihr (von der zu beratenden Frau persönlich, D. L.) zu hören, dann sag ich das einfach auch so. Und ich mein, es ist (...) immer ganz leicht zu begründen, weil man halt immer sagen kann, das ist nur in eurem Interesse, ihr müßt selber einfach auch lernen, diese Geschichte vorzutragen, und wir müssen gucken, ob ihr euch in Widersprüche verwickelt, also, was ja nicht unbedingt daran liegen muß, daß diese Leute sich nun was ausgedacht haben, sondern daß sie

die Termine ihres Gefängnisaufenthalts halt nicht mehr genau wissen und dann beim zweiten Mal was Anderes erzählen und schon ist es ein Widerspruch, und solche Dinge.“ „Und dann hab ich einfach oft Situationen erlebt, wo ich dann mit diesen Frauen dasaß, und selbst wenn wir das sprachlich irgendwie auf die Reihe gekriegt haben, das so unglaublich schwer war, die dazu zu kriegen, so locker zu erzählen, wie das Männer in der Regel tun. Also, daß ich dann einfach auch weiß, wie schwierig das ist, daß sie nun plötzlich sich in ne Situation begibt, ich meine, ich bin ja auch fremd, und für viele Frauen ist das dann auch so, daß ich ne Behörde bin, die können das auch nicht auseinanderhalten...“ (2/2345–2362; 2378–2392). Sie habe „dann natürlich immer so den Wunsch, irgendwas zu tun für diese Frauen, und das ist halt nicht immer so einfach.“ (2/2478–2480). Bei der Diskussion innerhalb des Gesprächs über die Frage, ob persönliche Veränderungen durch den „interkulturellen“ Kontakt möglich und realistisch sind, führt diese Interviewpartnerin aus, daß sie nicht mehr – wie am Anfang – alles glaube, was „diese Leute da erzählen“; sie „checke jetzt ab, wo sie einem nen Bären aufbinden (...). Ich setz mich nicht für Alles und Jeden in der gleichen engagierten Weise ein, also, so nach dem Motto, das sind alles arme Schlucker und denen geht’s so schrecklich schlecht, und man muß denen unbedingt helfen. Was ich ein bißchen gelernt hab, ist, daß man nicht immer alles für die Leute tun kann, sondern daß man ihnen auch dadurch helfen kann, indem man ihnen sagt, du mußt jetzt zum Arbeitsamt alleine gehen, du mußt das lernen, und wenn sie dich wegschicken und du mit deinem Deutsch nicht klarkommst, dann können wir beim zweiten Mal vielleicht zusammen hingehen, aber so, also diese Hilfe zur Selbsthilfe irgendwo, daß die Leute lernen, sich in dieser, in diesem widrigen Umfeld zurecht zu finden. Das mußte ich auch erst lernen, daß ich nicht, ich mein, natürlich ist, fällt mir das viel leichter“ (2/2544–2573).

„Ja, doch, also, wenn ich auch hier arbeite, ich versuch schon, denk ich mir ja, mh, also, ich denk einfach, es is ne wichtige Sache, so die Frauen dann auch aus ihrer Unselbständigkeit rauszuholen und aber zum Beispiel, wenn Telefonate zu erledigen sind, man kriegt oft dann irgendwie, äh, irgendnen Brief, ja, ich weiß nich, was is denn da, ruf doch du da mal an, und wenn das dann Frauen sind, wo ich wirklich weiß, doch, die haben eigentlich keine Sprachprobleme, äh, dann hab ich’s auch schon so gemacht, daß wir dann vorher gesprochen haben, je, sag des und des, und ich bin dann auch in der Nähe, also, wenn’s gar nich geht, dann kannst mich rufen, aber probier’s erstmal alleine. Also, des is so, was ich doch sehr wichtig find, ich find, es bringt nix, wenn ich dann ganz selbstverständlich ans Telefon geh und sage, doch doch, mach ich für dich. Damit is den Frauen auf Dauer dann auch nich geholfen, klar, wenn ne Frau wirklich Sprachprobleme hat, dann, äh, (...) is es sinnlos, die ans Telefon zu schicken, aber wenn ich merk, nee, oder wenn ich einfach denk, ja, die könnt’s, dann, ja, versuch ich das für mich, ja, versuch ihr dannn auch noch so n bisschen Mut vorher zuzureden, doch, ich trau dir des zu.“ (6/2105–2140)

„aber das is ja sowieso immer so ne Gratwanderung, ja? wie wie konfrontierst du mit Sachen von hier, wie kannst n Mädchen vielleicht auch stützen oder auch nicht unterstützen, wenn wenn sie Konflikte zu Hause hat, ja? und da ausbrechen will (?)“ *Und inwiefern soll man unterstützen?* „Inwiefern kann man überhaupt unterstützen als Sozialarbeiter, ja, du kannst so viele Sachen überhaupt nich auffangen, das is für uns da mhm oftmals n Konflikt, ja? wie du du ersetzt nie n Freundeskreis, du ersetzt nie Familien, ja, ich würde mich scheuen, wirklich einem Mädchen zu raten, trenn dich von deiner Familie, wenn sie nich von sich aus schon so weit is und den Weg gegangen is, ja? nich, nich vorher, ja, geht überhaupt nich, du kannst es nie auffangen, was die Familie bedeutet, und sie is dann für die Familie gestorben ja.“ (13/1380–1406)

„Also, einerseits finde ich des äh...richtig und möchte des auch wie, also, sowas wie, ja, ne Frau, von der andere einfach auch vielleicht was lernen können oder oder ne Lebenserfahrung hat oder oder n bißchen auch so ne Leitfigur meinetwegen sein kann, jetzt im positiven Sinne, also, sowas lehn ich nich ab, würd jetzt nich sagen, um Gottes Willen, das will ich auf gar keinen Fall sein, ne“ (14/1882–1892). Bei Konflikten der jungen Frauen unterschiedlicher Nationalität untereinander: „diese Vorurteile, die sind einfach überall da, ne, du mußt wirklich überall irgendwie damit arbeiten, (...) wir haben (...) dann sehr viel versucht zu informieren, oder erstmal uns selber zu informieren (...) über diese ganzen Geschichten, also auch dieser ganze historische Zusammenhang (...), also hab damals

auch erst angefangen, mich damit zu beschäftigen, ne, und dann versucht, mit den Mädchen so da drüber zu sprechen, irgendwie daran zu arbeiten, ja, diese ganzen Informationen zu vermitteln, ne, weil's einfach n Informationsmangel is, ne, die meisten Vorurteile, und det hat sich da irgendwie auch mal wieder bestätigt, wirklich so n so n Informationsmangel sind. (...). Und ich denke, es hat sich schon, also sie sind weitergekommen, es hat sich schon, tja, gelockert (...). Ich denk, das sind einfach längere Prozesse, ne, da muß man einfach länger dran arbeiten, aber ich hoffe, daß es zumindest bei allen n bißchen was ausgelöst hat, an Nachdenken, ne.“; es sei eben „einfach auch ganz wichtig, das auch zu thematisieren und auch immer wieder mal zu thematisieren, ne“ (14/3131–3174; 3196–3198).

### *Kontaktdimension III:*

„Ihr ging's einfach ne Zeit lang sehr schlecht, ihr Mann ist (...) hingerichtet worden, und das ist, das ist einfach...ja, ich glaub, das hat sie einfach immer noch nicht richtig verarbeitet. Und sie wollte nie hierher (...). Also, ihr ging's einfach unheimlich schlecht, (...). Und ich hab sie natürlich auch immer gefragt und sie versucht zu unterstützen, wenn sie dann aktiv wurde und sagte, sie könne nicht nur den ganzen Tag zu Hause sitzen, und nun würde sie mal wieder was tun, und vielleicht würde es ihr dann ja besser gehen und so.“ (2/2001–2020)

„Also, Frauen treten an mich ran, wir führen Gespräche, und ich dann meinetwegen sage, ja, du mußt mit deinem Mann darüber reden, und die Frau dann meinetwegen sagt, ich traue mich nicht, oder, äh, ich weiß nicht, wie ich da eben rangehen soll und...äh, oder eben wir können zur Zeit nicht miteinander reden, weil wer weiß, was da so gerade vorliegt, und...ähm, ich das dann entweder anbiete... (...). Es passiert oder es ist schon oft passiert, äh, daß eben irgendwo ein Problem vorlag in einer arabischen Familie, ich dazu gerufen wurde, also, ich darüber Bescheid weiß und mich dann eben auch was heißt einmische, aber ich möchte irgendwas tun...“ (4/1843–1871); „und ich arbeite da auch immer so mit den Frauen eben, die ich hier kenne, arbeite ich an sowas, ne, also, daß ich, wenn ich merke, daß...daß, äh, der Mann, äh, der Frau verweigert, also meinetwegen mit mir n Abend äh außerhalb des Hauses zu verleben, ne. Ähm, dann werd ich schon böse, ne, und arbeite so lange dran, also, das kommt dann eben auch meinetwegen zum absoluten Knatsch oder so, aber da muß man dann eben weitertragen, bis es dann irgendwann möglich ist und dann auch gezeigt wird, ja, es ist nichts Schlimmes dabei, und im Grunde muß man ja nur das Vertrauen aufnehmen, ja. *Wirst du böse auf die Frau oder auf den Mann?* Auf den Mann!! Auf die Frau eventuell, äh, weil sie sich nicht durchsetzt oder, äh, sich das gefallen läßt, ne. Und daß ich dann da auch nochmal, äh, sage, möchtest du's oder möchtest du's nicht?, und wenn sie sagt: Ja, ich möchte gerne, aber...Dann sage ich: Nun laß mal das Aber und komm! ne, gehen wir dran!“ (4/2761–2789); „also Probleme mit den Kindern und so, Probleme, die die Kinder in der Schule haben, ich kann da immer nur eben, ja, Anstöße geben, ne. (...). Und, also, ich erkundige mich dann und gebe es dann weiter, ne. Oder mach meinetwegen schon irgendwo bei ner Sozialberatung oder psychologischen Beratungsstelle nen Termin oder sowas, ne, und gehe dann mit hin, um eben so diese Überwindungsangst mit aufzufangen. (...) Also, das ist auch oft der Fall, äh, wo ich dann immer wieder sagen muß, Moment mal!, ne, ich bin zwar Deutsche, aber ich hab damit im Grunde überhaupt nichts zu tun und auch keine Ahnung!“ (4/3434–3458); „und wie gesagt, also, vieles erarbeite ich mir, alos äh, äh, Sachen, die für mein persönliches Leben im Grunde gar nicht wichtig sind, oder eben nicht anstehen, siehe Sozialhilfe, hab ich noch nie was mit zu tun gehabt. Inzwischen hab ich zwei, drei Bücher darüber, um eben, äh, gewissen Familien, äh, zu helfen, ja, ihre Anträge, äh, äh, zu schreiben und so, ne. Und äh, ich muß wohl dazu sagen (räuspert sich), mich ärgert, also ich geh gern hin und mach meinetwegen zweimal n Antrag auf Kleiderhilfe oder sowas. Bei beim zweiten Mal sage ich aber schon, ach, ihr habt doch schon den ersten Brief da vorliegen, un hier, ich geb euch Fotokopien von Listen, also wo halt die Kleider aufgelistet sind mit Beträgen etw., und dann könnt ihr euch selber hinsetzen und nach Schema F, nach dem ersten Antrag da, vorgehen. Und, äh, da sind se schon, also. ja, M. (der eigene Name) macht schon, ne. Und das ärgert mich dann so n bißchen, wenn se beim dritten und vierten Mal dann wieder zu mir kommen und und ich das machen soll, ne. Also, da weigere ich mich dann auch und sage, nee, nee, also, jetzt könnt ihr's wirklich selber machen, ne.“ (4/3524–3554). Diese Interviewpartnerin schildert ausschließlich interaktionelle Situationen dieses Typus.

Das Verhalten ist hier im wesentlichen als erzieherisch zu bezeichnen; es ist geprägt einerseits vom guten Willen der deutschen interviewten Frauen, andererseits aber auch von ihrer Ungeduld dem Verhalten den anderen Frauen gegenüber. Ihre Haltung ist die einer belehrenden, manchmal strafenden, weil überforderten Mutter oder auch eines Vaters, die mit freundlichem Druck das Beste für die Kinder wollen und freundlich sind, solange diese sich richtig oder in ihrem Sinne wohlverhalten: den anderen Frauen werden demnach Verhaltensbedingungen oder auch -regeln gestellt, die sich nach den eigenen Wertvorstellungen richten und die das Verhalten in diese Richtung lenken sollen. Die Korrektur des Fehlverhaltens erfolgt mehr oder weniger sanft. Schon das geringste Gefühl des Ausgenutztwerdens durch die anderen Frauen führt zur Androhung der Verweigerung weiterer Zuneigung oder Zusammenarbeit.

Diese Form der Kommunikation Migrantinnen ist offenbar nicht unbedingt und nicht nur abhängig von schon in diesem Sinne vorgeprägten Situationen: sie ist in den Kontaktdimensionen I bis III zu finden, allerdings im Kontakt II verstärkt vorhanden. Die Grundlage dieser Haltung ist die Überzeugtheit von der eigenen emanzipiert-differenzierten Lebensweise und der Vorstellung von den einheitlich schlechten, meist kulturell bedingten, Lebensbedingungen der anderen. Desweiteren werden verschiedene Aspekte des Bildes der unterdrückten Migrantin realisiert wie Unselbständigkeit, Ängstlichkeit, Unentschlossenheit, Ungebildetheit und Trägheit. Allerdings gehen die Interviewpartnerinnen auch von ihrer eigenen Erfahrung und Überzeugung von der Wichtigkeit des Lernens aus und von der Lernfähigkeit der anderen, die es zum Beispiel durch gutes Zureden: „Mut machen“; „zutrauen“ zu wecken gilt.

**(2) Vertreterinnen in eigener Sache: „Ich will mich da auch durchsetzen und abgrenzen“/  
„Das Interessante daran ist die Arbeit an mir selbst“**

Die eigene Sache ist vor allem die Entwicklung der eigenen Persönlichkeit und Lebensform sowie Wünsche hinsichtlich der Befriedigung eigener Interessen. Diese Anliegen und die darauf orientierten Gefühle werden auch in den verschiedenen Kommunikationssituationen mit Migrantinnen und in der Reflexion darüber deutlich. In diese Reflexion werden meist zugleich die vermeintliche Haltung und die Gefühle der anderen in bezug auf das Verhalten der deutschen Frauen miteinbezogen (3; 5; 6; 7; 8; 11; 12; 13; 14; 15).

*Kontaktdimension I*

Eine interviewte Frau erklärt, sie habe eigentlich lebenslang „immer so Kontakte angestrebt oder auch versucht hab, äh, mich weiterhin mit solchen Leuten (erst ausländische Männer, dann ausländische Frauen, D. L.) zu treffen, ne“; sie fand das „total spannend, mich auch mit denen zu unterhalten, ne, ja, einerseits vielleicht auch so n Stück weit auch dieses ja Exotische und nich so genau wissen irgendwie, woher sie kommen und wie ihr Leben war, und (...) auch die andere Seite, daß mich des unheimlich intrestressiert hat“ (11/916–928). Sie schildert ihr Verhalten in Situationen, in denen die anderen Frauen über ihre teilweise intimen Probleme berichten: „ich erzähl auch öfters, von Problemen weniger, (...), ich hab auch nich so s Gefühl, ich müßte jetzt großartig von meinen Problemen da anfangen zu erzählen. Ich seh mich auch nich in so ner Situation, weil irgendwo halt is es auch ne Arbeitssituation, ne, und ich denk, ich will mich da auch n bißchen abgrenzen, ich hab jetzt nich so s Gefühl, ich bring da mein ganzes Privatleben aufs Trapez, ne.“ Von ihrem Leben und Lebensstil erzählt diese Gesprächspartnerin „auch immer“, wie sie an anderer Stelle ausführt, jedoch hier zum Zwecke der Vermittlung ihrer eigenen fortschrittlichen Lebensform<sup>14</sup>. Obwohl sie ihr Privatleben nicht ausbreitet, bringen ihr diese Situationen etwas, „sonst würd ich’s bestimmt auch nich machen wollen, würd mich des wahrscheinlich auch nich so interessieren, daß ich in sonem Bereich arbeiten möchte, wo ich damit konfrontiert werde mit anderen Kulturen, ne, na, ich stell mich selber in Frage, und ich find des halt sehr bereichernd für mein Leben auch, ne...(11/2221–2235; 2587–2605). Jedoch: „Also so (...) meine eigene Lebenssituation überhaupt, des in Frage zu stellen, ich mein des wird da auch durch die Arbeit

mit diesen Frauen gefordert, ne, und da merk ich schon immer mehr auch, daß ich schon den Weg, den ich im Kopf hab, ah, ja mir nicht streitig machen lassen will oder so. Ich hab nich's Gefühl, äh, meine Einstellung ändert sich jetzt in die Richtung, daß ich jetzt unbedingt inner Großfamilie wo wie sone türkische Frau leben will, ne, also insofern denk ich schon so die Richtung, die ich leben will, wird dadurch nich angegriffen.“; „...einfach so n Gefühl igendwie, mich da auch wohl dabei zu fühlen, ne, wenn ich mit Frauen konfrontiert werde oder auch mit Männern, die aus anderen Kulturen kommen, des ja...ja, so so n spannendes Gefühl is ja irgendwie auch was Schönes, ne, also, mein, kann beschissen sein, aber eben es kann auch ganz toll sein. Und des des find ich einfach schön, ne, sowas zu erleben...deswegen setz ich mich solchen Situationen aus“ (11/2677–2692; 3085–3096).

Eine Gesprächspartnerin schildert erlebte schwierige Situationen mit den anderen Frauen, „wo ich dann irgendwann gedacht hab, naja, wenn sie, ich akzeptier sie wie sie ist, und sie muß es auch bei mir tun, wenn sie das nicht tut, dann kann ich das auch nich ändern“ (7/3412–3416). Diese Interviewpartnerin will negative Gefühle und auch Kritik den anderen Frauen gegenüber äußern, um sich „abzugrenzen“, und sie kann und tut es auch: „ich mein, ich denke, daß, ich weiß nich, dadurch, daß ich das ihnen sagen kann, ich denke, was ich so manchmal beobachtet hab, daß deutsche Frauen das nich sagen konnten den türkischen Frauen, aber ich wußte, son Gefühl, die *denken* das, ne, dann denk ich, dann is es so nen, sone merkwürdige, daß sie nich so akzeptieren oder auch diese Mentalität, (...), so stark anzunehmen, sie überhaupt nich mehr zu kritisieren, ja, (...), da stimmt für mich irgendwas nicht, (...), also, ich will schon da meinen Weg gehen, ich denke auch, sicher, ich bin natürlich, ich lebe ganz anders wie die türkischen Frauen, (...), und ich denke, sie tolerieren das oder akzeptieren das oder so ne. Und wenn sie's nich tun, dann tun sie's nich“ (7/3308–3337).

#### *Kontaktdimension II*

Früher wollte sie „um Gottes Willen (...) immer allen ihre Kultur lassen, äh, (...), weil ich dachte, die haben ihre Kultur und Glauben oder ihre auch ihre Religion und sollen sie doch machen, wenn sie wollen“; aber jetzt sei sie „da irgendwie kritischer“, wenn sie eine „bestimmte Unterdrückung“ beobachte (8/1526–1533; 1741–1746). Der Zeitpunkt und die Umstände dieses Sinneswandels werden folgendermaßen beschrieben: „wenn zu uns nun welche kommen, Frauen, (...), die schon längere Zeit auch hier sind, aber die sich zum Beispiel, äh, das Kopftuch aufsetzen oder das Kopftuch haben, und mit denen diskutier ich dann, weil des is sone andere Geschichte gewesen, (...), zu uns kam jemand in die Beratung (...) und der brachte seine zweite Frau mit, die kamm, ganz hübsch, die war wirklich schön angezogen mit diesem weißen Kopftuch, und dann gingen sie wieder. (...) ich sag dann auch, die sah aber schön aus, und der R. ist mir fast an die Gurgel gefahren, und hat gesagt, wie kannst du sowas sagen, weißt du, was das für die Frauen bedeutet und und und, und unterdrückt. Und wenn du jetzt im Libanon bist als Mann und du gehst mit einer Frau, die kein Kopftuch aufhat, dann wirst du schon nicht mehr akzeptiert, weil du keine Ehre mehr hast, so ist die Situation (...) schon. Ich bin ganz irre geworden“ (8/1492–1525).

Eine Gesprächspartnerin möchte nicht „privat in Kontakt“ kommen, obwohl durch ihren Ehemann „der Schritt zu privaten Kontakten eigentlich relativ einfach wäre“; sie führt aus: „ja, ich hab vielleicht eher so gerade jetzt durch die Arbeit gelernt, ja, mhm mich also abzugrenzen, daß ich denk, ja, es ist so insbesondere jetzt für mich, äh, ganz wichtig, ja, einfach so ne ne Grenze zu ziehen, (...) und es is für mich doch was Wichtiges, dann so n bisschen auf Abstand auch zu gehen.“ (6/2313–2328)

„Ich bewerte auch bestimmte Verhaltensweisen (...), wenn wenn ich mich an Gespräche mit Eltern oder Brüder erinnere, oh, puh, wo ich hinterher gedacht hab, mein Gott, dieses Arschloch, was bildet der sich ein, ja, seine Schwester so zu behandeln. Wer's natürlich im Gespräch nie so kundtun, ja (lachend), ja, aber (...), ich bewert in dem Moment, wo wirklich jemand massiv leidet unter diesen Unterdrückungsmechanismen, und da will ich auch nicht tolerant sein, ich seh es nich ein, ich kann sagen, die die mir hier pas...was, äh, passiert sind oder passieren, äh, auch nich gutheißen oder deutschen Frauen, warum soll ich es machen, weil es ein anderer Kulturkreis is, ich will das nich, ne, ich find's auch nich notwendig.“ (13/1460–1482)



„und ja für mich das Interessante eigentlich ist von anderen zu lernen und einfach mitzukriegen, welche unterschiedlichen Frauen das auch gibt“; „Kontakt ist mir einfach wichtig, ich hab gerne zu vielen unterschiedlichen Menschen Kontakt“; „also, ich denk, von diesen Auseinandersetzungen, die die Mädchen führen (mit ihrer Familie, um den „eigenen Weg“ zu gehen, D. L.), profitier ich natürlich auch, also, einmal indem ich ein Stück dran teilhabe, wenn ich mit ihnen darüber spreche. Oder das auch n Stück miterlebe oder mit begleite meinetwegen. Und dann von den Erfahrungen, die die Mädchen machen, einfach auch profitiere, natürlich, es erweitert meinen Blick ja auch“ (14/1393–1397; 1618–1620; 2475–2485). „Ich denke, (...), daß es einfach auch ne ständige Arbeit is, ne, an sich selber, also doch nich wieder so in diese alten Verhaltensmuster reinzufallen, sondern immer wieder auch an sich selbst zu arbeiten. Das ist für mich auch das Interessante an dieser Arbeit hier, (...), weil das is für mich genau das, wo ich des verbinden kann, also die Arbeit auch an mir, meine Verhaltensweisen immer wieder zu überprüfen und zu reflektieren und da auch viel Austausch habe.“ (14/3051–3064)

### *Kontaktdimension III*

„Wenn du dann (...) auf Feten gehst oder so, s kennst de, s sist mit ganz häufig passiert, daß ich die einzige Deutsche war, dann.“ *Und wie hast du das gefunden?* „Ha (Stöhnen)...ich möcht nicht gerne so die Ausnahme sein, ne, die Alibideutsche, die dann da ist, ne? Aber das ist so, ich ich werd dann auf beide Seiten zornig, daß die nicht mehr Deutsche einladen, und ich werd zornig, daß die anderen Deutschen eben irgendwie dann doch, irgendwie sich (...) rausreden und nicht kommen, ne“; diese Interviewpartnerin, die sich auch als „kühl“ und als „rationaler Verstandesmensch“ bezeichnet (s. III. 3.2. 3.3.), bewertet Situationen: „wenn ich die Frauen gut kenne, ne, (bin ich locker, D. L.) und weil für mich ist ist Körperkontakt hängt mit Kennen und Vertrautheit zusammen, ne, und nicht mit so ner, so ner ritualisierten Form, weil jetzt mal alle küßt, so macht man das der Reihe nach durch, ne. Und das versuch ich immer schon da auch durchzusetzen, daß ich halt anders bin, und daß ich das nicht haben will, ne.“ (3/1542–1561; 1574–1587). „Ob ich jemand einlade zu mir nach Hause, mach ich davon abhängig, wie’s *mir* geht und nicht, was der andere von mir erwartet, ne. Sonst wird’s völlig schief, wenn ich mich nur so verhalte, weil ich denke, das ist die Kultur, und jetzt muß ich das und das machen, ne. Das führt natürlich, führt es auch zu Problemen in irgendeiner Form, daß S. bei mir sitzt den ganzen Abend, und ich hab den Kuchen auf dem Tisch, ne, und alle nahmen sich, ne, alle von meinen türkischen Freundinnen nahmen sich, und R. (deutscher Name) nahm sich, S. nahm sich keinen weg. Nach einer Stunde oder eineinhalb so frag ich, magste keinen Kuchen. Die würde bei mir verhungern, ne, weil sie sich nicht sich selber nimmt, ne. Das gibt, o. k. war mir dann auch sehr peinlich, daß ich da noch nicht eher darauf gekommen bin, ob sie keinen will, aber ich denke, damit können wir umgehen, ne.“ (3/3609–3632)

Das „weiter entwickelte“ Verhalten und ihre Gefühle beschreibt eine andere Gesprächspartnerin auf der Grundlage ihrer negativ bewerteten Verhaltensformen der Vergangenheit: „Was mich sehr immer auch befremdet hat noch, war’n zum Beispiel ja, so ihre Spontaneität, ne, bei mir auf der Matte zu stehen, wenn, wenn’s mir überhaupt nicht paßte, und ich konnt damit nicht umgehen und ihr sagen, paß auf, im Moment geht’s nicht, ne.“ (5/1283–1290) „Ich hab also mit, jahrelang ne sehr große Schwierigkeit gehabt, das war so dieses etwas anormale Verhältnis, dieses etwas Hätschelnde, ja, Sachen nicht auszusprechen, wenn mir was stinkt. (...), (sie) hat ja eh schon genug Schwierigkeiten, kann ich ihr das noch zumuten, ihr das auch noch zu sagen. Ich denke, daß ich da in der letzten Zeit so doch ne Menge gelernt hab, auch Ärger offen zu äußern, Unstimmigkeiten zu äußern, Säuernis, und des hab ich lange nicht gekonnt, davor ne Scheu gehabt.“ (5/2196–2214)

Diejenige Gesprächspartnerin, die nur dieses eine Verhaltensmuster schildert, vertritt ihre Grundsätze vehement, wenn kulturelle Sitten zu „Menschenrechtsverletzungen“ werden, zum Beispiel die „Beschneidung von Mädchen“: „da kann ich, da misch ich mich ein, da erlaube ich mir, also, was heißt, misch ich mich ein, ich tu ja auch nichts, ich kann ja auch nur reden, wenn, ne. Aber da bin ich schon sehr heftig, und ich finde auch nich, daß es n kultureller Belang is, is ne Schweinerei.“ (15/1301–1308) Dieselbe Interviewpartnerin beschreibt einen Besuch bei türkischen Frauen als unangenehm: „guck mal, schon was ich fürn Leben lebe hier, es is völlig unverständlich (für diese Frauen, D.

L.). (...). Und ich, ich fühl mich auch nich wohl, muß ich ehrlich sagen, in ihren Couchen und den ganzen Sesseln und den den Schrankwänden und so, ich kann da auch nich so richtig heimelig werden, und alles n bißchen steif, und ich kenn mich auch nich gut genug aus, um zu wissen, wie lange soll dieser Besuch jetzt dauern, gibt es jetzt noch Abendbrot, muß ich noch warten oder darf ich jetzt gehen. Ich bin ganz oft auch unhöflich, weil ich mich wirklich nich gut verhalten kann da. Du kannst ja auch nich fragen, äh, gibt's jetzt noch Abendbrot oder darf ich gehen und so, und solche Sachen sind häufig bei mir, daß ich unsicher bin, also ich bin unsicher, ihre Normen zu verletzen und ich verletzt die immer, und dadurch is das Ganze n bißchen krampfzig und wie gesagt, die Einrichtung und oahh. (...), ich finde die Frauen ganz häufig ganz nett und lieb und tralala und so, ne, aber ich kann mich nich mich gut verhalten da, so..." (15/1597–1639). „Aber wenn wir uns hier (in ihrer eigenen Wohnung, D. L.) treffen, weiß ich natürlich nich genau, wie sie sich fühlen, aber ich bin ja nich sone Gastgeberin, weißte, hier setzte dich hin, gut kriegst deinen Tee, aber mehr passiert dann auch nich, ne, wenn die allerdings auf Abendbrot wartet, is natürlich auch Pech, weil's das hier denn wahrscheinlich nich gibt.“ (15/1839–1848)

#### *Kontaktdimension IV*

Im Zusammenhang mit den Aussagen über das sie nicht berührende „pauschale Urteil“: Rassismuskritik<sup>15</sup>, beschreibt diese Interviewpartnerin ihr konkretes Verhalten in politischen Diskussionen: „Ich denke schon, daß ich da halt, ähm, vielleicht aufgrund meiner Entwicklung mich anders verhalte, ne“; „und des hab ich auch den Frauen also in der Diskussion mal erzählt, hb ich gesagt, naja, jetzt weiß ich wenigstens wie sich mein Mann damals immer gefühlt hat, wo ich gesagt hab, alle Männer, weißte, pauschal Patriarchen, und des ging an dem runter wie nix, naja, weil er dachte, betrifft mich gar nicht. (...). Und des hab ich den Frauen auch versucht, zu vermitteln, hab gesagt, wenn ihr so mit mir umgeht, des bringt überhaupt nix.“ (12/2174–2177; 2193–2209).

Hauptcharakteristikum dieser Kommunikationsform ist der „Kampf“; einmal geht es um die Durchsetzung der eigenen für gut befundenen Grundsätze, um Überzeugungsarbeit und um das Festhalten an eigenen Überzeugungen; zum anderen geht es um das eigene wichtige Selbstbewußtsein und um die Verteidigung mehrheitsgruppeneigener und persönlicher Werte, Normen und Prinzipien. Hier sind Migrantinnen nicht mehr nur die zu Belehrenden und zu „Entwickelnden“, „Kinder“, sondern werden als Gegenüber sehr viel ernster genommen; das zeigen auch die vorwiegend als gleichgewichtig erlebten Rollenverhältnisse der verschiedenen Kontexte. Teilweise bedrohen die anderen die eigene Sicherheit durch undurchschaubare Verhaltensweisen und Regeln. Es geht andererseits aber auch um das Ausnutzen der anderen: eine profitable Nutzung der „spannenden“ Kontakte zu eigenen Selbstfindungszwecken, zum ausprobierenden Lernen und aus Freude an Kontakten, Vergnügen und „Nervenkitzel“: die Angst-Lust: einerseits „beschissen“, andererseits „ein tolles Gefühl“, ist dort besonders gut möglich, wo ein Abhängigkeitsverhältnis zugunsten der deutschen Frau oder Frauen besteht und die Umgangsebene die Begegnung mit den anderen auch als Gruppe vorsieht oder problemlos erlaubt. Dieses Muster einer auf ein einseitiges Eigeninteresse zentrierten Kommunikation ist in der Kontaktdimension II am ausgeprägtesten, aber in mehreren anderen Kontaktdimensionen – I, III und IV – zu finden.

Aspekte eines imaginären Bildes der anderen werden auf der individuellen Ebene nur manchmal deutlich: Lebensform Großfamilie; Frau als Opfer von patriarchaler Unterdrückung und Gewalt; Spontaneität; allerdings findet sich in den Aussagen auch eine mehr oder weniger ausgeprägte, hier von mir sogenannte strukturelle Arroganz als eine offenbar nicht bewußte Grundhaltung, die aber dem realen gesellschaftlichen Machtverhältnis der verschiedenen Gruppen entspricht. Beispielsweise schließt eine der Interviewpartnerin die anderen Frauen ungefragt in ihre Art der Problemlösung mit ein, wo eine Entschuldigung für die Verletzung einfacher Höflichkeitsregeln vielleicht nicht falsch wäre: „wir können damit umgehen“; der anderen sind EinrichtungsGegenstände Grund für ungute Gefühle und für die Unterstellung bestimmter Gastgeberriten, die sie verunsichern; eher vermitteln die Aussagen jedoch den Eindruck, daß sie die Normen verletzen will, sich selbst ausschließt oder sich abgrenzt und ihr Recht auf individuelle Normen verlangt: „Pech für die anderen“. Eine weitere Gesprächspartnerin

fordert ebenfalls Akzeptanz mit dem rechtfertigenden Argument, sie selber akzeptierte die anderen ja auch, bei gleichzeitiger angeblicher Gleichgültigkeit dem Verhalten der anderen Frauen gegenüber: „wenn nicht, dann nicht“; wieder eine andere sichert ihre eigene Kulturkritik ab und rechtfertigt sie durch eine männliche Autorität mit identischer Meinung aus dem von ihr kritisierten Kulturkreis: „Kopftuch heißt Unterdrückung, hat er gesagt“.

In der Regel und in allen diesen Fällen ist das Recht auf Kritik an den anderen und das Recht auf die eigenen Maßstäbe – auch deren Gültigkeit für und Anwendung auf die anderen – auf der Seite der deutschen Frauen. Wenn die Verhaltensweisen der anderen sich zu selbstverständlich nach offensichtlich andersartigen sozio-kulturellen Werten und Normen richten, werden sie im Extremfall als die eigenen Ansprüche und Rechte störend empfunden und führen zu Aggressionen.

### **(3) Korrekte Strateginnen: „Weiße deutsche Kultur“ und das „ganz normale Verhalten“/ „Aber ehrlich muß es auch noch sein“**

Die hier beschriebenen Handlungskontexte sind meist hypothetisch-fiktiver Art oder weitreichende Erklärungen für vergangenes oder zukünftiges eigenes Kommunikationsverhalten; die politisch-moralischen Ansprüche an eigenes Verhalten den anderen Frauen gegenüber sind verallgemeinernd und „politisch korrekt“ ausgerichtet. Die Frage nach eigenem „deutschen“ Verhalten und auch der deutschen nationalen Vergangenheit spielen hier auch eine Rolle (3; 6; 8; 9; 10; 11; 13).

#### *Kontaktdimension I*

„Ich find manchmal, daß ich n bißchen zu vorsichtig bin, also, ich geb zu viel den Ausländern praktisch so n Bonus, die können sich mehr erlauben als ich vielleicht anderen deutschen Frauen zum Beispiel, äh, zugestehen würde, ne. Und des find ich n Stück weit irgendwo auch so n, ja, so ne Art positiven Rassismus, das find ich eigentlich nicht gut. (...). Ich seh die scho in gewisser Weise seh ich die einfach auf zwei verschiedenen Ebenen, deutsche Frauen und ausländische Frauen, ne, und ich gesteh, glaub ich, ausländischen Frauen eher so ja...Dinge zu, die ich vielleicht bei deutschen Frauen sofort kritisieren würde.“; „im Prinzip is mein Bestreben eigentlich (lachend), jeden Menschen so anzunehmen wie er ist, ne, und nich zu gucken, woher, woher er kommt, ne“ (11/2887–2916). Aber es wäre eben schon die „andere Sprache und andere Kultur“; „nich nur jetzt speziell, weil ich Deutsche bin, sondern des auch sein kann, daß man ner anderen Kultur einfach irgendwie so n bißchen suspakter gegenüber steht oder einfach da so n bißchen abwartend auch sich verhält, kann sein...andererseits denk ich auch wieder, weiße, weiße Kultur, die is schon so überall so, ja, vorpreschend auf allen Ebenen, daß ich dann dadurch schon eher so s Gefühl hab, Zurückhaltung is eigentlich eher geboten, ne. Also, des des is auch so n Ding, was ich vielleicht so verinnerlicht hab, ne, wo ich so denk, also ich muß jetzt nich auch so arrogant rumklotzen, ne, aber ich find, s muß halt schon ehrlich auch noch sein, ne, es kann nich so sein, daß ich jetzt einfach so bestimmte Sachen dann einfach so akzeptier, obwohl ich da nich dahinter steh, ne, was sie jetzt zum Beispiel sagen zu bestimmten Themen“ (11/3030–3052).

„Man“ solle sich „ganz normal“ verhalten, meint eine der Gesprächspartnerinnen, die sich in anderen Situationen „durchsetzen“ will; *Was heißt denn das?* ... ..des, daß man nicht ausländische Frauen zu sich einlädt, *weil* sie ausländische Frauen sind, ne.“ (3/3602–3608) In einer vorherigen Sequenz desselben Interviews geht es um die kommunikative Auseinandersetzung mit der deutschen Geschichte: „ich hab da paarmal so Diskussionen mit Juden darüber, und hab dann auch ziemliche Mühe gehabt, so das zu verstehen, warum ich jetzt deutsch bin, also klar, hab ne ne deutsche Vergangenheit oder so, kenn ich, ne, ist auch o. k.. Ich denk aber irgendwie, also meine Diskussion mit Juden war immer, daß man mich dafür verantwortlich machen kann, was *jetzt* ist, und bitte, ich bin ja bereit, die Ärmel aufzukrempeln, wir können uns drüber auseinandersetzen, aber nicht, für die Vergangenheit brauch ich keine Schuldgefühle haben, also...“ (3/1495–1509); an anderer Stelle wird dieses Thema wieder aufgenommen, jetzt im Zusammenhang mit der Zusammenarbeit und Arbeit mit den anderen Frauen: „dieses dieses Schuldbewußtsein kann nicht, kann nicht, also, das das kenn ich auch als Motiv von vielen

Frauen, die in der Ausländerarbeit arbeiten, ist der deutsche Faschismus, und das kann nicht, dieses Schuldgefühl vom deutschen Faschismus kann nicht der Antrieb dafür sein, daß ich mit Ausländern arbeite. Also, dann benutz ich die, die benutz ich als Möglichkeit, mein mit meinen eigenen Schuldgefühlen mich auseinanderzusetzen.“ (3/2685–2698). Nach der Schilderung vieler eigener Konfliktsituationen<sup>16</sup> betont diese Gesprächspartnerin noch einmal das anzustrebende „normale“ Verhalten: „ganz normal, weil ich glaube auch, (...), es gibt sone Form von von Bemutterung, ne. Ähm, so unter Nachbarn dann so, ja gut, die türkische Frau kann das nicht, und dann, und das find ich auch sone Form von von Bevormundung und auch Unterdrückung, ne. Ich finde auch, es gibt ne unterdrückerische Hilfsbereitschaft.“ *Die man nur für sich selbst macht, meinst du?* ...Nee, ich finfind es o. k. zu sagen, ich helfe dir, weil ich das will, ne. Aber nich weil, d das macht ja gar nicht, soll den anderen nicht klein machen, ne“ (3/4090–4106). „was ich erlebt hab mit diesem, wo's ganz starke Konflikte eben zwischen ausländischen Frauen und türkischen Frauen gab<sup>17</sup>, (...), daß das daran gelegen hat, daß ziemlich lange sie sich wechselseitig nicht kritisiert haben, sondern L. (türkischer Name) hatte so nen Ausländerbonus“, das wäre schlecht, weil es nicht „durchzuhalten“ wäre und zu Konflikten führe, und „warum kann ich nicht genau, wenn nnn L. Mist sagt, ist das Mist, genauso wie wenn das ne Deutsche sagt, ne.“ (3/4112–4139).

#### *Kontaktdimension II*

„Man darf an die Arbeit einfach nich quasi mit diesen deutschen Ansprüchen rangehen von totaler Verselbständigung, sondern das sind ganz ganz kleine Schritte eigentlich“. (6/2160–2165)

Nach der Schilderung der Angst „unserer Leute“ abends auf die Straße – „in den Osten“ – zu gehen<sup>18</sup>, sagt eine Gesprächspartnerin auf die diesbezügliche – aber viel spätere – Nachfrage: *Und persönlich versuchst du die Leute irgendwie dann aufzubauen?*: „Nee, nee, kein Aufbauen, ich kann keinen aufbauen (:sehr leise), das müssen sie schon selber machen. Ich kann nich hingehen und sagen, guck mal, es is ja nich so schlimm, und mach mal das, nee, also wirklich nich, nee, versuche keinen aufzubauen, also, des wäre ja diese Helferkomplex. Ich versuche halt, das zu tun, was ich kann hier für dieses Land, daß ich das, die Verhältnisse hier verändern“ (8/2541–2554).

#### *Kontaktdimension V*

In dem auf die Problematik des Rassismusvorwurf zentrierten Interview betont die Gesprächspartnerin immer wieder ihr einwandfreies Verhalten, das ihren moralischen Ansprüchen genüge und das eigentlich nicht zu Problemen hätte führen dürfen<sup>19</sup>: also, jetzt auch, ich hab mich wirklich versucht bewußt zurückzunehmen, ja, es war nicht so, daß ich mich da irgendwie vorgedrängt hätte“; „und ich hab mich wirklich bemüht, also das, was was ich dadurch (durch die „nicht selbst ausgesuchte“ deutsche Staatsbürgerschaft, D. L.) an Privilegien hatte jetzt...also in diesen spezifischen Zusammenhängen also da, äh, ...*nicht auszuspielen?* Nicht nicht auszuspielen, sondern eher umgekehrt, ja, und des war wirklich so, daß ich mich da um solidarisches Verhalten bemüht habe“ (9/1705–1709; 2376–2387).

Eine Interviewpartnerin versucht, ihren „ganzen Lebensentwurf“ als politisch, anspruchsvoll und (selbst)kritisch zu beschreiben. Auch ihre immer korrekte Wortwahl zeigt dieses Anliegen und die Formulierung der Ansprüche in vielen Kontexten<sup>20</sup>. „Ich hab sehr viele Schwierigkeiten, mit dem (...), was wir grade tun, und zwar Schwierigkeiten mit so, naja, die Diskussion wirst du ja kennen, warum ich, also ich als weiße Frau, weiße Deutsche mit einem Zugriff auf nicht christlich...“ (10/1758–1764). Sie verhält sich ausschließlich strategisch und überlegt. Beim Zusammentreffen mit Frauen mit anderen – traditionellen – Werten, „also (die) Art (...) ne Beziehung zu haben, oder was für mich Werte von Beziehung zu nem Mann sind, oder halt nich Werte, also, was weiß ich, so Sachen wie Treue, eh? (...) also so die Vorstellung von wenn Zweierbeziehung, dann Zweierbeziehung und nichts anderes, ähm oder halt Kinder, (Lachen) Familie, äh, Zusammenleben, Heiraten“, konnte und wollte sie ihre eigenen Werte „nicht offen leben“; „es war'n Gespräche, wo klar war, da is ne andere Auffassung als meine, sie is, und da hab ich auch gar nich mehr viel darüber geredet, was ich, was ich wirklich in der Realität tue. (...) Was ich denke, hab ich gesagt, aber, ähm, des is dann nich so weit gegangen, daß ich auch immer gesagt hab, was ich tue“ (10/3020–3064). Nicht richtig sei es, „so dieses Ding, in dem Moment, wo du dich mit

ausländischen Frauen, sich auf die höhere emanzipierte Stufe zu stellen, ach, du arme Frau, du Opfer aus nem islamischen Land, ähm, ich zeig dir jetzt was Feminismus ist, ich zeig dir jetzt, ich erzähl dir jetzt die wahren Prinzipien, und überhaupt nicht mehr wahrzunehmen, daß das ne mittelständische, europäische oder weiße, äh, weiße Werte sind, und Skalen sind, und andere Sachen nicht mehr zuzulassen. Ähm, und dann halt gleich von vornherein zu sage, meine Werte sind die, die erreicht werden müssen und das, was du als Werte hast, das is irgendwie minderfeministisch, minderemanzipiert und das is, äh, ja...“ (10/3974–3991). Mit der Kritik an anderskulturellen Erscheinungen habe sie „Schwierigkeiten (...), obwohl ich tu’s auch, also zum, ich nehm jetzt dieses sehr häufig benutzte Beispiel der Beschneidung (...), ich find des nich o. k.“; „aber andererseits denk ich, is er auch nich mein Kampf, ne, also weil, also, ich hab mich da auch nich so einzumischen, hab ich ja nix mit zu tun, und sollte mich lieber mal drum kümmern, wo wir hier so psychologisch beschnitten, äh...“ (10/4001–4009; 4016–4021). Und sie sieht sich selbst in Abgrenzung zu anderen weißen deutschen Frauen als *wirklich* antirassistisch und feministisch engagiert: „so in der Frauenbewegung, Frauen und Rassismus, des find ich ja dann nochmal ganz spannendes Thema, also da find ich, äh, also in fast jeder Arbeitsgruppe, in fast, auf fast jedem Treffen is es bisher so gewesen, daß das dann zwar alles sehr aufgeklärte Feministinnen waren, äh, und sehr engagierte, aber und natürlich sind wir nicht rassistisch, ähm, aber irgendwann (...) kam dann halt schon immer der der schwarze Mann an der Bushaltestelle, ne.“ (10/3854–3869).

Hier wird vor allem die ideale Kommunikation mit Migrantinnen reflektiert; die beabsichtigte Normung der Art und Weise des Kommunikationsverhaltens macht die Selbstkontrolle in jeder – vergangenen oder zukünftigen – interaktionellen Situation notwendig. Zum Teil lesen sich die Aussagen wie eine Anleitung zum korrekten Umgang mit Minderheiten: „Ausländerbonus = positiver Rassismus“; „keine Bemutterung, Bevormundung, Unterdrückung“; „kein Helferkomplex“; „keinen deutschen Schuldkomplex“; keine feministische Arroganz“; „Solidarität zeigen“; usw., die im wesentlichen aus Verboten besteht. Die Kontrolle entspricht dem zeitgeistigen Diskussionsstand über den Rassismusvorwurf von Migrantinnen, aber sie geschieht auch außerhalb dieses Rahmens und auch außerhalb der eigenen Person und zwar in der Interviewsituation: es ist nicht auszuschließen, daß die interviewten Frauen mir als Gesprächspartnerin ihre „richtigen“ Ansichten beweisen wollen.

Diese kontrollierte Kommunikationsform gelingt in den wenigsten Fällen und nur, solange die Kommunikation auf der abstrakten Ebene des eigenen Gewissens, des „Über-Ichs“, und ideologisiert abläuft oder diskutiert wird. In den konkreteren Situationen werden die Widersprüche und die Unrealisierbarkeit des Unternehmens sichtbar: ohne „Verstellung“ oder Leugnung der eigenen eigentlichen Überzeugungen erscheint die Kommunikation unmöglich. Sie ist „unehrlich“ und weder die guten Vorsätze: „Zurückhaltung ist geboten“, sind zu verwirklichen noch die eigenen Interessen zu befriedigen: „bestimmte Sachen, die sie sagen, können nicht einfach akzeptiert werden“; wenn eine von der eigenen abweichende Auffassung der anderen angenommen oder erkannt wird, wird keine Auseinandersetzung mehr gewollt. Die betreffende Gesprächspartnerin löst das Dilemma schließlich durch totale Abwendung und Desinteresse auch auf der theoretischen Ebene: „eigentlich ist es nicht *mein* Kampf“.

Die Schilderung eigener Verhaltensnormen hat verschiedene Funktionen auf der persönlichen Ebene der interviewten Frauen: sie dient auch der Rechtfertigung mißglückter Kommunikation mit den anderen Frauen und zur rationalen Begründung für die Notwendigkeit der Durchsetzung oder zumindest der Äußerung der eigenen Meinung. Die angebliche Vermeidung eines positiven Rassismus ist hier eher als Vermeidung von Problemen oder als Schadensbegrenzung zu deuten: „wenn nicht kritisiert wird, gibt es (noch mehr) Konflikte“, und dient auch dazu, die eigene Kritik an den anderen doch und berechtigt vorbringen zu dürfen. Vor allem jedoch sind die richtigen Normen das geeignete Abgrenzungsargument gegenüber denjenigen, die durch den Rassismusvorwurf der anderen zu Recht angegriffen werden. Darüberhinaus und zugleich findet eine Abgrenzung auf der Ebene der „anderen Werte“ und allgemein auf der Ebene der Deutschen und der „normalen“ Frauen: „nichts Anderes als Mann, Heirat, Familie, Kinder“. Interessant und Ergebnisse aus der Untersuchungsphase der anteilnehmenden Beobachtung festigend ist in diesem Zusammenhang auch die Begrenzung des „spannenden Themas Frauen und Rassismus“ auf die Beziehung ausschließlich zum schwarzen Mann.

Deutlich werden auch die Vorstellung großer Unterschiede zwischen Kulturen: Jede anscheinend andere Kultur ist zunächst suspekt, also auch die Kultur der anderen Frauen, und die Vorstellung der unselbständigen, ungebildeten und unemanzipierten Frau. Das Bild der „armen islamischen Frau“ wird in einem Interview zwar ironisierend verwendet, aber keineswegs in Frage gestellt: es dient nur dazu, die richtige feministische Umgangsweise mit diesem Phänomen und mit den hier unterstellten Werten zu illustrieren.

Bei fast allen wird das ernsthafte Bemühen um Korrektheit deutlich. In manchen Fällen führt diese Tatsache zu einem Nachdenken über die eigene eventuell problematische Rolle und zu aufkommenden Zweifeln über das eigene Verhalten „in der Praxis“. Das Formulieren politisch-moralischer Handlungsansprüche ist besonders notwendig im Bereich der intellektuellen Arbeit mit politischem Anspruch, da hier die befragten Frauen unmittelbar mit den Überlegungen der anderen Frauen konfrontiert werden und wurden. Deshalb findet sich das Muster sehr ausgeprägt in der Kontaktdimension V; in den Kontaktdimension III und IV tritt es nicht auf.

#### **(4) Hilfloze: „Ich habe nicht gelernt damit umzugehen“/„Ich weiß auch nicht, wie ich mich dazu verhalten kann“**

Nur wenige Gesprächspartnerinnen schildern sich in Situationen, in denen sie sich in einer hilflosen Rolle befinden oder befanden (2; 9).

##### *Kontaktdimension II*

Als ein Beispiel für Situationen, in denen sie „einfach sehr unsicher“ war, beschreibt eine Gesprächspartnerin ihr Problem, einen Mann, der „seine zwei Frauen geprügelt hat“, „rauszuschmeißen“ und nicht mehr beraten zu wollen: „ich weiß es einfach immer noch nicht, was richtig ist, und das ist einfach so n Gefühl von unheimlicher Unsicherheit, was da nun zu tun ist. (...). Also, ich hätte diesen Kerl einfach gern in hohem Bogen vor die Türe gesetzt. Aber...das war wegen diesen Frauen zunächst nicht möglich“ (2/2452–2476); sie wären dann nämlich nicht mehr gekommen. Aber auch „wenn sie dann mal alleine kommen, dann, ähm, überhaupt über ihre Situation zu Hause reden wollen und du das denen natürlich auch nicht aufzwingen willst, das ist schon...Also, das ist dann aber auch wirklich so ne riesige Unsicherheit, was man da nun geschickterweise tut. Und dann kommen dann natürlich so Dinge dazu, daß ich mich für solche Sachen einfach auch nicht kompetent fühl. Also, ich hab nie gelernt, wie man mit solchen Situationen umgeht, weder theoretisch noch praktisch. *Was müßte man denn dazu lernen?* Ich denk, man bräuchte ganz einfach auch ne anderen Ausbildung. Also...oder...oder soviel gesunden Menschenverstand und Menschenkenntnis, daß man das ganz selbstverständlich aus dem Handgelenk schüttelt. Das hab ich aber nicht, ne“; gelernt habe sie die technische Abwicklung von Asylverfahren, und das könne sie „wirklich“; „aber das hab ich einfach nie gelernt. Das passiert dir dann so nebenbei und dann sitzt du da und weißt dir nicht mehr zu helfen.“ (2/2486–2516).

##### *Kontaktdimension V und III*

Eine Interviewpartnerin erzählt, daß sie von den anderen Frauen von „diesem ganzen Ausländerbereich“ und da „auch zum Beispiel von der Rassismusproblematik“ erfährt, „das sind natürlich Dinge, die kann ich so nicht nachempfinden, die bekomme ich durch sie vermittelt, aber ich kann mich dann damit identifizieren, aber es ist nicht meine persönliche Erfahrung, ne, das ist natürlich schon so n Problem“. (...). Also, ich hab damit (mit Diskussionen über die Rückkehr in die Heimat, D. L.) auch, ich weiß auch nicht, wie ich mich dazu verhalten kann, ja. Also, ich hör mir das eben an und, äh, versuch, darauf einzugehen, aber, mein, helfen kann ich da jetzt auch nicht. (...), das sind auch, sind auch Probleme, die ich so für mich persönlich noch nicht in dieser Form so, ähm, gewälzt habe.“ (9/1480–1507).

Die Aussagen können dahingehend gedeutet werden, daß sich die Interviewpartnerinnen in diesen Kommunikationssituationen auf eine Statistenrolle reduziert fühlen; sie können die Handlung nicht

bzw. nicht mehr bestimmen, weil die schwierige Situation einseitig durch die emotionalen Probleme der anderen definiert wird, die in keiner Weise denen der deutschen Interviewpartnerinnen entsprechen. Die hier erforderliche Art sozialer Kompetenz ist wahrscheinlich nicht durch Ausbildung anzueignen; ebenso wenig wie durch ein bestimmtes hohes Maß an Verstand und Menschenkenntnis.<sup>21</sup> In der subjektiven Deutung bedingt das Fehlen der persönlichen und vor allem gleichen Erfahrung diese Form der nicht teilhabenden Kommunikation Kommunikation. Sie tritt in unterschiedlichen Kontaktdimensionen auf mit gleichem als auch ungleichem Rollenverhältnis. Die Erfordernisse dieser Interaktion übersteigen anscheinend den emotionalen Horizont der Interviewpartnerinnen: auf der Gefühls-ebene sind ihre Reaktionsmöglichkeiten hier beschränkt. Dieser Mangel wird jedoch nicht als solcher empfunden; vielmehr ist es auch der vermeintliche Mangel an Wissen bzw. die vermeintlich unvollständige Aneignung von Wissen, die das Selbstwertgefühl leiden lassen und der den Gesprächspartnerinnen unangenehme Gedanken, deshalb keine Lösung anbieten zu können. Diese Machtlosigkeit verursacht eine Handlungslähmung: „Ich weiß einfach nicht, wie ich mich verhalten kann“ und/oder ein Zurückweisen der Probleme der anderen: „*ich* habe diese Probleme nicht“. Vermittlung und Identifikation mit der Problematik der anderen können darüberhinaus auch deshalb nur auf der intellektuellen Ebene stattfinden, weil Einfühlungsvermögen an sich für die Gesprächspartnerinnen von sehr geringem Wert ist<sup>22</sup>.

In diesen Situationen bestätigen sich das Bild von der Migrantin als Opfer von patriarchaler Gewalt, die auch aufgrund ihrer traditionellen Frauenrolle nicht willens und nicht in der Lage ist, ihre eigene Situation angemessen: „locker wie Männer es tun“, zu schildern, und das Bild der Ausländerin in Deutschland, deren vorherrschendes Problem der sogenannte Kulturkonflikt ist bzw. ihr emotionales Schwanken zwischen zwei kulturellen Identitäten.

**(5) Resignierte und Enttäuschte: „Ich registriere halt schon, was sich abspielt“/„Was hab ich mich ins Zeug geschmissen, aber jetzt mach ich das nicht mehr lange mit“/„Ich hab keine Hoffnung, sie überzeugen zu können“**

In den im folgenden dokumentierten Aussagen (1; 8; 12) werden Kontexte geschildert, in denen die eigenen Handlungen als Ergebnis eines Prozesses erklärt werden: aus Situationen der Vergangenheit, in denen andere Rollen eingenommen wurden, zum Beispiel die Rolle der „Entwicklungshelferin“ oder der „Vertreterin in eigener Sache“, entwickelte sich durch das Aufgeben dieser Rollen das gegenwärtige Verhalten und auch die Reflexion darüber. Diese Rolle wird aber auch geschildert als „aus Erfahrung gewählt“. Die Wahl dieser Handlungsmöglichkeit wird in diesen Fällen aufgrund des Wissens um die Vergeblichkeit anders gearteter – manchmal jeglicher – Bemühungen getroffen.

*Kontaktdimension II*

Eine Interviewpartnerin schildert die grundsätzlichen Schwierigkeiten in der Beratung: „Das können wir vergessen mit dem Frauentag, die Frauen kommen ja nicht. Oder es ist sehr schwer, die Frauen zu motivieren, da hinzukommen (räuspert sich).“ (8/1196–1199); sie habe „diese Gruppe gemacht“; „also, es war ja so nen Nachmittagstreffen, da ging es um alle möglichen Themen, also, um Überleben im Iran, oder Folter im Iran, oder die Frauen in Ghana, oder die Frau in Sri Lanka, und Aids und tralala und und und. Hm.“ (8/1211–1222). „Und dann haben wir gesagt (da nur noch iranische Frauen kamen, D. L.), diese Form wollen wir eigentlich nicht weiter, es ist uns zu elitär, und wir wollen eigentlich diese andere Beratung. Und dann hab ich mich ins Zeug geschmissen und habe gemalt und gemacht und getan und Informationen angeboten (...), alles angeleiert, (...) und und und und, und was ist gewesen, keine Frau kam.“ (8/1303–1318); Auch „Deutschkurse für Frauen wurden angeboten“ und alles „in mehrere Sprachen übersetzt und an alle Wohnheime verschickt“; auf Nachfrage begründet die Gesprächspartnerin die Tatsache, daß die Angebote weder ins Türkische noch ins Kurdische übersetzt worden seien: „und die kommen ja überhaupt nicht, also, denen kannst du auch anbieten, was du willst, die sind auch nicht gekommen. Was hab ich (...) Reklame gemacht, daß die da kommen und Deutsch

lernen und dies und jenes“ (8/1361–1367). Sie schildert eine Beratungssituation mit einem Mann: „und dann müßte eigentlich seine Frau unterschreiben und der unterschreibt für sie, und ich hab mir schon gedacht, also, ich mach det nich mehr lange mit, ja, entweder die kommen mal oder nich.“ (8/1990–1995).

„und wir haben auch sehr viel diskutiert hier mit unseren Mädchen, wir haben ja sehr viele islamische Mädchen, ne, die dann fundamentalistisch waren, (...), sehr junge, und mit denen haben wir heiße Diskussionen immer geführt, ne, da haben wir auch aus dem Koran Sachen rausgeholt und dann diskutiert. (...), des is ja immer, du kommst ja nur bis zu einem bestimmten Punkt, und dann heißt's dann immer, hier, des is dann unser Glaube, ne, und dann is Schluß, also, des haben wir dann auch nich gelernt, ne. (...), da kommste dann nich gegen an, (...), man kommt nich weiter, des des is irgendwie, wir versuchen halt immer noch, Denkanstöße zu geben, so ungefähr, daß sie n bißchen über ihren Tellerrand rausgucken, aber nich mit der Hoffnung, daß wir sie überzeugen können, ne, die werden auch, also, die versuchen ja uns immer zu bekehren, ne, und des geht halt auch nicht.“ (12/1945–1998).

„So dieses praktische Verhalten häufig (in Kindererziehungssituationen, D. L.). Ja, gut, ich versuche da selten, Einfluß zu nehmen, aber registriere halt schon, wie sich das abspielt“ (1/333–336). „Es wäre eigentlich auch mein Anspruch hier (im Laden, D. L.), daß da mehr an Kontakten entsteht“, aber meist sind die Wochenenden „weitgehend türkisch“; „gut finde ich das eigentlich nicht, daß eben so ne Einrichtung wie hier auch so n Kontakt nicht schaffen kann“ (1/2301–2303; 2308; 2325/2328). Wegen der massiven Vorurteile der ausländischen Frauen untereinander habe sie „da auch manchmal Schwierigkeiten so mit diesem Pauschalrassismusvorwurf an die sogenannten weißen Europäerinnen, wenn ich mir dann sowas angucke.“; „ich würd's eigentlich für, besonders für die jüngeren türkischen Frauen, auch ganz gut finden, wenn die schon, also, wenn sie hier leben und hier bleiben wollen, sich auch schon mehr auseinandersetzen mit der Gesellschaft hier oder den sogenannten Deutschen. Aber ich bin auch irgendwie nicht der Typ, der das dann erzwingt oder sagt, also, diese Vorträge müssen jetzt auf deutsch gemacht werden, auch wenn ihr drei Viertel nicht verstehen könnt, und ohne Übersetzung mal, ihr sollt's jetzt endlich mal lernen. Also, manchmal erwisch ich mich dabei, wie ich sowas denke. Auch im Interesse der Frauen würd ich's nämlich besser finden“; „aber ich find das auch anmaßend, das dann zu erzwingen oder...wer bin ich denn, also, wenn sie's nicht wollen, dann denk ich zwar, ihnen entgeht auch was, und es ist schädlich in Hinblick auf die ganze Entwicklung, die hier läuft, aber...“ (1/2378–2382; 2409–2426; 2431–2437).

### *Kontaktdimension III*

Dieselbe Interviewpartnerin beschreibt sich ausschließlich in dieser Rolle und einer resignierten Haltung, auch in anderen Kontexten. Über ihre ausländische „Bekannte“ sagt sie, sie sei „in dieser deutschen Umwelt, wo sie arbeitet, einigermaßen anerkannt, was ja auch (...) nicht unbedingt selbstverständlich ist, daß da ne schwarzhaarige ausländische Frau akzeptiert wird. Aber es ist eben trotzdem so intellektuell die totale Unterforderung für sie, und ich hab da auch einiges versucht so, daß sie einen Alphabetisierungskurs macht. Sie wollte auch immer, aber konnte dann, auch wegen der Kinder und der Nichtmitwirkung von ihrem Mann, dann da häufig nicht hingehen. Und es war eigentlich schon von vornherein klar, daß da nicht n Hauptschulabschluß bei rauskommt. Und selbst wenn du den hast, ist ja danach auch noch viel zu tun, um einen Berufsabschluß machen zu können.“; „gerade dann, wenn ich das (ihre „Schlauheit“, D. L.) dann bemerkt habe, fand ich das immer so schade, daß die nicht entsprechende Umstände hatte, jetzt anders leben zu können.“ (1/669–687; 749–752). Zum Thema Rassismus in der deutschen Bevölkerung erklärt sie: „Aber ich denke, der kann auch nur so funktionieren, weil man sich eben vorher auch nicht kannte oder nicht gut kannte. Also, es ist jetzt nicht nur die wirtschaftliche Situation, die für Rassismus verantwortlich ist, sondern auch sehr wohl die andere Ebene, eben Vorurteile gegeneinander zu haben und sich nicht zu kennen. Ja, und das ist ja auch bei mir selber so, ich bin ja auch wirklich echt nie in die Situation gekommen, irgendwo, wo ich mich bewegt hab, ne türkische Frau kennenzulernen. Also, die waren da einfach nicht. Nicht, weil ich sie so weiß rassistisch übersehen hätte, sondern weil sie da nicht waren...“ (1/2115–2132). „Ich fände schon wünschenswert oder (...) ganz wichtig (...), wenn so mehr an Kontakt entstanden wär zwischen Deut-



schen und Ausländern, weil (...), ich das, was jetzt hier gerade abläuft, auch nur für möglich halte auf dieser Basis, daß man sich schon immer mißtrauisch, äh, gegenüberstand und sich nicht kannte und Freundschaften die Ausnahme waren.“ (1/2283–2293).

Enttäuschende Erfahrungen mit Migrantinnen und eine beinahe fatalistische Haltung zur Realität kennzeichnen diese Kontexte. Eine Form wirklich und gegenwärtig stattfindender Kommunikation ist hier nicht zu entdecken; vielmehr sind die Aussagen zu deuten als aufgegebene, weil vergebliche Kommunikation. Der Grund dafür liegt in einem Fall in bestimmten Vorstellungen über die – türkisch-kurdischen – Frauen; sie verhindern Handlungen in Hinblick auf eine eventuelle Kommunikation: „Die kommen ja sowieso nicht“; zum anderen in der Tatsache, daß weder das eigene Interesse durchgesetzt werden kann noch übergeordnete Ziele erreichbar scheinen. Die anderen Frauen lehnen Projektionen der deutschen Frauen schlicht ab und verweigern darüberhinaus die Anpassung an individuelle oder ideologische Interessen. Der Wille zum Helfen scheitert an der Realität, an den Umständen, und am Unwillen der anderen Frauen; die Durchsetzung des eigenen richtigen Glaubens scheitert an der unrichtigen Überzeugung oder am Glauben der anderen. Das damit verbundene unangenehme und verletzende Gefühl der Zurückweisung provoziert eine in den Aussagen spürbare aggressive Grundhaltung; es wird kompensiert durch gespielte Gleichgültigkeit und/oder Einstellen der Bemühungen und durch den Schuldvorwurf an die Adresse der anderen, deren uneinsichtiges Verhalten die „ganze Entwicklung hier“: deutsch, gesellschaftlich, rassistisch, begünstigt und die sich dabei auch offensichtlich wider ihr eigenes Interesse verhalten, wenn sie die Bedingungen mißachten, unter denen sie toleriert werden können: „wenn ihr hierbleiben wollt, müßt ihr endlich lernen“. Teilweise entschuldigen und rechtfertigen die Erklärungen eigene Vorstellungen, indem auf der individuellen Ebene die Schuldzuweisung von der eigenen Person abgetrennt, generalisiert und auf beide Seiten gleich verteilt wird: verantwortlich für „Rassismus“ sind die „Vorurteile gegeneinander“ von „Deutschen und Ausländern“ und daß „man sich schon immer mißtrauisch gegenüberstand und sich nicht kannte“. So gelingt die Abgrenzung total: von den Deutschen allgemein, von den Deutschen mit Vorurteilen, von den Ausländern, und von den Vorurteilen.

Es wird hier das Bild der „auch rassistischen Ausländerin“ realisiert, die fanatisch fundamentalistisch und deshalb oder an sich unbelehrbar und unmotivierbar ist. Desweiteren dient auch das persönliche Erfahrungs-Wissen der zwei gänzlich gegensätzlichen Kulturen als Grundlage der Reflexionen. Das Recht auf Beobachtung: „Ich registriere“ mit anschließender Bewertung von Verhalten und Wesen der anderen wird nicht in Frage gestellt: „Wir wollten diese *elitäre* Form nicht“; ebenso wenig wie das Recht auf Darstellung der Themen der anderen nach eigenen Maßstäben, die einmal mehr das schwierige Verhältnis zu den Problemen der anderen deutlich machen: „Überleben, Folter, Aids und *tralala*“ (Hervorhebung D.L.). Geeignet für diese Art der Kommunikation scheinen Kontexte wie die Kontaktdimension II, in der die eigene Rolle quasi offiziell – institutionell und finanziell – abgesichert ist.

### 5.2.3. Zusammenfassung: Kommunikationsformen und -kontexte

Im ganzen ist für die Kommunikationsformen folgendes festzustellen: das für die „Vertreterinnen in eigener Sache“ typische Muster der egozentrierten Kommunikation wird in allen Handlungssituationen am häufigsten geschildert (zehnmal); das der nicht teilhabenden Kommunikation der „Hilflosen“ ist am wenigsten vertreten (drei Situationsbeschreibungen von nur zwei Interviewpartnerinnen). Das bedeutet unter anderem auch, daß die interviewten deutschen Frauen in den meisten als nicht brisant und unproblematisch empfundenen Situationen selbstbewußt auftreten und sich hier auch als durchaus handlungsfähig erleben. Die Kontexte der belehrend-helfenden Kommunikationsform der „Entwicklungshelferinnen“ und die kontrollierte Kommunikation der „korrekten Strateginnen“ treten etwa gleichviel auf; die vergebliche Kommunikation der „Resignierten und Enttäuschten“ werden in vier interaktionellen Situationen beschrieben. Einseitig kommunikativ strukturiert erscheinen hier vier Interviewpartnerinnen: Typ 1: Entwicklungshelferin: Interviewpartnerin (4); Typ 2: Vertreterin in eigener

Sache: Interviewpartnerin (15); Typ 3: Korrekte Strateginnen: Interviewpartnerin (10); und Typ 5: Resignierte und Enttäuschte: Interviewpartnerin (1). Im Sinne des Typ 4: Hilfloze ist kein Interview zu charakterisieren, sondern ganz begrenzt nur einzelne Situationen.

In Verbindung mit ihrem Auftreten in den einzelnen Kontaktdimensionen ergibt sich folgendes Bild: die Muster kommen in allen Kontaktdimensionen vor; die egozentrierte Form ist nicht nur am häufigsten überhaupt, sondern auch am gleichmäßigsten in den verschiedenen Handlungskontexten vertreten. Auch die anderen Muster sind immer in mehreren Kontexten zu finden. Allerdings sind in der Regel die Situationen jeder geschilderten Kommunikationsform immer auch in der Kontaktdimension II zu finden<sup>23</sup>, besonders stark vertreten sind hier der egozentrische und belehrend-helfende Kommunikationstyp. Das bestätigt die Annahme, daß eine Situation mit ungleichgewichtigem Rollenverhältnis eine asymmetrische Kommunikationsform begünstigt und daß ein dominierendes Verhalten der übergeordneten Seite hier besonders unterstützt wird durch dieses Abhängigkeitsverhältnis der anderen zugunsten der deutschen Frauen sowie durch die hier naheliegende Vorstellung von den anderen als Angehörige einer untergeordneten Gruppe. Das Auftreten aller Kommunikationsformen in allen Kontaktdimensionen zeigt aber auch den begrenzten Einfluß des Situationsfaktors.

Im einzelnen und auf der personalen Ebene beschreiben alle diejenigen Interviewpartnerinnen, die ihren Kontakt zu Migrantinnen ausschließlich als Nicht-Verhältnisse bewerten, auch Situationen dieses Kontaktbereichs II (1; 2; 6); diejenigen, die ihren Kontakt sehr positiv verstehen oder verstehen wollen, schildern überhaupt keine Handlungen in *diesem* Kontext (3; 4; 7; 9; 12). Die naheliegende Vermutung, daß diese Gesprächspartnerinnen sich also nicht in im weitesten Sinne beruflichen Handlungskontexten mit Migrantinnen bewegen und befinden, bestätigt sich nicht bzw. nur teilweise: die Hälfte dieser Frauen ist auch sozialarbeiterisch tätig. Das bedeutet, daß die Gesprächspartnerinnen selbst die Begegnungen in einer anderen als der faktischen Kontaktdimension stattfindend sich vorstellen, erleben und empfinden (wollen).

Eine in ihren gesellschaftlichen Machtstrukturen eindeutige Situation kann also ein eigenzentriertes und dominantes Verhalten fördern, weil hier Vorstellungen oder Bilder leicht und eindeutig abzurufen sind. Nicht eindeutig in diesem Sinne vorgeprägte Kontexte zeigen aber, daß genau gleiche, das heißt dieser vorgeprägten Situation angepaßte, Verhaltensweisen auch hier auftreten. Es ist offenbar die Stärke der Zentrierung auf die eigene Person, die das Verhalten und die Rollenübernahme bestimmt. Die Verschiedenheit der einzelnen Situationen spielt dabei eine sehr untergeordnete Rolle. Auch in unterschiedlichen Situationen mit zum Beispiel behaupteter Gleichheit, gleichem Niveau, intensiver Beziehungsebene und des ganz persönlichen Umgangs mit den anderen Frauen bleibt die Realisierung der Bilder dieselbe. Das zeigt sich auch und besonders deutlich an den einseitig strukturierten Interviews: die Veränderung der Dimensionen der Begegnung verändern nicht oder nicht wesentlich die Erfahrung und die schon vorgedachten Bilder. Im Extremfall reichen bestimmte Anzeichen sehr unterschiedlicher Art zur Verhaltenssteuerung. Diese können Signalcharakter haben: Kopftuch; sie müssen irgendwie vorhanden, aber nicht unbedingt in den anderen Frauen oder überhaupt und wirklich zu sehen sein; ein Bezug zur realen Situation ist in vielen Fällen gar nicht nötig.

Die Aspekte der Bilder selbst sind einfach und weisen in die Richtung der „Frauen“ genannten, das heißt der benachteiligten und oft patriarchal unterdrückten türkischen Migrantin im Kulturkonflikt. Realisiert und im Verhalten der deutschen Frauen sichtbar wird in den interaktionellen Situationen auch die Vorstellung der rückständigen, ungebildeten und traditionellen Frau, die bei guter Mitarbeit ihre Chance in der deutschen Gesellschaft ergreifen könnte. Insgesamt wird demnach ausschließlich die der eigenen Person unähnliche andere Frau in diesen Kontexten reproduziert.

Deutlich wird aber auch ein Unverständnis, eine manchmal aggressive Ungeduld und ein Befremden den vermeintlichen Haltungen der anderen Frauen gegenüber. Diese Distanzgefühle können zum Scheitern der Kommunikation in der Realität beitragen. Es gibt keine Verständigung mehr; die Kommunikation findet nurmehr in den Köpfen statt. Die Abweichung von den eigenen Vorstellungen über Idealpartnerinnen und auch vom eigenen Bild ist in manchen Kontexten situations- und kommunikationsbestimmend. Das ist der Fall in der kontrollierten Kommunikation, die auch deshalb nicht gelingen kann, weil sie unter anderem keine Gelegenheit zur Selbstspiegelung und zur Selbstdarstellung

bietet; die Selbstdarstellung der deutschen Frauen kann allein auf der Ebene der Meta-Kommunikation innerhalb des Interviews mir gegenüber stattfinden. Situationen der nicht teilhabenden und vergeblischen Form sind ebenfalls kaum als Kommunikation zu bezeichnen, jedoch aus anderen Gründen: zum einen weil die eigene Unfähigkeit zu Empathie jegliches kommunikative Verhalten verhindert, zum anderen weil die Nicht-Anpassung der anderen Frauen an die eigenen Werte ein – manchmal grundsätzliches und endgültiges – Abwenden nach sich zieht.

Der folgenden Dialog zwischen mir und einer der Interviewpartnerin verdeutlicht die interpretierten Bedingungen der Kommunikation der deutschen Frauen mit Migrantinnen:

*Sprichst du die Sprache (der anderen)?* „Ja, ein bißchen.“ *Aber die Gespräche liefen auf deutsch?* „Ja, ja, das waren auch alles Studentinnen, die ihre Sprachkurse gemacht hatten.“ (10/1511–1518)

Zur abschließenden Interpretation der Interaktionen auch hinsichtlich des Gelingens der Kommunikation werden die von den Gesprächspartnerinnen angesprochenen und gedeuteten Konfliktsituationen und Konflikthalte in die Analyse einbezogen.

#### 5.2.4. Konflikte und Reaktionen

Die Übernahme der erörterten Rollen gelingt ausschließlich in gewissermaßen normalen Situationen; in problematischen Situationen werden anders strukturierte Reaktionen von den Gesprächspartnerinnen beschrieben und die Handlungsmöglichkeiten scheinen begrenzter; eine Verringerung der Distanz wird offenbar oft als unangenehm und lähmend erfahren. Auftretende Probleme und Konflikte in der Kommunikation mit Migrantinnen werden hier mehr oder weniger gefühlsgeladen, spontan und teilweise widersprüchlich erörtert; persönliche Lösungen und emotionale Reaktionen werden von mir in ihrer je individuellen Deutung dargestellt. Die Kontexte sind in der Regel andere als die der Kommunikation unter normalen distanzierteren Bedingungen. Gleichwohl können sie zum Vergleich den gebildeten Kontaktdimensionen zugeordnet werden.

Im allgemeinen gehe ich davon aus, daß die von den Grundlagen her von vornherein als ambivalent eingeschätzten Beziehungen nicht stark belastbar sind und also sowohl die Kommunikation in der konkreten Situation als auch überhaupt beendet werden kann durch die Belastung durch Konflikte. In der Regel müßten die „guten“ Freundschaften diese Prüfungen bestehen, es sei denn, diese würden die Beziehung grundsätzlich in Frage stellen. Es geht also darum herauszufinden, welche Kommunikationssituationen konfliktreich verlaufen, welche Anlässe bzw. Ursachen die Konflikte haben, welche Strategien seitens der deutschen Frauen zu einer befriedigenden Konfliktlösung geeignet sind und somit die Kommunikation und die Beziehung aufrechterhalten werden, und welche Probleme subjektiv unlösbar erscheinen und deshalb die kommunikative Auseinandersetzung teilweise oder überhaupt nicht gelingt.

Die Aussagen der Interviewpartnerinnen lassen sich kategoriell einteilen nach den geschilderten emotionalen Reaktionen und zwar in Verbindung mit ihren möglichen Ursachen und den Anlässen der Konflikte. Dabei zeigt sich, daß die Mehrzahl der interviewten Frauen ihre Konflikte mit Migrantinnen ausschließlich auf der individuellen Ebene und als „endogen“ verursacht beschreibt: anhand der Aussagen ist zu vermuten, daß die Schwerpunkte der Probleme und Lösungen in der jeweiligen Persönlichkeitsstruktur oder der Psychodynamik der einzelnen Frau liegen. Andere schildern ihre Konfliktkommunikation als ausschließlich „exogen“ beeinflusst: aktuelle gesellschaftliche Probleme werden auf der persönlichen kommunikativen Ebene wirksam. Der Umgang mit den Problemen und die individuellen Problemlösungen sind allerdings bei beiden Formen sehr ähnlich. Zum dritten gibt es gar keine emotionalen Reaktionen auf interaktionell konfliktuäre Situationen mit den anderen Frauen, weil generell von den betreffenden Interviewpartnerinnen keine beschrieben werden. Im folgenden werden die Aussagen beispielhaft dokumentiert und gedeutet.

### (1) Die „vermiedenen“ oder „ersparten“ Konflikte: „Man läßt sich gegenseitig in Ruhe“

Drei Interviewpartnerinnen beschreiben und haben „keine Probleme“ mit den anderen Frauen – nie und nirgends – und deshalb auch keine emotionalen Reaktionen (8; 12; 14). Durch die Vermeidung bestimmter Themen wird eine sichere Beziehung aufrechterhalten. Die Interpretation ist hier mehrdeutig; es ist nicht zu beurteilen, ob die als problematisch empfundenen Themen und Situationen in der Realität wirklich immer vermieden werden, ob sie nur einfach nicht erzählt werden, weil die Gesprächspartnerin selbst in Ruhe gelassen werden will, oder ob sie gar nicht wahrgenommen werden. Da ein Konflikt nicht existiert, kann hier insofern nur von einer Konfliktlösung auf der psychischen Ebene der interviewten Frau gesprochen werden, nicht aber auf der Ebene der Konfliktsituation. Die Beschreibungen der interaktionellen Situationen beziehen sich zweimal auf die Kontaktdimension II und einmal auf die Kontaktdimension I.

Eine Interviewpartnerin, die sich als „eher konfliktscheu“ bezeichnet (14/2691) und in anderen Kontexten vorwiegend egozentriert, aber auch belehrend-helfend kommuniziert, kommt – auch auf meine Nachfrage hin – immer auf Konfliktsituationen der anderen Frauen untereinander zu sprechen: „des irgendwie in Griff zu kriegen, (...) des war ziemlich schwierig, (...), diese Konflikte, oder diese Vorurteile, die sind einfach überall da, ne du mußt wirklich überall irgendwie damit arbeiten, also, des is des, was mir so als erstes einfällt, ne“ (14/3127–3135).

„Die Beziehungen, nee, nee, sie ist herzlichst, wir (?) wirklich immer aber irgendwo so halt, daß man sich gegenseitig dann in Ruhe läßt dann.“ *Also das Thema (Fundamentalismusdiskussion) wird dann einfach nicht mehr besprochen?* „Ja, ja, ja, hmm.“ (12/2003–2011)

In einem weiteren Fall wird die Konfliktlosigkeit mit der Art der Beziehungen an sich und zu den anderen Frauen begründet und zwar in Zusammenhang mit der Erörterung der Problematik über „persönliche Probleme“ sprechen zu können: „also, ich meine Konfliktsituationen mit, äh, orientalischen Frauen, so intensiv bin ich nich mit denen zusammen, daß es da größere Konflikte geben könnte, ja, auch mit nem, also, wenn ich auch mit meinen deutschen Freundinnen (Lachen) gibt es höchstens mal Diskussionen darüber, daß sie zu egoistisch is, oder zu nachlässig, aber sonst, äh...“ (8/2089–2098).

### (2) Die „ganz persönlichen“ Konflikte in den problematischen Situationen mit den anderen:

„Du magst zwar Ansprüche an mich haben, aber die sind nicht mit mir abgesprochen“/

„Wir können auch zusammen nicht das erreichen, was ich gerne möchte“

Hier beschriebene Probleme und Konfliktsituationen zeigen meist die Befangenheit oder Verfangenheit der einzelnen Interviewpartnerinnen in ihrer ganz speziellen und eigenen Problematik. Dies bezieht sich sowohl auf die individuelle Ebene der psychischen Strukturiertheit als auch auf die Anspruchsebene. Persönliche Betroffenheit und psychische Verstrickungen regen besonders auf und verunsichern das Verhalten. Problemsituationen oder Kommunikationsprobleme entstehen offenbar dann, wenn beim unmittelbaren individuellen Gegenüberreten die Eigenschaften, Meinungsäußerungen oder Taten der anderen Frauen mit den eigenen Vorstellungen und vor allem Gefühlen nicht übereinstimmen oder auch wenn diese die eigenen Gefühle zu sehr berühren oder verletzen und die eigenen auch materiellen Interessen bedrohen. (3; 4; 5; 6; 7; 10; 11; 13; 15)

In den Kontaktdimensionen I, II, III und IV treten emotional besetzte Konfliktsituationen auf, die sich auf die angebliche Passivität der anderen Frauen, ihren Stile von Arbeit und Zusammenarbeit und ihr ängstliches Auftreten in der Öffentlichkeit beziehen. Es werden hier ausschließlich Interaktionen mit Frauen türkischer Nationalität beschrieben. Besonders deutlich und ausführlich schildert die Gesprächspartnerin, die die häufig auftretende Leidenshaltung der anderen beklagt: lassen sich Bevormundung gefallen und haben „wenig Eigeninitiative“<sup>24</sup>, verschiedene problematische Situationen mit diesem Hintergrund. „Und es gab dann auch schon AusAuseinandersetzung, also, was heißt Auseinandersetzung, auch so n totaler Bruch zwischen einer Kollegin, also, wir haben es irgendwie geschafft, (...) uns sehr viel auseinanderzusetzen“; „Der Konflikt mit A. (türkischer Name) war damals, daß sie nich

wollte, daß wir das (Auseinandersetzungsvorhaben mit der „türkischen Linken“, D. L.) so offensiv machen, ne, das hat sie mir sehr angekreidet, und sie meinte, ich ständ alleine dahinter, obwohl, des s hätt ich gar nich geschafft, und des war auch nich mein Ding, ne. (...) ja, dann hat sie mich, sie hat dann mich gemieden. Wir haben uns nie darüber auseinandergesetzt, und zuerst hat mir das sehr wehweh getan, und dann hab ich gedacht, naja, also, es is eben so, ne, so...dann hab ich mich auch so schon dann auch so...so geärgert, also, daß sie des einfach unsere Beziehung, die jahrelang ne gute war, und sie die einfach so abbricht, ja, so...aber ich denk, des würd ich auch des würd des denk ich, das das lag auch an A., sie is so Einzelkind, ich kenn auch so ihre Geschichte, ja, und sie hatte sehr oft so ne, ja, so ne schnippische Art, also, hat sie meint, sie fand das dann nicht notwendig, dann irgendwas zu klären oder so. Und ich denke, sie hat sie auch, (...), überfahren gefühlt, (...), ...wir hatten dann so gleichen Lohn und so n, da hab ich so Ausgleich geschaffen und denk, daß sie das im Nachhinein nich wollte, ne, daß sie des dann mir angekreidet hat, die da so, hm, ja, und dann hatte ich wahrscheinlich, war ich die Stärkste drin, das durchzusetzen, ne...ich denke, des im Nachhinein hat sie das mir angekreidet auch so...dann hat ich noch ne andere türkische Freundin (...), und...ja, das is auch auseinandergegangen, also...(...) es war, wir haben zusammen gewohnt, und sie wollte dann, daß ich halt dann auch so mich damit (ihrer Schwangerschaft, D. L.) (...), mit der, mich damit identifiziere, und das war nich meine Sache, und ich hab ihr das auch gesagt gehabt, und da war sie sehr traurig, aber auch so ärgerlich drüber, ne, und dann is die Beziehung so n bißchen auseinandergegangen. Wir hatten dann aber wieder so wieder so Kontakt und...dann is es aber, gab's wieder Differenzen (über ihr politisches Verhalten, D. L.) (...), aber ich denke, des war für sie auch so, sie hat auch ihr Abi gemacht und kommt aus so ner, ja vielleicht aus so ner finanziell schwachen Familie in M. (Stadt in der Türkei)“; „und gerade L. (die türkische Freundin, D. L.) (...), die hat es überhaupt nich akzeptiert, die kam dann immer so, und trat auf wie so ne Arbeitgeberin. Und da hab ich gesagt, also, (...), so nich, ja, also, ich bin, also, ich, äh, bin das nich gewöhnt, also wenn, dann arbeite ich gleichberechtigt, aber wenn du hier so auftrittst, also, wie so ne Arbeitgeberin, dann kam sie und hat die unmöglichsten Sachen gemacht, ja, so“; „ich hab auch in dieser Zeit gearbeitet, ja, und haben mich dann Freundinnen angesprochen, ja, L. hätte ihnen erzählt, ich würd da nix machen, ja, des is ne Unverschämtheit, also, L., wenn de nich damit aufhörst, ja, also dann mach ich des wirklich öffentlich, ja, also, so geht das nich, ja, also, du magst zwar Ansprüche an mich haben, also, wie ich mich zu verhalten habe, aber die sind nicht mit mir abgesprochen, ja also und ja dann kam se dann wirklich so, dann ging das so weiter, und dann gab's n Konflikt, (...), hab ich gesagt, weißte L., ich, sag mal, spinnst du total, ja? Aber wer bist du überhaupt, ja. Also, sag es, ich glaub, du ich bin... (...), ja, sag, also, L. du kannst dein Scheiß, den du ausbadest, kannst gefälligst alleine machen. Ja, seit der Zeit hab ich auch mit L. kaum was zu tun, ja, ich mein, so ne Konflikte, also, die würd ich auch gegen jemand anders nich akzeptieren, ja, und so.“ (7/2474–2481; 2601–2692; 2734–2745; 2904–2941).

In diesen unterschiedlichen Situationen mit jeweils unterschiedlichen Personen wird auch die Widersprüchlichkeit zwischen Wahrnehmung und Wirklichkeit offensichtlich: die angeblich passiven anderen Frauen stellen Forderungen, die der Gesprächspartnerin bzw. ihren Vorstellungen unangemessen und überraschend erscheinen. Sie hat fast keine emotionale Distanz mehr durch die sie überwältigende Empörung und die Erfahrung eigener Unsicherheit angesichts der artikulierten Bedürfnisse der anderen und ihrer selbstbestimmten Verhaltensweisen; sie ist zwar konfliktbereit, aber nur unter der Bedingung, die eigenen richtigen Regeln, Ansprüche und Verhaltensweisen durchsetzen zu können. Anderenfalls ist die Lösung der Abbruch der Diskussionen und sogar der Beziehung. Die Verantwortung, das bedeutet Schuld, für diese Lösung wird mehr oder weniger der Persönlichkeit der anderen Frau angelastet.

Dagegen reflektiert eine andere Gesprächspartnerin auch ihr eigenes Verhalten in Konfliktsituationen, obwohl sie das „Gefühl (hat), sie (die Kollegin, D. L.) hat das alles total fest in der Hand und läßt mir kaum Raum, irgendwie was zu verändern auch ne, und zu Diskussionen auch selten so bereit, des in Frage zu stellen, ne“ (11/1541–1545): „Also, ich denk, es is wahrscheinlich auch ja zum Teil n persönliches Problem von der Frau und zum Teil eben, ähm, äh, vielleicht auch mein Problem, irgendwie mich da stärker durchzusetzen, oder mein Problem, vielleicht auch einfach stärker zu sagen, nee, ich

will das jetzt so nich haben, ne, oder ich steig dann wirklich gleich aus. Also, ich hab jetzt wirklich wochenlang diskutiert und hab's Gefühl, es passiert nix, und ich denk, irgendwie letztendlich die Konsequenz wird sein, daß ich da aufhör, ne, weil weil ich so nich arbeiten möchte, unter solchen Bedingungen. (...) ich seh des irgendwie nich, ne, also, oder phu ja, ich weiß nich, oder können wir auch zusammen irgendwie des nich erreichen, was ich gern möchte, ne, da sind so viele Spannungen, daß ich da n kein keine Perspektive sehe, da was zu verändern, ne.“; obwohl Jede ihre „einzelnen Arbeitsschwerpunkte“ habe, möchte sie trotzdem über alles nach ihren Vorstellungen „mitentscheiden, ne, und das lehnt sie (die andere Kollegin, D. L.) mehr oder weniger strikt ab, ne, und meint auch, sie hätt ganz bestimmte Prinzipien und die will sie auf jeden Fall durchsetzen. (...) „des seh ich absolut nich ein, ich mein, dann kann ich im Konzern arbeiten, wo die Hierarchie ganz klar is, ne“; die andere Frau sei eben „die totale Einzelkämpferin da“ (11/1558–1593; 1615–1644).

Das für die Befragte offenbar unangenehme Gefühl, eigene Ansprüche an Zusammenarbeit nicht verwirklichen zu können und eine untergeordnete Rolle spielen zu müssen, führt zur Aufkündigung der gesamten Zusammenarbeit, es sei denn, die Arbeitskollegin würde ihrerseits ihre Überzeugungen und ihr Verhalten ändern und ihr persönliches Problem der Dominanz lösen. Zur Konfliktlösung wird aber auch ansatzweise eine eigene Verhaltensänderung reflektiert hinsichtlich besserer Selbstartikulation und Durchsetzungskraft.

Mit großem Ärger reagiert eine andere Interviewpartnerin auf eine Situation in der politischen Arbeit, in der es um die Aufarbeitung von sexueller Mißhandlung in türkischen Familien ging, und in der die anderen Frauen ihrer Meinung nach auch nicht entschlossen und nicht laut genug sind: „und ich sitz immer da und sag, wir müssen mal n bißchen politisch, wir müssen uns auch mal äußern zu irgendwelchen Schweinereien, die hier andauernd passieren, und da haben die immer Schiß“ (15/3086–3092). Allerdings sucht sie nach den Ursachen für das Verhalten der anderen: „ihre Erfahrungen“ und „diese patriarchalischen Strukturen“<sup>25</sup>, und versucht weiterhin, ihre eigenen Vorstellungen mit den anderen Frauen zu diskutieren.

Eine Gesprächspartnerin wählt als Lösung für das Problem der vermeintlichen Unehrllichkeit, Heuchelei und Heimlichtuerei der anderen Frauen unterschiedliche und auch sich teilweise widersprechende Verhaltensweisen wie „Auseinandersetzung“ und „Aufarbeitung des Problems“ durch Diskussionen mit den anderen, „schonungslose“ eigene Offenheit, aber auch eigene Vorsicht und „Verstellung“ ihrerseits im Umgang mit den anderen in Konfliktsituationen. „also, ich bin generell so eingestellt...ich laß immer sehr schnell Sachen raus, ich erzähle immer alles. Ähm...aber ich hab eben auch die Erfahrung gemacht, daß es oft falsch verstanden wird. Und dann eben doch zu Komplikationen führt“ (4/1611–1616). Bestimmte Tabuthemen werden auch von ihr „vorsichtig“ und vor allem nicht mehr „öffentlich“ besprochen – aus Selbstschutz: „Also, mir gegenüber sagen sie: ach ja, und hmm, und das hast du alles erlebt und gemacht, und sagen meinetwegen noch: Toll! und so, ja, und, äh...oder vielleicht auch manchmal: Oh ja, das würde ich auch gerne machen! und so, aber hintenrum eben dann...also das beim Mann oder meinetwegen dann auch bei ner anderen Frau, das dann eben anschwärzen.“ (4/1684–1693) Sie versucht ihren Ärger darüber zu beherrschen, indem sie „immer wieder“ versucht, sich mit den andern darüber zu verständigen und „Lösungen zu finden“. Jedoch nur bis zu einem bestimmten Punkt: „also, egal, wie progressiv oder so, man hat einen gewissen Schein doch zu wahren, und man macht das auch, ne. Also, man hat das tollste Kleid an und Schmuck noch und nöcher und sowas...und das widerstrebt mir halt. Und das mach ich auch nicht mit. Und...und eben es wird nicht viel akzeptiert, die das wissen, also, ich sage das eben auch frei heraus und so.“ (4/2301–2310). Eine angemessene Lösung scheint es nicht zu geben; vielmehr bedeutet das Problem für sie ein Schwanken zwischen einerseits dem Ausleben der eigenen Persönlichkeit und Ansprüchen und andererseits der nicht freiwilligen Anpassung an die Normen der anderen.

Die „Bescheidenheit“ und „anspruchslose Zufriedenheit“ von Migrantinnen wird beobachtet und ihre „Ruhe“ bewundernd beschrieben<sup>26</sup>; in anderem Kontext – in der Kontaktdimension II – macht die Entscheidungsunfähigkeit und das „Wie-die-Kinder-Sein“ der anderen die betreffende Interviewpartnerin „innerlich wütend“; „ich versuche, ruhig zu bleiben (lachend), also, ich denk einfach, nee, man darf's jetzt dir nicht anmerken, daß de jetzt innerlich kochst“ (6/2050; 2077–2080). Die Wut wird

nicht diskutiert, wahrscheinlich aufgrund der relativ großen Distanz zu den Frauen, die sich auch in der Tatsache ausdrückt, daß diese Gesprächspartnerin ihre Beziehungen ausschließlich als Nicht-Verhältnisse bewertet<sup>27</sup>.

In Situationen der Kontaktdimension III und II schildern zwei der Gesprächspartnerinnen ganz spezifische persönliche Problematiken. Türkische Migrantinnen werden zum Beispiel in den Aussagen eines dieser Interviews immer als diejenigen beschrieben, die durch ihre seltsamen Begrüßungsrituale dieser Interviewpartnerin zu nahe treten: „auf die Nerven gehen“; sie „einverleiben“, ihr ihre „Individualität absprechen“<sup>28</sup>, sie schütten das „komische Parfum über“, „unerträglich“; in anderen kommunikativen Situationen praktizieren sie die „ritualisierte Form“ der ständigen Küsserei<sup>29</sup>. Problematisch wird die Situation dann, wenn es nicht „abgewehrt“ werden kann: „also, wenn ich das weiß, daß das kommt, dann kann ich es abwehren. Manchmal kommt es überraschend, ne. Und wo ich dann wirklich denk, nee, ich will das nicht, ne. Ich bin, ich will nicht nach, den ganzen Tag nach diesem Parfum riechen, das kriegst du nicht ab, und die sollen gefälligst akzeptieren, daß ich das nicht will. Und wenn das trotzdem ihr Ritual ist, ist egal, sie müssen sich damit auseinandersetzen, daß ich nicht will.“ (3/1615–1627). Diese Interviewpartnerin fühlt sich hier in ihrer individuellen Besonderheit und ihren Grenzen bedroht; sie möchte körperlich und psychisch unversehrt, gewissermaßen unberührt aus dieser für sie konfliktreichen Kontaktsituation hervorgehen; sie macht eindeutig klar, daß der Geruch der anderen nicht an ihr haften bleiben soll und daß die anderen ihren Willen akzeptieren müssen. In dieser Situation besteht die Lösung in der Verteidigung der eigenen Person gegen die auch körperliche einheitliche Distanzlosigkeit der anderen.

Rigide Erziehungspraktiken von Migrantinnen und die Tatsache der eigenen Kinderlosigkeit sind Thema interaktioneller Problemsituationen mit den anderen Frauen in den Aussagen eines weiteren Interviews. „Daß sie (die Freundin, D. L.) (...) das Mädchen gezwungen hat, in eine bestimmte Schule zu gehen, auf die das Mädchen nicht wollte. (...) Sie hat's mir dann, sie hat sich sehr heftig gewehrt, als ich ihr das so quasi vorgeworfen, so richtig, war vielleicht auch nicht der richtige Umgang, aber, ähm, sie ist dann sehr heftig geworden, und ich hab mich dann zurückgezogen, also gesagt, o. k., das mußst *du* natürlich entscheiden, aber, also ich hab's nicht ausgefochten, ne...Der Streit ist nu im Raum geblieben, stehen geblieben.“ (5/1342–1361). „dann war die Sache klar und irgendwann ist es jetzt zu spät...? muß man damit leben. Ich hätt, glaub ich, ganz gern Kinder gehabt, ...aber...fühl mich eigentlich auch jetzt erst in der Lage, Kinder aufzuziehen.“; „das ist der einzige Punkt vielleicht auch (...), weil das ist gibt immer noch die meisten Probleme, ne, selbst bei meinen Freundinnen... (...), auch mit dem, daß daß man keine Kinder hat, ne...ist bei Vielen jedenfalls so. Nicht bei allen. Spannend ist da die jüngere Generation, die damit ganz anders umgeht, aber das sind zum Teil auch die Kinder dieser Migranten schon dieser Generation, äh, die hier aufgewachsen sind oder geboren sind sogar, die damit zum Teil völlig anders umgehen. Sich radikal von alten Vorstellungen lösen. Sehr spannend, die neue Generation, die heute 20jährigen.“; „Weil, da hab ich eher noch mit meinen Freundinnen, also der Generation, die etwa meine ist, äh, Schwierigkeiten.“ (5/2098–2104; 2112–2133; 2158–2161). Deren „alte Vorstellungen“ verhindern jede weitere Diskussion; ihr „grundsätzlich anderes“ Leben und ihre Verständnislosigkeit andersgearteten Lebensformen gegenüber stellen eigene selbstverständliche Überzeugungen in Frage.

Eine Gesprächspartnerin setzt sich manchmal sehr intensiv mit den anderen Frauen in Diskussionen auseinander, denn „diese rigiden Moralvorstellungen“ und „die Reaktion der Frauen“ auf die Flucht eines jungen arabischen Mädchens nach der Zwangsverheiratung, „diese furchtbar schlimme Reaktion, dieses Mädchen gehört umgebracht, ja...“; „ja, das hat mich wirklich unwahrscheinlich schockiert, diese Rigidität, ja.“ (13/1315–1318; 1338–1340). Meistens jedoch zieht sie sich „raus“ und „leicht auf ihre viele andere Arbeit zurück“ und „scheut den Konflikt“ (13/2674–2691).

Die verschiedene Arbeitsauffassung ist der Anlaß vieler konfliktreicher Situationen der Kontaktdimension V, die jedoch eher beiläufig von dieser Gesprächspartnerin geschildert werden und zwar unter dem Aspekt ihrer eigenen grundsätzlichen Besonderheit in diesem Bereich und im Vergleich zu allen anderen Menschen<sup>30</sup>: „(es) war sowieso keine einfache Situation, dann gab es aber auch noch den Konflikt zwischen der M. (iranischer Name) und mir, (...), weil M. des einfach mehr als Job gesehen hat, das

sind vier Stunden, sie wollte auch dieses sind halbe Stellen, und ich kann M. auch verstehen. M. wollte ihre Stelle bei (...) auch behalten, des hab ich auch begreifen können, weil die hat nen Sohn zu finanzieren. Ähm, M. ist 42, ähm, und die geht nich einfach mal das Risiko ein, zwei Jahre in nem Forschungsprojekt zu arbeiten, und alles dafür aufzugeben, und danach, wer weiß, nee, nich mit ihren Voraussetzungen und Verpflichtungen, die sie hat. Gut, dann war halt dieser Konflikt da, und M. is gegangen“ (10/2625–2645); mit der anderen Frau, die die Gegangene ersetzte, gab es dann den „neuen Konflikt von Verantwortlichkeiten, die meiner Meinung nach S. (iranischer Name) und A. (deutscher Name, Freundin von S., D. L.) nie übernommen haben. Halt eher des jobmäßige“ (10/2722–2726).

Die Art der Beschreibung der Konfliktsituationen läßt wenig gefühlsmäßige Beteiligung am Konflikt selbst oder irgendeine Betroffenheit hinsichtlich der Interaktionspartnerin erkennen; vielmehr scheint es um die selbstverständliche Gewißheit über die Richtigkeit der eigenen Überzeugungen zu gehen und um die Vermittlung des eigenen Bildes mir gegenüber. So möchte sie auch ihre Ausführungen nicht als Vorwurf – an die anderen – verstanden wissen, sondern: „was sich nochmal gezeigt hat, is so Wissenschaftsverständnis, so, was verbindest du mit Wissenschaft, und ja, sicher, mir mir is es einfach nich genug, hinzukommen und mal eben zu arbeiten (...), und dann wieder zu gehen. Aber de wahrscheinlich, es is halt auch völlig utopisch, so was einzufordern“ (10/2751–2764). Ihr Verständnis für die anderen wirkt unglaublich und zeigt eher ihren Stolz, die nötigen Voraussetzungen zur Verwirklichung ihrer Ideale zu besitzen. Die anderen, denen ein bloßer Job genügt, müssen bedauerlicherweise woandershin gehen.

### (3) Die „zeitgeistigen“ Konflikte: „Das stellt ja mein ganzes Leben in Frage“

Neben den am meisten (neunmal) geschilderten „persönlichen“ Konfliktsituationen werden auch (viermal: 1; 2; 3; 9) meist sehr ausführlich Kontexte beschrieben, die aufgrund der verschiedenen nationalen Gruppenzugehörigkeit entstehen. Es handelt sich hier um die Reaktion auf eine angeblich von außen herangetragene Problematik. Die Interviewpartnerinnen befinden sich im Zugzwang; die Auseinandersetzung mit dem Rassismusbewertung hat wie dokumentiert nicht nur auch Einfluß auf die Einschätzung der Beziehung zu den anderen, sondern ist für einige Interviewpartnerinnen von existentieller Bedeutung.

Entsprechend gefühlsgeladen werden Situationen erzählt und reflektiert. Der Redestil verändert sich hier meist dahingehend, daß Andeutungen aus vorherigen Kontexten jetzt in einem Redeschwall aufgegriffen und in ungeordneten Satzstrukturen konkretisiert werden. Die Stimmlage und die Redegeschwindigkeit ändern sich: je nach Menge und Art der Gefühle wird die Stimme entweder lauter oder auch sehr leise, die Sprechweise sehr viel schneller oder auch sehr viel langsamer als in anderen Passagen desselben Interviews. Ein ausführlich dokumentiertes Aussagenbeispiel soll das Gesagte verdeutlichen. Die verschiedenen Situationen haben jeweils unterschiedliche Kontexte: sie finden in den Kontaktdimensionen I, III, IV und V statt, nicht jedoch in der Dimension II.

In der Zusammenarbeit gebe es keine Probleme behauptet eine Gesprächspartnerin von sich und den anderen „Kolleginnen“<sup>31</sup>. Sie führt jedoch ihre eigene problematische Position weiter aus: „Von beiden Seiten wurste irgendwie so so komisch betrachtet, ne. Ich denke, daß ich, für für die deutschen Freundinnen bin ich zum Teil, die eben nicht in Auländerarbeit arbeiten, bin ich ein Kuriosum, was mach ich da eigentlich immer mit meinen meine Ausländer, so ungefähr. Und meine ausländischen Freunde, also, wenn ich privat ne Fete mache, ist es immer, da prallt es aufeinander, ne, ist immer sehr sehr schwierig. Un, ähm, ja mit den ausländischen Frauen, gibt's halt mittlerweile ne ganze Reihe von Frauen, die, wo ich wo ich einfach merke, die wollen mit mir nix zu tun haben, aufgrunddessen, daß ich eine bestimmte Nationalität hab. Die setzen sich nicht mehr auseinander mit dem, was ich sag, sondern nur mit meinem Paß.“ (3/2597–2616). Vorher sagt sie, sie hätte „keinen Grund, verunsichert zu sein“. Im weiteren Verlauf des Interviews kommt sie auf ihre in den letzten zwei Jahren „erworbene“ Selbstsicherheit und „damit Offenheit“ zu sprechen, weil „sie können mir weniger tun“<sup>32</sup>; „vielleicht auch so, daß s im März knallte das so aufeinander mit dem, zum ersten Mal, daß ich in einer Veranstal-



tung war mit R. (deutscher Name), die beiden einzigen Deutsche, und im Laufe des Abends stellte sich nun doch so raus, R. war schon gegangen, daß ich dann doch besser geh, ne. Hat mich unheimlich fertig gemacht an dem Abend. Ähm, ging mir auch drei Tage oder vier Tage ziemlich schlecht. Und da hab ich mir überlegt, was können die mir eigentlich tun, ne. (...) Und...ich denke mittlerweile durch, durch, äh, sie können mir nichts tun, ne“. *Du bist doch auch gar nicht angegriffen worden oder so?* Ähm, nich ich, doch ich persönlich auch, ja. Also, ich fand das, also, ja persö, ich fand diesen persönlichen Angriff für völlig unqualifiziert (sehr lautes Lachen). Es ist halt eine Frau, die mich persönlich angegriffen hat, wo ich also das Superbeispiel von ihrem tausendmal erlebten Rassismus bin, das fand ich einfach mal, hab ich so verbucht, die wollte vor sechs Jahren mal im (Projektname, D.L.) arbeiten, da, wo ich auch angefangen hatte, und ich war nicht sicher, ob ich da arbeiten würde, jedenfalls war ich sicher, daß ich mit dieser Frau nicht arbeiten will. (...). Und als die da war, und und da sagte ich, ist o. k., wenn die hier arbeitet, (...), ja, aber ich nicht, ne. (...) Gut, s’ist o. k., wir haben sie nicht genommen und (...) sie wollte dann auch die Gründe wissen, und ich hab dann gesagt, daß ich denke, ich kann mit ihr nicht und so. Sie hat nie wieder was gesagt, wir sind uns ab und zu in ausländerpolitischen Zusammenhängen begegnet, sie war immer sagenhaft freundlich. Und ich denk immer, es hätte kommen müssen, zumindest irgendwann mal, daß sie sagt, Mensch, damals hab ich mich über dich geärgert, ne. Damit wär das dann erledigt gewesen, ist aber nicht gekommen. Wir haben nie wieder darüber geredet. Und jetzt kam eben das auf ner For (...), sie fragten mich, warum ich keine deu, warum ich deutsche Einladungen verschicke an die Teilnehmerinnen. Die Leute müssen deutsch können, wenn die teilnehmen, und insofern find ich das richtig, daß sie schon die Einladungen auf deutsch sehen, daß die nicht auf türkisch kommen. Und dann kam nichts dazu, ne, und und ich, ah so, und ich hab gesagt, und wir würden halt bei den Gesprächen auch auf deutsch reden, und nur, wenn es *überhaupt* nicht geht, (...), daß man wenigstens klären, daß sie zuwenig deutsch können, auf türkisch. Und dann kam nichts mehr dazu, es war auch zwei Stunden später, und dann kam plötzlich, ja, und als Mus, da ging’s um Rassismus von deutschen Frauen, und das Musterbeispiel wär doch genau gewesen, ich teste die Deutschkenntnisse von den Teilnehmerinnen. (...) Ähm, wurde auch nur so gesagt, ich hatte auch keikeine Notwehr (?), ich kann das auch erklären, warum das so ist, ne. Das ist (türkischer Name)’s Überlegung gewesen, warum sie nicht, wenn sie von Anfang an dabei ist (als Dolmetscherin, D. L.), daß die Frauen dann auch türkisch nur reden, ne. Weil’s dann einfacher für sie ist. Und es, aber ich hatte keine Gelegenheit, das zu erklären, weil des ging in den ganz anderen Zusammenhang, und ich hatte das Gefühl, es ist so im Vorbeigehen einen vors Schienbein treten, ne. Und, ähm, ging dann auch weiter in irgendner Form, und ich war dann auch so, daß sie mich nach ner Weile wieder gefragt haben, wie’s es jetzt auf mich wirkte, ne. Ich hab dann nur gesagt, ich find es o. k., also sssie wollten sich untereinander treffen, find ich auch o. k., daß sie sich untereinander treffen. Ich find das für mich weniger verletzend, wenn sie mir das vorher sagen und nicht hinterher, ne. Find ich, können se nen Schild dranmachen, ist auch o. k., kann ich mit leben, aber nich im Laufe des Abends. Ich bin speziell dazu eingeladen worden, (...), dann komm ich, und dann sagen sie, nee, und Deutsche wollen sie jetzt eigentlich nicht da haben, find ich nen bißchen doof für mich, ne. Hab das auch gesagt und und außerdem, daß ich das politisch für totalen Wahnsinn finde, (...), politisch müssen wir was zusammen machen. Und das fanden sie ja nun alle *gar* nicht, und s ist ne ziemliche Zumutung, von dem, was ich da sagte. Es eskalierte halt völlig dann, und ich bin dann eben die, fragten sie mich also nach ner Weile, wie ich das jetzt finde und so, und ich hab das Gefühl, ich bleib nur noch sitzen, weil, wenn ich jetzt gehen würde, säh das aus, als wenn ich beleidigt wär, ne, also muß ich sitzen bleiben. Und, ja, ja, war ziemlich fertig und hab dann auch so das Gefühl mit diesen (?), ach bitte, dann machts’s doch alleine, ne, wenn ihr (?). Am nächsten Tag (...) fing ich sofort an zu heulen, und erzählte ihr das, und sie sagte nur, die sind doch doof. Und dann hab ich bei den Frauen (Kolleginnen, D. L.), (...), hab ich gesagt, bitte, ich mach nicht mehr, macht alleine. Die kriegten ne Panik, weil ich auch merkte, ich bin auch wichtig dafür, ne, das geht auch nicht einfach...wenn ich aufhör, dann gibt’s das Projekt eben nicht, daß dann eine türkische Frau das dann weitermacht, ne“; „also (...), ich muß mich davon nicht fertig machen lassen, ne. (...), die Situation war dann hinterher, sie saß mir nämlich so zufällig gegenüber in dieser Gruppe, und danach grinste sie mich an. Dann dacht ich, nein, ich muß jetzt nicht lächeln, ich bin verletzt und muß jetzt nicht tun, als

wenn nix passiert wär. Und grinste nicht zurück, sondern guckte auch weiter ernst zurück. Und dann setzte sie sich so auf ihrem Stuhl so quer, und guckte dann woandershin, ne. Ähm, also, ich denke, ich, (...), mittlerweile (...) diese Frau, wir s, gehen auch sehr höflich miteinander um und freundlich, ich grüß, ich denk, das kann ich auch, bitte, das ist gar nicht die Frage, ich weiß, was ich von ihr zu erwarten hab, ich weiß, daß se, was weiß ich, bei Gelegenheit mir wieder eins vors Schienbein tritt, aber ich bin auch nicht mehr verletzt, ist in Ordnung. Die Verhältnisse sind klar.“; „ich fand richtig, daß ich verletzt bin, ich fand nicht, daß ich, ich hab, ich stellte sich für mich in dem Augenblick, also, denk ich, also also, ich bin (...) rausgekommen, bin, hab (...) bis zur Telefonzelle. Hab dann zu Hause angerufen, bei meinem Mann. Ähm, während ich telefoniert hab, fingen die Tränen nah, (...). Ich hab gesagt, ich kann jetzt nicht, du mußt jetzt kommen. (...), ich heulte in der Telefonzelle, muß ja irgendwie nach Hause kommen. Und er dachte eben, Gott weiß was ist passiert, ne. Und...für mich stellte sich (...) Türkisch. Ich arbeite mit Türken, ich bin inin, auf einmal, wo ich dachte, meine Güte, das kann mir in allen Zusammenhängen wieder passieren, ne. Meine Zusammenhänge sind fast alle türkisch, ne, und das stellt meine, nicht nur meine Arbeit in Frage, sondern überhaupt mein ganzes Leben, alle Projekte, die ich habe, wenn das jetzt der Konflikt ist, deutsch-türkisch, dann dann klappt erstmal gar nix mehr von dem, was ich machen will. Und ich so auf Rückzug war, bitte, eben, (...), solln se alleine machen, solln se Ideen kriegen, (...), ich brauch das alles nich, ne, des erstmal wieder alles so zu machen, daß ich nicht angreifbar bin. Und sich dann in den, also, mit Gesprächen dadrauf hinaus, sich rausstellt, ich bin nich so bedroht, ne. Das sind, also diese türkischen Freundinnen von mir stellen mich nicht so in Frage, ne. Die fordern nicht, daß ich rausgehe. (...), also, mit jeder einzelnen war's auauch ungeheuer wichtig da-drüber zu reden, ne. Und dann sowas zu hören auch so, nein, wir finden dich nicht typisch deutsch, oder so, wir finden nicht, und du bist anders, und wir sind mit dir befreundet und das hat damit nix zu tun, mußt ich von jeder einzelnen auch hören.“ (3/377I-3942; 3968-4005; 4011-4073).

Dieses Beispiel zeigt deutlich die emotionale Reaktion dieser Interviewpartnerin: absolute Verletztheit und totale Verunsicherung. Die erlebte Enttäuschung der bisher gelebten Selbstverständlichkeiten führt zur LebensKrise und dann zum trotzigen Weitermachen. Bevor es dazu kommen kann, werden verschiedene Stationen von Lösungen durchlaufen, die sich teilweise widersprechen und die gleichzeitig in Erwägung gezogen und/oder ausgeführt werden: Ignorieren des Problems und der beteiligten anderen Frau, Verlagerung des Problems auf die unpersönliche bzw. politische Ebene, Rechtfertigungen des eigenen Verhaltens, Versuch der Aufrechterhaltung innerer Stabilität durch nach außen gezeigtes Selbstbewußtsein und Stärke, bewußtes Zeigen der eigenen Verletzung, Androhung des Abbruchs der Beziehung und/oder der Wissensvermittlung, Zurückweisung eigener Betroffenheit und Zuordnung der Problematik auf die rein persönliche Ebene und persönliche Schuldzuweisungen: mieser Charakter der anderen, emotionale Absicherung bei noch loyalen Freundinnen, dadurch Abkopplung der belasteten Situation aus der Interviewpartnerin wichtigen Lebenszusammenhängen, Formalisierung des Umgangs mit der oder den beteiligten anderen Frau(en), ständiges auf der Hut sein vor Angriffen, dadurch „Klärung der Verhältnisse“.

Migrantinnen erscheinen hier in zwei Rollenbildern: einmal als unmenschliche, manchmal dumm gegen ihre eigenen Interessen und alle politische Vernunft handelnden aggressiven und uneinsichtigen Monster: „grinsend“: sie sind bedrohlich; und zum anderen als zwar eigentlich hilflose und unselbständige, aber menschlich zugewandte und die Seele aufbauende Wesen: sie fordern nichts Böses und stellen nicht grundsätzlich in Frage. Gleichwohl ist gerade hier die Versicherung ihrer Zuneigung und das Angleichen ihrer Perspektive wichtig: denn durch diese ihre zwei Gesichter repräsentieren sie potentiell immer auch ihre andere Seite bzw. können jederzeit die andere Rolle annehmen. Trotz der Gefahr werden die anderen von dieser Gesprächspartnerin nicht ängstlich beobachtet hinsichtlich der Zustimmung zu eigenen Meinungen und Verhaltensweisen, sondern sie werden gleich zur Akzeptanz aufgefordert. Jede für sich muß deshalb zum Beispiel quasi formelhaft abschwören, die Interviewpartnerin jemals als typisch deutsch zu sehen oder gesehen zu haben.

Bemerkenswert ist in diesen Aussagen, daß die Gesprächspartnerin nicht erkennt, daß die anderen sich nur unter Androhung des Verlustes der Unterstützung ihrerseits loyal verhalten und daß sie selbst offensichtlich nur unter Wahrung der ursprünglichen, das bedeutet bis dahin fraglos anerkannten,

Machtverhältnisse aktiv werden, handlungsfähig bleiben und zufrieden leben kann. Den anderen wird eine Entweder-Oder-Entscheidung aufgezwungen: erfolgt die Unterwerfung der anderen unter ihren Willen und ihre Bedürfnisse trotz Drohung nicht oder werden Gegenforderungen gestellt, wird die Zusammenarbeit aufgekündigt und der Kontakt auf unterstem Niveau eingefroren. Das Schwanken der Interviewpartnerin selbst zwischen Drohungen und Einlenken verstehe ich jedoch als Zeichen für den Verlust ihrer persönlichen und ideologischen Sicherheiten durch ebendiesen Einbruch der Wirklichkeit der anderen in ihr Leben: durch die ungerechtfertigten Vorwürfe, die auf falschen, weil pauschalen Vorstellungen über ihre Person und ihre Gruppenzugehörigkeit basieren, wird sie aus der Rolle des Subjekts in die Rolle des ohnmächtigen Objekts oder Opfers gezwungen. Ob ihr diese Rolle 'vielleicht sogar gefällt, bleibt meiner Deutung verschlossen.

Mit ähnlichen Gefühlen und Lösungsstrategien reagieren die Interviewpartnerinnen in den drei weiteren beschriebenen Konfliktsituationen mit gleichem Thema. Eine schildert ein „Vorbereitungstreffen für eine Reise“: „das lief völlig auf türkisch (...), hab also kein Wort verstanden, außer vielleicht ja und nein und danke und bitte und so, also, da hab ich mich völlig mies gefühlt. Und irgendwann meinte dann eine von den Frauen zu mir, na siehste, so bin ich mir hier 20 Jahre lang vorgekommen, also, sie hat es so ganz aggressiv zu mir gesagt. Das war dann auch komischerweise ne Frau, die ich absolut nicht ausstehen konnte (lautes Lachen), sie mich vielleicht auch nicht. Aber da hatte sie schon irgendwie recht, ne, natürlich, ja“ (I/2582–2597). Der sprachliche Aspekt ist auch in anderen Kontexten ein bevorzugtes Thema dieser Gesprächspartnerin: die mangelnden Deutschkenntnisse von Migrantinnen überhaupt und von Migrantinnen türkischer Nationalität im besonderen werden beklagt und als kommunikationshinderlich gesehen<sup>33</sup>; außerdem wären die anderen nicht so „abhängig“ und die „Entwicklung“ für sie „hier“, das heißt in Deutschland, nicht so schlimm, wenn sie nur deutsch sprechen könnten und vor allem wollten<sup>34</sup>. Die „sprachlichen Hindernisse“ (I/2762) führen zur Kränkung und zum Konflikt dann, wenn das eigene Unvermögen bewußt wird und von den anderen mit vermeintlich aggressiver Schadenfreude auf ihre diesbezügliche Ohnmacht und Unterlegenheit hingewiesen wird. Schon vor der Schilderung dieser für sie verletzenden Situation reflektiert sie die sprachliche Kommunikationssituation von Migrantinnen in Deutschland und ihr eigenes Verhalten dazu: „Einerseits denk ich, Mensch, du hättest vielleicht auch mehr Zeit dran verwenden können, die Sprache zu lernen und so, (...), und auf der anderen Seite aber auch, daß ich denke, wir leben hier nun mal nicht in der Türkei, und eigentlich ist das ja nicht das Ziel, daß ich dann jetzt möglichst perfekt türkisch rede, sondern daß die Frauen, die hier leben wollen oder müssen, äh, halt auch deutsch lernen. Nur, das hab ich eben überhaupt nicht in der Hand, ob sie das tun oder nicht tun, oder es ist ziemlich uninteressant, was ich dazu denke.“ (I/2547–2562).

Die Forderung ist deutlich: die anderen sollen sich anstrengen und anpassen. Darüberhinaus assoziiert der grammatisch falsche Anschluß der Formulierung „Zeit verwenden an bzw. dran“, anstatt „Zeit verwenden auf“, die Formulierung „Zeit verschwenden an“ und stimmt somit auch ein auf die dann folgende Beschreibung der Konfliktsituation, die die eigene Verletzung, Aggressivität und ihren Unwillen rechtfertigt. Als Lösung wird auch hier das Abschieben auf die individuell-menschliche Ebene von bloßer Sympathie oder Antipathie gewählt und so die grundsätzliche Bedeutung dieses Problems nicht reflektiert, sondern geleugnet. Eigenen Anstrengungen geht diese Interviewpartnerin durch ihre Rechtfertigungsstrategien aus dem Weg. Sie fühlt sich im Recht und ist verärgert, daß die anderen sie in dieser Position nicht akzeptieren, sich nicht nach ihren Vorstellungen verhalten und ihre Meinung noch nicht einmal wahrnehmen.

Eine weitere Gesprächspartnerin beschreibt ein Gespräch folgendermaßen: „Und was wir dann besprochen haben (die „unheimlichen“ Probleme der anderen Frau, D. L.), wo sie mich auch immer eher angegriffen hat, war dann, ähm, diese Arbeit, die wir Deutschen für die Ausländer und für die Flüchtlinge halt vor allem tun, weil sie dann, also, vor allem, als ich sie (...) besuchte, sagte dann, ihr guckt immer nur darauf, daß sie nicht abgeschoben werden und daß die durch ihr Asylverfahren irgendwie kommen, aber das ist doch alles viel mehr. (...). Und ich ihr dann immer gesagt hab, daß das wahrscheinlich richtig ist, aber daß die Situation hier so wahnsinnig schwierig ist, daß, wenn man sich in diese Arbeit begibt, also ich erstmal tu, das tun will, wo ich denk, daß ist das Allerdingendste, was ge-

tan werden muß, und das ist eben diesen Aufenthalt irgendwie zu sichern oder ne Abschiebung zu vermeiden, und deswegen stand das so im Vordergrund. Und für die anderen Sachen ist dann irgendwie auch gar keine Zeit mehr. Oder es müssen einfach andere Leute tun.“ (2/2021–2049). In anderen Situationen fühlt sie sich manchmal inkompetent und hilflos<sup>35</sup> aufgrund der unzureichenden eigenen psychologischen Schulung und Ausbildung, sieht diese aber nicht als Konflikt mit den anderen. Hier schildert sie die Aggression der anderen Frau als Konflikt, jedoch im Grunde als Konflikt oder Problem der anderen, der oder das grundsätzlich – nämlich bei optimaler „Arbeitsteilung“ und „Mehrarbeit“ – einer Lösung zugänglich wäre. Die Zeit, die ihr persönlich dazu fehlt, müßten „andere Leute“ aufbringen: die Verantwortung – oder auch denkbare Schuldgefühle – werden in den Zuständigkeitsbereich von vagen Unbekannten abgeschoben. Ansonsten sind ihre Überzeugungen vernünftig und sie verhält sich nach ihrem besten Wissen und Gewissen und rechtfertigt entsprechend ihr eigenes Verhalten. Deshalb wird der Konflikt zwar als solcher geschildert, aber nicht als wirklich erlebt: ihre zumindest äußere Emotionslosigkeit in der Situation des Interviews wirkt echt. Diese Interviewpartnerin zweifelt nur sehr leise an ihrer richtigen Einstellung und Motivation und wird auch durch den bitteren Vorwurf der anderen Frau nur wenig persönlich verunsichert: Der Konflikt wird auf der Ebene der eigenen politischen Arbeit gesehen, nicht auf der menschlichen Ebene der Gefühle der anderen. Von daher trifft bzw. betrifft er sie auch nicht; sie „versteht“ das Problem, sich selbst aber als kaum beteiligt.

„Plötzliche Rivalitätskonflikte, mit denen ich gar nicht gerechnet hatte“ werden als Grund für das „große Konfliktpotential“ in der Beziehung und den anschließenden „dramatischen Bruch“ von einer weiteren Gesprächspartnerin genannt (9/1529–1581). Es handelt sich um die „tolle Beziehung“, die durch ihr eigenes wissenschaftlich-sachorientiertes „Interesse“ begründet war<sup>36</sup>. Die „etwas dramatische“ Beziehung wird in wechselnder Formulierung im Laufe des Gesprächs immer wieder angesprochen: „merkwürdige Konflikte der anderen“; „Beziehung mit etwas unglücklicher Richtung“; „spezifische Beziehung“; usw.<sup>37</sup>. Dabei wird immer undeutlicher, wieviele Personen bzw. Beziehungen eigentlich gemeint sind und beschrieben werden. Sie führt aus, daß sie „schockiert“ gewesen sei, daß aber das Problem nicht auf der „persönlichen Ebene“ gelegen habe, sondern „mit Öffentlichkeit zu tun hatte“, nämlich daß sie in der Öffentlichkeit „kompetent“ gewesen wäre über die Problematiken der anderen Frauen zu berichten. Den Konflikt erahnend, habe sie sich „zum Beispiel ungern einladen lassen“, aber es ließ sich „irgendwie nicht vermeiden, daß ich da eben (lachend) auch mal was in dem Bereich publizierte“; eigentlich hätte sie ihnen damit auch „geholfen, aber trotzdem so auf ner persönlichen Ebene haben sie das wohl als Problem erlebt“ (9/1676–17320). „Das das war, das war schon s n ziemliches Konfliktpotential, was da, äh, deutlich wurde, und ich weiß auch nicht wie, also, ich hab da irgendwelche Fehler gemacht, ich weiß nur nicht welche, ja, danach war diese Diskussion mit Helfertrieb und sich überlegen fühlen, aber das war eigentlich nicht so, daß das von mir ausging, ja, also, ich hätt es lieber gelassen.“; „ich hab lange versucht, also, wir haben diesen Konflikt nie offen ausgesprochen, es ist da eher hintenrum mir mal zugetragen worden, ja, was sie da also an Stories über mich in der Scene verbreitet und, ich wußte lange gar nicht, wie ich damit umgehen sollte. Und es explodierte dann in so nem spezifischen Kontext. Aber das war, also, es war eigentlich das erste Mal, daß ich überhaupt so so ne Freundschaft abgebrochen habe, es ist, also für mich auch heute noch irgendwie schwierig damit umzugehen. Also, wir haben da uns da da auch nie wieder ausgesprochen, kann ich immer noch nicht, gar nicht, ja. (...), also, daß ich, glaub ich, eher so die dazu tendiere, das den Bereich ja oder sie zu meiden. Ich mein, sie ist auch ne sehr, sie ist also sehr schwierig bekannt, ja, ich bin nicht die einzige, die (lachend) mit ihr verkracht ist, aber trotzdem war es für mich schon ne schmerzliche Sache.“ (9/1582–1591; 1601–1633). „Ich überüberlege grade, naja, ich mein, das ist, der Konflikt ist nicht nicht auf ner argumentativen Ebene ausgetragen worden (lachend), sagen wir’s so (Lachen)“; „ich mein, ich hab mich dann gar nicht mehr verhalten, weil die Beziehung auseinandergegangen ist, ja.“ (9/2333–2337; 2351–2353).

Die aufkommende Erkenntnis, daß das Problem nicht nur einer bestimmten Ebene zuzuordnen ist bzw. sich vielleicht nicht trennen läßt von den beteiligten Personen und ihren Gefühlen, führt hier zunächst zu einer hektischen Suche nach objektiven Gründen für den Konflikt und dann zur Vermeidung entsprechend belasteter Kontexte und im Extremfall zur Vermeidung jeglicher Diskussion: zum

Abbruch der gesamten Beziehung, zum Unverhalten. Diese Lähmung verstehe ich als Angst vor Verunsicherung in den eigenen Überzeugungen, auch der politischen Moral, und vor Verlust der eigenen überlegenen, auch materiell-beruflichen, Positionen. Konfrontiert mit der Tatsache, daß die anderen objektiv doch nicht so gleich sind, wie sie annahm, versteht sie weder den Konflikt noch das Verhalten der anderen. Rechtfertigung des eigenen Verhaltens, Schuldzuweisungen: Unaufrichtigkeit, boshafter Klatsch, Zickigkeit der anderen, und Zuordnung der Problematik auf die unpersönlich-unemotionale Ebene sind hier die Lösungsstrategien, die in ihrer widersprüchlichen Darstellung die Handlungsunfähigkeit der Gesprächspartnerin diesen – unvorstellbaren, weil unerwarteten – Konflikten gegenüber belegen.

### **5.2.5. Zusammenfassung: Die Realität der anderen und die Kontext- und Personenabhängigkeit der Konflikte**

Die geschilderte Konfrontation mit der Wirklichkeit von Migrantinnen hat insgesamt gesehen unterschiedliche inhaltliche Schwerpunkte; die beschriebenen Konfliktsituationen werden immer als irgendwie unangenehm wahrgenommen: in bezug auf die eigene Persönlichkeit als potentiell verunsichernd und als möglicherweise destruktiv in bezug auf die Beziehung zu den anderen Frauen. Der Grad der Verunsicherung hängt ab von jeweiligen emotionalen Distanzierungsmöglichkeiten der einzelnen deutschen Frau. Der Umgang mit dieser Verunsicherung hat jedoch bei allen ein gemeinsames Charakteristikum: nämlich sich nicht verunsichern lassen zu wollen. Daher scheint es nur wenig unterschiedliche Reaktionen und Handlungsmöglichkeiten bzw. Problemlösungsverhalten sowie Reflexionsmuster zu geben.

Im allgemeinen werden Problemlösungen gesehen in der Überzeugungsarbeit durch Diskussionen mit den anderen; sie werden jedoch nur dann ernsthaft versucht, wenn Aussicht auf Überzeugung und/oder persönliches Interesse an sofortigen Verhaltensänderungen der anderen besteht, anderenfalls werden Diskussionen ganz oder im Konfliktbereich vermieden. Unverständliche Verhaltensweisen und vermeintliche den eigenen unähnliche Haltungen führen zu abgrenzendem Rückzug in der konkreten Situation; im Extremfall können spezielle eigene Probleme des unmittelbaren körperlichen Erlebens ein buchstäbliches Zurückweichen auslösen und die Abgrenzung findet entsprechend auf der körperlich-emotionalen Ebene statt. Eine Abgrenzung in Teilbereichen bis hin zum Abbruch der gesamten persönlichen Beziehung und/oder sogar des Kontaktes auf allen Ebenen wird manchmal gerechtfertigt mit einer Schuldzuweisung an die Persönlichkeit der anderen durch Verallgemeinerung von individuellen Problemerkahrungen: „ihre Geschichte als schnippisches Einzelkind aus armer Familie, die eben überall Schwierigkeiten hat“, manchmal mit der unterstellenden Behauptung, die auftretenden Konflikte wären immer nur die Konflikte der anderen untereinander, die sie folglich auch selbst, das heißt: ohne Unterstützung, lösen können müßten.

Diese Reaktionsvariante der Leugnung eines konfliktuellen Zusammenhangs zwischen der eigenen Person und den anderen in einer bestimmten Situation und in der Beziehung überhaupt erlaubt ein emotionsloses Verhalten und die Darstellung von allgemein „herzlichen“ Kontakten. Die eigengewählte sichere Position außerhalb der Konflikte der anderen und die Eindeutigkeit der hier beschriebenen Situationen begünstigen Souveränität im Verhalten auf beiden Seiten und lassen Überlegenheitsgefühle auf Seiten der deutschen Frauen zu. So können sie die Rolle der praktisch unbeteiligten Beobachterinnen einnehmen, die sich die theoretische Analyse und Einschätzung der Situation dennoch vorbehalten. Voraussetzung dafür ist allerdings die gegenseitige Akzeptanz der vorgegebenen Struktur- und Rollenverhältnisse. Wenn die starre Rollenverteilung und ihre Hierarchie aufrechterhalten werden können, wenn das persönliche Desinteresse an den Konfliktthemen der anderen überwiegt und wenn den anderen die eigene Unabhängigkeit und Nichtbetroffenheit von diesen Problemen signalisiert werden können, ist es möglich, eine Kommunikationssituation als konfrontationslos sichere Koexistenz zu deuten.

Es ist zu vermuten, daß diese behauptete Konfliktlosigkeitsstrategie durch die Angst vor dem Aufgebenmüssen der eigenen Rolle motiviert ist. Sowohl die Selbstdarstellung als auch die Beziehung zu den

anderen Frauen müssten dann neu überlegt werden. Solch grundlegender Überprüfung der eigenen Wertvorstellungen entziehen sich die Gesprächspartnerinnen 8; 12; 14.

Anders ist es bei den am häufigsten genannten Problemsituationen, die subjektiv als ganz persönliche Konflikte empfunden und gedeutet werden und in denen ein weiteres Reaktionsmuster charakteristisch scheint: Hier wird das Betroffensein von Konflikten nicht abgelehnt (3; 4; 5; 6,7,10; 11; 13; 15). In der Deutung der deutschen Frauen entstehen Konflikte in einer Kommunikationssituation durch das Aufeinandertreffen verschiedener persönlicher Verhaltensweisen und Charaktere. Dabei werden emotionsgeladene Konfrontationen durch die anderen Frauen verursacht. Ihr Verhalten resultiert aus psychischen Defiziten, aus Kulturgeprägtheit und aus einem falschen Bewußtsein. Diese individuelle Ebene der Betrachtung wird auch in der Eindimensionalität der gesuchten Problemlösungen deutlich. Die Auflösung von konfliktuellen Situationen ist hier personenabhängig: nur durch eine Änderung der Verhaltensweisen der anderen könnten unter Umständen – diese – Konflikte vermieden werden. Diese subjektive Deutung der kommunikativen Dynamik als einseitig und schuldhaft verursacht prägt entscheidend die geschilderten Situationen. Die anderen werden als der Situation und den beteiligten Personen unangemessen empfunden, da sie nicht den VerhaltensErwartungen der deutschen Frauen entsprechen. Diese Erwartungen bestehen im wesentlichen und tendenziell darin, daß die anderen sich den – manchmal abrupt geänderten – Regieanweisungen fügen und sich an alle Situationen, an jedwede Persönlichkeit und ihre speziellen oder gerade aktuellen Bedürfnisse und Wertvorstellungen anpassen können müssen. Gelingt das nicht, erscheinen die anderen dominant, das Gefühl der Bedrohung der eigenen Persönlichkeit tritt ein und das Bedürfnis, diese Persönlichkeit und die sie ausmachenden Werte verteidigen und durchsetzen zu wollen. Das Bewußtsein der überlegenen persönlichen Machtposition führt auf emotionaler Ebene zu dem entsprechend vorherrschenden Ärger über die anderen, seltener zu Empörung und Wut.

Weiterhin ist festzustellen, daß kommunikative Konflikte auch nicht unabhängig sind von gesellschaftlich-aktuellen Faktoren, die – subjektiv ganz unbeabsichtigt – die persönliche Ebene der Kommunikationsbeziehungen beeinflussen. Verhaltensweisen der anderen werden hier als zeitgeistabhängige Strukturprobleme wahrgenommen, die auf der individuellen Ebene nicht bearbeitbar erscheinen (1; 2; 3; 9) und folglich als durch die einzelnen unlösbar gelten. In bestimmten aktuellen interaktionellen Situationen werden Konflikte dadurch bewirkt, daß das reale So-Sein und die Existenzweisen der anderen überraschend und unerwartet ins Bewußtsein der deutschen Frauen treten und die Situation entsprechend bestimmen: das bedeutet, immer dann, wenn die individuellen Empfindungen der anderen, die bis dahin nicht wahrgenommen wurden, „plötzlich“ den Vorhang der festgefügtten illusionären Bilder über die anderen durchdringen und zur Kenntnis genommen werden müssen; und/oder wenn die deutschen Frauen durch die anderen Frauen aus ihrer Individualität herausgerissen und in einer negativ besetzten Gruppenidentität, das heißt auf bestimmte Aspekte reduziert, vorgestellt und in diesem Sinne behandelt werden; und/oder wenn die anderen Frauen ganz offensichtlich von den deutschen Frauen die Aufgabe von Überlegenheitshaltungen fordern.

In Situationen, in denen das Verhältnis auch über die individuelle Ebene hinaus „klar“ ist und die Erwartungen weitestgehend und leicht bestätigt werden können (Kontaktdimension II), treten keine Konflikte dieser Variante auf. Die als auch strukturell gleich definierte Kommunikationsebene und ihre angeblich positive Wirkung auf die Kommunikation stellt sich zwar als Illusion heraus; gleichwohl beseitigt die Wirklichkeit die Illusion keineswegs: diverse Lösungsmöglichkeiten werden aktiviert, um an der Definition auch in der Reflexion festhalten zu können. Für die in den interpersonellen Beziehungen abgelagerten und in den Interaktionen hervorbrechenden allgemeinen GruppenProbleme fühlen sich die deutschen Frauen an dieser Stelle nicht verantwortlich, sondern überfordert.

Diese Überforderung zeigt sich insbesondere in den manchmal heftigen emotionalen Reaktionen der interviewten Frauen auch in der Gesprächssituation des Interviews. Die Konflikte können existentielle Krisen und ein widersprüchlich-chaotisches Verhalten seitens der deutschen Frauen auslösen. Eine Auseinandersetzung mit den anderen Frauen und auch mit oder über sich selbst gelingt durch den Kontrollverlust nur in geringem Maße und wird nur ansatzweise überhaupt probiert. Die durch Ohnmachtsgefühle hervorgerufene eigene Kränkung und Verletztheit überlagert und hemmt in diesem

Fall die Handlungsmöglichkeiten; In anderen Fällen entwickeln sich starke Gefühle wie Wut und Aggression, die auf die anderen gerichtet werden, oder der Konflikt selbst wird auf eine andere – rein politische, rein rationale – Ebene abgeschoben, um ihn aus dem emotionalen Blickfeld verschwinden lassen zu können.

Der situative Rahmen für entstehende und erlebte Konflikte ist nicht entscheidend für die Art und Weise des Umgangs mit Problemen. Die Kontaktdimension II mit großer strukturell bedingter Distanz erleichtert zwar eine Abgrenzung; deshalb wird hier ein möglicher Konflikt mit den anderen entweder gar nicht wahrgenommen und/oder geleugnet oder – auch wenn die Situation als wenig befriedigend empfunden wird – als nicht oder nur wenig schmerzhaft empfunden: er berührt nicht wirklich. Jedoch scheint dieser Vorgang von auftretenden Konflikten, Abgrenzung, Problemlösungsversuche und emotionalen Reaktionen offenbar weitgehend unabhängig von der Situationsstruktur in den verschiedenen Kontaktdimensionen. Im ganzen gesehen sind die Konflikte und die Verunsicherung als Reaktion darauf nicht nur am stärksten ausgeprägt in den Kontaktdimensionen, in denen ein gleichgewichtiges Verhältnis und eine sehr intensive Beziehungsebene und individuelle Umgangsebene behauptet werden, sondern treten hier auch besonders häufig auf. Diese Tatsache könnte dahingehend gedeutet werden, daß bei Enttäuschung der in solchen Situationen natürlich sehr hohen Identifikationserwartung Konflikte leicht auftreten können bzw. offensichtlich werden müssen. Im extremen Einzelfall kann innerhalb einer gleichberechtigten Arbeits- und anderen Situation ebenfalls ein Konflikt entstehen, nämlich wenn eine andere als erwartete Rollenverteilung sich entwickelt oder eine für die interviewte Frau vermeintlich ungünstige, weil vermeintlich untergeordnete Rollenzuweisung unter keinen Umständen ausgehalten werden kann.

Das nicht an das Bild angepaßte Verhalten von Migrantinnen wird meist gleichgesetzt mit einer nicht akzeptierenden Haltung der anderen und scheint allein dadurch ein Problem für die interviewten Frauen zu sein. Die Nichtanpassung und Nichtakzeptanz können auf persönlicher oder gesellschaftlich-ideologischer Ebene geschehen. Beides führt immer auf der persönlich-emotionalen Ebene zum Konflikt und zur Auseinandersetzung mit den anderen und im Idealfall mit sich selbst. Die unerwartete Unähnlichkeit der anderen Frauen im Denken, Fühlen und in bezug auf Werte- und Normen kann zur Bedrohung der eigenen Persönlichkeit werden, wenn die anderen auch auf der individuellen Begegnungsebene entweder die Haltung und das Verhalten der deutschen Frauen nicht bestätigen und/oder den zugewiesenen Objektstatus aktiv verweigern. Das gilt für alle Begegnungen, wenn auch das Ausmaß der durch den Konflikt ausgelösten negativen Emotionen – abwehrender Ärger – und der Grad des persönlichen Bedrohtfühls unterschiedlich sind. Je nach Situation und psychischer Verfassung der deutschen Frauen wird auf die anderen mit Gegenforderungen reagiert, das heißt die Angleichung und/oder die Akzeptanz der eigenen Verletztheit verlangt. Manchmal wird die Kommunikation überhaupt unmöglich oder die Beziehungen sind insgesamt bedroht.

Tendenziell scheint eine Notwendigkeit zur Abgrenzung und zum Abwenden beim Gefühl der Nicht-Akzeptanz aller identitätsstiftenden und lebensbestimmenden Elemente empfunden zu werden: durch die Wahrnehmung der Wahrnehmungsmuster der anderen wird zudem die Spiegelung eigener wichtiger Gewissheiten in Frage gestellt. Die Umkehrung etablierter Rollenpositionen und infolgedessen das Gefühl eigener Machtlosigkeit können zu einem „Abwehrkampf“ führen, der mit großem Ärger verbunden ist, und zu einem Kampf um Anerkennung als Kompensation für das angegratzte Selbstbewußtsein. Allerdings werden auch – ebenfalls tendenziell – die Ansprüche der anderen im Bewußtsein der eigenen objektiven Stärke eher distanziert abgewiesen als daß sie persönlich und existenziell verunsichernd wirken könnten.

In jedem Fall werden passive und aktive Anpassungsverweigerung der anderen als Zurückweisung und Ausschluß empfunden, offenbar weil dadurch die realen und ungeliebten eigenen Zugehörigkeiten und Begrenzungen deutlich werden. Die Rolle der deutschen Sprache bzw. die deutschen Sprachkenntnisse als Zeichen der Anpassung, der Anpassungswilligkeit und Anpassungsfähigkeit, und als Voraussetzung und Bedingung zur Kommunikation weist bei einigen Gesprächen in dieselbe Richtung. Die interviewten Frauen können ihre persönliche Sicherheit verlieren durch das mehr oder weniger bewußte Erkennen und Erleben der unangeglichenen Individualität von Migrantinnen und zwar in

zweierlei Hinsicht: in bezug darauf, wie die anderen Frauen idealiter *sein sollten* und in bezug auf die Vorstellungen, wie sie angeblich *sind*. Die Realität bestätigt weder die eine noch die andere Vorstellung und steht sogar im Widerspruch zu den den Interviewpartnerinnen eigenen Fixierungen; aufgrund dessen bedrohen besonders die Artikulation und Durchsetzungsversuche von Forderungen seitens der anderen sowie ihre undistanzierten Identifikationswünsche und speziellen Vorstellungen die eigene Identität und die eigene Rollenposition. Bei drohendem Machtverlust wird mit Ärger reagiert. Diese Bedrohung wird auch empfunden durch das bei allen vorhandene und teilweise sehr intensive Bedürfnis, in allen eigenen Vorstellungen bestätigt und auch emotional durch die anderen Frauen akzeptiert zu werden. Lehnen die anderen diese projizierte Funktion zu offensichtlich ab, wird das als persönliche Kränkung und Verletzung erfahren. Dies verstärkt zum einen die Festhaltetendenz an eigenen Sicherheiten und die Angst vor deren Verlust; andererseits führt es zum Abwenden von den anderen.

In Zusammenhang mit den Erfahrungen in konfliktuellen Situationen stehen grundsätzliche Überlegungen zu Möglichkeiten der Identifikation mit den anderen. Es geht um die Frage, ob und wie die „Andersartigkeit“ der anderen Frauen erlebt und in der Reflexion gedeutet wird.

### 5.3. „Das Andere, das Orientalische“?: Reflexionen über Unterschiede und Gemeinsamkeiten

Die Kategorie bzw. Analyseeinheit der *Unterschiede* respektive *Gemeinsamkeiten* wurde von mir in den Interviewleitfaden aufgenommen als notwendig anzusprechendes Reflexionsthema, da mir nach den ersten Gesprächen die subjektive Bedeutung der Frage nach der Differenz durch die Menge der komparativen auf die anderen Frauen bezogenen Sätze deutlich wurde. Unterschiede werden oft beschrieben, aber nicht als solche benannt und reflektiert. Es ist anzunehmen, daß von der den Differenzen zugewiesenen Bedeutung und deren emotionaler und/oder ideologischer Bewertung die individuell bevorzugte Art des Auftretens Migrantinnen gegenüber und die Art der Kommunikation mit ihnen abhängt; für die interviewten deutschen Frauen geht es um die Fragen: wie unterscheide ich mich von den anderen und warum, oder: unterscheide ich mich überhaupt von ihnen. Ihre Beantwortung, das bedeutet die Betrachtungsweise von Anderssein, von Entsprechungen oder Nichtentsprechungen, könnte als die reflektierte Grundlage des Handelns und der eigenen Zugehörigkeit in der konkreten Begegnung mit Frauen nichtdeutscher Herkunft aufgefaßt werden.

Ähnlichkeiten oder Unähnlichkeiten von Migrantinnen dienen wie gesehen in den Aussagen der Interviews auch zur Begründung der eigenen Beziehungen und werden hervorgehoben; manchmal werden diese nicht als Übereinstimmungen oder Unterschiedlichkeiten im eigenen individuellen Verhältnis zu den anderen formuliert, sondern werden lediglich als quasi anderer Seinszustand oder Umstand konstatiert: „Natürlich ist das anders“: sie sind dann auf eher unhinterfragtem Wissen basierende Wahrnehmungen und deren implizit bewertete Beschreibungen. Wird jedoch über Übereinstimmungen diskutiert, werden festgestellte Unterschiede fast immer ausdrücklich bewertet, ohne allerdings immer als individuelles Identifizierungspotential oder als Argument für Zustimmung oder Ablehnung ausgedrückt und angesehen zu werden. Gleichwohl wird in dieser Reflexion das eigene Sein und der eigene Ort der deutschen Gesprächspartnerinnen definiert in bezug auf die anderen und zwar nicht nur eindimensional individuell, sondern auch auf der Ebene der Gruppen, der Gruppenbeziehungen, und des Einschlusses in oder Ausschlusses aus Gruppenzugehörigkeiten.

Generell wird in allen Interviews über Unterschiede viel mehr und viel leichter reflektiert als über Gemeinsamkeiten. Individuell oder auch global Verbindendes mit den anderen Frauen auf persönlicher oder gesellschaftlicher Ebene wurde in der Hälfte der entsprechenden Aussagen meist erst nach diskursiver Nachfrage von mir reflektiert. Das läßt allerdings noch keine eindeutigen Rückschlüsse auf mögliche Identifikationsprozesse der interviewten deutschen Frauen in der eigenen Mehrheitsgruppe oder in bezug auf die andere Minderheitsgruppe zu.

Insgesamt gibt es in sechs Interviews überhaupt keine Aussagen zu Gemeinsamkeiten (1; 6; 9; 10; 11; 15) und kein einziges, indem ausschließlich Gemeinsamkeiten gesehen werden. Die Gewichtung,



Verteilung, inhaltliche Besetzung und die Bedeutungszuschreibungen beider Kategorien: Aussagen über Gemeinsamkeiten *und* Unterschiede, in jedem einzelnen Interview als auch querschnittlich gesehen werden für die abschließende Interpretation herausgearbeitet und sind im folgenden dokumentiert.

Im Textmaterial können mehrere Einteilungen getroffen werden, die die Sichtweise von Gemeinsamkeiten respektive Unterschieden zu Migrantinnen zur Grundlage haben und die in allen Interviewaussagen zu finden sind: Gemeinsamkeiten behaupten; keine Unterschiede sehen wollen; Unterschiede konstatieren und entweder positiv oder negativ bewerten. Diese Beurteilungen sind immer mit Kommentaren verbunden, die das gefühlsmäßige Engagement der jeweiligen Sprecherin deutlich machen, meist am Ende oder als Einleitung der Ausführungen stehen und die Bewertung ausdrücklich erklären oder rechtfertigen, etwa: Das finde ich toll/abstoßend/ich bewundere das/das kann ich überhaupt nicht verstehen. Eigentlich kommen hier nur die zwei extremen Haltungen zum Ausdruck: entweder zustimmend oder ablehnend; innerhalb einzelner Interviews gibt es manchmal auch ein Schwanken oder ein Hin-und-Her-Argumentieren zwischen diesen beiden Polen. In den neutralen Sequenzen, das heißt in denen diese Evaluationen fehlen, wird die gefühlsmäßige – *entweder positive oder negative* – Einstellung der Gesprächspartnerinnen zu den getroffenen Aussagen dennoch spürbar. Die Reflexionen über das Anderssein beziehen sich in den einzelnen Analyseeinheiten in der Regel auf die Gruppenzugehörigkeiten der anderen Frauen.

Die individuellen Umgangsformen mit den Differenzen, mit Gemeinsamkeiten und Unterschieden, sind in jedem Interview vielfältig, das heißt, jede Gesprächspartnerin sieht je nach Thema meist verschiedene Möglichkeiten der Reflexion. Als eine Strategie des Umgehens mit „anderen“ Unterschieden werden die Aussagen erst dann charaktersistiert werden können, wenn in einem Interview überwiegend oder ausschließlich und bei allen Themen von einer einzigen Art und Weise der Überlegungen gesprochen werden kann.

Die Aussagen in den Interviews zu dieser Kategorie sind im ganzen zu sehen als grundsätzliche Einschätzungen von vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Beziehungen zwischen Frauen unterschiedlicher Herkunft und sagen somit etwas aus über die Kontinuität des Selbstverständnisses der deutschen Frauen und ihrer Selbstkonstruktion durch die geglaubte Zugehörigkeit innerhalb solcher Kontakte. Die Aussagen werden im folgenden nach bestimmten dem Textmaterial folgenden Gesichtspunkten kategorisiert, zusammenfassend dargestellt und interpretiert sowie in Teilen dokumentiert.

### 5.3.1. Die Individualisten und die „unwichtigen“ Unterschiede: „Das ist genauso wie bei uns anderen auch“/„Alles ist individuell verschieden“ und „Ich seh Unterschiede bei Jedem“

In mehreren Bereichen und für viele Themen sehen einige Interviewpartnerinnen gar keine Unterschiede zwischen den deutschen und anderen Frauen oder wollen sie zumindest nicht in meiner Gegenwart darlegen. Dieses Sich-Bedeckt-halten ist wahrscheinlich manchmal begründet in der Angst, unakzeptierte „Fehler“ zu machen, und/oder manchmal vom Wunsch geleitet, die eigene Realität problemlos zu präsentieren; das führt jedoch oft zu Ungereimtheiten, da in den meisten Fällen durch die Länge und Intensität der Gespräche sowohl der Überblick als auch die wohlüberlegte Zurückhaltung verloren gehen.

Die meisten Aussagen dieser Art beziehen sich auf das Thema Frauenbeziehungen im weitesten Sinne (2; 3; 4; 5; 6; 8; 9; 10; 12; 13); weitere Themen sind die gesellschaftliche Position, die Bedingungen und Prägungen von Herkunft, Sozialisation oder aktuellen Lebensbedingungen (7; 8; 9; 10; 14), frauenspezifische Wertvorstellungen sowie Probleme und Problemlösungsstrategien (3; 9; 10; 15), Unterdrückung und Auswirkung patriarchaler Familienstruktur sowie der Einfluß der Religion (4; 12; 13; 15) und die Erziehung von Kindern (6; 13).

Die in bezug auf ihre Verhaltensmuster in Kommunikationssituationen mit den anderen Frauen einseitig strukturierte Interviewpartnerin (10: Korrekte Strateginnen)<sup>38</sup> ist auch hier eindimensional ausgerichtet, das bedeutet, für alle Reflexionsbereiche findet sich dieselbe Perspektive. Sie kann und möchte sich unter keinen Umständen auf eine Aussage festlegen lassen beim Erkennen und bei der

Beurteilung von individuellen Unterschieden. Sie zeigt sich sehr kritisch der Interviewerin gegenüber und wehrt das Thema auf der konkreten und individuellen Ebene mit allgemeinen und relativierenden Ausführungen über den gesellschaftspolitischen größeren Rahmen ab. Zum Beispiel würden Frauen sowohl in den „Herkunftsländern“ als auch „bei uns“ von ihrer gesellschaftlichen Rolle bestimmt wie sie anhand der Beschreibung der politischen Aktivitäten von Frauen in anderen Ländern bemerkt: „Frauen kommen nich in die höheren, äh, höheren Strukturen von Parteien, von Organisationen, sondern die machen’s meist das, was so als Hilfsdienste in Anführungszeichen dann, ähm, halt genannt wird“; „is ja nich so, daß das hier völlig anders is, ne“ (10/1073–1079). Gespräche unter Frauen seien wie überall mal „intensiv“ und mal nicht, aber „ich denk, da gibt es halt immer wieder Unterschiede, und natürlich gibt es Religionen, Ländern, Verhaltensweisen, die dir vertrauter sind als andere“ (10/1506; 2409–2413). Über Wertvorstellungen von Frauen, die in den Gesprächen zutage kämen: „ich mach, ich würd des jetzt gar nich so festmachen auf die (...) ausländischen Frauen, weil die Gespräche kenn ich genausogut von deutschen Frauen, aber haarscharf... (...), also so (...) Kinder bekommen, Familie, Beziehung, Treue (...), das ist eigentlich kein großer Unterschied.“ (10/3068–3080) Kontakt wäre immer unterschiedlich, „so unterschiedlich wie die Person“ (10/3126), und es gebe gemeinsame Probleme und Problemlösungen, „mit Sicherheit teilweise mit anderen Schwerpunktsetzungen, aber das würd ich (...) nich auf auf so das Ding Islam oder islamisches Land oder Land überhaupt, sondern ha es hat halt auch viel mir und mit der Person zu tun. Bestimmt gibt es Frauen, äh, phh ausländische Frauen oder islamische Frauen, äh, wo ich ne andere...ja, mit denen ich einfach Anderes rede oder die mit mir anders reden, aber das phh die gibt es genauso bei bei nicht-islamischen oder nicht-ausländischen Frauen, also deswegen ich würd es dabei nicht festmachen, nee, nee.“ (10/3138–3152). Die Ausprägung der Persönlichkeit und die verschiedenen erscheinenden Frauen „würd ich, ähm, halt nich festmachen wollen, also, ich mmh will’s nich festmachen an an Herkunftsbedingungen oder so jetzt zu sagen, bei den ausländischen Frauen is es so un so (...) und bei den deutschen Frauen is es so und so (...), also, weiß ich nich, also (...) mach ich, seh ich Unterschiede bei Jedem“ (10/3314–3330). „Einfacher is es bestimmt, hab ich es einfacher als viele viele andere Frauen, und nicht nur Frauen von, ne, mit ner anderen Nationalität, sondern ich habe es auch einfacher als meine Mutter oder ich habe es auch einfacher als Frauen, die acht Stunden in ner Fabrik arbeiten müssen, ähm, oder die ganz heftige Geldprobleme haben, gut, hab ich auch, aber ich geh da anders, wa, verstehste, irgendwie so dieses studentische Umgehen mit Geld is was Anderes als, ich hab ja au niemanden zu versorgen außer mich selbst, ähm, sicher, ich hab, ich bin privilegiert, und ich hab es in sehr vielen Dingen verdammt einfach, ja.“ (10/3367–3383).

Die Interviewpartnerin, die bei der Entstehung und der Qualität von Kontakten die Gleichartigkeit des Vorgangs und der Einschätzung von Nicht-Verhältnissen betont: „wie mit deutschen Frauen auch“<sup>39</sup>, beschreibt im anderen Kontext die Lebenssituation und bestimmte Widerstandsformen von Migrantinnen als im Vergleich zu deutschen Frauen unterschiedlich – schlecht bzw. gut<sup>40</sup> und bemerkt dann auf die Nachfrage nach Konkretisierung der als unterschiedlich geschilderten Verhaltensweisen, daß sie „wirklich länger darüber nachdenken müßte“, ob es eigentlich Unterschiede zwischen ihr und den anderen gäbe, und „also, fällt mir jetzt schwer, dazu was zu sagen“ (2/2130–2131; 2144–2145).

In einem weiteren Interview wird zum Teil widersprüchlich argumentiert; der Kontakt zu den anderen Frauen unterscheide sich in keiner Weise von einem Kontakt zu deutschen Frauen, weil die anderen eben auch keine gemeinsame Eigenschaft hätten, wodurch ein Unterschied zu anderen entstehen könnte: „Ich denke, sie sind so verschieden, die ich kenne, da gibt’s nicht irgendwie sowas Gemeinsames“; „die haben keine gemeinsamen Eigenschaften, ich find die eine gut und ich find die andere gut, ne“; auch in anderem Kontext betont sie die Unwichtigkeit des „Türkisch-Seins“ gegenüber der Wichtigkeit ihrer eigenen Entscheidung für eine Beziehung zu den ihr ähnlichen anderen Frauen<sup>41</sup>. Sie führt aus, sie befände sich zwischen „zwei lauten Ansichten: nämlich der Deutsche raus und, äh, von deutschen Feministinnen, wir haben mit denen nichts zu tun, ne. Und daß wir dazwischen irgendwie so hocken, und ich will gefälligst sagen, es gibt noch das Dritte, und sie sollen sich mit dem Dritten auseinandersetzen. (...), es gibt Konflikte zwischen uns, es gibt unterschiedliche Herangehensweisen, aber die gibt’s zwischen mir und R. (deutscher Name) auch. Das spielt keine Rolle, das mit der Nationalität“

(3/2063–2065; 2073–2075; 2732–2739). „Ich denke, das Wesentliche ist, ähm, die Frauen, mit denen ich zusammenarbeite, ich halte was von denen ihren Fähigkeiten, ich hab die eingestellt, (...), hab (...) sie ausgesucht, weil ich denke, die sind gut. Und die glauben auch, daß ich gut bin, und insofern können wir auch mit Differenzen umgehen, ne. Ich denke, sie haben ein gewisses Zutrauen in ihre Fähigkeiten und ich auch in meine, und ich muß mich nicht durch Kritik in Frage stellen lassen. (...) Und, was weiß ich, die Kenntnisse der deutschen Grammatik ist wirklich nicht das Thema.“; nach einer Aufzählung von „nebensächlichen“ Unterschieden, sagt sie abschließend: „Und ich denke, daß ein grundsätzliches Problem dadrin besteht, daß die Frauen nicht selber Zutrauen in ihre eigenen Fähigkeiten haben, sowohl die deutschen nicht als auch die ausländischen nicht, und daß das deswegen immer knallt.“ (3/2645–2680). In diesen Überlegungen steht wiederum die große Verunsicherung und der Konflikt mit den anderen im Vordergrund, der die aktuelle Lebenssituation dieser Interviewpartnerin bestimmt<sup>42</sup>.

Die unangenehme und konfliktträchtige Eigenschaft der Unoffenheit der anderen Frauen<sup>43</sup> und das gegenseitige „Anschwärzen“ bei Unbeteiligten kenne sie (4) „auch von Deutschen her. Also, *da gibt es nicht so große Unterschiede, meinst du?* Nein. Also, ich kenn das eben auch von...von, äh, normalen Deutschen, also normal bürgerlichen Menschen“ (4/1697–1706). „Was ich heute weiß, ist, daß (...) der Islam falsch gelebt wird, genau wie eben das Christentum. Die Bibel...also, wenn alle Menschen nach der Bibel leben würden, wäre es wunderschön. Genauso ist es im Islam auch. So seh ich das inzwischen.“ (4/2046–2053) Zur Rolle der Religion im individuellen Leben und im Zusammenhang mit der Charakterisierung derjenigen Frauen, mit denen sie „zu tun“ hat, führt sie aus: „eben die sogenannten modernen Moslems, die meiner Meinung nach die Religion genau so leben wie ich jahrelang meinen Katholizismus, eben ich bin so aufgewachsen, äh, ich habe es irgendwie im Kopf, aber geh nicht mehr zur Kirche und hab im Grunde nichts mehr damit zu tun, ne. So sehe ich das bei denen auch. *Ja, aber die haben's aber auch noch im Kopf, oder?* Ja, und wesentlich stärker, glaube ich, als wir...unsere Sachen“ (4/2238–2252).

Es gebe keine Unterschiede zwischen ihren deutschen oder ihren türkischen Freundinnen, sagt eine weitere Gesprächspartnerin: „Ich glaube, es ist so, ich sehe eigentlich keine Unterschiede. Weil meine Freundinnen sind auch äußerst unterschiedlich alle, von daher also denk ich...sind *alle* unterschiedlich“, das habe mit der Nationalität oder Herkunft nichts zu tun<sup>44</sup>, „sondern eher was mit der Zugehörigkeit zu ner Generation, ähm, daß sie aus ner bestimmten Schicht kommen, bestimmte Wertvorstellungen haben, die unterschiedlich sind, aber weniger eigentlich Nationalität.“ (5/1703–1715). Sie stellt als Erklärung dafür den „Veränderungs- und Anpassungsprozeß in der Migration“ zur Diskussion<sup>45</sup>. „Für mich ist auch kein Unterschied, wenn ich hier mit ner türkischen Frau rede und wenn ich dann (...) eine deutsche Bekannte treffe, ja s'ist für mich kein Unterschied, nee.“, sagt die Interviewpartnerin, die ihre Beziehungen ausschließlich als Nicht-Verhältnisse qualifiziert<sup>46</sup>, über das persönliche Verhältnis zu Frauen (6/1824–1829). In anderem Kontext greift sie diese Überlegung wieder auf: „des is für mich nicht wichtig, daß es, daß ich denk, nee, äh, es gibt gewisse Sachen, die ich nur mit ner Deutschen reden könnte, oder die Sachen kann ich ner Türkin nicht anvertrauen...“ (6/3030–3035); es müsse eben nur eine „Basis eigentlich da sein, und dann spielt des keine Rolle, die Nationalität“ (6/3022–3024). Überlegungen zu unterschiedlichen Erziehungsmethoden stellt sie anhand einer türkischen Kollegin an, die nicht so „unselbständig“ und „fast in Deutschland groß geworden ist“: „Sie wurde wohl auch von ihren Eltern n bißchen anders erzogen, denk mir auch, man kann nich sagen, es gibt die türkische Erziehung und die deutsche, da gibt's auch Unterschiede (Räuspern), und sie muß eben doch so gleich mehr Selbständigkeit erzogen worden sein.“ (6/2183–2189)

Die Gesprächspartnerin (8) sieht in mehreren Bereichen keine unterschiedlichen Haltungen oder Verhaltensweisen, weder individuell noch bezogen auf die Gruppenzugehörigkeit; zum Beispiel würde „jede Nation, die im Ausland lebt“, ihre „kulturellen Werte höher“ halten und traditioneller sein, „weil zu Hause hast es einfach nich nötig, deine kulturellen Werte so auszudrücken, weil da hat es jeder, macht es jeder, und um n Stück Identität zu bewahren, mußst du das, glaub ich, auch. Das machen Deutsche in USA...das mach ich (im Urlaub auf Malta, D. L.), (...), da fühlt man einfach, oder man merkt, daß man doch anders is, ne, ganz verrückt, ne. Tja.“ (8/1782–1799). Zu Art und Weise der Le-

bensbewältigung und der individuellen Zufriedenheit von ausländischen Frauen in Deutschland sagt sie: „Ich denk, es kommt auf die einzelne Frau drauf an“; bei „ganz bestimmten Frauen“ wäre es „genauso wie bei uns, wenn du hier ne Hausfrau hast (...), die ist zu Hause mit ihren Kindern, das ist für sie das glücklichste, für mich kann das gar nicht glücklich sein, aber ich kann ihr nicht sagen, das ist Glück und das ist nicht Glück, (...) wenn sie sich darin wohl fühlen, wenn das ihr Leben ist, dann ist es das, (...), und wenn es nicht ihr Leben ist und sie es nich schaffen, sich zu wehren, das ist genauso wie bei uns anderen auch.“ (8/1816; 1823–1836). Inhaltlich wären Gespräche, „politische Diskussionen“ und „Diskussionen über Beziehungen“ „eigentlich gleich“; im „Umgang“ miteinander wäre ihr „nichts aufgefallen, (...) daß die Frauen (...) ne besondere Verhaltensweise haben, gegenüber deutschen Frauen oder so, also, es is is mir nichts bewußt.“ (8/2024–2027; 2054–2060), erklärt dann aber doch unterschiedliche Formen des Umgangs<sup>47</sup>.

Durch ihren Umzug als Kind von der Stadt ins anderskonfessionelle Dorf und ihr weiteres „integrationsfreudiges“ Aufwachsen hier<sup>48</sup>, hätte sie „teilweise ähnliche Prozesse“ erleben können bei „ausländischen Flüchtlingen und deren Kindern“, und auch „spannend gefunden“, „daß es doch bestimmte Ähnlichkeiten in in spezifischen Fluchtsituationen oder ja Integrationsprozessen oder Widerstand gegen Integration und und gibt, also unabhängig davon, ob man eigentlich im eigenen Land flüchtet, durch Binnenflucht, oder doch von ganz woanders kommt“ (9/146–159). Aufgrund der spezifischen Auswahl ihrer Kontakte: „eingeschränktes Spektrum“ (9/1360) mit den anderen Frauen: alle „Akademikerinnen mit ähnlichem Hintergrund“<sup>49</sup>, sieht diese Interviewpartnerin „erstmal keine großen Unterschiede“ auf keinem Gebiet (9/1350–1351). Zum Beispiel wären „beidseitige Gespräche über Probleme“ genauso wie mit deutschen Freundinnen möglich (9/1422–1424). Dennoch schildert sie danach Unterschiede bedingt durch die andersartige Lebenssituation und im Verhalten<sup>50</sup>, aber: „Was ich so als Problem selten haben, das ist so diese diese kulturellen Konflikte, das erlebe ich also bei den Frauen, die ich kenne, nich oder nur in sehr begrenztem Ausmaß, also daß sie da jetzt sich in einer Weise verhalten, äh, die...also so sehr anders is wie die die meiner deutschen Freundinnen. Aber, wie gesagt, das hat eben auch was damit zu tun, daß es n schon ne sehr spezifische Gruppe ist.“ (9/1440–1450). Wie auch hier schon angedeutet, werden zu einem späteren Zeitpunkt im selben Gespräch die Unterschiede dann wirklich als überraschende Konflikte geschildert<sup>51</sup>. „Harmonisierungstendenzen“ unter Frauen, „also, so Sachen eher untern Tisch zu kehren“ und „Konflikte unter Frauen als Tabu zu sehen“ wären Verhaltenstendenzen iranischer Frauen, aber auch von ihr persönlich (sie wäre eher nicht „konfliktbereit und eher so ausgleichend“ durch Nicht-Konfrontation mit Konflikten in Kindheit und Jugend und auch „zwischen mir und meiner Mutter“, (9/1779–1788); auch wären dies „typische Mechanismen hiesiger Frauengruppen“; beispielsweise dürfte „Konkurrenz (unter Frauen, D.L.) nicht thematisiert werden“ (9/1757–1830). Die Eskalation von Auseinandersetzungen sei allerdings „spezifisch“: sie führt aus: unangemessen emotionalisiert und mit Vorwürfen wie: du lebst hier ja privilegiert; jedoch: „Also, mir kam das nie so sehr exotisch vor, (...), diese kulturelle Kluft, wir verstehen uns nie und so, das ist mir eigentlich so nich passiert, ja.“ (9/2306–2319). Im Kontext mit dem Konflikt mit den anderen Frauen, den sie immer noch nicht verstehen könne<sup>52</sup>, vergleicht sie ihre persönlichen Lebensumstände mit denen der anderen Frauen und stellt fest: „also, ich erlebe mich jetzt auch nich so als privilegiert, also, so, also daß ich jetzt da oder sagen wir mal, wenn ich die des vergleiche, die Lebensbedingungen also, mmit den Frauen, die ich so kenne, die unterscheiden sich nich dramatisch zu meinen Gunsten, ne.“ (9/2420–2428). Bei „etwas näheren Kontakten“ habe sie immer bemerkt, daß es „viel Übergreifendes“ gebe, „zum Beispiel, daß (Lachen) eben Familienkonflikte, Beziehungskonflikte, Konkurrenz und und und. Also daß das wirklich eigentlich, äh, weltweit verbreitet ist (lachend) und keine Spezialität hier“ (9/2511–2523).

Beziehungen und Kontakte knüpfen und pflegen „ist letztendlich nicht anders wie wie zu anderen Leuten, zu Deutschen jetzt“, der „Draht“ bleibe nur bei ganz wenigen bestehen, „das kannste alles nich leisten“, meint eine andere Gesprächspartnerin (13/1062–1077). Auch sei das Verhalten „junger Frauen“ der Familie gegenüber auch nicht unterschiedlich, „wie die trotzdem ihre Freunde treffen... (...), die halt (...) sagen, sie gehn zum Unterricht und sie treffen sich mit nem Freund“, sie hätte es früher auch so gemacht (13/1420–1435). Auch das kulturelle Gruppenverhalten unterscheide sich (ver-

ständlicherweise) nicht von anderen Kulturen: „die erste Generation, die hier lebt, ja, die immer mit dem Gedanken jahrelang in der Duldung gelebt haben, morgen kom müssen wir wieder zurück, ja, warum sollte sie öffnen dieser Kultur, ja, ich denk mir manchmal, wenn ich plötzlich hier, ah, von Deutschland flüchten müßte und würde im islamischen Land ankommen, ich würde auch nich die Sachen dort übernehmen, ja, (lachend) das wollen wir überhaupt nich, ne...“ (13/1438–1449). Bestimmte Erziehungsmethoden wären ebenfalls individuell ganz unterschiedlich, beschreibt sie weiter, daß ihr das „Schlagen oder halt dieses Zuckerbrot-Peitsche-Prinzip (...), des fällt mir bei einzelnen Frauen sehr stark auf, andere kommen ganz toll mit ihren Kindern aus, sehr gute Erziehung, ja, aber das ist dann wirklich von Frau zu Frau wie bei uns genauso verschieden“ (13/1806–1813).

Nähe oder Distanz stelle sich her über gleiche Interessen und gleiche Themen, „aber das stellt sich eben bei deutschen Frauen genauso her, da würd ich nich so n Unterschied sehen“ (12/913–917). Überhaupt könne gar keine Aussage über die anderen Frauen verallgemeinert werden, „ich würd des nich so allgemein ausdrücken wollen“, es gebe eben deutsche Frauen mit einer bestimmten Eigenschaft (zum Beispiel: Stark sein) „bei uns und auch bei denen“ (12/1174–1179). Desweiteren hätten alle religiösen Schriften „negative Auswirkungen für Frauen“, „ich hab also die Empfindung, daß sämtliche, ja, diese Religion aus diesem Teil der Welt also uns wirklich nur geschadet haben als Frauen. *Aus diesem Teil der Welt nur?* Also, ja, da unten, also die weiß ich jedenfalls, also Judentum, Christentum und Koran, ne“ (12/1910–1923).

Auch eine andere Gesprächspartnerin möchte nicht „global vergleichen, weil ich ja weiß, daß meine Familie nun hier auch also ein *eine* Art is, Familie zu sein oder zu leben, es gibt ja auch ganz viele Unterschiedlichkeiten, und so denk ich, is es da halt auch ganz unterschiedlich“ (14/1163–1169). Allerdings habe sie „schon immense Unterschiede“ zwischen Frauen erlebt, die auf dem Land oder aber in der Stadt aufgewachsen wären; in anderen Ländern gebe es „genauso erhebliche Unterschiede (...), ne, so in der Türkei zum Beispiel, ob Mädchen auch Istanbul kommen oder aus Ankara oder vom Schwarzen Meer oder von hier oder von da, oder auch Anatolien, ne, oder ob se Kurden sind oder oder, äh, oder Armenier oder oder Türken, es is, es gibt so viele Unterschiede, ne (14/1343–1362). Überall sei es „natürlich individuell, wie jede sich dann auch in unter gleichen Bedingungen Lebenszusammenhänge schafft oder sich verwirklicht oder auch nicht verwirklicht. Und dann natürlich auch der kulturelle Rahmen, s spielt beides ne Rolle“ (14/1415–1421). In der Schlußsequenz des Gesprächs sagt diese Interviewpartnerin, sie hätte sehr viele kennengelernt, die „ihren eigenen Weg gehen, also, für sich selber überhaupt keine pa keine Grenzen, Begrenzungen sehen, und andere wirklich geschlagen, geprügelt, ich weiß nich wie, also nur noch flüchten“; bei uns sei das „genauso, natürlich“ und „ich denk auch, da muß man ganz ganz genau hingucken, ne, und mit diesem Mythos Kultur dann zu hantieren, das find ich auch sehr sehr gewagt. (...). es is ja schon in meiner Familie, wo ich mich immer gefragt habe, wieso meine Schwestern derartig unterschiedlich sich entwickelt haben oder Lebensvorstellungen verwirklicht haben, mit (...) vollkommen anderen Dingen zufrieden sind als ich, also und wir kommen wirklich aus der gleichen Familie, ne, und hab'n ja erstmal genau die gleichen Dinge erlebt, das find, also, das find ich allein schon n Problem, ja (lachend)“ (14/3739–3788). Der „eigene zu suchende Weg“ tritt auch in vielen anderen Kontexten dieses Interviews und als persönliches Anliegen dieser Gesprächspartnerin auf<sup>53</sup>.

Die Interviewpartnerin (15) formuliert neben vielen Unterschiedlichkeiten auch die Nichtunterscheidung unter bestimmten Voraussetzungen: „ne türkische Frau hat ganz sicher dieselben oder ähnliche Probleme wie ich, äh, wenn sie sich dessen bewußt ist“, das heißt, ihre Situation: „verheiratet, sechs Kinder“ usw.<sup>54</sup>, zu reflektieren in der Lage ist (15/1796–1799). Nach ihren auch von anderen Frauengruppen durch wissenschaftliche Untersuchungen bestätigten Erfahrungen sei es ganz allgemein so, „wirklich, je patriarchalischer ne Familienstruktur is, umso häufiger kommt das (Mißbrauch, Mißhandlung von Frauen) vor. Das hat also nichts mit Islam zu tun oder so, da fördern nur manche Sachen fördern das dann, aber nich unbedingt, ne, sondern je höher der Papa is, ne, umso mehr Rechte nimmt er sich heraus, also, des paßt für Katholiken natürlich dann genauso, ne“ (15/3136–3145).

In den Aussagen wird insgesamt eine relativ stark ausgeformte individualisierte und individualisierende Perspektive vermittelt. Daraus erklären sich auch die überwiegend auf der individuellen Ebene angesiedelten Argumente. Der von mir gedeutete Grund liegt in der nicht gewollten oder nicht eingestandenen Wahrnehmung von Unterschieden als nationale, kulturelle und gesellschaftliche trennende Differenzen zwischen Menschen. Wird von Unterschieden gesprochen, wird zwar wie automatisch die unterschiedliche Nationalität, Kultur, Gesellschaft mitgedacht und Unterschiede so verstanden. Da die gleichzeitig damit assoziierten Stereotypen jedoch nicht der eigenen theoretischen Auffassung und dem eigenen Selbstbild entsprechen, werden sowohl die eigenen Vorstellungen als auch die Unterschiede selbst geleugnet. Die Grenzziehung ist dann nicht mehr nötig; Merkmale, Unterschiede, Ähnlichkeiten sind für die Gesprächspartnerinnen nurmehr auf der individuellen Ebene wichtig – und deshalb verlieren die unterschiedlichen Eigenheiten der einzelnen ihre gesellschaftlichen und kulturellen Bezüge; das eigentliche Gewicht zum Beispiel verschiedener Herkunft wird nicht mehr wahrgenommen oder nur noch bestimmte Teile von Identitäten zugelassen, indem zum Beispiel monostrukturell und auf einer vagen und abstrakten Ebene des Patriarchats argumentiert wird oder durch Nivellierung eine differenzierte Betrachtungsweise gar nicht erst zugelassen wird: „Alle Religionen werden falsch gelebt“. Historische und andere Kontinuitäten werden von den Personen abgetrennt. Eine trennende Linie zwischen den dann übrigbleibenden freien Individuen soll es aus je verschiedenen Gründen nicht geben. Die dennoch stattfindende Abgrenzung zur Definition der eigenen Position wird in die eigenkulturelle und eigengesellschaftliche Ebene verlagert und damit aus der Realität der anderen – und aus der Beziehung zu ihnen – ausgelagert.

Diese atomisierte Vorstellung sozialer Wirklichkeit und von Beziehungen zu Migrantinnen dürfte die kommunikativen Handlungen beeinflussen derart, daß ausgehend von eigenen Wahrnehmungen und Gültigkeiten auch den anderen keine Bezugspunkte mehr zugestanden werden. Eine so oder ausschließlich dadurch bestimmte reale Kommunikation könnte durch diese Verwischung jeglicher Grenzen der Zugehörigkeit der anderen und zu anderen im Extrem entweder zu großer Distanz und Gleichgültigkeit den einzelnen gegenüber oder zu übersteigter und deshalb überfordernder Nähe führen.

### **5.3.2. Die Emotionalen und die „gewichtigen“ Unterschiede: „Das finde ich attraktiv/so wäre ich gerne“/„das lehne ich ab/das ist abstoßend/das fällt mir schwer zu akzeptieren/da werd ich mich nie reinversetzen können“**

Hier werden Unterschiede nicht nur gesehen, sondern auch ausdrücklich nach ihrer Bedeutung für die eigene Person der Gesprächspartnerin beurteilt. Für positive Beurteilungen sind die Themenschwerpunkte das Verhalten der anderen, beispielsweise freundliche, solidarische Umgangsformen, Herzlichkeit, Gastfreundschaft, die Art zu feiern, Emotionalität, Hilfsbereitschaft usw. (5; 6; 7; 8; 12; 13), sowie gesellschaftliche Strukturen, das bedeutet zum Beispiel die Lebenszusammenhänge von Frauen, Frauengemeinschaften, spezielles Geschlechterverhältnis, Familienstruktur und Moralvorstellungen (4; 6; 7; 9; 11; 12; 13; 14). Weniger häufig werden genannt der Umgang mit Kindern, das Körperverständnis (1; 11; 13) sowie psychische Strukturen wie Gelassenheit, innerliche Sicherheit, Einfachheit und Natürlichkeit (6; 14; 15).

Folgende Bereiche werden insgesamt als unterschiedlich genannt und negativ akzentuiert: die Erziehung der Kinder (1; 6; 13) und das individuelle Frauenleben unter dem Einfluß von unterdrückenden Sozialisationsinstanzen (1; 6; 7; 8), religiös-kultureller Definitionen der Frau (11; 15) und patriarchaler Gewalt (12). Weitere Schwerpunkte sind das Körperverständnis und die Gastfreundschaft (3; 15), die Lebenspläne, -gestaltung und -ansprüche, Beziehungen zum Mann, Unehrlichkeit und Unpünktlichkeit (1; 4; 6; 12), Offenheit (13; 15) und Nationalismus (13). In vielen Fällen decken sich diese Themen mit den in Kapitel II.4. analysierten Wahrnehmungsbegründungen und denen, die zu Konflikten in der Beziehung führten<sup>55</sup>.

Im Querschnitt aller Interviews sind zustimmende und ablehnende Aussagen ungefähr gleich häufig vertreten; innerhalb einzelner Interviews sind beide Varianten gleichzeitig oder abwechselnd zu fin-

den, manchmal als sich widersprechende Elemente eines einzigen Satzes. In zwei Interviews (2 und in dem schon typisierten Interview 10) gibt es keine ausdrücklich positiv oder negativ beurteilten Unterschiede; in einem weiteren werden keine positiv akzentuierten Beurteilungen von Unterschieden gegeben (3), wohl aber negativ akzentuierte und „neutrale“ und „keine Unterschiede“ gesehen; in anderen keine negativen, wohl aber positive und „neutrale“ und/oder „keine“ (9; 14). Strategisch eindeutiger Interviews mit beispielsweise ausschließlich positiven oder negativen Beurteilungen sind insgesamt nicht zu finden: es handelt sich meist um eine Kombination mit anderskategorisierten Aussagen.<sup>56</sup>

Die bewertenden Aussagen werden im folgenden zusammenhängend dokumentiert, das heißt, für die einzelnen Interviews nach dem chronologischen Ablauf des Gesprächs und nicht getrennt nach positiver oder negativer Betonung, um auch die Argumentationskette der einzelnen Gesprächspartnerinnen zu verdeutlichen.

„Wenn du siehst, wie zum Beispiel diese Familien leben im Vergleich zu meinen eigenen Vorstellungen, wie ich mir mein Leben denke in privater Hinsicht oder was ich für Beziehungen zu Leuten hab und daß ich da schon ziemliche Gegensätze entdeckt hab und Verhaltensweisen, die ich als reizvoll empfinde und andere, die mir weniger gut gefallen“ leitet eine Interviewpartnerin ihre dann folgenden vorwiegend negativen Bewertungen ein (I/241–250). Nach der Beschreibung der schrecklichen Lebenssituation der anderen Frauen in der deutschen Gesellschaft<sup>57</sup>, reflektiert sie folgendermaßen: „Da denke ich für mich, wenn ich in der Lage wär, also ich...ich könnte in die Psychiatrie eingewiesen werden oder ich würd nicht mehr funktionieren und, ja, das ist eben bei den Frauen größtenteils anders, also, daß sie sich trotzdem manchmal ganz anders freuen können als.....das klingt jetzt so klischeehaft idealisierend, von der Fähigkeit zu feiern oder zu tanzen oder so, aber ein Teil davon find ich schon auch attraktiv, oder wo ich mir denke, eigentlich geht's mir doch total gut“ (I/281–294). Die insgesamt widersprüchlichen Beschreibungen dieser Gesprächspartnerin setzen sich bei der Beurteilung beobachteter Unterschiede fort, zum Beispiel in der Einstellung zur Erziehung der Kinder; sie habe „bei dem, was ich hier so mitbekomme, einige Kritik, wie mit Kindern umgegangen wird, also schlagen und diese Sachen, und schon für Kinder nicht so bewußt entscheiden, sondern sie gehören zum Leben mit dazu. Hat auch wieder positive Seiten, nicht nur Negatives, äh, ja, aber wo ich schon auch häufig feststelle, daß Kinder halt in der Hauptsache nicht stören sollen, äh, irgendwie mit zum Leben dazu gehören, und es würde wahrscheinlich auch als schlimm empfunden, keine zu haben“, aber sie habe „selber andere Vorstellungen wie ich Erziehung gut fände oder die Einstellungen zu Kindern, wie sie zu fördern sind“ (I/320–340). „Manche Dinge finde ich ganz gut. Also, son Sozialverhalten, was ja dann häufig schon bei viel kleineren Kindern als bei Deutschen ganz entwickelt ist, also, so sich füreinander verantwortlich fühlen, aufeinander aufzupassen und zu achten, zu teilen und sone Sachen, wo mich dann so deutsche Szene-Einzelkinder häufig viel mehr nerven also diese Kinder hier“, die intellektuelle Entwicklung sei „den Frauen“ unwichtig, eine „Mischung aus Beidem“ fände sie „ganz gut“ (I/347–366). Schwiegereltern oder eigene Eltern stehen den Frauen quasi pausenlos für die „Sorge der Kinder“ zur Verfügung, weil „viele von denen arbeiten ja sogar in der Situation“; „oder (dadurch, daß) eben auch Krippenplätze dann schon, ich denke auch, viel unbedenklicher genutzt werden als es jetzt die deutsche Szene macht, die dann doch überlegt, ob man nicht wenigstens ein oder zwei Jahre oder so dann mit dem Kind auch zusammensein wollte, bevor man es dann in so ne öffentliche Einrichtung gibt.“ (I/968–979); „oder wo die meisten auch Bedenken hätten, jetzt n Kind den eigenen Eltern zu geben, so aufgrund von verschiedenen Erziehungsvorstellungen.“ (I/999–1003). „Eine“ hätte ihr erzählt, „wenn meine Kinder satt sind und genug schlafen, (...), dann bin ich zufrieden mit der Tagesmutter, (...). Also, das waren für sie so die Maßstäbe, und wahrscheinlich hätte ich dann schon noch ein paar mehr Wünsche, wie so ne Tagesmutter sein soll.“ (I/1059–1072).

„Schlimmste Vorstellung“ überhaupt wäre für diese Gesprächspartnerin Analphabetin und ohne Bildung zu sein, wie ihre Freundin; diese Beziehung wird als Nicht-Verhältnis mit klaren Grenzen charakterisiert<sup>58</sup>, (I/709). Bei den türkischen Frauen wäre immer „Stimmung. Das find ich schon bewundernswert, also, oder auch sympatisch“ (I/2619–2621). Beim Tanzen würde sie dann „meistens irgendwie so n bißchen“ mitmachen, „aber komm mir dann schon wie das absolute Trampel vor (Lachen), so gegenüber den Frauen, die dann teilweise auch... (...) waren nur junge Frauen mit, aber auf Festen hier

hab ich dann auch völlig unförmige alte Frauen gesehen, die tanzen können, daß du echt denkst, äh, was bist du selber für ein verkrampft Wesen oder so, du kannst dich ja wohl überhaupt nicht bewegen. Aber das paßt ja auch so richtig ins Bild der Orientalin, was die Deutschen an ihr finden, mit ihrem Bauchtanz und (...) so (Lachen)“ (1/2633–2649).

Die Probleme und Schwierigkeiten mit „Körperkontakt“ werden von der Gesprächspartnerin (3) immer wieder beschrieben, auch als Konflikt mit den anderen<sup>59</sup>. Dieses Thema wird in der Reflexion über Unterschiede im Verhalten wieder aufgenommen: es wäre ein „anderer Umgang mit Körper, daß so sie einerseits n ziemlich starken ja Körperkontakt herstellen, was ich von den, an der Frauenbewegung zwar kannte, aber da hatte ich auch schon Probleme damit, ne, und dann war das halt massiv, eben, was weiß ich, zur Begrüßung küssen, zum Abschied küssen, dann Feste, die muß tanzen, also, es ist halt, nja, ein ganz anderer Umgang mit meinem Körper.“ (3/1445–1455). Sie betont, daß das „die Frauen, nicht die türkische Mitarbeiterin“ so machten, sie hätte immer „befremdet dabei gesessen“; „aber, ähm, die anderen Mitarbeiterinnen, die s da gab, und auch die die Frauen, so ganz stark so (Stöhnen)...ja, in ner Form dauernd damit beschäftigt, mich anzufassen, und dann auch anfangen, ja, du mußt die Haare anders haben, und ich müßt mich anders anziehen (lachend), und sich dauernd mit meinem Körper auseinandersetzen, ne?“ (3/1458–1474). Es gebe keine Unterschiede in den Beziehungen zu deutschen oder zu türkischen Frauen, es wäre „genauso“; „und ich denke mal, daß in der Regel, ähm, die Beziehungen zu deutschen Frauen schon noch (...) weniger Körperkontakt haben, weil von denen auch weniger kommt, ne.“ (3/1658–1662).

Bezugnehmend auf ihre eigenen Ansprüche an Leben und Freiheit meint die Interviewpartnerin (4), sie könnte sich „selber...nie mit diesem (...) Leben begnügen, was diese Frauen führen“ (4/2072–2076). Das individuelle Verhalten der Unoffenheit der anderen Frauen wird in diesem Interview an vielen Stellen kritisiert, aber auch unterschiedslos auf – „normal“ – deutsche Frauen bezogen<sup>60</sup>; im Zusammenhang mit der Begründung: „Angst vor Gesellschaft/vor dem Ehemann“ betont sie jedoch noch einmal den Unterschied. Nachfrage: *Haben nur arabische Frauen diese Angst?*: „Na sicher gibt es das auch bei deutschen. Aber mir fällt das jetzt...von den deutschen Freundinnen kenne ich das eigentlich nicht, ne. Also, da weiß ich auch, daß die auch alles aussprechen, selbst wenn der Partner, über den sie gerade herhalten, meinetwegen daneben steht, ne“ (4/2011–1026). Die Lebensform Großfamilie, „alle Generationen zusammen“, finde sie „schon positiv“ und erinnere sie an „Kindheits-erlebnisse auf dem Dorf“, obwohl natürlich auch „dieses Aufgehobensein Vor- und Nachteile“ hätte. „Man muß eben (...), auch bei uns, man muß gewisse Regeln einhalten, wenn man sozusagen lebt, sonst geht's nicht, ne, sonst bricht alles zusammen...“; aber: „eben dieses Aufgehobensein, dieses Sichergefühl, also, äh, egal, was kommt, man wird immer wieder aufgefangen von der Familie, ne. (...) Das find ich schon toll, also dieser Zusammenhalt, der da ist. Und das vermiß ich eben inzwischen in unserer Gesellschaft total, ne, also, was so diese, diese Aufopferungsgereitschaft, ähm, nicht nur innerhalb der Familie“ (4/2678–2716). Allerdings möge sie „eben dieses Gekünstelte nicht (...), dann eben auch, äh, ja, sich vorsichtig verhalten, vorsichtig reden...damit man nirgendwo aneckt oder so. Äh, das ist mir eben auch zuwider, ne“ (4/3082–3090).

Einerseits wird die Spontaneität der anderen Frauen – überraschende Besuche – als befremdend beschrieben<sup>61</sup>; in anderem Kontext desselben Gesprächs wird die „spontane Herzlichkeit“ der anderen als etwas sehr Positives beurteilt, „was mich oft unheimlich gefreut hat“ und „das mag ich sehr, auch ein Interesse am anderen, was ich bei denen öfter gefunden hab, war ne Neugier, n Interesse auf n anderen, einfach daß man nochmal nachfragt“. (5/1591–1598). Ausländische Frauen hätten „vielleicht auch eben ne, äh, größere Offenheit (im Gegensatz zu den vorher erwähnten Normalbürgern, D. L.) so im Verhalten... (...), in der Mehrheit, das, was mir gefallen hat, ja, was mich interessiert hat“ (5/2578–2586). „Sehr große Schwierigkeiten“ mit den „Regelungen für Frauen“ im Islam führen bei dieser Gesprächspartnerin dazu, daß sie sich „da nicht so recht bewegen kann, daß ich auch in meinem Urteil da sehr zurückhaltend bin, und ich denk da, so viel weiß ich noch nicht drüber, daß ich mir da ein Urteil erlauben könnte.“; „die Scharia, (...), da wird's kriminell zum Teil, ne. (...), viele Frauen haben mir auch glaubhaft versichert, (...), mir gibt das wirklich ne Sicherheit, dies...Verhüllen des Kopfes, ich fühle mich sicherer als Frau. (...). Ich kann es mir vorstellen angesichts des Verhaltens mancher Män-



ner gegenüber Frauen. (...) Aber ich bin nie so aufgewachsen, von daher werd ich mich nie in so eine Lage so reinversetzen können“ (5/1614–1639; 1656–1681).

Der entscheidende Einfluß der Familie auf auszuwählende Ehepartner ist für eine andere Interviewpartnerin „einfach unvorstellbar“, und „*wir* (sie und ihr Mann, D. L.) haben eigentlich...keine Bekannten, die sich auf diese Art und Weise kennengelernt haben, (...), haben (...) sich (...) ganz normal quasi befreundet, was ja nun bei den Frauen hier (über die sie spricht und mit denen sie arbeitet, D. L.) ja nicht so beziehungsweise überhaupt nicht der Fall ist (...). Äh, ja, da tu ich mir schon schwer damit“, obwohl sie ihren Mann „für deutsche Maßstäbe“ auch nur kurz gekannt hätte vor der Heirat, aber eigentlich hätte sie ihn ja doch „gut kennengelernt“ vorher (6/1644–1699). „Also, was ich zum Beispiel merke, so ganz klar der Unterschied zwischen deutsch und türkisch, is so diese, ja, was man auch den Deutschen unterstellt (...), dieses Funktionieren, während jetzt unter Türken, ja, ah, der zeitliche Rahmen kann sich verschieben, damit tu ich mir schwer. (...), jetzt unter Türken, ja, o. k., kommt man ne halbe Stunde später, dann is des auch nicht schlimm, während es für mich also ein...ja, ein Problem is, mit dem ich mich immer noch nicht angefreundet hab“ (6/1923–1941)<sup>62</sup>.

Zwischen türkischen Frauen gebe es ein „ganz vertrautes Verhältnis“, eine „engere Beziehung als des jetzt öfters mal zwischen deutschen Frauen der Fall ist“ und auch „die Hilfsbereitschaft ist doch größer untereinander“; das „breitere Verständnis von Familie (Cousin, Cousine und der Nachbar)“ ist auch ein anderes, „als jetzt was wir Deutschen haben“; „das kommt wieder dem nahe, wie ich’s auch n Stück weit gewohnt bin von mei, also doch so dieses (Stöhnen) Enge, s kommt dem wieder ähnlich wie ich’s gewohnt war. Des is mir also nicht fremd“; da sie aus einer kleinen Familie käme, habe sie schon von „jeher immer das Bedürfnis“ gehabt, „ja, mein Mann muß mal ne große Familie haben“ (6/1723–1759). „Diese Art wie Türken eigentlich feiern, s bewundere ich irgendwie auch“, „ich find’s auch schön“, „würd’ schon gern können (Bauchtanz)“; es gebe eben mehr „Vertrautheit, mehr Wärme, (...) was ich von Deutschen nicht so kenne, was *ich* nicht so kenne, soll nicht heißen, daß es des nicht gibt. Aber nur ich kenn s eben so nicht, ja, und genauso mit dem Bauchtanz“ (6/2505–2519). Außerdem fehle ihr „diese Ruhe, die da in denen steckt“<sup>63</sup>; sie bewundere diese Eigenschaft: „ist ein Stück weit anstrengenswert“, weil sie selbst immer etwas „tatsächlich Nachweisbares gemacht haben muß“, „damit ich auch das Gefühl hab, doch, ich hab meinen Tag sinnvoll verbracht, so, also, jetzt nur, indem ich hier sitz und und rede und Tee trinke, ja, da fehlt mir irgendwas“ (6/2637–2646). Sie als Deutsche könne sich „nicht vorstellen, (...) ein Mädchen traditionell zu erziehen“, während sie im „persönlichen Bekanntenkreis“ bemerkt habe, daß die türkische Mädchenerziehung, „bei nem Jungen ist das kein Thema“, „strenger, eher traditionell“ sei und oft von „den Männern“ bestimmt; „ist für mich was Unvorstellbares“, das „eigene Kind“ auszuschließen und kein Vertrauen zu haben.“; zusätzlich würde aus Angst vor zu früher Entjungferung alles „ganz streng unterbunden“ (6/2669–2753)<sup>64</sup>. Unterschiede werden von dieser Gesprächspartnerin auch im Verhältnis von Frauen zu Männern beschrieben: „Bei Türken, äh...ja...ne Frau hat eigentlich nicht jetzt die Freiheit, die jetzt unbedingt mal, äh, ne deutsche Frau mit nem deutschen Mann haben würde. Kann man natürlich auch nicht pauschal sagen, aber (...) für mich wär (...) zum Beispiel Treue was sehr Wichtiges, es is also daher tu ich mir so mit der Vorstellung ja sehr, sehr leicht, weil ich einfach so, ja...ich hab den Anspruch an mein Partner, er muß treu sei, und daher is es für mich auch ne Selbstverständlichkeit“; „in ner deutschen Beziehung, ja, is es nicht soo selbstverständlich oder insgesamt (...), man nimmt sich auch so ganz andere Freiheiten“ (6/2882–2899; 2909–2915).

Die Interviewpartnerin (7) führt aus, was den Kontakt zu türkischen Frauen ausmache, „was ich an ihrer Mentalität mag oder an ihrer Kultur“, sei „diese bestimmte Wärme oder so, ne“, „andere Sachen“ könne sie kritisieren, „aber da gibt es auch bestimmte Werte für mich, was ich sehr angenehm empfinde“ (7/1432–1442). „Also diese Herzlichkeit, mit der türkische Frauen sich begegnen, obwohl es auch sehr viel Konkurrenz gibt unter ihnen... (...)hab mich auch wohlgefühlt in dieser Herzlichkeit“ (7/2293–2299). Allerdings auch „dieses Mit-sich-machen-lassen der türkischen Frauen“ habe sie dann „nach und nach dann auch kritisiert“ (7/2977–2981)<sup>65</sup>.

Eine weitere „bewundert das sehr, ja, wer das kann“ in einer fremden Umgebung und vor allem Sprache zu leben, im Unterschied zu „diesen Leuten“ könne sie das nicht (8/2314–2315)<sup>66</sup>; „Na, was

ich, ähm, oft nicht verstehen konnte, äh, daß die Frauen, ja, sich sich unterdrücken lassen, also, da muß ich vielleicht anders anfangen (...) tja, ähm, hm, s is noch nich so richtig... ... (sehr lange Pause) das betrifft eigentlich Männer *und* Frauen, daß sie sich zum Beispiel verheiraten lassen, äh, daß sie diese Position annehmen, also, diese unter dem Mann, äh, st sein, also nich so viel wert sein wie n Mann, äh, daß sie das annehmen“ (8/1418–1433). Sie besteht in anderen Kontexten darauf, daß „alles genauso wie bei uns ist“<sup>67</sup>, führt aber trotzdem aus: „Ich denke nur mal, ähm, im Unterschied zu deutschen Freundinnen ist das Drumherum anders, es is tja freundlicher, es is, äh, gastfreundlicher, so, ne. (...) Das ist einfach diese Kultur (...), man denkt nicht so sehr an sich (...). Das ist ein schöner Zug, ah, ja, und des is eigentlich der Unterschied“; etwas später: „aber sonst so im Umgang fällt mir gar nichts nichts ein, im Gegensatz zu deutschen Freundinnen. *Was fällt dir denn bei deutschen Freundinnen ein?* Ja, daß es ein bißchen weniger liebevoll (Lachen) also zugeht, wenn man irgendwo hinkommt. Hm.“ (8/2009–2023; 2069–2078).

„Eine recht nette Familienatmosphäre“ hat die Gesprächspartnerin (9) in verschiedenen Familien beobachten können; „also, ich mein, ich bin eigentlich nich so, gehöre nich zu denen, die so zur Romantisierung von orientalischen Familienstrukturen tendieren, is eigentlich nich meine Art, aber ich fand das schon irgendwie ganz nett, wie wir da locker aufgenommen wurden, und des fand ich so schon sehr sehr angenehm“ (9/1250–1264). Unterschiede bestünden auch in der „Beziehung zu ihren Eltern, zu Verwandten“; es wäre „permanent Besuch“ bei ihnen; „etwas, was uns auch verbindet, ja, also, weil ich auch nachempfinden kann, daß sie zum Beispiel ihre Mutter vermissen, während vielleicht viele andere Deutsche das so nich nachempfinden können, um Gottes Willen, schon wieder die Eltern, ja.“ (9/1459–1479). An anderer Stelle konkretisiert sie einschränkend: „außer mit meiner Mutter hab ich eigentlich mit anderen Verwandten sehr wenig Kontakt und wünsche den auch nich so sehr, ja, also, sagen wir mal so, deswegen kann ich es nur begrenzt nachvollziehen, ja“ (9/2103–2108); „also, sagen wir mal so, ich bin da eher gefühlsneutral...also ich...ich weiß es nich, also, ich, ich würde mich da schon etwas erdrückt fühlen, also von so her (Lachen), also von meinen Verwandten möchte ich jedenfalls nich in dieser Art besucht werden (lachend). (9/2126–2132).

„Insgesamt eher abstoßend“ empfindet die Gesprächspartnerin (11) „was der ganze Islam sagt, zumindest so, wie er gelebt wird, also traditionell wie er gelebt is, des lehn ich irgend ziemlich stark ab“; aber die Machtlosigkeit der Frau und die „Machtstellung des Mannes“ sei nur eben „Tradition“ und das sei eigentlich nicht das „Frauenbild innerhalb des reinen Islam“ (11/1771–1777; 1785–1793). Positiv fände sie allerdings „das Lebens äh gefüge in, jetzt nich nur in islamischen Ländern, sicher auch (...) in anderen Kulturen, äh, so die Großfamilie, der Zusammenhang, des find ich im Prinzip nich schlecht, obwohl’s natürlich auch ganz viele negative Punkte dabei gibt“; besonders käme es ihr auf das „Aufgehobensein der Elterngeneration“ an, die hier in „irgendwelchen Altenheimen dahinsiechen“; das sei „derartig abstoßend“, „furchtbar“ und „direkt menschenunwürdig“, daß sie „Großfamilie“ und „Zusammenwohnen, einfach mit Freunden“ schon „einen tollen Aspekt irgendwie“ fände, „die ältere Generation also weiter zu pflegen auch“ (11/1807–1851). Auf der individuellen Ebene könne eben aufgrund ihrer „kritischen Haltung zu traditionellen Frauen“ eine Identifikation gar nicht stattfinden mit „Frauen, die traditionell drauf sind und auch religiöse Feste feiern und, jaa, und auch so die Strukturen zu Hause noch einigermaßen gut finden, daß der Mann halt das Sagen hat und die Frauen eher zu Hause bleiben müssen und die Kindererziehung am Hals haben und kochen müssen und den ganzen Haushalt werfen“ (11/1908–1918)<sup>68</sup>, obwohl sie an anderer Stelle genau dieses Verhalten als „unheimliche Stärke“ charakterisiert<sup>69</sup>. Trotzdem findet sie, „türkische Frauen, überhaupt ausländische Frauen, sind unheimlich spontan beim Tanzen, des find ich irgendwie toll (lachend), da find ich uns irgendwie total, ja, gehemmt irgendwie, des find ich also blöd, ne, also egal, ob se tanzen können oder nich“ (11/2282–2292).

Bei der ersten nähere Beschäftigung mit der „türkischen Kultur“, sagt die Gesprächspartnerin (12), habe sie „natürlich das vielleicht ein bißchen idealisiert“ und „etwas natürlich illusionär“ gesehen: diese „intakte Gesellschaft“, die gegenseitige „Rücksichtnahme“, „diese Gemeinschaft und die Frauengruppe und so weiter“ (12/710–721). Daß „in unserer Industriegesellschaft soviel verlorengegangen (ist), was die noch haben“, habe sie veranlaßt, „so ne Gesellschaftsform“ „eher positiv“ zu finden und

die „negativen Seiten (...) mit dieser starken Kontrolle“ nicht sehen zu wollen (12/727–733). „Trennung von Frauen- und Männerbereichen führen ja dazu, daß die Frauen mit den Männern sich nicht tagtäglich oder permanent auseinandersetzen müssen, ne, sondern sie haben ihre Bereiche, wo sie unter sich sind, und die Männer sind zwar auch da, die sind zwar irgendwie wichtig, in, deshalb, damit man eben mit denen zusammen Kinder kriegt, und da irgendwie die ökonomische Absicherung mit denen zusammen hat, aber ansonsten spielten die nich so ne große Rolle. Und des hat mir auch ganz gut gefallen.“ (12/739–752). Im Zusammenhang mit ihrer jetzigen Tätigkeit sagt sie weiter, daß in der Arbeit die immer freundlichen Umgangsformen der anderen von Vorteil seien und Konflikte vermeide<sup>70</sup>. Sie schätze die „nette Klientel“ sehr und könne sich persönlich nichts Anderes denken: „also, einfach so, wenn ich mir vorstelle, mit Deutschen arbeiten zu müssen, also, die die Umgangsformen sind härter“ (12/1238–1242). Zur Beurteilung von weiteren Unterschieden müsse „man differenzieren, was da sichtbar ist (...), weil ja des sehr häufig auch vermischt wird, ne, diese, äh, Kulturaspekt mit dem (...) gesellschaftlichen Aspekt, (...), ob des jetzt also die kulturelle Identität der Türken is, daß eben die Frauen sich den Männern unterordnen sollen, oder ob des nich nur n Ausdruck von patriarchalischer Gewalt is, ne, also, des is so der Punkt. Und da mein ich, hört bei mir dann die Verehrung einer anderen Kultur auf, ne, wo’s dann, denk ich, da sind Menschenrechte verletzt, und des kann ich nich akzeptieren, ne, und wenn das nochmal, also hundertmal deren Kultur is, des is mir in dem Falle dann egal, ne. (...), wo Frauen eindeutig eben auf der Verliererseite sind, (...), da kann ich also mit der Kultur dann nichts mehr anfangen.“ (12/1540–1569).

Die Gesprächspartnerin, die bei einigen Themen keine Unterschiede „zu uns“ erkennen kann<sup>71</sup>, schwankt teilweise bei denselben Themen, aber anderen Kontexten innerhalb des Gesprächs, zwischen positiv bewerteten Feststellungen und gleichzeitig eigentlich negativer Sichtweise; sie beklagt in mehreren Zusammenhängen die Rigidität der Moralvorstellungen der anderen Frauen<sup>72</sup> und meint, sie könne sie „nicht nachvollziehen“, „die ich aber auch, ach, was heißt nich kann, gut, ich kann viele Moralvorstellungen nachvollziehen, weil ich vieles als Kind selbst erlebt hab, ne, ich fühl mich in vielen Punkten ähnlich behandelt oder ja, wie die jungen Frauen (...) in ihren Familien“ (13/1413–1421). „Entwaffnend“ fände sie auch die „Offenheit (...) in bestimmten Bereichen, ja, wie die Gastfreundschaft, ich find auch dieses Verhalten, wie die Kinder immer dabei sind, ja, dieses Selbstverständnis, daß Kinder alles begleiten können“; sie selbst sei „da so ganz anders strukturiert“, sie wolle eher abends ihre Ruhe haben, „würd mich nerven, aber ich find’s trotzdem irgendwie toll, weil die Kinder so selbstverständlich Bestandteil sind von dem Leben, ja...“ (13/1527–1545). Die „Gastfreundschaft is größer als ich sie vielleicht biet (lachend), obwohl ich muß sagen, ich hab da einiges wieder übernommen, ne, was ich so irgendwann in Jugendjahren abgelegt hab“, was ihre Familie auch noch gemacht hätte und was sie „abgelehnt“ hätte lange Zeit; es sei eben sehr angenehm, „diese kleine Geste, aach, daß man jemand den Zucker in Tee auch machen kann und umrührt, das is so ne kleine Geste, ne“; „Gastfreundschaft (...), Offenheit einfach (...) oder auch die Freude, daß daß ne Deutsche zu Besuch kommt (...), dann wird es mir schon bald unangenehm (lachend), weil da so viel drumrum hergemacht wird, ja?, des is dann...“ (13/1996–2030).

Was sie auch noch gut fände, wären so „diese Sachen, daß daß Mädchen nich zu sehr mal den, mal den, mal jenen Freund haben, ja? s find ich eigentlich auch positiv, weil ich wirklich der Meinung bin, die Mädchen, die das bei uns so machen, ja, die profitieren davon nich... (...) das hat gar nichts mit Moral zu tun, sondern für sich selbst, sie werden ausgenutzt und merken’s nich in der pseudosexuellen Offenheit, die wir haben. Ja, und da find ich das n Vorteil da dr in der Kultur, ja? Gut, es mag rigide sein, daß man, daß die Eltern nach wie vor die Ehemänner bestimmen, ja, das is was, was ich nich so gut finde, ja (...). Aber so dieses so voreheliche, daß daß da n bißchen mehr Klarheit is, daß die Mädchen da nnich so rumhüpfen...wobei unsere, des is alles angebliche Freiheit“; „das find ich da da wesentlich besser, gut, durch Moral begründet, durch Religion begründet, und ein Mädchen darf keinen vorehelichen Geschlechtsverkehr haben...aber ich weiß nich, wie man’s sonst begründen kann halt auch, ja? Ich mein ich hatte, ich ich bin ja so aufgewachsen...“ (13/2116–2147; 2181–2188). „Einfach schön“ sei auch „dieser Ausdruck“ beim Tanzen, „toll“ fände sie auch „wirklich diese Frauengemeinschaft“, „einfach phantastisch“, „das kennen wir gar net, oder kenn ich gar nich, ja, daß man sich so produziert, und

die anderen freuen sich an dabei“; sie habe „das Gefühl, das hat mit Erotik zu tun, ja“ (13/2400–2433). Allerdings mache ihr „diese Auseinandersetzung mit diesem Nationalistischen (...) Probleme, ich kann nicht nationalistisch sein, und das macht mir auch bei den Frauen Probleme, die sehr, hin und wieder sehr nationalistisch sind, ja, sei’s nun großarabisch oder jetzt syrisch, ägyptisch, ja? Des des kann ich überhaupt nicht nachvollziehen, natürlich (...), weil *ich* (...) nicht so sein *will*, ja, einfach denk, heutzutage is es nicht mehr amtlich gefragt (Aufstöhnen), nicht mehr in engen Grenzen zu denken...“ (13/3073–3086).

Auch die Interviewpartnerin (14) stellt bei den anderen, obwohl es „ja überall ganz viele Unterschiedlichkeiten“ gibt<sup>73</sup> und „obwohl ich mich gegen solche Plattheiten allmählich grundsätzlich ziemlich sträube“, den „ganz starken Frauenzusammenhang“ und die Trennung des „Zusammenlebens von Männern und Frauen“ immer wieder im Laufe des Gesprächs als etwas dar, „von dem wir viel lernen können“; „wobei ich des also weit davon entfernt bin, das zu Idealisieren, und zu sagen, (...) ach, haben die ne Frauenstärke, des natürlich sind trotzdem die patriarchalen Strukturen oder vieles trotzdem zu bemängeln und veränderungsbedürftig, ne“ (14/1424–1448). Wie auch in anderen Kontexten ist die „Entfaltung der Persönlichkeit“, das „Zusammentun“ und das „Schaffen von Frauenzusammenhängen“, „wo was Neues gefunden werden muß“, „eine neue Kultur“ gesucht und gefunden werden muß („Kultur ist was Prozeßhaftes, Fließendes“, 14/2402–2403), das Hauptthema dieser Gesprächspartnerin<sup>74</sup> „Ich erleb viele (...) einfach so, ja, in sich ruhend, also, nicht so zerfleddert und also wissen viel mehr eigentlich, wo so so, als heile Persönlichkeit empfinde ich die mehr, trotz aller der Sachen, die natürlich trotzdem auch für die dann schwierig sind oder negativ laufen, und des auch nicht durchgängig stimmt, aber so oft empfind ich das so.“ (14/2847–2855). Es sei alles ganz schwierig zu beurteilen, „ich denke, hier sind viele Formen (patriarchaler Unterdrückung, D. L.) so subtil, also, wenn ich nur an die Werbung (...) denke, (...), wo ich inzwischen denke, es is viel schwieriger auch gegen solche Dinge, solche Dinge verändern zu wollen, (...), Werbung ist am offensichtlichsten, aber zum Beispiel in der Schule, daß Mädchen weniger gesehen werden, solche Dinge, wo ich nicht sagen kann, is des denn schlimmer, äh, wenn Frauen in der Türkei zum Teil, äh, verschleiert gehen müssen, oder is es, is es schlimmer, also hier in solchen Entfaltungsmöglichkeiten so eingeschränkt zu sein, und es noch nicht mal zu merken“ (14/2780–2800). „Türkinnen haben uns eher was voraus“, „irgendwie ihre Lebendigkeit“, „dieses In-sich-Ruhen“; „zumindest sowas wie Werte und Normen, auch wenn se noch so zu kritisieren sein mögen, sind einfach eher da, ne. (...), durch so ne Art Frauenkultur und Männerkultur eher so ne Identität oder Sicherheit, innere Sicherheit da is, während hier von Anfang an so ne große Isolation da is, (...) viel weniger (...) wirklich enge Zusammenhänge (...). Also, denk ich, hier die Verunsicherung so viel größer is, und des merkste den Persönlichkeiten irgendwie an, so daß ich, so so provokativ das dann auch immer klingen mag, also, eher denke, also, die sind noch n bißchen besser dran“ (14/2834–2837; 2861–2885).

Die „Definition der Frau“ bei „Türken“ entspräche nicht dem „echten“ Koran, behauptet die Interviewpartnerin (15). In diesem Zusammenhang sagt sie weiter, daß auch überhaupt, „weißt du, das Paradies liegt unter den Füßen eurer Mütter, verstehste, reicht mir schon, ne. Und so sind die Frauen halt definiert, und da gibt’s auch kein Wenn und kein Aber, und die können reden, was sie wollen, das is es, ne.“ (15/1197–1203). „Ich glaube wirklich nicht, ähm, daß Frauen, äh, diese Rolle haben müssen, die ihnen Türken oftmals zukommen lassen, ähm, also erstmal dies äußere Erscheinungsbild, ne, des is ne traditionell türkische Geschichte, ne, mit diesem, wie sie angezogen sind, so is es ja nicht definiert, und dann diese Kopftücher, wo die halben Haare rausgucken, sind nur häßlich, ne, also so, das muß nicht sein, (...), und dann so mit hintern Männern laufen und und und schlagen und diese ganzen Geschichten, ne, die sind einfach nicht koranisch, ne.“ (15/1218–1233). Im Kontext eigenen Gastgeberinnenverhaltens<sup>75</sup> sagt sie, sie fände gastfreundschaftliches Verhalten von anderen „total belastend“, „weil ich des meiste Essen nicht mag, ne“; sie sei dadurch „schon n bißchen eingeschränkt (lachend)“; das würde zum Problem, „wenn ich irgendwo zum Essen eingeladen bin, naja, und dann diesen süßen Tee immer mit soviel Zucker, und so, gut, des ginge alles noch, ne, a und was ich auch ganz scheußlich finde, immer auf n Teller auffüllen, und so, also, mir is des, is des nicht, ich mag lieber, es steht was auf m Tisch und ich bediene mich gern und oft, und aber von dem, was ich mag und so, ne“ (15/1850–1883). *Türkischen*

Bauchtanz habe sie zunächst „toll und erotisch und schön und tralala“ gefunden, jetzt sei er für sie „nur anmachig, und des find ich widerlich, ne, also in der Türkei is ja wohl alles im Argen“ (15/1667–1676). „Was ich auch so an diesen diesen Türkinnen vo, jetzt fällt mir’s Wort nich ein, so die sind so in sich ruhend (...), gelassen, (...), so gelassen wäre ich gerne“; auf die Frage, ob das kulturell oder auch erzieherisch bedingt sein könnte, erklärt sie: „naja, vielleicht schon kultu, ich weiß nich, ähm, ich hab, so meine Oma, (...), hab ich auch gelassen in Erinnerung...also vielleicht is das schon auch, die war ne ganz einfache Frau auch so. Vielleicht hat das auch damit zu tun, daß man zuviel immer will, daß *ich* zuviel immer will und überall dabei sein und oder ich weiß es nich“ (15/2234–2266). „Also, ich bin ja auch nicht gelassen, aber, oder ihre Stärke oder was auch immer, ne, nee, nee, die kriegen sie auch in ihrer Familie zum Beispiel.“ (15/2500–2506).

Die hier dokumentierten Aussagen sind insgesamt als anscheinend widersprüchlich zu charakterisieren. Die vorwiegend zweiwertige Argumentation der gedachten und formulierten Unterschiede auch innerhalb der einzelnen Interviews (einerseits...andererseits) scheint auf eine Zwiespältigkeit der Gefühle oder generelle Unentschiedenheit hinzuweisen. Eine klare Absage an die Beurteilbarkeit eines Individuum anhand seines Eingebundenseins in von den eigenen verschiedenartige Kontexte, wie in den „individualisierenden“ Aussagen, wird hier jedenfalls nicht erteilt. Unterschiede werden hier mehr oder weniger vorsichtig bewertet; ihr Charakter wird definiert, ihr tieferer Sinn und ihre individuelle Bedeutung werden gedeutet.

Unterschiede werden nicht auf der Ebene der verschiedenen Persönlichkeiten reflektiert, sondern vor allem als allgemeine Gegensätze begriffen und zwar zwischen der eigenen Kultur, der ganz eigenen individuellen Art des Verhaltens, auf der einen Seite, und recht einheitlichen Kulturen und Gesellschaften bzw. ihren Organisationsformen auf der anderen Seite; aus bestimmten beobachteten Situationen und Zeichen können diese Gegensätze erschlossen werden. Definiert werden dann die im individuellen Verhalten der anderen anscheinend sichtbaren sozio-kulturell und national geprägten Maßstäbe und sogar Gefühle der anderen im Vergleich zu den eigenen. Die anderen Frauen werden in dieser Definition meist gruppenbezogen reflektiert, die eigene Art und der eigene Ort werden nur in wenigen Fällen eindeutig auf die eigene Gruppe bezogen definiert: „Wir Deutschen“; „bei uns“.

Den Aussagen folgend, befindet sich der handlungsleitende Geist der kulturellen Gruppe, durch den die anderen bestimmt werden, offenbar nicht in Deutschland: Nach den Definitionen der deutschen Gesprächspartnerinnen ist er zu verstehen als fester Werte- und Normenkomplex, der aus räumlich weit entfernten Ursprungsorten, den Heimatländern, quasi unverändert übernommen und von den anderen Frauen in der Migration gelebt wird. Auch wenn von Kultur als etwas Fließendem und zu Entwickelndem gesprochen wird, wird vor allem über das -auf eine bestimmte Weise genormte – Leben von Frauen im Herkunftsland gesprochen und daran die unterschiedlichen Lebensformen von deutschen und anderen Frauen *in Deutschland* festgestellt. Die weitere diesbezügliche Frage meinerseits, ob und worin sich die Lebenssituation der Frauen in Deutschland von derjenigen in ihrem jeweiligen Heimatland unterscheidet, wurde immer mit den mehr oder weniger traditionellen religiös-kulturellen Verhaltensweisen in Verbindung gebracht<sup>76</sup>.

Die Markierung der Unterschiede ist gesellschaftlich-kultureller Art. Einzelne Individuen werden entweder als aktive Ausübende oder als passive Unterworfenen einer auf eine bestimmte Weise strukturierten Kultur dargestellt. Trotz der de facto verschiedenen national-kulturellen Herkunft der Migrantinnen und ihres jeweiligen Sozialverhaltens, wird hier ein einheitliches kulturelles Muster zugrunde gelegt, so daß im ganzen eine einzige „Kultur“ gemeint ist. Diese Vereinfachung oder Vereinheitlichung zeigt sich auch in den Personifizierungen dieser Kultur: die orientalische, ausländische, türkische Frau; ebenso in der Austauschbarkeit dieser Bezeichnungen: neben dieser allgemeinen spielen komplexere und differenziertere Ebenen von Zugehörigkeiten in diesen Reflexionen keine Rolle. Auch persönliche Eigenheiten der einzelnen anderen Frau gehen damit unter bzw. auf in dieser kulturellen Einheit; ihr allgemein einfacher Charakter begründet ihre Anspruchslosigkeit: „sie trinken den ganzen Tag Tee und tun nichts, während ich immer etwas Sinnvolles getan haben muß“.

Das in den Aussagen vermittelte Bild von Sozialverhalten und Kulturhintergrund ist demnach relativ einheitlich: Großfamilienleben, strenge Moral, Frauenzusammenhänge, Umgangsformen, Her-

zenswärme, Spontaneität, körperliche Ausstrahlung usw. werden als charakterisierende Aspekte der als kulturell reflektierten Unterschiede positiv oder auch negativ bewertet. Im einzelnen reichen die Stellungnahmen von überwiegend ablehnenden Beurteilungen über zögernde Zustimmung in einigen Bereichen: „ein Teil davon ist schon ganz attraktiv“ und dem Lavieren zwischen Zustimmung und Ablehnung bis zu scheinbarer Bewunderung andersartiger Lebens- und Seinsformen. Die Vorzeichen der Aspekte scheinen jedoch im Grunde ohne Bedeutung zu sein; die Formulierungen persönlicher Zustimmung – oder Ablehnung – dienen hier im allgemeinen nur dem Zweck des Aufzeigens der Gegensätze zwischen der eigenen Person der deutschen Interviewpartnerin und den anderen Frauen, deren verallgemeinerte Verhaltensbeschreibung zum Bezugspunkt oder Fixpunkt wird, um eigene Überzeugungen vermitteln zu können. Das zeigt sich in der zweifelhaft erscheinenden Bewunderung ebenso wie beispielsweise in den wiederholten Beteuerungen mir gegenüber, Unterschiede keineswegs idealisieren zu wollen: „ich neige eigentlich nicht dazu, das zu idealisieren, aber...“. Der Idealisierung und Romantisierung der anderen und ihrer kulturellen Besonderheiten verdächtig zu werden, bereitet großes Unbehagen; diese Angst erklärt sich wahrscheinlich aus dem Bemühen, die eigene Person im Gespräch als korrekt darstellen zu wollen, also nicht „positiv rassistisch“ zu erscheinen. Demgegenüber werden in keinem Fall Bedenken hinsichtlich eines möglichen Verdachts der Negativisierung in der Bewertung kultureller Unterschiede ausgesprochen. Das ist umso bemerkenswerter, da persönliche Abgrenzung durch Abwertung der anderen Frauen von denselben Gesprächspartnerinnen auf einer reflexiven Anspruchsebene als rassistisch abgelehnt werden. Von der eigentlichen und erklärten Absicht der meisten Interviewpartnerinnen, überhaupt nicht bewerten zu wollen und schon gar nicht kulturelle Unterschiede – wenn es sie denn geben sollte –, entfernen sich die hier dokumentierten Aussagen erheblich und zwar durch das spontane Aussprechen eigener Gefühle und das engagierte und intensive Einlassen auf das Thema und auf mich als Gesprächspartnerin, obwohl in einigen Fällen anfänglich mit ärgerlicher Abwehr auf die Aufforderung nach Reflexion reagiert wurde.

So werden je nach den eigenen Befindlichkeiten, Maßstäben und Interessen, kulturelle Erscheinungen und individuelle Eigenheiten definiert, umdefiniert und beurteilt, teilweise für gut befunden oder auch verurteilt – wenn auch mit schlechtem Gewissen. Im einzelnen werden den anderen Frauen auch Gefühle unterstellt, die sie „wahrscheinlich“ alle haben: „keine Kinder zu haben, würde wahrscheinlich als schlimm empfunden“; „die fühlen sich sicher“; „sie sind zufrieden“; „der Islam“ wird inhaltlich und in seiner Bedeutung für die Frau allgemein kritisiert und zum Teil gleichzeitig behauptet, die Religion und/oder der Koran würden „falsch gelebt“ und „nicht richtig“ interpretiert und zwar besonders von „den Türken“. Der „reine Islam“ und das „wirklich koranische“ Leben oder die authentische Interpretation werden jedoch in keinem Fall näher beschrieben, sondern meist beobachtete Erscheinungsformen negativierend benannt als nicht rein, nicht islamisch, nicht dem Frauenbild des Islam entsprechend.

Das bedeutet zum einen, daß hier die gesamte von der Religion angeblich normierte Lebensführung von Migrantinnen als kritikabel und inakzeptabel dargestellt wird; zum anderen und zusätzlich werden die auf eine bestimmte Weise erscheinenden und auftretenden Individuen geringgeschätzt, da sie offensichtlich nicht in der Lage sind, ihre eigenen Wurzeln zu verstehen und auch ihr sogenanntes Fehlverhalten nicht sehen und einsehen können oder wollen. Diese Geringschätzung beruht allerdings nicht allein auf der Charakterisierung der anderen Frauen als einfach und dumm, sondern auch auf dem Versuch, die sperrige Realität möglichst schlüssig den eigenen Fiktionen anpassen zu wollen sowie vor allem auf der Hochschätzung des eigenen Besserwissens und dem vergleichenden Messen an persönlichen Maßstäben und moralischen Prinzipien. Diese sind zum Teil gewissermaßen von höheren Instanzen gesteuert: die anderen sollen und dürfen nicht „in engen Grenzen“ gedacht werden, weil „ich nicht so sein will“ und weil es „amtlich nicht mehr gefragt“ ist.

Die Bewertung der Aspekte der Unterschiede richtet sich in den dargestellten Aussagen nach den individuellen Absichten der Selbstdefinition und -darstellung der Interviewpartnerinnen, das heißt nach ihrer Art und Weise der Selbstkonstruktion. Diese Absichten sind den Gesprächspartnerinnen in der Situation des Interviews nicht unbedingt immer bewußt.<sup>77</sup> In einzelnen Interviewaussagen werden Gegensätze definiert und vordergründig positiv bewertet, nur um auf dieser Grundlage eine im ganzen

sehr ablehnende Haltung rechtfertigen zu können. In diesen Fällen wird das Absetzen von den bescheidenen Maßstäben und Ansprüchen der anderen und die Bestätigung der eigenen anspruchsvollen Position ganz deutlich. Das angebliche Beschränktsein der anderen Frauen auf ein Streben nach Grundbedürfnisbefriedigung wie Essen und Schlafen wird mit der Überheblichkeit der Gutversorgten abgewertet: „Da hätt ich schon noch ein paar mehr Wünsche“. Auch die Darstellung der „immer tanzenden“ anderen Frauen, die immer „in Stimmung“ oder auch „in sich ruhend“ und „unheimlich spontan“ sind: „bewundernswert; sympathisch“; „find ich irgendwie toll, ob sie tanzen können oder nicht“; „irgendwie beziehen sie daraus ihre Stärke“, zielt auf eine Beschränkung der anderen.

Sie werden somit nicht nur gedeutet als durch ihr enges Familienleben bestimmt, sondern auch stark durch ihren Körper und durch ihre gewissermaßen natürliche Einfachheit; charakteristische Tätigkeiten werden ihnen deshalb zugeschrieben. Obwohl sie „völlig unförmig“ und „alt“ sind, können sie nicht nur, sondern sie müssen tanzen, weil das ihrem Wesen entspricht. Die vordergründig neidische Bewunderung kann in diesem Extremfall als eine eigentlich starke Abwertung und Verächtlichmachung der anderen von mir gedeutet werden. Die Befremdung ist deutlich zu spüren; bei dem persönlichen Vergleich zeigt das begleitende Lachen, daß die Gesprächspartnerin sich trotz der eigenen gegenteiligen Aussagen eigentlich gar nicht als „das absolute Trampel“ sieht. Durch eine Änderung der Sprechweise werde nicht nur ich als Gesprächspartnerin plötzlich mit in diese Sichtweise und Beurteilung hineingezogen: „daß du echt denkst, du kannst dich ja wohl überhaupt nicht bewegen“, sondern die Aussagen werden auch verallgemeinert und sofort anschließend die eigene Person aus dieser Meinung ausgeschlossen bzw. eine Abgrenzung zu diesen allgemeinen Vorstellungen vorgenommen: Ironisierend stellt die Gesprächspartnerin fest, daß ihre Darstellung ins „Bild der Orientalin“ paßt, was die Deutschen an ihr finden, mit ihrem Bauchtanz“, das sie selbst jedoch nicht hat. In der Aussage bleibt die Frage offen, ob die genannten – in der Sichtweise der Interviewpartnerin sicher unerotischen – Attribute der Frauen: alt, dick, häßlich, die Erotik des Bauchtanzes hervorheben oder herabmindern sollen. Denn die sprachliche Verbindung von unattraktivem Äußeren und „Bild der Orientalin“ im Sinne einer erotischen Ausstrahlung scheint nicht passend. Anzunehmen ist allerdings, daß die Gesprächspartnerin diesen tanzenden Frauen keineswegs ähnlich sein will, aber auch nicht zu denen gehören möchte, die dieses Stereotyp denken.

Über den Umweg der Abgrenzung vom Verhalten der anderen Frauen – auch von deren „Natur“ – wird der Zweck des Absetzens von gesellschaftlichen Normen bzw. von diesen „normal“ denkenden Deutschen erreicht. Die benannten Unterschiede dienen zur Hervorhebung der eigenen Wertigkeit und zur Rechtfertigung der Bewertung. Hier hat die vordergründig positive Bewertung eine die eigentliche Ablehnung kaschierende und sogar verstärkende Funktion.

Einige Bewertungen von gedachten Unterschieden sind mit heftiger und eindeutig geäußelter Ablehnung verbunden und als individuelle Problematik der interviewten Frauen zu interpretieren: große Schwierigkeiten mit körperlicher Nähe, Angst vor Verletzungen und Unsicherheit im Umgang mit anderen Menschen: „ihr Umgang mit meinem Körper“; „das mag ich alles sowieso nicht und die drängen mir immer das Essen auf“.

Andere – positive *und* negative – Bewertungen sind nicht ganz so gefühlsbetont, haben aber ein auffällig gemeinsames thematisches Muster: der Unterschied zu den anderen Frauen bestünde in deren Eingebundensein in eine feste Struktur, in ihre angeblich beständigen Werten, die die Gesprächspartnerinnen selbst nicht besäßen. In der positiven Sichtweise dieses Unterschiedes seien die anderen deswegen sogar „immer noch ein bißchen besser dran als wir“, da sie mit der komplizierten Subtilität der Unterdrückung „bei uns“ nicht zu kämpfen hätten. Feste Werte und Normen werden hier als Voraussetzung für die persönliche innerliche Sicherheit verstanden; sie stellen den Rahmen dar für Entfaltungsmöglichkeiten der einzelnen „heilen Persönlichkeiten“ und führen auf der emotionalen Ebene zu einem Gefühl der Stärke, zu Sicherheitsgefühl und „Klarheit“.

In der subjektiven Deutung dieser Gesprächspartnerinnen resultiert aus den festen Werten auch der Zusammenhalt der Frauen und das Aufgehobensein in der Gesellschaft – auch der Schwächsten, der „alten Menschen“ – und ein allgemein „angenehmeres“ Sozialverhalten wie „Aufopferungsbereitschaft“ und „Hilfsbereitschaft“. Die unterschiedliche Norm der Gastfreundschaft der anderen wird hier

nicht als Zwang und Eingriff in persönliche Entscheidungen erlebt, wie bei der vehement ablehnenden Aussage, sondern als „liebvoller“, „offener“ als bei „den Deutschen“; der angeblich nach bestimmten Regeln stattfindende Umgang miteinander, auch in Arbeitszusammenhängen, ist „wärmer“ und ist deshalb weniger „hart“ und bedrohlich. Die nach „deutschen Maßstäben“ „geringeren individuellen Freiheiten“, auch sexuelle, werden hier zum Synonym für „sichere Geborgenheit“ der einzelnen Frau und eine „feste Moral“ zur Orientierungshilfe für junge Mädchen.

Die negativen Aussagen zum selben Thema stellen eher allgemein den Unterschied als „Traditionallität“ von Migrantinnen fest, die sich so den unterdrückerischen Strukturen allzu leicht ausliefern: „sie lassen sich verheiraten“; „sie feiern religiöse Feste und finden die Machtstellung des Mannes gut“; „dieses Mit-sich-machen lassen“. Aus diesem Grunde wird hier von den Gesprächspartnerinnen auch immer die Unmöglichkeit der Identifikation mit genau diesen Frauen betont, da sie selbst deren Erfahrungen nicht gemacht hätten. Im Gegensatz dazu sprechen die positiven Aussagen von den eigenen Erfahrungen, von etwas Bekanntem, wenn sie die Traditionen der anderen und ihr Leben nach bestimmten moralischen Werten beurteilen. „Die Lebensform Großfamilie“ erinnert an „Kindheitserlebnisse auf dem Dorf“; im Extremfall wird paradoxerweise das so gedeutete „viel breitere Verständnis von Familie“ bei den anderen als „vertraute Enge“, allerdings aus den Erfahrungen in der Kleinfamilie, bezeichnet. Diese vorgestellte Vertrautheit ist dennoch nicht gleichbedeutend mit Identifikation oder Zustimmung und Nähe, da sie gewissermaßen ein doppeltes emotionales Gesicht hat: einerseits das Bedauern über etwas Verlorengegangenes – zum Beispiel emotionale Sicherheit, das einst selbst besessen oder erlebt wurde – in der Vergangenheit, andererseits aber die Ablehnung und die Abgrenzung von etwas, was nach den eigenen gegenwärtig-erwachsenen Ansprüchen überwunden sein sollte. Daher erklären sich auch die oft widersprüchlichen Schwankungen zwischen Angezogenheit und Ablehnung in einzelnen Aussagen. Je nach persönlicher Lebensgeschichte und moralischen Ansprüchen werden einzelne Teilwerte herausgegriffen, den anderen als Maßstäbe unterstellt und auf diese dann die eigenen Wünsche projiziert: „Treue ist eben auch mein Anspruch an den Partner“; „das mit der Großfamilie find ich schon toll“; „einiges hab ich auch übernommen“.

Insgesamt sind die in den Aussagen reflektierten Unterschiede eine sehr gefühlsbetonte Auseinandersetzung mit einheitlich strukturierten soziokulturellen Kontexten der anderen Frauen, deren „Kultur“, die gedacht werden als jede andere Frau prägend und normierend und als Gegenpol gesehen werden zur eigenen – nicht in dieser Weise geprägten – Person; jedoch geht es auch um eine allgemeine Betrachtung des eigengesteuerten, aber angeblich typischen Verhaltens der anderen Frauen, um deren „Mentalität“, das heißt um die Frage nach der Akzeptanz der gesellschaftlich vorgegebenen Normen durch die anderen Frauen und ihrer Anpassung an ebendiese Werte. Eine recht starke Abgrenzung zu den anderen findet statt vor allem auf der Ebene der oft heftigen Kritik an den anderen und ihres individuell nicht geleisteten Widerstandes.

Allerdings werden hier nicht ausschließlich und nicht unbedingt lediglich trennende Differenzen empfunden, sondern durchaus eine Annäherung versucht durch eine relativierende Betrachtungsweise, durch die Suche nach eventuellen Identifikationsmöglichkeiten in Teilbereichen und durch Rechtfertigungsmöglichkeiten eigener Grenzen. Bei einem sehr starken Rechtfertigungszwang oder dem Bedürfnis der Gesprächspartnerinnen, die eigene Person von jeglichen Normen absetzen zu wollen, ist die Akzeptanz von als andersartig gedeuteten Verhaltensformen eher sehr gering. In bezug auf die kommunikative Realität mit den anderen könnten also die persönlichen und je speziellen Eingenungen der Interviewpartnerinnen die in Ansätzen vorhandene emotionale Bereitschaft eventuell sprengen, da sie in fixierten Vorstellungen verharren, die auch das eigene Selbstverständnis betreffen und die ein Verstehen der anderen behindern.



### 5.3.3. Die Realisten und die „natürlichen/neutralen?“ Unterschiede: „Die meisten sind eben völlig anders drauf als ich“/„Das ist so“/„Natürlich ist das anders“/„Ich denk, ich bin auch in einer ganz anderen Situation“

Neben den als unbedeutend oder aber bedeutend – für die eigene Person – reflektierten Unterschieden gibt es Aussagen in den Interviews, die Unterschiede als quasi selbstverständlich voraussetzen bzw. nur feststellend reflektieren. Alle beobachteten Erscheinungsformen von Migrantinnen und ihrer Gesellschaft werden als „anders“ im Vergleich zu „uns“ oder den „deutschen Frauen“ erklärt und nicht ausdrücklich bewertet oder meist nicht unmittelbar auf die eigene Person bezogen. Dazu werden sprachlich sehr häufig Wendungen wie: das ist eben anders – als bei uns, die sind halt so, verwendet. Einer eher einheitlich vorgestellten Gruppe „deutscher Frauen“ wird hier die Einheitsgruppe anderer Frauen in ihrer „Eigenschaft“ als Migrantinnen gegenübergestellt, wobei diese wiederum in vielen Aussagen differenziert gesehen werden im Zwei-Frauengruppen-Schema: ähnliche und unähnliche andere Frauen.

Es zeigen sich in den Überlegungen ein diese Kategorie prägender Schwerpunkt: Es werden verhältnismäßig häufig Strukturgegebenheiten der deutschen Mehrheitsgesellschaft als Unterschiede verallgemeinert, das heißt der Status und die Lebenssituation der anderen Frauen als Angehörige einer Minderheit pauschalisierend hervorgehoben (1; 2; 3; 5; 6; 9; 15). Zum anderen werden Formen und Grade von Frauenunterdrückung verglichen (1; 3; 7). Die so verstandenen Unterschiede werden als Fakten präsentiert und als wesentliche Kennzeichen der anderen und/oder vorherrschend gesehen, jedoch meist nicht unabhängig von anderen Themenbereichen.

Durch die vor allem auf der Gruppenzugehörigkeit basierenden Unterscheidungen bleiben die behandelten Themen sehr allgemein und theoretisch; auch das Thema Frauenbeziehungen wird aufgrund des Fehlens der persönlichen Ebene nicht konkretisiert. Ansonsten sind die Themenbereiche im ganzen gesehen mit denen der vorher dargestellten Reflexionsarten identisch: Kulturhintergrund, Sozialisation, Lebenspläne und Lebensgestaltung, patriarchale Familienstrukturen und Geschlechterbeziehungen, Religion und Moral, Verhaltens- und Umgangsformen, Erziehung. In einem Interview werden die Unterschiede auf diese Art gar nicht reflektiert (13).

Zum Beispiel sieht eine Gesprächspartnerin im „materiellen Druck“ aufgrund der „Situation im Ausland“ und im „Zugang zu Bildung und so“ (1/276ff; 1112) eine grundsätzliche Unterscheidung zwischen deutschen und anderen Frauen; allerdings sind hier die „normalen“ oder „typischen“, das heißt türkischen Frauen, gemeint: eher aus „Unterschichtsfamilien“, „was jetzt natürlich völlig anders ist als jetzt die Kolleginnen dann oder, äh, Frauen, die wie sie hier leben und nicht irgendeine Beratungsstelle aufsuchen müssen“ (1/1101–1105). Sie beklagt wiederholt die „Anspruchslosigkeit“ dieser anderen<sup>78</sup>, die sie zwingt, nicht mit ihren eigenen hohen Maßstäben „an die Frauen ranzugehen“, „also, weil die meisten eben (...) völlig anders drauf sind als ich selber. Und ich bin halt trotzdem dafür, daß sie irgendwie hier leben dürfen und zu ihren paar Rechten kommen, die sie haben, und nach Möglichkeit auch zu mehr, obwohl es danach im Moment nicht aussieht. Aber...“ (1/1947–1955). Zwischen den „türkischen Kolleginnen“ und den „Frauen, die hierher kommen“ gebe es auch große Unterschiede und wenig Gemeinsamkeiten (1/1129–1134); im weiteren Verlauf des Interviews kommt sie immer wieder auf diese Unterschiede zu sprechen: Die „türkischen Mitarbeiterinnen“ unterscheide auf der Ebene des Verhaltens nach „traditionellem“ Muster „genauso Vieles von den hierher kommenden Frauen wie den deutschen Sozialarbeiter, Diplompädagogen, in irgendeiner Stelle vom durchschnittlichen deutschen Sozialhilfeempfänger“ (1/2154–2159). Alle hätten aber sicher eine „ganz andere Drucksituation“ in bezug auf „Ehe und Familie zu haben“ als sie selbst: „Ich denke, ich bin auch inner *ganz* anderen Situation.“ (1/1295–1296; 1399–1400) Im Gegensatz zu einer „türkischen Frau“ wäre es für sie „einfach nichts Besonderes (...), Abitur gemacht und studiert zu haben oder eben ne Ausbildung zu haben, weil es eben auch viel leichter für uns war, äh, ja, an nen Beruf heranzukommen oder an ein Studium. Also, wo du dich nicht von vornherein schon als was Besonderes fühlen kannst oder als jemand, äh, ja, der schon sehr gebraucht wird so aufgrund seiner Kompetenzen“ (1/1418–1428). „Bestimmte Jugenderfahrungen“ und „so paar Stimmungssachen oder irgendwelche Erinnerungen aus der Zeit“ wären natür-

lich unterschiedlich, „ich kann mich jetzt nicht über die deutschen Schlager von 1968 mit ner Frau unterhalten, die in der Türkei gewohnt hat“ (1/1136–1145).

Im Zusammenhang mit den von der Gesprächspartnerin beobachteten „Hierarchien innerhalb verschiedener Ausländergruppen“<sup>79</sup> reflektiert sie: „Klar sind türkische Frauen hier unterdrückter als du oder ich“ (1/2382–2386). In der Schlußsequenz des Interviews kommt sie auf das ihr offensichtlich persönlich sehr wichtige Thema „Beziehungen“ zu sprechen<sup>80</sup> und auf den „Mann aus so nem islamischen Kulturkreis“, der ihr „ja häufig nur begegnet als Unterdrücker und Mißhandler von den entsprechenden Ehefrauen“ und stellt fest, daß „die Männer meistens in der übergeordneten Position sind und Macht ausüben, teilweise auch ziemlich hemmungslos. Ja, und eben mit dem ganzen Recht ihrer Kultur, äh, dazu auch stehen“ (1/3183–3187; 3231–3236).

Eine weitere Interviewpartnerin meint, daß die „iranischen Frauen“ das „Thema Frauen als das Hauptunterdrückungsmerkmal auf dieser Welt (...) halt oft nicht so empfinden“, und „wir“ das aber so vermitteln; „Ich denk schon, (...), daß es da einfach verschiedene Formen von Unterdrückung gibt. Ich meine, es gibt ja nun inzwischen auch diese Diskussion von, äh, auch Frauen sind unterschiedlich, und die Solidarität unter Frauen hat ihre Grenzen, wir müssen einfach selber gucken, wie unsere Geschichten und, äh, was weiß ich, äh, ja, Rassen, im weitesten Sinne, Unterschiede liegen, und daß wir uns gegenseitig ausbeuten und dergleichen“ (2/1482–1510). Über unterschiedlich strukturierte Arbeitsplätze sagt sie: „also, die Funktion von Ausländern ist halt ganz oft Dolmetscher zu sein, ne, das ist einfach so. (...) Ich hab nie in einer Situation gearbeitet, wo dann ein Kollege oder eine Kollegin auch wirklich, ja, auch Sozialarbeiter war oder irgendsowas, ne, irgendeine gleichberechtigte Funktion hatte“ (2/2153–2162). Obwohl sie „Empfindungen“ der anderen Frauen in vielen Kontexten des Gesprächs definiert und im Vergleich zu deutschen Frauen deutet: beispielsweise über unterschiedliche Traditionen, Verständnis von Unterdrückung und die Lebenssituation von Migrantinnen, hat sie sich dennoch „noch nie Gedanken gemacht“ über diese Gefühle der anderen im Vergleich zum emotionalen Zustand der deutschen Frauen<sup>81</sup>; gleichwohl reflektiert sie nach einigem Zögern: „Das ist schwierig, was sind deutsche Frauen...“ (2/2787–2788) und einer diesbezüglichen Aufforderung, ihre persönlichen Empfindungen in die Überlegung miteinzubeziehen: *Du zum Beispiel, beziehe das alles auf dich*: „Ah, wenn ich das auf mich beziehen kann, also, klar, dann...die haben einfach mit Dingen zu kämpfen, von denen ich verschont bin, dadurch, daß ich in dem Staat lebe, der mir einen Paß ausgestellt hat und mich als seine Bürgerin betrachtet. Und das macht denen natürlich erheblich zu schaffen. Oder ich muß mich nicht damit auseinandersetzen können, daß, was weiß ich, mein Mann nicht arbeiten kann und deswegen so frustriert ist, daß er seine Wut an der Familie ausläßt. Solche Dinge, klar.“ (2/2793–2806).

Im Zusammenhang mit den „Macht- und Verteilungskämpfen“ zwischen Deutschen und Migrantinnen<sup>82</sup> sieht eine weitere Gesprächspartnerin Migrantinnen ganz allgemein in einer sehr unterschiedlichen, nämlich schlechteren „Startposition“: „Ausländer haben zwar mittlerweile ne bessere Ausbildung, aber meistens noch nicht so ne gute Ausbildung wie die Kollegen, die in dem Bereich als Deutsche arbeiten. Und ich denk, das macht ne, macht nen großen Unterschied, also, einfach, du wirst schlechter bezahlt, du hast unsicherere Jobs, du hast die Notwendigkeit, auch in nem Job, äh, stätärker zu bleiben als deutsche Kollegen, weil deine Arbeitserlaubnis z. T. davon abhängig ist und deine Aufenthaltserlaubnis“ (5/1833–1846). Überlegungen zur Gefühlslage der einzelnen Frau in einer solchen Lebenssituation im Vergleich zu ihrem eigenen Lebensgefühl lehnt sie vehement ab: „Könnte ich mir nie erlauben, ein Urteil drüber zu fällen. Weiß ich nicht.“; das Leben als Migrantin sei „härter an vielen Punkten, (...) wesentlich härter als meins“, „einige werden sicher stärker leiden, andere werden lockerer als ich mit meinem Leben umgehen können, mit ihrem Leben“; die Umgangsweise damit sei eben sehr unterschiedlich (5/2002–2012). „Eben andere Erziehungsvorstellungen“ werden ebenfalls als Unterschiede reflektiert und sind auch in weiteren Kontexten Gesprächsthema des Interviews, sowohl bei Beschreibungen der anderen Frauen als auch bei Schilderungen bestimmter auch konfliktueller Kommunikationssituationen<sup>83</sup>. Die von der Gesprächspartnerin angestrebte „Normalität“ in den Beziehungen zu den anderen<sup>84</sup> sei auch zu erreichen bzw. liege für sie in der Erkenntnis, daß andersartige Denkweisen, Verhaltensweisen, Lebensäußerungen und auch Sprache „überhaupt kein Punkt des Erschreckens mehr“ sind und keine „extremen Gefühle wie Mitleid, Abwehr oder Angst“ mehr hervor-

rufen, und daß sie sich sagen kann, daß „das nunmal ihre (der anderen, D. L.) Art ist“ (5/1738–1759)<sup>85</sup>. Allerdings drückt sie am Anfang des Interviews im Kontext ihrer ersten Begegnung mit diesem – islamischen – Kulturkreis ihr Befremden in der Präsensform aus, obwohl sie alle anderen Begebenheiten davor und danach in der Vergangenheitsform schildert: „daß das ein anderer Kulturkreis ist, mit anderen Sitten und Gebräuchen und daß ich mich da sehr fremd mit fühle.....und (Schlucken) damit schwer leben kann.“ (5/918–922).

Eigentlich möchte die Gesprächspartnerin (9) die Konflikte „auf der persönlichen Ebene“ nicht als grundsätzlich vorhandene Unterschiede zu den anderen Frauen sehen<sup>86</sup>, aber ihr ist „schon klar, daß ihre Lebenssituation (die der anderen Frauen, mit denen sie befreundet ist, D.L.) hier anders ist wie die meiner deutschen Freundinnen“ und daß „bestimmte Sachen (...) eben doch was mit deinem meinem Nicht-Iranerin-Sein zu tun gehabt (haben)“ (9/1429–1432; 1835–1838); „manche Konflikte sind einfach strukturell bedingt, die kann man auch so nicht ändern. Dieser Unterschied eben hier im im staatsbürgerlichen Status und was damit zusammenhängt, ne. Oder daß ich eben hier nicht direkt Opfer rassistischer Aggression werden kann, weil ich hier zur Mehrheitsebene gehöre oder sowas ja, da kann ich eben immer nur dann sa, was weiß ich, das verbalsolidarisch unterstützen, aber ich gehöre eben nich dazu.“ (9/2942–2954).

Die Gesprächspartnerin, deren spezielle Problematik anscheinend in dem Gefühl der Verunsicherung und Bedrohung sowohl ihrer physischen – zu viel Körperkontakt von den anderen – als auch psychischen – Infragestellung durch die anderen – Integrität liegt<sup>87</sup>, stellt als Unterscheidungstatsache fest: „wenn ich nicht arbeite, hab ich, muß ich mich nicht mit dem Ausländerproblem auseinandersetzen. Die Frauen, mit denen ich befreundet bin, müssen das immer. Die können nicht aussteigen, ne.“ (3/1833–1838). In vielen Kontexten betont sie die Wichtigkeit des „Mensch-Seins an sich“ und die Unwichtigkeit von „Türkisch-Sein“ oder „Nationalität“: „ist egal“; „spielt keine Rolle“, „nur in ganz wenigen Punkten“ (3/1188; 1869–1870; 2739–2740).<sup>88</sup>; auch „nerve“ sie „diese Diskussion“ über Unterschiede<sup>89</sup>. Jedoch meint sie, Unterschiede im Verhalten bzw. den Reaktionen der anderen Frauen auf ihr eigenes Verhalten erkennen zu können; sie könne „deutschen Frauen lockerer erzählen als türkischen“, daß sie „einen Freund außerhalb meiner Ehe“ habe, daß sie „fremdgehe“, da deren Akzeptanz in diesem Bereich geringer sei (3/1873–1881). Außerdem müßten türkische Mädchen im Unterschied zu deutschen an den Konsequenzen einer abgebrochenen *auch* sexuellen Beziehung schwer tragen – trotz ihrer „Position, wo sie sich nicht alles gefallen lassen müssen“ und „insofern versuchen sollen, ihre Bedürfnisse und auch Grenzen zu setzen“: „solange sie sich nur in soner türkischen Subkultur bewegen, haben die natürlich das Problem, wenn sone Beziehung abbricht, die nächste, des des der sie noch schlechter behandelt, ne. (...) Ich glaub (...) nicht mehr, daß es bei deutschen Mädchen ne Rolle spielt, wenn sie ne Beziehung anfangen, ob sie Jungfrau sind oder nicht, daß sie deswegen schlechter behandelt werden, ne.“ (3/2436–2462).

Die Interviewpartnerin (4) reflektiert eventuelle Unterschiede im Blickwinkel ihres Hauptthemas, wie es auch in anderen Kontexten wiederholt angesprochen wird: die Befreiung aus Familie und traditionellen Zusammenhängen und Zwängen<sup>90</sup>: „Den Frauen...ja, ich sag oft, also, denen bleibt kaum was Anderes (als ein schlechtes Leben zu führen, D. L.) übrig, weil, äh, sich abzusetzen von der Familie ist noch wesentlich schwerer als es hier ist. Eben eine Frau, egal, ob sie vorher verheiratet war oder nicht, alleine zu leben, ist ein absolutes Unding.“ *Selbst hier in Deutschland?* Äh...selbst hier in Deutschland...ja, selbst hier in Deutschland“ (4/2082–2094). Im Zusammenhang mit eigenen und anderen emotionalen Befindlichkeiten sieht sie sich in einer besseren Position: „Ich denke, daß sie (die anderen Frauen, D. L.) oft viele Sachen machen möchten, die ich mache, sich's aber nicht zutrauen oder halt nicht die Kraft aufbringen, sich durchzusetzen, um es zu verwirklichen. Und, äh, diese Sachen werden ihnen natürlich eben hier wesentlich bewußter, also in diesem Umfeld, in dem sie hier leben wird ihnen sehr bewußt“ (4/2735–2744).

„Ich hab's ja eigentlich im Leben nie so richtig schwer gehabt, also, es wurde ja entweder alles so für mich gemacht, oder mir abgenommen“ (6/III–III4); dagegen führten viele Migrantinnen eben ein „schreckliches, hoffnungsloses Leben in Armut“, und „wie schwer es doch insbesondere Mädchen haben, die auf Dörfern groß werden. (...) Und überhaupt ja, aus welchen Gründen, äh, kommen sie dann

hierher und heiraten dann n türkischen Mann, der hier lebt“ (6/1621–1642). „Unzuverlässigkeit unter Türken“ beschreibt diese Interviewpartnerin als Gegensatz zum „deutschen, absoluten Funktionieren“<sup>91</sup> und überlegt: „für mich ist so immer der zentrale Punkt, wo ich dann doch (lachend) merke, aha, da ist doch ne ganz andere Mentalität oder Erziehung, spielt da mit rein.“ (6/1953–1956), in anderen zeitlich späteren Kontexten des Gesprächs möchte sie die verschiedenen Erziehungsmethoden eher als wenig unterschiedlich dargestellt wissen<sup>92</sup>.

Im Unterschied zu den anderen – türkischen – Frauen würden sich deutsche Frauen einfach weniger „vom Mann sagen und gefallen lassen“ meint die Gesprächspartnerin (7), die besonders stark das „Mit-sich-machen-lassen“ kritisiert<sup>93</sup>. Sie resümiert: „Also, ’s gibt ja auch so, ähm, Feministinnen oder oder frauenbewegte Frauen, (...) deutsche und türkische, die sagen, es gibt keinen Unterschied in, ähm, in der Unterdrückung von türkischen Frauen und deutschen Frauen, und da würd ich, als, sag ich immer ganz klar, sso seh ich das nich, also, Mißhandlung von türkischen Frauen, das ist meine Erfahrung, ist immer ne ganze Ecke brutaler, äh, wie die Mißhandlung von deutschen Männern gegenüber ihren Frauen. Also, die is auch brutal, aber und ne und ne deutsche Frau läßt sich nich sooo lange, neist nich so lange so brutal mißhandeln, die geht vorher. Also, das is meine Erfahrung, und auch, ich denke auch, so n Tolerieren des SchlaGeschlagen-Werdens oder die tolerieren, sich das und das bestimmen zu lassen, das is nich so ausgebreitet wie in türkischen Familien, das ist ganz klar.“ (7/3012–3036). Türkische Frauen in Deutschland hätten auch „so diese dieses zweigeteilt so mit sich mit einauseinandersetzen, einmal so ihre Sozialisation, die ja doch ganz anders andere war, ich mein, vielleicht is sie gar nicht so anders wie meine, also aber des is mein is so, aber sie is ja ganz, is ne ganz andere Sozialisation“ (7/3205–321).

Die anderen Frauen „erziehen ihre Kinder (Räuspern), ihre Mädchen, anders als die Jungs. Die Jungs dürfen unheimlich viel und die Mädchen werden, sollen freundlich, nett, höflich, zurückhaltend sein. (...), und sie machen es so, das mußte dann halt akzeptieren, da kannste nich mit deinen (?) kommen und kannst sagen, aber, aber, aber.“ (8/1573–1588). Sich selbst sieht diese Interviewpartnerin nicht als „feminin“<sup>94</sup>, aber besonders nicht „für die“ anderen, tamilischen Frauen; das bedeutet, die anderen Frauen würden sie so keinesfalls sehen: „Die haben andere Vorstellungen (von Weiblichkeit bzw. weiblichem Erscheinungsbild, D. L.). (...), es ist auch nicht, daß wir darüber geredet hätten, ich meine, das ist n Gefühl.“ (8/1867–1874). Tatsache sei allerdings, daß die anderen Frauen „meistens“ in Begleitung ihrer Männer kämen „oder die Männer für sie. Das is so.“ (8/1978–1980).

„Türkische Familien“ seien „halt ziemlich streng“; in bezug auf die Erziehung der Mädchen gebe es deshalb große Unterschiede zu deutschen Mädchen: „wie deutsche Mädchen eigentlich leben und daß die, ja, viel viel mehr Freiheiten haben in bestimmten Bereichen auf jeden Fall, was so Beziehungen auch zu Jungen anbetrifft, ne, oder Sexualität.“ (11/553–554; 2041–2046). Die „traditionellen“, das heißt hier die religiösen, mit Mann und Kindern in der Familie lebenden, Frauen würden halt nicht gegen ihr Leben in Abhängigkeit kämpfen; „generell is es so, daß ja die meisten (deutschen Frauen, D. L.) nicht mehr so viel Kinder haben.“ (11/2529–2530).

Die anscheinend unoffenen oder unehrlichen Verhaltensweisen von „türkischen Leuten“ könne „man positiv und negativ sehen“, meint die Gesprächspartnerin (12); das wäre „eine Umgehensweise mit erstmal mit, ähm, mit der Wahrheit und mit, ähm, konkreten...ähm Abmachungen“, die „meiner Meinung nach so den Urgrund in dieser Gesellschaft, daß man eben sich nicht gegenseitig verletzen darf, weil man ja man immer auch aufeinander angewiesen ist, ne, in so ner engen Gesellschaft ist man ja sehr aufeinander angewiesen, und wenn man sich da also zu sehr verletzt gegenseitig, dann hat man auch Schwierigkeiten hinterher in dieser engen Gemeinschaft weiterzuleben“ (12/929–957). Im Gegensatz dazu stünde das „andere Extrem“, sich „völlig fertigzumachen“, „das, was wir so nach der Studentenbewegung eben hauptsächlich immer geübt haben (...), möglichst offen zu sein, möglichst ehrlich zu sein, alles auszudiskutieren, und gar nicht so unbedingt zu gucken, was bei dem anderen dabei passiert, ne, sondern einfach die eigene Ehrlichkeit ist unheimlich wichtig, ne“ (12/963–979). Auch habe die Gesprächspartnerin sich „drauf eingestellt“, daß „Zeit eben erstmal keine Rolle (spiele), ne, also ne Verabredung zu ner bestimmten Zeit kann man auch vergessen, also bei vielen Leuten“; das könne nicht verallgemeinert werden, sie kenne jemanden, der sei in seiner Pünktlichkeit und Akribie

„deutscher als deutsch“ (obwohl er „türkisch“ ist); „aber das andere so dieses Orientalische, wo ich eben denke, da hab ich mich drauf eingestellt, s’is nicht so schlimm.“ (12/1082–1113). Sie betont immer wieder, daß sie sich an diese Verhaltensweisen angepaßt habe: „also, ich hab mich jetzt schon drauf eingestellt, und ich wunder mich dann oft, wenn des wirklich so total klappt, ne, weil ich denk, also, es wird so oft was erzählt, ne, und da wird dann so n minimaler Teil davon wirklich Realität, ne.“ (12/1071–1078).

Auch in einem anderen Gespräch werden individuelles Verhalten der anderen und zudem der „Stellenwert“ des Mannes für die Frauen als wichtiges einheitliches Gruppenunterscheidungsmerkmal konstatiert. Es gebe „ne ganz andere Offenheit Menschen gegenüber“ (14/1176–1177); hier bei uns würden sich Frauen mit den Männern identifizieren, wenn sie eine Beziehung haben; bei den anderen Frauen hätte die Ehe einen „anderen Stellenwert“, „diese Ehe, also dieser Mann als solcher“ habe nicht „diese Bedeutung“, „die Erwartung der Frauen in einer Beziehung: „des sind ja irre Erwartungen an gleichberechtigten Partner, an Leben, an Austausch, an Gemeinsamkeit“, sind einfach nicht so riesig“ und deshalb auch „die Abhängigkeit nicht so groß“, sondern Frauen und Männer hätten „ihre Lebensbereiche“ getrennt voneinander; die Gesprächspartnerin weist darauf hin, daß sie „einfach erstmal feststellen möchte“ und „dann gucken, was man damit machen kann“ und daß sie „erstmal am Suchen“ wäre, „weil ich kenn’s im Grunde auch nicht, ich kenn’s auch nur aus zweiter Hand“ (14/1476–1524). Im weiteren Verlauf des Interviews wird die Bewertung dieser Unterschiede dennoch recht deutlich: Frauen in der Türkei hätten „einfach andere Lebenszusammenhänge unter Frauen“, „die das soziale (...) Netz sind, die Freundschaften, Kontakte, gemeinsame Dinge tun, sich erleben, sich entfalten können auch, sind“, und das ginge in Deutschland verloren, aber „es ist sicher noch mehr erhalten, als wir Deutschen das kennen, ne“ (14/2341–2361).

Für eine weitere Gesprächspartnerin wäre „der Islam (...) ja immer n rotes Tuch“ gewesen (15/981–982) und wie dokumentiert regt sie besonders die türkische (falsche) Auslegung des Koran auf, und sie lehnt „ja sowieso *alle* Religionen“ ab<sup>95</sup>, aber sie weiß, daß „bestimmte Sachen eben unlösbar damit verbunden sind, nich, wenn ich jetzt sage, du kannst bestimmte Verhaltensweisen nich verstehen, wenn du nich weißt, woher die Leute glauben, daß es sei, es is ja praktisch nie aus m Koran, was die meinen, daß es sei“ (15/941–949). „Ich mein, ihre (der Migrantinnen, D. L.) äußeren Umstände sind natürlich beschissener als unsere, nich, die, schon allein (...) mit der Sprache, sie leben in einem fremden Land, das is immer da, das is immer präsent (...), aber ich kenn auch viele, ne, die anders leben und die nich unbedingt unglücklich hier zu sein scheinen“ (15/1480–1494). „Das ist klar, ne, das Syndrom in der Fremde alleine“ führe dazu, „bestimmte Sachen“ aus dem Heimatland „nachträglich (zu) importieren“ und dann das „hier stärker leben“, „also, diese ganzen Vereine, (...), ein Heimatverein nach m anderen mit Folklore und tralala und naja“ (15/1510–1525). Die erstrebenswerte „Ruhe und gelassene Stärke“ der anderen Frauen, die ihr selbst fehle, wird bei interpretierenden Nachfragen von der Gesprächspartnerin stark relativiert, wie der folgende Dialog zwischen den Gesprächspartnerinnen verdeutlicht: *Du hast vorhin gesagt, daß (...) du dich als Frau stark fühlst in unserer Gesellschaft und daß du die orientalischen Frauen oft als gelassen empfindest. Ist das für dich auch Starksein?* Ja, ja. *Also, du siehst auch die türkischen Frauen als starke Frauen?* Ja, ja. *Auch in unserer, also in der deutschen Gesellschaft auch?* Nee, für uns, nee, meinst du jetzt so, nee... *Eher nicht?* Eher nicht, nee, fürchte nich. *Die hätten wahrscheinlich nicht die Möglichkeit so zu leben wie du?* Nein, ach, des sowieso nicht!! Also ihre Gelassenheit, die die beziehen sie aus ganz anderen Quellen als ich“ (15/2473–2502).

In allen Aussagebeispielen handelt es sich um angeblich faktische Unterscheidungen zwischen zwei gänzlich unterschiedlichen Gruppen; sie sind zu verstehen als Gegensatz zwischen deutschen und ausländischen, als „türkisch“ gesehenen, Menschen.

Die in diesen Aussagen genannten Unterscheidungsmerkmale sollen die „Gegebenheiten feststellen“ – auch mir gegenüber. Sie sind als gedankliche Voraussetzungen so selbstverständlich, daß sie den Gesprächspartnerinnen eigentlich nicht erwähnenswert erscheinen. Daher erklärt sich auch die manchmal deutliche Abneigung, diese Grundlagen des eigenen Gedankengebäudes erklärend freizulegen. In einigen Fällen wird die Realität der Migrantinnengruppe in Deutschland als wesentlich „anders“ als die der deutschen Frauen erkannt, das heißt oft als benachteiligt: schlechte Bezahlung in unsi-

cheren Jobs, rassistische Angriffe, Probleme, Armut usw., – und benannt als strukturelle Ungerechtigkeiten zwischen Gruppen innerhalb der deutschen Mehrheitsgesellschaft. In der Reflexion bleibt dieses ungleiche Verhältnis jedoch auf der theoretischen Ebene stecken, da es durch die einzelnen „so nicht zu ändern“ ist und die Gesprächspartnerinnen auf einer persönlichen Ebene davon „nicht direkt“ betroffen sind und vor allem sich nicht betroffen fühlen. Die Verantwortung für die Situation kann deshalb nicht übernommen werden und Unterstützung nur „verbal“ erfolgen: „Ich gehöre eben nicht dazu“, zu den Opfern rassistischer Aggression, D. L.). Im Extremfall wird das Mit- oder Nachempfinden der subjektiven Realität der anderen strikt abgelehnt. Das Erkennen der eben vorhandenen Unterschiede in der realen Lebenssituation der anderen Frauen hat jedoch keinerlei Einfluß auf die in diesen Fällen im weiteren reflektierten Unterschiede kultureller oder sonstiger Art. Sie stehen nebeneinander ohne erkennbare Verknüpfung und ohne Weiterverwendung in den Gedanken und Argumentationen. Die getroffene Unterscheidung tritt zurück hinter der Bedeutung von traditionellen, religiösen, moralischen und erzieherischen Gegensätzen.

In allen Aussagen werden die angeblichen Fakten unhinterfragt behauptet und durch eigene Erfahrungen quasi bestätigt. Der so gewonnenen Wahrheit kann im Grunde nicht widersprochen werden. Die nunmehr klaren Verhältnisse sind der Rahmen für eventuelle weitere Beurteilungen. Diese für die Interviewpartnerinnen reale Basis ist Wissen und/oder Ausgangspunkt zum „Weitergucken“; insofern ist diese Basis auch nicht mehrdeutig: sie erlaubt zunächst keine von den eigenen unterschiedenen Interpretationen. Diese Eindeutigkeit in der Feststellung, „was Sache ist“, erleichtert offenbar die Orientierung und ermöglicht zumindest eine problemlose Einordnung neu auftauchender Phänomene in diese persönlichen Überzeugungen. Darauf aufbauend könnten Wissen vervollständigt und vielleicht die eigene Perspektive erweitert werden. Die Fakten können dann verstanden oder eben nicht verstanden werden und/oder – nolens volens -akzeptiert werden.

Im ganzen gesehen wird aber die Wahrheit über die Gruppe der anderen, wenn sie als Gegensatz zum eigenen Sein präsentiert wird, zur Bestätigung der eigenen Wahrheit, in der Art, daß entweder die anderen anders sind oder das Eigene – „Situation“; „Freiheitsmöglichkeiten“; „Zwänge“; „Erziehung“; usw. – „ganz anders“ ist als das der anderen. Das völlig andere Sein der anderen ist inhaltlich diffus und bleibt entweder undefiniert oder hat bei Jeder verschiedene und/oder mehr oder weniger breitgefächerte Definitionsebenen. Die Auslegung hängt stark von den individuellen Merkmalen und der persönlichen Geschichte und Schwerpunktsetzung ab. Somit verschaffen die Interviewpartnerinnen der Definition der Andersartigkeit eine je einzigartige Flexibilität und Grenzenlosigkeit: Das Andersartige kann alles Mögliche und sehr umfassend sein; es muß nicht gänzlich und nicht immer unbedingt den eigenen Bedürfnissen und Vorstellungen entgegenstehen. Manchmal wird von einer anderen – höheren, als überlegen gedachten – Position ein Sinn gegeben und der Unterschied zu den anderen als Entwicklungsabstand der anderen – oder zu den anderen – reflektiert; in nur wenigen Fällen wird ängstliche oder aggressive Befremdung spürbar.

Allerdings ist in allen Fällen die Abgrenzung von diesen anderen, von dem Anderen beabsichtigt – auch wenn nur ein Teilbereich des Anderen oder ein Teil der anderen gemeint ist. Dennoch wird hier auch der Versuch deutlich, die anscheinend gefühlten Differenzen als real und vorhanden zu betrachten und als unterschiedlich zu akzeptieren, ohne die anderen dadurch abwerten zu wollen – was nicht immer ganz gelingt; andererseits werden diese Unterschiede durch die quasi private Definition der inhaltlich beliebigen Tatsachen zu wirklich trennenden und unüberwindbaren Gräben zwischen den Angehörigen verschiedener Gruppen. Die Andersartigkeit liegt damit in der Natur der Sache oder der anderen und ist so gleichzeitig unabänderlich festgelegt. Für den Einzelfall ist in bezug auf die Kommunikationsformen und -möglichkeiten wahrscheinlich von Bedeutung, in welchem Umfang das Andere als dem eigenen Verständnis unzugänglich gedeutet und empfunden wird.

#### 5.3.4. Die Identifikationsbereiche oder das Verbundensein mit den anderen: „Das hab ich selbst auch erlebt“/„es ist mir was sehr Vertrautes und ich fühl mich da heimisch“/„Ein Stück Gemeinsamkeit“

Nicht nur das Trennende wird erwähnt und die Differenzen definiert: zur Definition der eigenen Person wird auch über die tatsächlichen Annäherungspunkte geredet. Die Reflexion der Interviewpartnerinnen über Gemeinsamkeiten mit den anderen geht über die gemeinsamen Erfahrungen der Kategorie der Ähnlichkeiten und der der bedeutenden Unterschiede hinaus. Die Bildung der vorliegenden Analyseeinheit folgt ebenfalls dem Gesprächs- bzw. dem Textmaterial: in den ersten Interviews wurden die Zugehörigkeitsgefühle deutscher Frauen in der Beziehung oder im Kontakt mit Migrantinnen angesprochen und im weiteren Verlaufe des Gesprächs allgemein darüber oder über deren eventuell besonderen Dimensionen nachgedacht. Für den Interviewleitfaden wurde deshalb die Frage nach der empfundenen individuellen Nähe aufgenommen und in allen weiteren Interviews Überlegungen dazu angeregt.

In sechs Gesprächen wird die Diskussion über Gemeinsamkeiten oder eine spezielle Nähe zu den anderen nicht explizit geführt oder sogar zurückgewiesen: Eigentlich könne von Nähe nicht gesprochen werden, da es „mehr Unterschiede als Gemeinsamkeiten“ gebe (1)<sup>96</sup>; oder es wäre trotz intensiven Nachdenkens kein spezielles Verbundensein zu entdecken (6); das Ganze wäre nicht der Reflexion wert, da „doch Alle unterschiedlich“ seien (10); oder ihr ganzes Verhältnis zu den anderen wäre der Gesprächspartnerin persönlich so unklar und leider so unzureichend aufgearbeitet, daß dazu keinerlei Aussagen getroffen werden könnten (9); oder es wird wenn überhaupt von vornherein nur eine vorsichtige Identifikation mit einem abgetrennten Teil der Frauen in Erwägung gezogen, den nicht mehr traditionellen, den schon erwähnten „sogenannten türkischen Frauen“<sup>97</sup>, ebenso wie mit den „bewußt Weiterentwickelten (15) oder „schon eher mit den Fortschrittlichen, die das traditionelle Bild einer türkischen Frau ablehnen“ (11)<sup>98</sup>.

In den übrigen Gesprächen ist die Bereitschaft zum Nachdenken über dieses Thema erheblich ausgeprägter. Dabei zeigt sich, daß Verbindendes mit den anderen als ein Sich-Selbst-Wiederfinden und Wiederentdecken in den anderen verstanden werden kann und auf der ausschließlich emotionalen Ebene vorgestellt wird und deshalb auch nur in diesem Sinne eindimensional erklärt oder vermittelt werden kann: diese Gefühle brauchen keine Begründung. Verbindendes wird aber auch im Bereich bestimmter Themenkomplexe gesehen, die unmittelbar mit der individuellen Lebensgeschichte und/oder den aktuellen Lebenssituationen der Gesprächspartnerinnen zusammenhängen und die deshalb von den Gesprächspartnerinnen als Nähe durch gleiche Erlebnisse in Vergangenheit oder Gegenwart bezeichnet und gedeutet werden.

Das Verhältnis zum anderen Geschlecht im weitesten Sinne und die damit zusammenhängenden Problembereiche, persönliches Verhalten und Verhaltenswünsche von Frauen ist das Verbindende zwischen deutschen und anderen Frauen, meinen vier Gesprächspartnerinnen (2; 3; 4; 8). Das Problem, bei Abwesenheit des Mannes „andere Männer kennenlernen“ und das „Bedürfnis nach Geborgenheit und Nähe trotzdem leben“ zu wollen, kann die Interviewpartnerin (2) „unheimlich gut verstehen, also so emotional nachvollziehen“: „Dieser innere Konflikt, den kann ich eigentlich, den kann ich sehr gut nachvollziehen“ (2/2114–2117). Den moralischen Konflikt grundsätzlich nachvollziehen zu können ist ein Ausdruck der Verbundenheit, jedoch kein Anlaß des Sich-Näherkommens; die allgemeine Feststellung wird von der Interviewpartnerin auch nicht verstanden und vermittelt als persönliches Nahesein, sondern eher als eine Übereinstimmung „in der Sache“<sup>99</sup>. Ihr persönliches Verständnis für das „schlechte Gewissen“ von Frauen in einer Männerbeziehung erläutert sie auch in anderen Kontexten<sup>100</sup>.

Eine andere Gesprächspartnerin sagt, sie habe die Thematik der anderen Frauen: „inwiefern läßt man sich auf Sexualität ein“ „selber erlebt; ich habe auch ne Zeit lang immer gedacht, ähm, also meine Beziehung zu Männern sahen auch so aus, ich mit denen geschlafen habe, weil ich ne Beziehung wollte, und sie wollten mit mir schlafen, und ich das nicht auseinandergekriegt hab, und hinterher immer ungeheuer verletzt war, weil ich eigentlich was Anderes wollte, was dann gar nicht gekommen ist, ne. Und also das das, würd ich sagen, kenn ich aus aus meiner Erfahrung, ne“ (3/2366–2377). Genau

wie sie selbst würden die anderen Frauen, die in Deutschland aufwachsen, „eigentlich nicht irgendwelche einmaligen sexuellen Beziehungen (...), sondern ne Beziehung, wo's Sexualität gibt, wo es aber auch Vertrauen gibt und sich auf den anderen verlassen kann, ne.“ (3/2385–2390). „Mittlerweile“ denke sie, deutsche und türkische Männer wären „vergleichbar, ne, auch, klar haste trouble, das haste, hab ich auch mit meinem Mann, ne, aber daß es (die türkischen Männer, D. L.) nicht mehr so ne spezielle Art ist, ne.“ (3/3443–3447). Sie stelle „immer wieder“ fest, daß in ihrem eigenen „Ehekrieg“ und in der Beziehung einer (türkischen) Freundin zu einem Mann aus Eritrea die „Probleme, die's da gibt“ die „gleichen“ sind; „Es ist der, die gleiche Schwierigkeit, die Männer haben mit dem Umgang, damit, daß Frauen was Eigenes vorhaben, und eigene Termine sich vorstellen und die Männer eben nicht mehr der einzige Lebensinhalt sind. Und daß die Männer da aller Nationalitäten Schwierigkeiten haben mit... (...). Und (...) also, ich denke, da sind dieselben psychischen Strukturen, ne, so dieses, wir sind bodenständiger, ne, statt diese Trautmäner, die wir dann teilweise da haben, (lachend:) wo wir immer das Gefühl haben, die, wie ziehen wir die auf den Boden, ne?“ (3/3562–3593).

Im Zusammenhang mit eigenen möglichen Beziehungsperspektiven, die aktuell wahrscheinlich auf einen „ausländischen“ Partner hinauslaufen: „Ich verliebe mich ja komischerweise nur in solche Leute“ (8/2623–2624), äußert sich diese Gesprächspartnerin viel allgemeiner über Übereinstimmungen von Frauen und das Anvertrauen von „Beziehungsgeschichten“: „da gibt es auch gar keine Probleme, ob das Beziehungen angeht oder irgendwelche anderen Geschichten, das, da sind sich Frauen so ähnlich, das ist das Verrückte, ja, das ist so verrückt, aber sie sind sich so ähnlich (lachend)“ (8/2660–2666). Das in dieser Schlußsequenz des Interviews angesprochene Frau-Sein wird auch an anderen Stellen des Gesprächs als gemeinschaftsstiftend und als Identifikationsgrund dargestellt: Die Gesprächspartnerin fühle sich den Frauen nahe, „nicht generell, aber ähm...also, ich sehe das mit Frauen anders als mit Männern. Da ist schon ein Unterschied, ob ne Frau kommt oder n Mann kommt. Kannst du das konkretisieren? ...nee, ich denke nich, ich kann's nich so konkret machen, aber es is einfach n Stück Gemeinsamkeit. So vom Gefühl her? Vom Gefühl her, ja. Aber umgekehrt denkst du, daß diese Frauen das nicht denken oder nicht fühlen? Dieses Stück Gemeinsamkeit. ...Kann ich nich sagen, weiß ich nich. Weil du gerade gesagt hast, die würden dich wahrscheinlich nicht so akzeptieren. Ja, das is n Gefühl, ne, und das, ich mein, ich hab mit keiner Frau darüber geredet...“ (8/1884–1913).

Für die Gesprächspartnerin (4) ist die Auseinandersetzung mit dem Ehemann und die „Verständigung“ darüber in einem Gespräch ein Anliegen, das deutschen Frauen und Migrantinnen gemeinsam ist; die Probleme sollten jedoch auf der „Ebene des Paares“ gelöst werden, nicht in „feministischen Frauenzirkeln“; „Sicherlich muß man sich innerhalb des Geschlechts irgendwie so über gewisse Sachen im Klaren werden oder auseinanderzusetzen, aber wichtiger finde ich es eben, mit dem anderen Geschlecht sich auseinanderzusetzen und klarzukommen. Und daran habe ich immer wieder gearbeitet, also...“ (4/1946–1987). Zusätzlich sieht sich diese Gesprächspartnerin jedoch durch den anscheinend gemeinsam erlebten „Generationenkonflikt“ besonders mit den anderen Frauen verbunden, das heißt im Kampf um das Absetzen von Familie und von Traditionen, den sie in ihrer persönlichen Vergangenheit geführt hat und den die anderen Frauen ihrer Meinung nach gegenwärtig noch führen und führen sollten; dieses Schwerpunktthema taucht in vielen Kontexten dieses Interviews auf<sup>101</sup>. Im Kontext der Geschichte über eine junge arabische Frau formuliert sie die Gemeinsamkeiten folgendermaßen: „Ich seh da auch so Parallelen, also zu...zu meinem oder zu meiner Generation, so dieses, dieses, äh, dieser Konflikt den Eltern gegenüber oder der älteren Generation gegenüber“ (4/2935–2939).

Sie sei ja auch so erzogen worden und ebenfalls – wie die anderen Frauen – mit strengen Moralvorstellungen seitens der Mutter aufgewachsen; deshalb ist diese Gesprächspartnerin (13) unsicher in der Reflexion und schwankend in der Bewertung dieses Unterschieds zu den anderen<sup>102</sup>; sie sieht „Ähnlichkeiten in bestimmten Sachen (...), die Erziehungsähnlichkeit“ (13/1715–1717) und „ich denke so, ich entdeck in vielen der älteren Frauen so Sachen von meiner Mutter auch, in ihrer Art, wie so so n Ohr für die Nöte haben, und die einem auch ansehen, Mensch, was is heut mit dir los, geht's dir nich gut, ja (lachend). (...) Es is mir was sehr Vertrautes, ja, die Verhaltensweisen, bis so halt auf Sachen, die mir nich vertraut sind, halt kulturbedingte, religionsbedingte, aber so so dieses Menschliche, ja? kommt mir sehr viel...ja, ich fühl mich da heimisch, letztendlich ja?“ (13/1734–1752).



Die „Suche nach dem eigenen Weg“ und nach einer „neuen FrauenKultur und FrauenPersönlichkeit“ ist das Hauptthema der Gesprächspartnerin (14)<sup>103</sup>; in ihrer Reflexion ist die Geschlechtszugehörigkeit auch die übergreifende „Klammer“, die alle Frauen zusammenhält und auch ihr persönliches Band zu den anderen Frauen ist: „Das Verbindende ist für mich natürlich das Leben als oder Aufwachsen als Frau oder als Mädchen, ne, wobei des trotz allem natürlich in allen Kulturen völlig unterschiedlich is und man da auch sehr vorsichtig sein muß, was da nun die Gemeinsamkeit is, ne, so... (14/1375–1382).

Die Interviewpartnerin (5) reflektiert ihr eigenes Fremdfühlen in der Gesellschaft ganz allgemein als Motiv für ein Nähegefühl zu anderen ebenfalls außenstehenden, das heißt außerhalb der Mehrheitsgesellschaft stehenden, Menschen: „insofern (waren) mir diese Fremden eigentlich immer relativ nah (...), erstmal, weil die genauso fremd waren wie ich. Oder genauso unbeholfen manchmal oder genauso hilflos.“ (5/2568–2572). Ihre Beziehungen zu „ausländischen Frauen“ reflektierend formuliert sie ihr besonderes Verbundensein mit den anderen, das in der Annahme gründet, daß die anderen Frauen – wie sie selbst auch – ein Leben „voller Brüche“ bewältigen müßten: „Und dann auch immer, was was mich immer schon interessiert hat, sind Brüche gewesen, also Leu Menschen, die Brüche haben in ihrem Leben, und das haben natürlich diese Frauen irgendwie jede Menge, ne, das hat mich immer sehr interessiert, wie gehen sie damit um, ne, was machen sie draus.“ (5/2586–2594). Der erfolgreiche emotionale Umgang mit einem defekten Leben ist in anderen Zusammenhängen ebenfalls Gesprächsthema – so auch hier in der letzten Sequenz des Interviews.

Es gebe „aufgrund des Frauseins ja viele Verbindungen“ reflektiert die Interviewpartnerin (12); nach Aufforderung meinerseits konkretisiert sie: „Na, also, bei meiner Kollegin jetzt, zum Beispiel, die is jetzt schwanger, ne, und diese ganzen Geschichten mit Schwangerschaft, ne, des is ne Gemeinsamkeit, also, die, denk ich, hat mit der Nationalität nichts zu tun, ne“; außerdem könne „man (...) ja wirklich viele Sachen zusammen machen“ (12/881–895).

Lang zurückliegende eigene Erfahrungen von männlicher Gewalt und Mißhandlung werden von der Gesprächspartnerin (7) als etwas emotional Verbindendes und als Gemeinsamkeit in gegenwärtigen Beziehungen mit den anderen gedeutet; aber auch die „Mentalität der Frauen“, die im herzlichen und warmen Verhalten von Migrantinnen untereinander, besonders der türkischen Frauen, besteht, sind für sie nicht nur ein positiv bewerteter Unterschied zum Verhalten deutscher Frauen<sup>104</sup>, sondern auch Anlaß, sich nah zu fühlen – zumindest in der Vergangenheit: „und (...) das war auch meine Zugehörigkeit zu ihnen“ (7/2300–2301).

Insgesamt reden mehr als ein Drittel der Interviewpartnerinnen überhaupt nicht über Punkte der Übereinstimmung mit oder Nähe zu den anderen Frauen. Das deute ich nicht unbedingt als eindeutige Ablehnung von Identifikationsmöglichkeiten mit den anderen oder Zurückweisung der eigenen Zugehörigkeitsgefühle; vielmehr scheint die manchmal geforderte Art und Weise der Reflexion und/oder die Reflexionsebene unerwünscht, weil ungewohnt. Gleichwohl ist hier, trotz der im einzelnen verschiedenen Begründungen, ein gemeinsames zugrundeliegendes Muster von identifikatorischen Vorgängen zu erkennen: Die definierende Grenzziehung zu den anderen wird gegenüber den als bloß emotional eingeschätzten Bezugspunkten bevorzugt. Das Verfahren des Sich-Wiederfindens in den anderen – wie es die übrigen Aussagen nahelegen – ist nicht beabsichtigt und damit ausgeschlossen.

In allen weiteren dokumentierten Aussagen dieser Kategorie wird der zumeist schwierige Versuch unternommen, eigenen Zugehörigkeitsgefühlen nachzuspüren, sie zu definieren und mir zu vermitteln; von dieser individuellen Ebene ausgehend werden die dort vorhandenen Gefühle, Meinungen, Weltanschauungen projiziert auf eine überindividuelle Ebene und zwar der anderen, das bedeutet: Ausschließlich dem subjektiv und einzeln Erfahrbaren und Erfahrenen wird eine identifikatorische Bedeutung zuerkannt und dieser Teil der eigenen emotionalen Wahrheit verallgemeinernd auf die ganze Wirklichkeit der anderen übertragen, nämlich auf alle Angehörigen eines Migrantinnenkollektivs.

Das in den anderen Frauen gesehene Identifikationspotential scheint daher querschnittlich gesehen sehr viel zu beinhalten: es setzt sich zusammen aus einzelnen und eigenen und vielleicht ganz einzigartigen persönlichen Problemen und/oder Befindlichkeiten in Männerbeziehungen oder auch Schwierigkeiten mit der Geschlechterrolle. Auffällig ist im einzelnen das gehäufte Erwähnen von Partner-

schaftsproblematiken, einschließlich der Gewalt in einer Mann-Frau-Beziehung, und die damit einhergehende Annahme, die anderen Frauen würden diese gleichermaßen und gleich erleben, erfahren, empfinden: „dieselben psychischen Strukturen“. Das gilt ebenfalls für die Eltern-Kind-Problematik; auch das allen Frauen als gemeinsam unterstellte, als natürlich gedeutete, emotionale Verarbeiten von Schwangerschaft und Geburt oder auch die Verbundenheit durch dieselbe gemeinsame Außenseiterrolle und „Unbeholfenheit“ „dieser“ Frauen sieht völlig ab von historischen, sozialen, biographischen, situativen oder sonstwie gearteten Zusammenhängen und von dadurch vielleicht unterschiedlichen Bedeutungszuschreibungen durch die anderen Frauen. Zugleich werden punktuelle oder zeitlich begrenzte Ereignisse und Erfahrungen des eigenen Lebens isoliert und durch deren Verallgemeinerung das Sein der anderen auf diesen Aspekt reduziert. Diese Herangehensweise an eine Reflexion über Gemeinsamkeiten folgt unhinterfragten Selbstverständlichkeiten und festen Überzeugungen und erfolgt im sicheren Bewußtsein der Wichtigkeit der subjektiven Wirklichkeit.

Darüberhinaus liegt diesen Aussagen eine charakteristische Haltung zugrunde, die in der unausgesprochenen Annahme besteht, was die anderen jetzt erleben oder wie sie sind, habe ich schon hinter mir oder so war ich einmal. Die subjektive Vergangenheit wird projiziert in die Gegenwart der (aller) anderen Frauen: ihre aktuellen Lebensgestaltungen und Verhaltensweisen werden aus der Vergangenheit erklärt, jedoch nicht aus der Vergangenheit der anderen Frauen selbst, sondern aus der der jeweiligen deutschen Frau. Im rückwärts gewandten Blick auf die anderen und in der dadurch scheinbar möglichen Spiegelung eigener Identitätsfindung und -erfahrung, besteht die Gemeinsamkeit mit den anderen im Hier und Jetzt. In diesem Vorgang wird in der eigenen gegenwärtigen Lebensgestaltung die Überwindung der Vergangenheit als Vorwärts- oder Fortentwicklung gesehen und von daher höher bewertet.

Demzufolge kann interpretiert werden, daß die anderen Frauen sich in einer für die deutschen Frauen schon vergangenen Daseinsform befinden, sie also – noch – auf einer niedrigeren Stufe der Entwicklung stehen. Die aktuelle Wirklichkeit einer Gruppe der Gesellschaft bekommt somit ihren Sinn allein aus dem vergangenen individuellen Sein der jeweiligen Interviewpartnerin. Diese Übertragung weist den anderen zwar zunächst einmal einen festen Platz zu, läßt aber immerhin die Möglichkeit, ihre andere Gegenwart als vorübergehendes Stadium eines noch nicht abgeschlossenen Prozesses und zugleich empathisch zu sehen.

Manchmal entsprechen die Behauptungen auch nur „einfach“ den „Gefühlen“, deren Absicherung durch die anderen Frauen selbst somit gar nicht mehr notwendig scheint. Meist ist es nur ein geringes Teil: „Stück“ Gemeinsamkeit mit den anderen Frauen, das Zugehörigkeitsgefühle möglich macht. Die Suche nach Bezugspunkten erfolgt wahrscheinlich aus dem Gefühl heraus, wenigstens Etwas mit den anderen gemein haben zu müssen oder zumindest in der Situation des Interviews präsentieren zu müssen, und führt inhaltlich zu immer größeren Verallgemeinerungen und Vereinfachungen. Da aktuell offensichtlich wenig bis gar keine Gemeinsamkeiten zu nennen sind, wird von einigen auf allgemeine Konstanten der Persönlichkeiten zurückgegriffen: auf das allgemeine, auf das, was Jede hat und ist. Das bedeutet nicht weniger als der Mensch an sich oder auch die Frau an sich. Das „Aufwachsen als Mädchen“ und das Frau-Sein ist dabei nicht nur als identifikationsstiftendes Gefühl der Gemeinsamkeit zu deuten, sondern entspricht auch der theoretischen Grundlage des Lebens und Weltbildes der betreffenden Gesprächspartnerin. Minimale Fundstücke an gemeinsamen Bezugspunkten rufen in der Aussage ein Maximum an übergreifenden Verbindungen hervor. Das allgemeine Menschliche ist der gemeinsame größte Nenner: „so dieses Menschliche“; die anderen werden hier nicht auf einzelne isolierte Aspekte reduziert, sondern gewissermaßen auf die meisten Übereinstimmungen oder auf das einzig wirklich Vertraute, was allen Menschen „innewohnt“. So wird alles darüber hinausgehende identifikatorisch bedeutungslos und ist eher störend. Nach Abklopfen aller Ecken und Kanten, das heißt bestimmter kultureller, nationaler Seinsbedingungen oder auch psychischer Eigenheiten, bleibt das Wesen oder das Wesentliche übrig: das, was allen Menschen eigen ist; daraus resultieren Geborgenheit und „Heimisch-fühlen“. Das rein Menschliche in dieser Vorstellung ist das universell Gute im Menschen und die Betrachtung der anderen Frauen als Individuen jenseits oder abzüglich von Kultur, Religion, Nationalität und sonstigen gesellschaftlichen Einbindungen. Dieser Definition liegt wahr-

scheinlich das Bedürfnis zugrunde, mit den anderen Frauen eine sichere Kommunikationsebene haben zu wollen, die ohne Hindernisse und Einschränkungen eine Verständigung „von Frau zu Frau“ oder gegebenenfalls – falls diese nicht funktionieren sollte – „von Mensch zu Mensch“ erlaubt und die Möglichkeit unbelasteter Identifikation bietet.

Eine Verständigung oder sogar persönliches Verständnis scheint nur über diese oder für diese bereinigte Version der anderen Frauen denkbar. Durch das Auffinden von nur globalen gemeinsamen Ebenen werden jedoch als unangenehm empfundene Wahrheiten ausgeblendet und sowohl die anderen Frauen als Personen selbst als auch das eigene Verhältnis zu ihnen idealisiert. In dieser Idealisierung gehen gleichzeitig alle Zugehörigkeit ausmachenden bzw. identitätsbildenden Elemente unter, so daß die einzelnen Personen gar nicht mehr auszumachen sind und eine differenzierte Betrachtung der anderen nicht mehr möglich ist. Die gewollte angebliche Verbundenheit kann somit keine wirkliche Annäherung sein; gegenteilig zur erklärten Absicht wird sie sogar ganz unbedeutend, da die Distanz oder die Nähe zu allen Menschen-Frauen als eine gleiche postuliert wird.

Diese vermeintliche universelle Gleichheit wird damit zur nebulösen Grenzenlosigkeit, die das allgemein Menschliche oder auch das allgemeine Frau-Sein als Abgrenzung benutzt zu den vielleicht tatsächlichen Differenzen, die in den anderen Frauen sichtbar oder erkennbar werden könnten. Unterschiede werden hier nicht explizit geleugnet, sondern ihrer womöglich großen Bedeutung – für die von der Definition betroffenen Frauen – beraubt und/oder ihre potentiell trennenden Eigenschaften ängstlich beobachtet. Diesem Vorgang auf der psychischen Ebene entspricht zusätzlich ein bestimmtes Menschen- und Frauenbild auf der ideologischen Ebene, das für den gemeinsamen Kampf für eine bessere Gesellschaft auch einen gemeinsamen Ausgangspunkt an Erfahrungen aller Menschen oder aller Frauen postuliert. Die Befürchtung und die Scheu, durch das Sichtbarmachen und damit Anerkennen von Unterschieden auf eigene Grenzen – auch im Verstehen der anderen – zu stoßen, führt auch zur Zurückweisung weitergehender Reflexion. Gleichwohl werden die anderen und ihre Lebensweisen damit nicht nur unter gruppenrepräsentativen und evolutionären Aspekten reflektiert: Vielmehr idealisieren die deutschen Gesprächspartnerinnen in diesen Aussagen die Beziehung zu den anderen, indem sie an eine breite verbindende Basis in der Kommunikation mit den anderen glauben und nur diese als positiv im Auge haben.

### **5.3.5. Der Umgang mit „kultureller“ Andersartigkeit und das Bewußtsein der Differenzen**

Gemäß den kategorialen Grobeinteilungen des Textmaterials wurden die Aussagen der Interviews querschnittlich und zusammenfassend interpretiert; nunmehr geht es um die daraus ableitbaren Feststellungen von Mustern in der Reflexion über Unterschiede und Gemeinsamkeiten und um die mögliche Charakterisierung der einzelnen Interviews in bezug auf diese Reflexionsarten. Die Zuordnung erfolgt nach der Häufigkeit der Verwendung der jeweiligen Variante in den Aussagen selbst; Voraussetzung ist die ausschließliche oder vorwiegende Verwendung eines Musters innerhalb eines Interviews. Es ist davon auszugehen, daß dieses hier von mir so genannte Bewußtsein der Differenzen im Einzelfall die persönliche konkrete Begegnung mit den anderen Frauen in erheblichem Maße mitbestimmt.

Insgesamt geht es um die Frage: wie werden beobachtete Unterschiede zu den anderen von den deutschen Befragten empfunden und beschrieben und inwiefern ist der Umgang mit Migrantinnen von diesen Deutungen abhängig. Die verschiedenen Reflexionsstrategien sind zu verstehen als Zusammenfassung des bisher Gesagten; sie sind allerdings nicht mit den Analyseeinheiten identisch. Vielmehr werden sie im folgenden nach ihren verschiedenen InterpretationsDimensionen beschrieben, das heißt erstens nach den zum Ausdruck kommenden Vorstellungen, Haltungen und den damit verbundenen Gefühlen: das ist der Aspekt individueller Realität; zweitens nach dem Charakter der Reflexion: das meint den Zusammenhang zwischen der Art und Weise der Überlegung und ihrer Funktion für die einzelne Persönlichkeit; und drittens nach der gegenwärtigen und zukünftigen auch emotionalen Bedeutung der erstgenannten Aspekte für den Umgang mit Migrantinnen: das ist der hypothetische Kommunikationsaspekt.

Folgende sechs Reflexionsvarianten wurden aus den Aussagen synthetisiert:

*Betonung einer gemeinsamen (Lebens)Basis.* Das bedeutet: Akzentuierung von Verbundenheit durch gemeinsame Lebensziele und -erfahrungen; Übersehen von vielleicht vorhandenen trennenden Differenzen zwischen den realen Gruppen und deren Angehörigen zugunsten eines fiktiven übergeordneten Kollektivs, das eher eine Bedeutung für eigene Zugehörigkeiten hat und zur Identifikation taugt. Da Gefühle von Zugehörigkeit als verunsichernd wahrgenommen werden, wird die Suche aufgenommen nach geeigneten Identifikationsobjekten, -bereichen oder -zielen, zum Beispiel bestimmter allgemeingültiger Erfahrungen als Mensch oder Frau und das Kämpfen für eine bessere FrauenWelt. Das andere Kollektiv wird als Voraussetzung für ein gemeinsames emotionales Fundament gesehen und wird als Identifikationsangebot behandelt. Der Einbau der anderen in die subjektiven Leitbilder ist gewissermaßen die theoretische Absicherung der eher global-unkonkreten Gefühlsdefinitionen und der Teil-Idealisierungen.

Ausgehend von Problemen und Bedürfnissen im eigenen Lebensentwurf findet eine Projektion von gewollt positiven Gefühlen statt, jedoch ohne wirkliche Identifikation mit einzelnen Personen oder Gruppen; Zugehörigkeitsgefühle erstrecken sich nur auf das abstrakte Kollektiv. Solange die anderen diese Gefühle akzeptieren und ihnen unterstellte Gemeinsamkeiten nicht ablehnen, wird die freundlich-zugewandte Haltung eine Ausgangsbasis in der Kommunikation darstellen können. Vertreterin dieses Reflexionsmusters, dem eine nivellierende Vorstellung von Differenz zugrundeliegt, ist die Gesprächspartnerin (14).

*Leugnung jeglicher Differenzen außerhalb der individuellen und selbstbestimmten:* Nichtakzeptanz eigener und anderer überindividueller Grenzen oder Nichtwahrnehmung von über den Körper und die Persönlichkeit hinaus gültigen Einteilungen oder Grenzziehungen bei gleichzeitiger Betonung der Allgemeingültigkeit von selbst erfundenen und festgelegten Grundannahmen über menschliche Existenzweisen. Zugehörigkeiten werden aufgrund dieser Theorie schon im Vorfeld abgeblockt. Andererseits findet ein Abrücken und eine deutliche Grenzziehung zu allen andersdenkenden und -fühlenden Individuen statt, auch innerhalb der eigenen Gruppe oder Gesellschaft gegenüber den „Normalen“, das heißt eine Abgrenzung gegen diejenigen mit der „falschen“ Theorie.

Es werden keine Identifikationsanstrengungen unternommen und weder Zugehörigkeitsgefühle noch Fremdheitsgefühle geäußert. Aufgrund der mehr oder weniger theoretischen Bestimmung der anderen als nur oder „auch nur“-Individuen gibt es hier keine besondere Nähe und keine besonders ausgeprägte Distanz zu Angehörigen anderer Gruppen. Im allgemeinen dürfte deshalb in – nicht verunsichernden, also nicht problematischen – Kommunikationssituationen eine emotional gleichgültige Haltung überwiegen.

In der Praxis ist damit jedoch ein Ausschluß des Gegenübers keineswegs beabsichtigt, aber auch kein Einschluß; Individuen werden als nebeneinander existierende und unabhängig lebende vorgestellt; auf dieser Ebene sind nicht zwangsläufig die Individuen gleich, sondern ihr Abstand voneinander. Die Verbindungslinien zwischen ihnen bilden ein regelhaftes Muster aus individuellen Ähnlichkeiten und zugleich Unterschieden: Es kann keine speziellen Unterschiede zu den anderen geben, weil die Unterschiede zwischen Menschen überall auf der Welt und per definitionem sowieso gleich sind. Eindeutig in dieser individualisierenden Bedeutung der Differenzen sind die Aussagen der Gesprächspartnerin (10), vorwiegend auf diese Art reflektiert die Gesprächspartnerin (9).

*Erkennen und Anerkennen von vermeintlich realen Differenzen:* Bewertung dieser Differenzen als relative Andersartigkeit vermeintlich verschiedener Lebensrealitäten von eben unterschiedlichen kulturellen Gruppen der Gesellschaft. Die Unterschiede werden eingeordnet als einem gleichwertigen sozio-kulturellen Gefüge entsprechend. In diesem Schema wird jedoch der eigene individuelle Standpunkt immer gesondert und als jenseits des Lebens einer Gruppe bestimmt, so daß im Grunde die von diesen Gesprächspartnerinnen definierte Struktur unterschiedlicher gleichwertig nebeneinander existierender Kulturen und Gesellschaften in der allgemein vorgenommenen Gegenüberstellung „Ich (Individuum) und die anderen der Gesellschaft“ aufgehoben wird bzw. sich als Illusion erweist.

Die Unterschiede in ihrer subjektiven Bedeutung für die einzelnen anderen werden dabei weniger beachtet. Reflexionen dieser Art dienen vorwiegend zur Absicherung und Klärung eigener Zugehörig-

keitgefühle, die aufgrund ihrer Ambivalenz eine eindeutige Grenzziehung zu den anderen notwendig erscheinen lassen. Gleichwohl ist das Bemühen erkennbar, durch das Akzeptieren von Differenzen das unbestimmte eigene Gefühl von Anderssein in Einklang mit der eigenen Lebensrealität zu bringen. Vorwiegend auf diese relativierende Art und Weise reflektieren die Interviewpartnerinnen (2) und (5); ihr Anliegen ist es, Extremreaktionen in der Kommunikation mit Migrantinnen zu vermeiden, um ihnen gleichmäßig und wohlüberlegt begegnen zu können. Mit Grenzziehungen verbundene Gefühle werden hier keineswegs geleugnet, sondern nach Maßgabe der invarianten Tatsachen bearbeitet. Allerdings werden dadurch nur punktuelle Identifikationen mit den konkreten anderen Frauen möglich; im Umgang mit ihnen wird – ihre – Nähe nicht unbedingt gesucht, da Vorsicht und Rücksichtnahme die Kommunikation bestimmen.

*Polarisierung von Differenzen:* Stilisierung von beobachteten Unterschieden auf der individuellen Ebene als Ausdrucksformen zweier gegensätzlicher Kulturen. Das Charakteristische dieses Reflexionstyps liegt in der Bewertung dieser als grundsätzlich angenommenen Unterschiede als *entweder* „gut“ oder „schlecht/böse“, im Schwanken zwischen Idealisierung und Abwertung. Dementsprechend unentschieden sind die Gesprächspartnerinnen in der Zustimmung und Ablehnung der anderen. Da die Orientierung der eigenen Gefühle fehlt, fühlen sie sich abwechselnd angezogen und abgestoßen von dem, was sie als gegensätzlich erleben. Diese Unsicherheit macht sie mißtrauisch den eigenen widersprüchlichen Gefühlen gegenüber. Sie fühlen sich ihnen ausgeliefert und damit manchmal auch den anderen Frauen. Der eigene emotional undefinierte Standort kann deshalb abwechselnd zu großer Nähe und zu großer emotionaler Ferne in kommunikativen Situationen mit den anderen führen.

Beides kann nicht nur im Wechsel, sondern auch gleichzeitig vorhanden sein: das zugrundeliegende Abgrenzungs- und/oder Verschmelzungsverlangen dürfte zu bedingungsloser unbegründbarer Identifikation oder ebensolcher befremdeter Zurückweisung verleiten. Eine solche Kommunikationsform ist zwar aufgrund ihrer rein gefühlsmäßig-egozentrierten Basis einseitig und unausgeglichen, aber trotzdem offen in jeder Richtung. Beim Überwiegen von aktuell gerade sehr negativen Gefühlen birgt sie jedoch die Gefahr großer Auseinandersetzungen, die keine Lösung finden können. Denn in jedem Fall wird vom Gegenüber Akzeptanz der wie auch immer gearteten Empfindungen verlangt. Dann wird die Kommunikationsform höchstwahrscheinlich einzig durch die individuelle emotionale Problemlage der deutschen Frau bestimmt; sie hängt in ihrer Gestaltung somit auch nur von der Tagesform ab, auf die die anderen Frauen sich einstellen müssen. Repräsentantinnen dieses Reflexionstyps des positiveren Differenzverständnisses sind die Gesprächspartnerinnen (7) und (13).

*Betonung bzw. Überbewertung trennender Differenzen:* Ähnlich wie im vorigen Muster der Polarisierungen werden hier Unterschiede als kulturelle Gegensätze erlebt bzw. definiert. Anders als dort wird jedoch vorwiegend von der Gruppenebene oder von Ideen über die Angehörigen der anderen Gruppe ausgegangen und diese Erkenntnisse auf die Individuen angewendet bzw. übertragen. Sehr wichtig scheint den so reflektierenden Interviewpartnerinnen dabei die Bestimmung der eigenen Position zu sein, die als unvereinbar mit der der anderen dargestellt wird und zwar in allen Bereichen: im Denken, Fühlen und im Handeln.

Kennzeichnend in dieser Argumentation ist zum einen die Auffassung, daß die eigenen Erfahrungen mit den anderen als ein für alle Mal gemacht und somit als gültiger persönlicher Maßstab gelten, an dem alle weiteren Erlebnisse und Personen gemessen werden können; zum anderen und damit verbunden ist eine Zuweisung bestimmter unverrückbarer Etikettierungen, die der Gruppe der anderen in ihrer Gesamtheit angeheftet werden. Dadurch können „erlebte“ Unterschiede zwischen einzelnen Frauen zu eindeutigen Grenzen werden; sie leiten sich ab aus der vermeintlichen Zugehörigkeit zu einer Gruppe, deren gesellschaftliche und/oder kulturelle Normen nicht mit den eigenen übereinstimmen. Die Entwertung dieser differierenden Normen – auch im Vergleich zu denen der eigenen Gruppe – macht die eigentliche Absicht der Interviewpartnerinnen deutlich: sich durch persönliche Abgrenzung ein positiv bestimmtes SelbstBild zu schaffen und dieses auch zu vermitteln. Zum Teil werden zu diesem Zweck mehr oder weniger starke Negativisierungen der anderen Frauen vorgenommen.

Somit scheint die Aussicht auf gelungene Kommunikationsformen auf der individuellen Ebene relativ gering; sie sind allerdings unter der Voraussetzung möglich, daß das Gegenüber als nicht zugehörig

zu der differenteren Gruppe gedacht wird; nur dann können andere als abgrenzende Identifikationsprozesse als Möglichkeit gesehen und angenommen werden. Insofern ist hier die Kommunikation mit den anderen Frauen allein bestimmt durch das Bewußtsein der deutschen Frauen über kompatible Verhaltens- und Denkformen: Die mehr oder weniger eindeutige Einteilung der anderen in Identifikationsfähige und -würdige spielt auch in anderen Kontexten bei allen Gesprächspartnerinnen dieser Reflexionsvariante eine Rolle (Zwei-Frauengruppen-Schema). Diese Variante der negativierenden Reflexion, in der Unterschiede auf allen Ebenen vorwiegend als trennend vorgestellt werden und die Abgrenzungsfunktion im Vordergrund der Argumentation steht, ist insgesamt am häufigsten vertreten (I; 3,4; 6; II; 12; 15).

*Kombination der Varianten: Betonung einer gemeinsamen (Lebens)Basis; Leugnen jeglicher Differenzen außerhalb der individuellen und selbstbestimmten; Erkennen und Anerkennen von vermeintlich realen Differenzen; und Betonung bzw. Überbewertung trennender Differenzen:* Behauptung der hervorragenden alleinigen Bedeutung einer gemeinsamen Basis, verstärkt durch die Leugnung jeglicher überindividueller Grenzen und gleichzeitige Vorstellung von unverständlichen Differenzen, die durch die Zugehörigkeit der anderen Frauen zu andersgestalteten Gesellschaften, Kulturen oder Gruppen verursacht sind. Differenzen werden hier unentschieden unter vielfältigen Aspekten erörtert; die Betrachtungsweise bekommt dadurch jedoch den Charakter unbedeutender Beliebigkeit.

In der Tat haben so Differenzen im Grunde keinerlei Bedeutung mehr im Kontakt zu den anderen: die ziemlich leidenschaftslose, freundlich-uninteressierte Zurückhaltung in dieser Reflexion über die anderen dürfte Zugehörigkeitsgefühle sowie auch Distanz außen vor lassen. Die Anwendung dieses Reflexionsmuster könnte jedoch auch als Schutz vor Nähe interpretiert werden: bei Aufgeben der oben beschriebenen sicheren Distanzhaltung könnten an deren Stelle verunsichernde Fremdheitsgefühle in den Vordergrund treten. Die bewußte Auseinandersetzung über eigene unerwünschte – und vor allem unerklärliche – Gefühle den anderen Frauen gegenüber kann so vermieden werden. Diese Variantenkombination ist das Muster der Gesprächspartnerin (8), die Differenzen als diffus-unheimlich reflektiert.

Im ganzen ist festzustellen, daß individuelle Verschiedenheit immer als irgendwie kollektiv bestimmte unterschiedliche Eigenarten von Menschen und/oder Frauen vorgestellt wird; diese definierten Unterschiede werden als mehr oder weniger, aber zumindest potentiell teilende und einteilende empfunden, mit denen die Abweichung der differenten Seins- oder Existenzweisen anderer benannt werden können. Die Bedeutungsebenen dieser Differenzen bzw. die Interpretation der Realität mit den anderen Frauen hängen ab vom mehr oder weniger klaren Weltbild und dem mehr oder weniger gefestigten Selbstbild der deutschen Frauen. Die Einschätzung von Identifikationspotentialen und ihre gedankliche Einordnung erfolgt nach dem manchmal uneindeutigen Gefühl und/oder im Wechselspiel mit dem sicheren theoretischen Wissen über die Gemeinsamkeiten oder Differenzen. Die je verschiedene Schwerpunktsetzung der Reflexionsmuster ist begründet im individuellen Bedürfnis nach Anerkennung, Abgrenzung usw. und zeigt die nicht unwesentliche Abhängigkeit der Identifikationsprozesse von der subjektiven Funktion der Überlegungen: das Bedürfnis nach einer stimmigen Positionierung innerhalb von offensichtlich unterscheidbaren Zugehörigkeiten und ungleichen Realitäten sowie der Drang nach Selbstdarstellung sind hier die leitenden herausragenden Motive.

Hinsichtlich der Bedeutung der Reflexionsmuster bei der Begegnung mit Migrantinnen und des Umgangs mit Andersartigkeiten gehe insgesamt ich von der Überlegung aus, daß der Vorgang der subjektiven Interpretation der objektiven Realität diese auch jeweils immer mitkonstituiert; somit wirkt auch das Sich-Bewußtsein oder -werden über vorhandene Differenzen, selbst wenn sie gelehnet werden, auf die Kommunikationsweisen und -prozesse.

Anhand des Reflexionsverhaltens ist allerdings die emotionale Nähe oder Ferne der Gesprächspartnerinnen und ihre Verstehenskapazität nur schwer zu beurteilen und nur annäherungsweise zu deuten; Nähe ist nicht gleichbedeutend mit Zustimmung und gelungener Kommunikation, Ferne muß nicht zwangsläufig mit Abwehr oder Ablehnung und mißlungener Kommunikation zusammenhängen. Distanz und Abwehr oder Nähe und Identifikation in der Kommunikation können Ursache oder auch Folge der davon bestimmten Reflexionen sein. Festgestellte Emotionalität und Zuwendungswil-

len müssen keine Garantie sein für ablaufende Identifizierungsprozesse, die in positiv empfundene und für beide Seiten befriedigende Kommunikationsformen münden. Identifikation kann gleichbedeutend sein mit Nähe zu anderen und also mit innerer Verbundenheit; geäußerte Abwehr kann mit Aggressionen und kommunikationshindernden Ängsten verbunden sein, muß sie aber nicht. Deshalb soll hier Kommunikation nach dem interpretierten Grad des emotionalen Einlassens auf die anderen differenten Frauen beurteilt werden. Aus den dargestellten Reflexionsmustern können unter Berücksichtigung der obigen Ausführungen folgende Annahmen über die Begegnung und die Begegnungsformen und dem Umgang mit Andersartigkeiten abgeleitet werden:

Für die Reflexionsmuster: Betonung einer gemeinsamen (Lebens)Basis und Polarisierung von Differenzen (nivellierend und positivierend) ist von einem relativ starken Nähegefühl auszugehen, das die Bereitschaft zumindest in Teilbereichen oder -momenten erkennen läßt, sich auf das Gegenüber ernsthaft einzulassen und eine gewisse Perspektivität zu erreichen. Ein verständnisvoller Umgang mit differenten, aber gleichgewichtigen und gleich wertvollen Existenzweisen ist denkbar, obwohl Identifikation hier auch teilweise Ablehnung bedingen kann. Das Gelingen dieser stark emotionengeleiteten Kommunikation dürfte daher unsicher sein, da die sie kennzeichnende Irrationalität manchmal zu extremen Schwankungen in der Zuwendung führen und aus der eher als gewollt einschließend zu bezeichnenden Kommunikation eine ausschließende werden kann.

Die offensichtliche Distanz und Abwehr der Muster: Betonung bzw. Überbewertung trennender Differenzen und der Kombinationsvariante (negativierend und diffus-unheimlich) ist nicht so sehr auf eine emotionale Ferne zurückzuführen, sondern wahrscheinlich auf die sehr geringe Bereitschaft, die differenten Frauen überhaupt als KommunikationsPartnerinnen zuzulassen; Begegnungen sind einseitig geleitet durch das im Vordergrund stehende Eigeninteresse der Selbstfindung, das in diesen Fällen kommunikationshinderlich wirken kann. In der Praxis dürfte dies zu eindeutig ausschließender, unter Umständen aber auch eindeutig einschließender Kommunikation führen, je nachdem, welcher Zugehörigkeit eine gerade höhere Wertigkeit zugestanden wird.

In den Reflexionsmustern: Leugnen jeglicher Differenzen außerhalb der individuellen und selbstbestimmten und Erkennen und Anerkennen von vermeintlich realen Differenzen (individualisierend und relativierend) fehlt eine Gefühlsbeteiligung als emotionale Grundlage fast vollständig – bezogen auf die differenten Frauen; die hier vertretene persönliche Gleich-Gültigkeit kann eine Kommunikationsbarriere darstellen, schließt jedoch gelungene Begegnungen nicht aus, da eine grundsätzliche zumindest theoretische Akzeptanz anderer individueller Existenzformen vorhanden ist. In dieser theoriegeleiteten und vorsichtigen Kommunikation werden jedoch Gruppenzugehörigkeiten einzelner negativ bewertet; geäußerte Gefühle in diesem Sinne könnten zu einer ausschließenden Kommunikationsform führen.

#### **5.4. Schlußfolgerungen: Die Bestimmung von Denkweisen und Handlungshorizonten im Verhältnis zu den anderen Frauen**

Die Gemeinsamkeiten und Verschiedenheiten von Denk- bzw. Handlungsweisen der deutschen interviewten Frauen sind analysiert, dargestellt und zusammengefaßt worden.<sup>105</sup> Im weiteren werden die allgemeinen bzw. allen in der Tendenz gemeinsamen Strukturen und Ergebnisse skizziert werden. Außerdem lassen die Kombinationen der verschiedenen Handlungsebenen in den einzelnen Interviews nunmehr Annahmen zu über jeweils zusammenhängende Denk- und Verhaltensstrukturen der deutschen Interviewpartnerinnen. Diese Kommunikationsformen sind wiederum eng verbunden mit der Selbstkonstruktion und dem jeweiligen Fremdbild; inwiefern ein bestimmtes Selbst- und Fremdbild ein bestimmtes kommunikatives Verhalten bedingt bzw. nahelegt, wird anschließend erörtert.

Die individuellen interpersonellen Kontakte der engagierten Frauen der deutschen Mehrheitsgesellschaft zu Frauen nichtdeutscher Herkunft und die Art und Weise der Beziehung sind abhängig vom definierten Ähnlichkeitsgrad der anderen zur eigenen Person und zum eigenen „Dasein und So-Sein“, das heißt Lebensform, Denken, Handeln und den anhängenden Gefühlen, sowie von der Möglichkeit

zur Befriedigung von Bedürfnissen und Interessen durch die Bereitschaft der anderen: Je ähnlicher die anderen dem Selbst gemacht werden können und überdies den ausgeprägten Bedürfnissen nach Anerkennung der eigenen Existenzweise entsprechen, desto intensiver und befriedigender wird die Beziehung von den deutschen Frauen erlebt. Die anderen werden flexibel an das Selbstbild angeglichen; das Sichere und Vertraute in den anderen ist das reflektierte Motiv von Annäherung. Wird Unähnlichkeit beobachtet, festgestellt oder vorgestellt, werden Beziehungen unbefriedigend oder unmöglich; dann ist das begleitende Gefühl des Unvertrauten und Fremden verbunden mit dem in vielen Aspekten von der eigenen Mehrheitsgruppe bestimmten stereotypen Bild von den anderen Frauen.

Der Charakter von Begegnungssituationen wird ebenfalls beeinflusst von den Vorstellungen der deutschen Frauen; in der Definition der anderen Frauen sind interaktionelle Situationen zentriert auf den Gegensatz gleich oder anders; diese Eigenschaften der anderen werden auch als wichtig für Kommunikationsmöglichkeiten überhaupt gedacht. Desweiteren wird dem äußeren individuell innewohnenden Kommunikationsrahmen, zum Beispiel gleicher Status und gleiche Funktion, oder dem interaktionellen Kontext, in der subjektiven Deutung die gleiche und gleichberechtigte Ebene, von den interviewten Frauen selbst eine sehr große Rolle zugeschrieben hinsichtlich kommunikations- und kontaktfördernder oder -hemmender Wirkung. Als ungleich erkannte und empfundene Situationen müssen sich demzufolge nachteilig auf Kommunikation auswirken und umgekehrt: als gleich beurteilte Rahmenbedingungen werden als Garant gesehen für eine gelungene Kommunikation mit den anderen Frauen.

Dagegen steht die Feststellung der vorliegenden Analyse, daß dieser Einfluß sehr begrenzt ist und daß die im Wortsinn vorausgesetzten Wahrnehmungen die Kontaktsituationen dominieren. Der situative Rahmen hat normalerweise, das heißt in der vorrangig dazu geschilderten Interaktion – wenn überhaupt – nur eine unterstützende Funktion, insofern als er der Bestätigung der schon vorgedachten Bilder über die anderen und/oder deren Auswahl und Vorauswahl dienen kann, die Aktivierung der Bilder aber nicht primär von ihm abhängt. Der konkrete situative Rahmen stellt keinen Auslöser dar und ist keine unbedingt notwendige Voraussetzung für die Realisierung der Vorstellungen. Das heißt: Bilder werden auch aktiviert und realisiert, ohne daß äußere Gegebenheiten dies nahelegen. Die Beobachtung und das Erkennen der anderen als ungleich liegen nicht hierin begründet. Gleichwohl hängt die gewählte Kommunikationsform davon ab und bestimmt ihrerseits die weitere Interaktion. Die Gestaltung interaktioneller Situationen, die Wahl der Kommunikationsform, ist dann allein den deutschen Frauen möglich.

Unter bestimmten Bedingungen ändert sich diese Realität im Gleichgewicht mit dem Imaginären: Wenn der weitere oder engere Kommunikationsrahmen wider Erwarten und/oder entgegen dem Willen der interviewten Frauen doch kontaktbestimmend wird und zwar dadurch, daß die auf eine bestimmte Weise identifizierten Frauen die Fremddefinition ablehnen und dem Bild der Ähnlichkeit oder Unähnlichkeit in der Realität nicht entsprechen oder nicht entsprechen wollen. Wenn ein solcher Vorgang der Nichtakzeptanz von den deutschen Frauen so empfunden wird, tritt zunächst emotionale Verwirrung ein, da der Vorgang als identitätsbedrohend erlebt wird; nachfolgend wird jedoch die persönliche Sicherheit oft durch Nicht-Zulassung der anderen Wahrheit wiederhergestellt. Das gilt besonders dann, wenn die Definitonsobjekte dem Bedürfnis der deutschen Frauen nach Akzeptanz und Bestätigung ihrer über das „Normale“ hinausgehenden Besonderheit nicht nachkommen und ihrerseits die deutschen Frauen auf ihre Zugehörigkeiten festlegen und/oder Diskussionen darüber einfordern.

Mißstimmung und Streit mit den anderen Frauen werden von den deutschen Frauen der angeblich falschen Kommunikationsebene angelastet und/oder soweit möglich durch vielfältige Disqualifikation der anderen und Kompetenzentzug vermieden. Die dann empfundene Verschiedenheit und Ungleichheit – auf allen Ebenen: das Sein im Denken, Fühlen und Handeln – zwischen Angehörigen der Mehrheitskultur und denen von Minderheiten in der deutschen Gesellschaft wird zum großen persönlichen Konfliktpotential der deutschen Frauen.

Die Wahrnehmung und Reflexion von Differenzen erfolgt ausschließlich auf der Gruppenebene; sie hängt weitgehend ab von der theoretischen Weltansicht oder dem fixierten Weltbild der deutschen Frauen und von der Vorstellung der Existenz verschiedenartiger gesellschaftlicher Gruppen oder Kulturen –



auch bei Ablehnung dieser Vorstellung: das Andere kann repräsentiert sein in vielen anderen Zugehörigkeiten zu vermeintlich differierenden Identitätsgrundlagen wie Nationalität, Religion, Mentalität, Schicht, Status usw..

Die Bedeutung dieser Wahrnehmungen für die Kommunikation liegt in ihrer möglichen Funktionalisierung: zum Zweck der Abgrenzung und Entwicklung, Erfindung und Sicherung der eigenen Vorstellung von Zugehörigkeit und zum Zweck der Darstellung dieser Identität. Der Stellenwert der Selbstrepräsentation verhindert oft eine Übernahme von Sichtweisen der konkret-realen anderen Frauen in Kommunikationssituationen. Nähegefühle werden nur abstrakten imaginär-unrealen Gruppen-Vorstellungen und den Ideen über die Personen und Zugehörigkeiten der anderen entgegengebracht. Allerdings können die hier transportierten Gefühle – auch wenn sie nicht nur positiv sind – zur Grundlage von Kommunikation im Sinne von wirklicher Auseinandersetzung werden. Denn je geringer die Gefühlsbeteiligung überhaupt, desto weniger wahrscheinlich scheint ein Kommunikationskontakt, der Dialog, Verständnis und eine persönliche Beziehung erlaubt. Solange jedoch der ideologische und persönlich-emotionale Denkhorizont nicht über die eigenen Probleme hinaus erweitert wird, ist Abgrenzung und Ausschluß innerhalb von oder sogar an Stelle von Kommunikation wahrscheinlich.

Eine solchermaßen kommunikationsabträgliche Einengung wird insgesamt deutlich, wenn die verschiedenen Handlungs- bzw. Reflexionssebenen in ihrer Beziehung zueinander betrachtet werden. Die Beurteilung der anderen als Unähnliche und die Deutung des Verhältnisses zu den anderen als Nicht-Verhältnis können alle bzw. jede einzelne der in der Analyse interpretierten Umgangsformen mit Andersartigkeit zur Bewußtseinsgrundlage haben. Jedoch gibt es unterschiedliche Offenheitsgrade der verschiedenen Kategorien, die von den persönlichen Funktionen der Sichtweisen und deren affektiven BeDeutungen bestimmt sind. Das heißt, je klarer und dezidierter diese im Vordergrund auch der Lebenssituation der einzelnen deutschen Frau stehen, desto geschlossener, das bedeutet: eindeutiger, begrenzter, ausschließlicher, ist die Bewertung der anderen. Das ist der Fall bei der Überbetonung unvereinbarer kultureller Unterschiede zum Zwecke der Aufwertung der eigenen Ich-Identität vor sich selbst und vor anderen, ebenso wie bei der persönlichen Fixierung auf eine universelle Verbundenheit mit den anderen zum Zwecke einer Harmonisierung von Lebenszielen und Leitbildern, die sich nur unzureichend im eigenen Leben wiederfindet.

Für die subjektive Qualität der Beziehungen zu den anderen kommen demzufolge den erklärten Inhalten dieser Reflexionen zumindest keine unmittelbaren ursächlichen Bedeutungen zu. Gleichwohl zeigen sich hier gemeinsame Denkweisen: die deutschen befragten Frauen interpretieren Unterschiede auf und aus der Ebene differierender kollektiver Zugehörigkeiten und zwar ohne Bezug zu ihrer eigenen Beziehungsrealität mit den anderen bzw. unabhängig von konkreten Einzelpersonen. Diese die Realität ausblendende Ich-Wichtigkeit findet sich auch in der Tatsache, daß im querschnittlichen Überblick gesehen die egozentrierten kommunikativen Verhaltenstypen in Verbindung stehen können mit fast allen Differenzbewußtseinsvarianten und allen Konfliktreaktionsweisen. Eine Ausnahme bzw. einen eigene Version bildet die Zurückweisung jeglicher Einteilungen: diese Reflexion bildet in der Tat die ausschließliche Grundlage für die korrekt-strategische, zum Teil hilflose Verhaltensweise, die zwar konsequent, jedoch für die konkrete Kommunikation keine Verstehens- oder Verständnisbasis darstellt.

Die in den analysierten Kategorien jeweils am häufigsten vertretenen Typen formen eine zusammenhängende Standard- oder Extremversion eines möglichen Kommunikationsverhaltens. Knapp ein Drittel der Interviews<sup>106</sup> weisen diesen Kombinationstyp relativ eindeutig auf; in den anderen Interviews sind darüberhinaus noch einige zusätzliche Handlungskombinationen vorhanden. Der von mir so genannte extreme Handlungstyp vereinigt eine egozentrisch-dominierende Form mit belehrenden Anteilen auf der kommunikativen Verhaltensebene mit der Vorstellung von unaufhebbaren, weil konträren, qualitativen GruppenDifferenzen auf der Reflexionsebene, die wiederum verbunden ist mit der Einschätzung der Beziehungen als Nicht-Verhältnisse oder als emotional sehr unklar und/oder konfliktreich, sowie mit der Deutung der Konfliktdimension als individuell und endogen, das heißt durch das So-Sein der anderen verursacht. Solchermaßen vom persönlichen Verhalten der deutschen Frauen vorstrukturierte Kommunikationssituationen sind nicht nur ausgeprägt asymmetrisch in ihrem Macht-

gefälle, nämlich einseitig zugunsten der deutschen Frauen; sondern sie sind auch meist bewußt zentriert auf und in ihrem Ablauf gesteuert durch das Interesse und den Durchsetzungswillen der deutschen Frauen, die Strukturveränderungen in den konkreten Situationen nicht zulassen wollen.

Unter Einbeziehung der Analyseergebnisse aus dem vorigen Kapitel über die Erfahrungshorizonte mit Migrantinnen, das heißt über das Fremdbild, zeigt sich, daß die deutschen Interviewpartnerinnen dieses Handlungstyps das Verhalten der anderen Frauen entweder als persönlich oder charakterlich defizitär und/oder rückschrittlich kulturgeprägt wahrnehmen und begründen; in jedem Fall werden Verhaltensweisen der anderen hier als inakzeptabel abgelehnt und gleichzeitig als scheinbar unabänderlich empfunden. Kommunikation im Sinne von Verstehen und gegenseitiger Verständigung ist daher für den Fall des egogesteuerten Extremtyps schwer vorstellbar; unter diesen Umständen ist die interaktionale Praxis in kommunikativen Situationen auch sehr stark abhängig von der Leistungs-, Anpassungsfähigkeit und -bereitschaft der anderen Frauen, von ihrem deutschen Sprachvermögen, von ihrer Akzeptanz aller Verhaltensanforderungsebenen der deutschen Frauen, von ihrer geistig-moralischen und emotionalen Unterstützung der übergeordneten Stellung der deutschen Frauen.

Die Realisierung bzw. Aktivierung des Fremdbildes innerhalb aller analysierten Kommunikationsformen muß nunmehr interpretiert werden. Zu diesem Zweck kann über die Typenkategorien hinaus unterschieden werden zwischen zwei ansonsten nicht trennbarer Seiten: die des Denkens und die des Handelns.

Dem stark vom Standard der Mehrheitsgruppe bestimmten relativ aspektarmen Bild auf der einen Seite mit auch positiver affektiver Besetzung steht auf der anderen Seite ein aspektreiches bzw. in seinen Einzelheiten viel konkreteres Bild mit ausschließlich entgegengesetzter, nämlich negativer, affektiver Besetzung gegenüber. Die Dimension des Denkens bewegt sich auf einer Skala, die von einer verschwommenen orientierungsentfernten Vorstellungsstufe bis zu einem die Wirklichkeit kategoriell einteilenden Ende reicht, d. h. von der kompletten Illusion des gleichen Verhältnisses zu den anderen bis zum nur negativierenden Differenzgedanken der unaufhebbaren qualitativen Unterschiede und dem ausschließenden Denken in Oppositionsverhältnissen oder Ambivalenzen. Die Bilder dieser Denkachse sind identisch mit der Summe der im Kapitel vier beschriebenen Fremdwahrnehmungen und auch mit ihren Bewertungen.

Die Skala für das Handeln ist insgesamt gesehen sehr viel enger und kürzer bzw. hat weniger und vor allem ungleichgewichtige Abstufungen; an ihrem einen Ende hat sie eine sehr breite Basis und verjüngt sich zu ihrem anderen Ende; die Zwischenstufen sind meist kombiniert mit der Basisstufe. Das ganze verdeutlicht die zunehmende einengende Festlegung der der Skala entsprechenden perspektivischen Handlungsweise: sie reicht von egozentrisch, erzieherisch über korrekt bis resigniert, also im Extremfall bis zur Aufgabe jeglicher Kommunikationsbemühungen, da diese angeblich nicht lohnen. In dieser Richtung werden nicht nur das Verhalten der deutschen Frauen selbst immer eindeutiger oder eindimensionaler, sondern auch ihre Beurteilungen der Existenzweisen der anderen Frauen werden zunehmend negativer, radikaler, intoleranter und ausschließender.

Hier werden die Vorstellungen über die anderen zur wichtigen Voraussetzung und Begründung für entsprechende Handlungsweisen der deutschen Frauen. Die Bilder über die anderen, die im Denken vorhanden sind, werden „aufgerufen“, immer dann, wenn die Situationsstruktur, die Vorstellung über die Situation, das Eigeninteresse an einem bestimmten Ablauf der Begegnung oder die andere Frau selbst durch ihr Aussehen, ihren Körper oder ihr Verhalten, es nahelegen. Allerdings wird nur ein Teil bzw. nur bestimmte Aspekte des Bildes aktiviert und in der Situation realisiert. Diese Aspekte beziehen sich alle und ausschließlich auf „die Türkin“ mit allen schon beschriebenen und meist negativ bewerteten Konnotationen und Assoziationen.

Festzuhalten ist, daß ein von der Eigengruppe der deutschen Frauen bestimmtes Bild der anderen im Denken der deutschen Frauen existiert; auffällig ist, daß in der Reflexion ein vollständiges Bild gewissermaßen realisiert wird, in allen seinen verschiedenen und auch positiv bewerteten Aspekten, während in den Verhaltensbeschreibungen der deutschen Frauen nur negativ besetzte Aspekte gedeutet werden und Abwertungen auftauchen. Die dem Bild anhängenden positiven Affekte sind im Denken vorhanden, werden jedoch in kommunikativen Situationen überhaupt nicht erkennbar, das heißt

nicht aktiviert, zumindest nicht beschrieben. Die positiv besetzten Aspekte tauchen also selten und dann nur in den Gedanken der deutschen Frauen auf. Somit spielen diese keine entscheidende oder genauer: gar keine Rolle für das Verhalten in situativen Kontexten. Im konkreten Handeln werden nur die anderen negativen Aspekte aktiviert und realisiert. Obwohl sie nur ein Teil des gesamten Denkbildes darstellen, sind sie in ihrer Ausprägung wesentlich umfangreicher und spielen außerdem dauernd und überall eine herausragende Rolle. Offenbar überwiegen hier die Emotionen insofern, als das Bedürfnis der deutschen Frauen nach Selbstdarstellung und -behauptung übermächtig werden kann; den anderen wird durch ihre allerdings facettenreiche Reduzierung auf abwertend-stereotype Persönlichkeiten kein Handlungsraum mehr zugestanden. Insofern hängt auch die Wahrnehmung der anderen in Kommunikationssituationen und die Realisierung des qualitativ eingeschränkten Fremdbildes von dem gerade aktuellen Selbstbild ab, während gewissermaßen nicht unmittelbar an der Handlung beteiligtes Denken und Nachdenken auch andere Aspekte zulassen.

Meine Überlegungen legen den Schluß nahe, daß die Handlungshorizonte der deutschen befragten Frauen wesentlich bestimmt und begrenzt sind von den Vorstellungen, die sie sich über sich selbst machen, das heißt von ihrem Selbstverständnis. Von diesem werden sowohl ihre Selbstinszenierung als auch ihr Anderen-Gegenübertreten bestimmt. Die vor allem positive Selbstdefinition der deutschen Frauen, das ausgeprägte Selbstbewußtsein und die abgrenzende Selbstwahrnehmung als „nicht so sein (wollen) wie (normale) andere“ haben zwar – wie gesagt – nur eine imaginäre Verbindung zur Wirklichkeit, konstituieren aber entscheidend interaktionale Situationen; die anderen Frauen werden der eigenen Psychostruktur gemäß wahrgenommen und das Zusammentreffen subjektiv als wertvolle interkulturelle KommunikationsErfahrung gedeutet, obwohl eine derart gestaltete Kommunikation mehr oder weniger nur eine konstruierte Angleichung der anderen bedeuten kann an die Vorstellungskonstruktion der eigenen Person oder Persönlichkeit.

Ein Zusammenwirken des überwiegend positiven Selbstverständnisses der deutschen engagierten Frauen und des in der Interaktion ausgrenzend wirkenden und eher negativ ausgelagerten Fremdbildes bestimmen die Kommunikation mit Migrantinnen dieses – kleineren – Teils des Gesamtfalles. Insofern sind hier die Handlungsmöglichkeiten eingegrenzt von denjenigen Perspektiven, von denen die Vorstellungen über die eigene Zugehörigkeit und die der anderen abhängen.

Die Konstruktion der Minderheitsgruppe der Migrantinnen in kommunikativen Situationen ist jedoch wie gesehen weitaus komplexer und vor allem komplizierter als es meine Konstruktion eines in sich geschlossenen Handlungstyps nahelegt. Obwohl die Existenz dieses Typs in der gesellschaftlichen Realität also angenommen wird, kann in der Tat aufgrund der dargestellten Vielfalt von Kombinationen – quer durch die einzelnen subjektiven Deutungen und in der Betrachtung des Gesamtfalles im Überblick – von vielfältigen mehr oder weniger geöffneten Handlungshorizonten ausgegangen werden, die gleichwohl und neben dem extremen und geschlossenen existieren, und in denen nur einzelne Elemente des beschriebenen Handlungstyps zwar immer vorhanden, aber nicht kommunikationsbestimmend sein müssen.

## Anmerkungen

- 1 Erfahrungen sind „Besitz“. Die deutsche Sprache drückt dies aus, indem von *Erfahrungsreichtum*, von *Erfahrungsschatz* und bestimmten *Erfahrungswerten* gesprochen wird. Diese Vorstellung bezieht sich nicht nur auf die Aneignung und den Besitz von Erfahrungen, sondern auch auf die LebensZeit. Kinder können im allgemeinen noch keine großen Erfahrungen besitzen; wer in diesem Sinne reich ist, hat meist ein längeres und/oder ein wechselvolles Leben schon hinter sich; er kennt sich aus, „weiß viel“ und kann deshalb in allen zukünftigen Situationen „abgeklärt“ handeln. Junge Menschen werden erst „durch Erfahrung klug“, das heißt mit zunehmendem Alter durch gewonnene Erkenntnisse.
- 2 vgl. II. 3.2.2.: Selbstwahrnehmung in interpersonalen Beziehungen
- 3 vgl. II. 3.1.(7): Verhältnis zu anderen Frauen
- 4 vgl. ebd.

- 5 vgl. ebd.
- 6 Eine Interviewpartnerin (5) bezeichnet – in einem anderen Kontext – Mitleid im Vergleich mit Angst und Haß auch als „extremes Gefühl“.
- 7 Ambivalent vor allem im Sinne von Unsicherheit und Zweifel; weniger im Sinne von entgegengesetzten widerstreitenden Gefühlen.
- 8 vgl. II. 5.2.4.: Konflikte und Reaktionen; und II. 5.3.: Reflexionen über Unterschiede und Gemeinsamkeiten.
- 9 vgl. II. 4.1.1.: Personen und Kontexte: Zweiteilung der anderen und „diffuse“ Realitäten
- 10 vgl. II. 3.1.(7): Verhältnis zu anderen Frauen
- 11 vgl. II. 5.1.1.(1): So wie ich
- 12 vgl. auch II. 3.1.(3): Gesellschaft: Definition der eigenen Position; II. 5.2.1.: Verhalten und Reflexionen; II. 5.2.4.: Konflikte und Reaktionen
- 13 Ein weiteres Mal, jedoch hier in einem anderen Kontext. Vgl. II. 3.2.1.: Positive Selbstwahrnehmung
- 14 vgl. II. 5.1.1.(2): Nicht so wie ich
- 15 vgl. II. 5.1.1.(3): Ja, aber...
- 16 vgl. II. 5.2.4.: Konflikte und Reaktionen
- 17 Vielleicht meint die Interviewpartnerin hier ausländische und *deutsche* Frauen; jedenfalls wurde dieser „Versprecher“ weder von ihr noch von mir in der Situation des Interviews bemerkt und damit auch nicht von mir nachgefragt.
- 18 vgl. II. 3.1.(4): „Deutsch-Sein“
- 19 Gleichwohl traten schwerwiegende „Mißverständnisse“ auf, vgl. II. 5.2.3.: Kommunikationsformen und -kontexte
- 20 vgl. z. B. II. 3.1.: Themen der Selbstwahrnehmung und Selbsteinschätzung
- 21 Die Frage ist, ob sie überhaupt „erlernbar“ ist.
- 22 Das Sich-Identifizieren wird hier in der Tat als ein Vorgang ohne Gefühlsbeteiligung vorgestellt.
- 23 Kontaktdimension II = beruflicher Bereich, vorwiegend intensive Beziehungsebene, individuelle bis kollektive Umgangsebene, ungleichgewichtiges Rollenverhältnis
- 24 vgl. II. 4.1.2.(3): Migrantinnen als Opfer; und II. 5.1.1.(1): So wie ich
- 25 vgl. II. 4.1.3.(2): Erwartungsdruck von Familie und Herkunftsgesellschaft
- 26 vgl. II. 4.1.3.(3): Persönliche Eigenschaften
- 27 vgl. II. 5.1.1.(2): Nicht so wie ich
- 28 vgl. II. 4.1.3.(3): Persönliche Eigenschaften
- 29 vgl. II. 5.2.1.(2): Vertreterinnen in eigener Sache
- 30 vgl. II. 3.2.1.: Positive Selbstwahrnehmung
- 31 vgl. im folgenden auch II. 5.1.1.(3): Ja, aber...
- 32 auch in weiteren Kontexten des Interviews, vgl. II. 3.1.(2): Veränderungen und Entwicklungen
- 33 vgl. II. 4.1.2.(4): Persönliche Qualitäten von Migrantinnen; II. 4.1.3.(7): Rückzug auf „eigene Kreise“; II. 5.1.1.(2): Nicht so wie ich
- 34 vgl. II. 5.2.1.(5): Resignierte und Enttäuschte
- 35 vgl. II. 5.2.1.(4): Hilfloze
- 36 vgl. II. 5.1.1.(1): So wie ich
- 37 vgl. II. 5.1.1.(3) Ja, aber...
- 38 vgl. ebd.
- 39 vgl. II. 5.1.1.(2): Nicht so wie ich
- 40 vgl. II. 4.1.2.(1): Allgemeine Beschreibungen der Lebenssituation von Migrantinnen; und II. 4.2.4.: Persönliche Wahrnehmungsselektion
- 41 vgl. II. 5.1.2.: Gemeinsamkeiten der Einschätzung der individuellen Beziehungen
- 42 vgl. II. 5.2.4.(3): Die „zeitgeistigen“ Konflikte
- 43 vgl. II. 5.2.4.(2): Die „ganz persönlichen Konflikte“ in den problematischen Situationen mit den anderen
- 44 vgl. II. 5.1.2.: Gemeinsamkeiten der Einschätzung der individuellen Beziehungen
- 45 vgl. dazu auch II. 4.2.3.(2): Individuelle Begründungstypen
- 46 vgl. II. 5.1.1.(2): Nicht so wie ich
- 47 vgl. II. 5.3.2.: Die Emotionalen und die „gewichtigen“ Unterschiede
- 48 vgl. II. 3.1.: Themen der Selbstwahrnehmung
- 49 vgl. II. 5.1.1.(1): So wie ich

- 50 vgl. II. 5.3.3.: Die Realisten und die „neutralen“ Unterschiede
- 51 vgl. II. 5.2.4.: Konflikte und Reaktionen
- 52 vgl. II. 5.2.4.: Konflikte und Reaktionen; II. 5.1.1.(3): Ja, aber...
- 53 vgl. II. 4.2.4.: Persönliche Wahrnehmungsselektion
- 54 vgl. II. 3.1.(7): Verhältnis zu anderen Frauen
- 55 vgl. II. 5.2.4.: Konflikte und Reaktionen
- 56 Diese Kombinationen spielen eine Rolle zur endgültigen Beurteilung und Interpretation der einzelnen Hal-  
tungen zu Migrantinnen, vgl. II. 5.3.5.: Der Umgang mit „kultureller“ Andersartigkeit und das Bewußtsein  
der Differenzen
- 57 vgl. II. 4.1.2.(1): Allgemeine Beschreibungen der Lebenssituation von Migrantinnen; II. 4.1.2.(3): Migrantin-  
nen als Opfer; II. 4.1.2.(4): Persönliche Qualitäten von Migrantinnen
- 58 vgl. II. 5.1.1.(2): Nicht so wie ich
- 59 vgl. II. 5.2.4.(2): Die „ganz persönlichen Konflikte“ in den problematischen Situationen mit den anderen
- 60 vgl. II. 5.3.1.: Die Individualisten und die „unwichtigen“ Unterschiede
- 61 vgl. II. 5.2.1.: Verhalten und Reflexionen
- 62 vgl. II. 3.1.(4): „Deutsch-Sein“.
- 63 vgl. II. 4.1.3.(3): Persönliche Eigenschaften
- 64 vgl. auch II. 4.1.3.(1): Die Aufnahmegesellschaft bedingt die Lebens- und Verhaltensweisen
- 65 vgl. II. 5.1.1.(1): So wie ich
- 66 vgl. II. 3.1.4.: „Deutsch-Sein“
- 67 vgl. II. 5.3.1.: Die Individualisten und die „unwichtigen“ Unterschiede
- 68 vgl. II. 5.1.2.: Gemeinsamkeiten der Einschätzung der individuellen Beziehungen; II. 4.1.1.: Personen und  
Kontexte: Zerteilung der anderen und „diffuse“ Realitäten;
- 69 vgl. II. 4.1.2.(4): Persönliche Qualitäten von Migrantinnen
- 70 vgl. II. 5.1.1.(3): Ja, aber...; II. 5.2.4.(1): Die „vermiedenen“ oder „ersparten“ Konflikte
- 71 vgl. II. 5.3.1.: Die Individualisten und die „unwichtigen“ Unterschiede
- 72 vgl. II. 4.1.3.(2): Erwartungsdruck von Familie und Herkunftsgesellschaft; II. 5.2.4.: Konflikte und Reaktionen
- 73 vgl. II. 5.3.1.: Die Individualisten und die „unwichtigen“ Unterschiede
- 74 vgl. II. 4.2.4.(2): Persönliche Wahrnehmungsselektion
- 75 vgl. II. 5.2.1.(2): Vertreterinnen in eigener Sache
- 76 vgl. II. 4.2.3.(1): Erklärungsmuster; und II. 4.2.3.(2): Individuelle Begründungstypen
- 77 Zumindest nicht in der momentanen Situation des Gesprächs. Das bedeutet natürlich nicht, daß die jeweili-  
gen Ausführungen „absichtslos“ oder grundsätzlich unbewußt sind, das heißt einer Reflexion nicht zugäng-  
lich, weil nicht auf die Ebene des Bewußtsein zu holen sind.
- 78 vgl. II. 3.1.(6): Ansprüche und Realität; II. 5.3.2.: Die Emotionalen und die „gewichtigen“ Unterschiede
- 79 Der „Rassismus von Ausländern“, vgl. II. 4.2.2.(2): Rechtfertigungen
- 80 vgl. II. 4.2.4.: Persönliche Wahrnehmungsselektion
- 81 vgl. II. 5.3.1.: Die Individualisten und die „unwichtigen“ Unterschiede
- 82 vgl. II. 5.1.1.(3): Ja, aber...
- 83 vgl. II. 4.1.3.: Reflektierte Wahrnehmungen; II. 5.2.4.: Konflikte und Reaktionen
- 84 vgl. II. 5.1.1.(2): Nicht so wie ich
- 85 vgl. ebd. und Anmerkung 6
- 86 vgl. II. 5.3.1.: Die Individualisten und die „unwichtigen“ Unterschiede
- 87 vgl. II. 5.2.4.(2) und 5.2.4.(3): Die „ganz persönlichen Konflikte“ und die „zeitgeistigen“ Konflikte
- 88 vgl. II. 5.3.1.: Die Individualisten und die „unwichtigen“ Unterschiede
- 89 vgl. II. 5.1.1.(3): Ja, aber...
- 90 vgl. II. 4.2.4.: Persönliche Wahrnehmungsselektion
- 91 vgl. II. 5.3.2.: Die Emotionalen und die „gewichtigen“ Unterschiede
- 92 vgl. II. 5.3.1.: Die Individualisten und die „unwichtigen“ Unterschiede
- 93 vgl. II. 5.3.2.: Die Emotionalen und die „gewichtigen“ Unterschiede; II. 5.1.1.(1): So wie ich
- 94 vgl. II. 3.1.(5): „Frau-Sein“ und Weiblichkeit
- 95 vgl. II. 5.3.2.: Die Emotionalen und die „gewichtigen“ Unterschiede; II. 3.1.(1): Eigenschaften und „Interesse“;
- 96 Diese Gesprächspartnerin beurteilt ihre Beziehungen zu den anderen Frauen ausnahmslos als „Nicht-Verhält-  
nisse“, vgl. II. 5.1.1.(2): Nicht so wie ich

- 97 vgl. II. 4.2.2.(1.): Die Tatsache der „Differenzierungen“  
98 vgl. II. 5.1.2.: Gemeinsamkeiten der Einschätzung der individuellen Beziehungen  
99 Reflektiert wird hier im Zusammenhang mit dem als Nicht-Verhältnis charakterisierten Kontakt zu einer anderen Frau, vgl. II. 5.1.1.(2): Nicht so wie ich  
100 vgl. II. 4.2.4.: Persönliche Wahrnehmungsselektion  
101 vgl. ebd.  
102 vgl. II. 5.3.2.: Die Emotionalen und die „gewichtigen“ Unterschiede  
103 vgl. II. 4.2.4.: Persönliche Wahrnehmungsselektion  
104 vgl. II. 5.3.2.: Die Emotionalen und die „gewichtigen“ Unterschiede  
105 vgl. II. 5.1.2.: Gemeinsamkeiten der Einschätzung der individuellen Beziehungen; 5.2.3.: Zusammenfassung: Kommunikationsformen und -kontexte; 5.2.5.: Zusammenfassung: Die Realität der anderen und die Kontext- und Personenabhängigkeit der Konflikte; und 5.3.5.: Der Umgang mit „kultureller“ Andersartigkeit und das Bewußtsein der Differenzen  
106 Es sind dies die Gesprächspartnerinnen (3), (6), (11) und (15)

### III. SCHLUSSBEMERKUNGEN ZUM SELBSTVERSTÄNDNIS ENGAGIERTER FRAUEN DER DEUTSCHEN MEHRHEITSGESELLSCHAFT

In Verbindung mit meinen anteilnehmenden Beobachtungen konnten durch die Analyse der Fallaussagen Typen und Muster von reflektiertem Selbstverständnis engagierter Frauen der deutschen Mehrheitsgesellschaft, ihrem Bild von Frauen nichtdeutscher Herkunft und ihren Deutungen der Begegnungswirklichkeit nach und nach herausgearbeitet und als existierende unterschiedliche Arten der Wirklichkeitsaneignung angenommen werden. Nun geht es um die Ergebnisse in bezug auf die Ausgangsfragestellungen des untersuchten Gesamtfalles im Lichte der theoretischen Vorgehensweisen und um Generalisierungen der Fallergebnisse. Dazu werde ich den Fall hypothetisch und perspektivisch beurteilen und zwar unter Einbeziehung der Interpretationshorizonte der vorliegenden Arbeit, des Erkenntnisinteresses und der Zielstellungen. Diese allgemeinen Ergebnisse sind nicht als präzise, in zwei bis drei Punkten abzuhandelnde, Antworten auf gestellte Fragen zu verstehen, sondern als aus dem Fall entwickelte Annahmen über das Selbstverständnis deutscher Frauen in ihren Beziehungen zu Migrantinnen, die in einem anderen FrageRahmen und unter anderen Bedingungen durchaus weiter verfolgt werden könnten.

Meine Arbeit begann mit der Beobachtung problematischer Beziehungen zwischen deutschen und ausländischen Frauen in der Bundesrepublik Deutschland. Es kam mir darauf an, die Konstruktion sozialer ungleicher Wirklichkeit innerhalb dieser Frauenbeziehungen aus der Perspektive der deutschen Frauen mit Kontakten zu Migrantinnen zu beleuchten. Antworten auf die Frage nach der subjektiven Bedeutung von Zugehörigkeit sollten Aufschluß geben über die Selbstkonstruktion deutscher Frauen und ihren Konstruktionsmechanismen im Zusammenhang mit Frauen machtungsgleicher und von der Mehrheit tatsächlich diskriminierter Minderheiten. Insbesondere sollten die Identifikation dieser anderen Frauen und die Deutung der Begegnung aus der Sicht der deutschen Frauen dargestellt, verstanden und gedeutet werden auch in Hinsicht auf Differenz herstellende Formen des Umgangs mit vorgefundenen Ungleichheiten.

Ausgangspunkt war also die zu Beginn meiner Untersuchung aktuelle Tatsache, daß Beziehungen von Frauen nicht mehr unhinterfragt hingenommen werden konnten und zwar durch die Zuweisung unterschiedlicher Gruppenzugehörigkeiten seitens der Minderheitsangehörigen, die diese als bestimmend für die konkrete Begegnung ansahen; diesbezüglich eingefordertes Nachdenken und Diskutieren über „kulturell dominante“ Mehrheitsverhaltensweisen endeten wie die Beziehungen in einer Sackgasse. Mittlerweile hat sich daran nichts Wesentliches geändert, außer daß die damals öffentlich gemachten Emotionen beider Seiten und die Dispute über Differenzen zwischen Frauen in nichtöffentliche Bereiche, wenn nicht überhaupt, verschwunden sind.

Meine Grundüberlegung bestand darin, daß bei aller struktureller Gemeinsamkeit von Frauen – ihrer überindividuell-objektiven Lebensrealitäten – die Differenz zwischen ihnen nicht von vornherein vernachlässigt werden sollte. Schwerpunkt der Fragestellung wurde die an diese Überlegung anknüpfende Frage nach der aktiven Rolle der deutschen Frauen im gesellschaftlichen Gruppengefüge als Angehörige der machtüberlegenen Mehrheit und zugleich – aber nicht vorrangig – als Frauen innerhalb eines zweigeschlechtlich organisierten Systems. Dabei ging ich von der Annahme aus, daß es Prozesse und Mechanismen gibt, die Ungleichheiten zwischen gesellschaftlichen Gruppen bestätigen und immer wieder neu hervorbringen, und deren Grundlage eine spezifisch europäische Art und Weise des Denkens in Gegensätzen und des Handelns als Überlegene in einer hierarchisch geordneten Welt. Wahrnehmen und Handeln in dieser überlieferten binären Perspektive hat im deutschen Kontext zur vorgängigen Definition nationaler außereuropäischer Minderheitsangehöriger als einheitlich kulturell Andersartige mit rückständig-bedrohlichen Verhaltensweisen geführt, deren nicht abendländisch-christliches Weltverständnis zusätzlich ihre Ausgrenzung aus der Mehrheit und ihre Nichtteilhabe an sogenannten westlichen Errungenschaften rechtfertigt.

Bei diesen Prozessen der Herstellung gesellschaftlicher Wirklichkeit ist – so meine weitergehenden Annahmen – die konkrete Interaktion zwischen einzelnen Menschen, hier zwischen Frauen unterschiedlicher Gruppenzugehörigkeiten, entscheidend, da die Prozesse durch Habitualisierungen vermittelt sind. Eingekörperte Sinnorientierung und kollektive Traditionen können die Wahrnehmung der Wirklichkeit von anderen, deren gleichzeitige kontinuierliche einordnende Deutung in schon bekannten Schemata und darauf aufbauende Handlungen bestimmen. Die so produzierte Wirklichkeit bestimmt wiederum und in gleicher Weise Wahrnehmungen und Handlungen. Zentral für diesen Vorgang ist die Möglichkeit der einzelnen, am Konstruktionsprozeß aktiv teilzunehmen; diese Teilhabe ist abhängig von der Macht der Gruppe, der die einzelnen angehören. Je nach Gruppeninteresse können Nichtdazugehörige definiert und ausgeschlossen, Dazugehörige eingeschlossen werden. Zu einer Gruppe zu gehören ist ein wichtiger Aspekt der menschlichen Selbstdefinition.

Ich ging davon aus, daß das Selbstkonzept nicht an eine einzige Gruppe gebunden ist, sondern daß es verschiedene Identitäten gibt, die übergeordnet oder untergeordnet sein und sich in ihrer Bedeutung und in einzelnen Lebensphasen verändern können. Miteinbezogen wurden hier die theoretischen Auffassungen, daß Grenzziehungen zwischen Gruppen die persönlichen Interaktionen je nach der emotionalen Wichtigkeit, die die Gruppenmitglieder diesen Trennungslinien beimessen, beeinflussen; daß Zugehörigkeitsgefühle einerseits von der vorgestellten Gruppenmitgliedschaft und andererseits von der von anderen zugewiesenen Gruppenangehörigkeit abhängen und daß ein befriedigendes Selbstbild durch die vergleichende Konstruktion eines im allgemeinen minderwertigen Gegenbildes anderer erst geschaffen und aufrechterhalten wird. Allerdings nahm ich weiter an, daß Handlungen nicht aufgrund vorgefundener sinnhafter Konstruktionsbedingungen gezwungenermaßen ausgeführt werden, sondern aufgrund ihrer Reflexionszugänglichkeit individuelle vom „Standard“ abweichende Wahlmöglichkeiten beinhalten. Vor diesem Hintergrund wollte ich wissen, wie sich deutsche Frauen innerhalb dieser Bedingungen erfahren und welche Sicht auf die faktisch ungleiche Welt in ihren Beziehungen zu Migrantinnen zum Ausdruck kommt. Insbesondere stellte ich mir – bezogen auf die konkreten Frauen – die Frage, ob sie – als gesellschaftlich passiv Konstruierte – als Mehrheitsangehörige tätig Konstruierende und andere Ein- oder Ausschießende sind.

Die Ausrichtung meines Interesses auf das Verstehen, nicht auf das Erklären, begründete meine Perspektive auf das Wie der Handlungen von deutschen Frauen und auf ihre Konstruktionsweisen sozialer Wirklichkeit bei Begegnungen mit Frauen gesellschaftlicher Minderheiten. Die subjektiven Erfahrungen, Sichtweisen und Deutungen der deutschen Frauen standen im Mittelpunkt der Untersuchung. Andere Aspekte, die gleichfalls in Zusammenhang mit Fragen der Teilhabe von Frauen an Konstruktionsvorgängen und Gruppenidentitäten von Bedeutung sind, wurden nicht – oder nur vermittelt – berücksichtigt. Hierzu gehören insbesondere die Erfahrungen von Frauen der Minderheit, ihre Sichtweisen, Zugehörigkeitsdeutungen und Gegenbilder als Angehörige einer machtschwächeren Gruppe und als durch Frauen der Mehrheit Konstruierte; und eine genaue Beschreibung von Lebensbedingungen und -realitäten von Migrantinnen in Deutschland, die absieht von statistischen Kategorien und nicht von vornherein ausgeht von kulturellen und anderen klassifizierenden Einteilungen.

Beim Blick auf die Bedeutung von Zugehörigkeiten, auf Ungleichheitswahrnehmungen, auf die Beschreibung von Zugehörigkeiten anderer Frauen und auf individuelle Umgangsweisen mit diesen identifikatorischen Prozessen wurde allgemein deutlich, daß Selbstkonzept und Selbstverständnis der engagierten Frauen der deutschen Mehrheitsgesellschaft zwar auf dem Vergleich mit einem Gegenüber basieren, das als entgegengesetzt und kollektiv vorgestellt wird, und das zur Bestimmung von Grenzen benutzt wird, das aber nicht mit einem als einheitlich konstruierten Eigenkollektiv korrespondiert. Auf der Ebene der einheimischen und ausländischen Gruppen folgt die Entgegensetzung nicht einem einfachen hierarchisierenden Klassifikationsprinzip: höherbewertete einheitliche Mehrheitsgruppe versus niedrig bewertete einheitliche Gruppe der Minderheitsangehörigen. Das Selbstkonzept der deutschen Frauen innerhalb einer Gruppenidentität bezieht sich vielmehr auf das außerhalb jeglicher Einteilungen stehende Individuum, das sich aus den verschiedensten Gründen von der Masse, auch der Deutschen, abhebt. Die Summe dieser Individuen, die eine aus der Normalität der Mehrheitsgruppe herausragende Norm verbindet, bildet in den Augen der deutschen Frauen eine Nebengruppe



mit allgemein kritischem und gesellschaftskritischem Potential und einen Gegenpol zu mehrheitsgängigen Lebensweisen, Meinungen und Haltungen. Ein Zusammengehörigkeitsgefühl einer nationalen Wir-Gruppe wird damit bewußt ausgeschlossen, und ein Anlaß zu Ängsten vor Überfremdung durch eine Minderheitsgruppe ist nicht gegeben.

Ein gemeinsames Muster der gesellschaftlich mehr oder weniger außenseitigen Persönlichkeit, engagiert gegen Ungerechtigkeiten und für eine bessere Welt, das zunächst vage beobachtet und entdeckt wurde, führte im weiteren Verlauf der Arbeit zur Annahme, daß dieses Selbstverständnismuster der außergewöhnlichen individuellen Existenz die subjektiven Sichtweisen und Handlungen der deutschen Frauen in vielen Interaktionsbereichen bestimmt, auch in konkreten Begegnungssituationen mit Frauen von Minderheiten.

Beim genaueren Blick auf die Bedeutung von Zugehörigkeit zur Mehrheitsgruppe konnte im Laufe der Datenauswertung dann festgestellt werden, daß die Mitgliedschaft in der Mehrheitsgruppe dennoch für das Selbstverständnis der deutschen Frauen eine große Rolle spielt, insofern als sie eben als negativer Bezugspunkt für die Positionierung außerhalb von als deutsch angenommenen Standards fungiert. Unter dem Eindruck aktueller Geschehnisse, die im Grunde eine Auseinandersetzung mit eigenen Zugehörigkeiten herausfordern, nämlich auf der einen Seite mit der Einheit der Deutschen im Zuge des Zusammenschlusses zweier Staaten und auf der anderen Seite mit den von deutschen Menschen begangenen Gewalttaten gegen Nichtdeutsche in Deutschland, werden Klischees vom häßlich-bösen Deutschen eingesetzt und als Folie projiziert, auf deren Hintergrund eigene positive Konturen besonders deutlich hervorzuheben sind. In diesem Sinne wird Deutsch-Sein nicht akzeptiert, der Zugehörigkeit nicht oder nur unter großen Vorbehalten zugestimmt. Die hier gewollte befremdete Distanz der Position der deutschen Frauen, die in den Äußerungen zutage kommt, ist nur eine scheinbare: sie erlaubt ihnen keinen unverstellten objektiven Blick, wie er dem Fremden im Simmelschen Sinne eigen ist, sondern erzeugt diverse ambivalente Strategien von Ablehnung, Relativierung und Verdrängung der Tatsache, der deutschen Mehrheit anzugehören. Ein Bewußtsein über die Mitgliedschaft in der nationalen Mehrheitsgruppe ist allerdings bei Jeder vorhanden; damit eventuell zusammenhängende Gefühle werden soweit möglich nicht zugelassen, wie überhaupt Identifikationen in diesem Kontext als eher peinlich reflektiert werden. Selbsteinordnungen in ein festes, hierarchisches Gruppengefüge werden abgelehnt. Eine explizit positive Wertigkeit des Status als Mehrheitsangehörige existiert nicht. Die vor allem negative Bewertung dieser Gruppenzugehörigkeit begünstigt einen imaginären Selbstausschluß, der umso bedeutender für den Lebensentwurf wird, je eindeutiger von anderen genau diese reale Zugehörigkeit thematisiert wird.

Die strukturell gemeinsame Ausgangslage der deutschen Frauen, nämlich dem weiblichen Geschlecht anzugehören, wird in den Äußerungen keineswegs als geschlechtsspezifische Problemlage gedeutet, sondern es wird in der Ablehnung zugeschriebener sogenannter weiblicher Rollenmuster ein solches Sich-Ausliefern kritisiert und zudem eine typische Existenzweise als Frau insgesamt negiert. Den in der persönlichen Vergangenheit als ausgeprägt zweigeschlechtlich erfahrenen Verhaltensanforderungen und der Erfahrung traditioneller Weiblichkeitskodes in der Herkunftsfamilie werden in der aktuell-alltäglichen Lebenswelt das freie autonome Subjekt entgegengestellt, daß aufgrund individueller Wesenseigenschaften und kritischem Engagiertsein, durch Unabhängigkeit, durch flexible Offenheit und durch die eigene Kraft, das Leben zu gestalten, den Mustern entkommen kann, wodurch eine Befreiung aus den Zwängen eines weiblichen Selbst gelingen und das „Kohäsionspotential“ der Gruppe der Frauen gegenüber einer mächtigen Männergruppe gestärkt werden kann.

Hier deckt sich zwar die Kritik der deutschen Frauen zu einem großen Teil mit der feministischen Kritik an der männlich kodierten gesellschaftlichen Normalkonstruktion von Weiblichkeit und der weiblichen Biographie. Gleichfalls wurde in meiner Analyse gezeigt, daß nicht unbedingt kontinuierliche, sondern durchaus gebrochene Lebensläufe und ambivalente Gefühle als Frau die Schwierigkeiten der einzelnen Frau belegen, in der weiblichen Lebensrealität das Hineinsozialisiertsein in strukturell bedingte Lebensumstände zu überwinden. Der Kampf um die Selbstgestaltung des Lebens scheint in einzelnen Lebensphasen nur durchführbar um den Preis des Sich-Absetzens von denjenigen Mitbetroffenen, die als Frauen nicht den gesetzten Idealen und Maßstäben folgen wollen oder können. Be-

stimmte Selbstrepräsentationen, besonders die Darstellung der äußeren Erscheinung, der Lebensform und des persönlichen Auftretens, werden von den deutschen Frauen als sinnträchtige Hinweise auf kritisch-offene Einstellungen gewertet. Gegensätzlich zur frauenpolitisch geforderten Verbundenheit von Frauen durch gemeinsame Betroffenheit von patriarchaler Unterdrückung und zur Selbststilisierung als diskriminierte globale und gesellschaftliche Minderheit, verlieren in der Selbstkonstruktion der deutschen Frauen Gemeinsamkeiten aufgrund des Geschlechts und damit Solidarität an Bedeutung.

In ihrem Selbstentwurf bringen die deutschen Frauen gängige gesellschaftliche Vorstellungen vom modernen männlich-mächtigen Subjekt zum Ausdruck, das Weiblichkeit formiert, unterbewertet und als nachrangig einstuft. Der Selbstausschluß aus dieser Weiblichkeit kollidiert mit den real-strukturellen und geschlechtsspezifisch konstruierten Existenzbedingungen. Trotzdem werden Opfererfahrungen als Frauen – wenn überhaupt – nur als individuell gemeisterte Vergangenheit wahrgenommen und reflektiert; aktuelle Ängste vor Ausgrenzung und Herabsetzung als Frau und als leidendes Opfer einer typischen Männerwelt werden nicht ausgesprochen. Insofern kann gesagt werden, daß es die angeblich für Frauen unbekannte fremde Welt, die Seite der Täter mit für Frauen unverständlichen Regeln, im Fall der deutschen Frauen nicht gibt. Vielmehr sind ihnen zumindest die männlich geprägten Vorstellungen von Grenzziehungen zwischen den Geschlechtern soweit vertraut, daß deren Mechanismen zur Selbstkonstruktion übernommen werden.

Diese spezifische Bewältigung der Wirklichkeit als Frau und als Frau der nationalen Mehrheitsgruppe steht in – theoretisch auch angenommenen – Zusammenhang mit der Bewältigung von Erfahrungen mit anderen Frauen allgemein und mit Migrantinnen im besonderen. Meine Analyse der verschiedenen Dimensionen von Konstruktionsprozessen machte einerseits deutlich, daß habitualisierte Strukturen ein Denken und Handeln wie üblich einer etablierten Mehrheit begünstigen und Machtmöglichkeiten aufgrund eines Gruppenangehörigenstatus ausgenutzt werden, daß aber andererseits Grenzen der Welt und Grenzziehungen prinzipiell erweiterbar sind und Konstruktionsmacht und Handlungen reflektiert werden.

Es konnte gezeigt werden, daß die Wahrnehmung vorhandener gesellschaftlicher Ungleichheiten in Deutschland von den engagierten Frauen der deutschen Mehrheitsgesellschaft in Teilen den europäisch genannten Wahrnehmungsschemata und Deutungen folgt, indem in der Rede über ausländische Frauen in Deutschland keine Unterschiede gemacht werden zwischen einzelnen Gruppenzugehörigkeiten von Frauen. Grenzziehungen beruhen hier wie dort auf dem Hauptgegensatz zwischen der differenziert-dynamischen Kultur und Identität der einen Gemeinschaft und der undifferenziert-statischen Kultur der anderen. In dieser Vorstellung steht die westlich-fortschrittliche Individualität der außereuropäisch-rückschrittlichen Kollektivität gegenüber. Die der Vorstellung zugrundeliegende Aufteilung der Welt in moderne Industriestaaten mit aufgeklärt-demokratischer Kultur auf der einen und unentwickelte Länder mit religionsgeprägten Stammeskulturen auf der anderen Seite wird von den deutschen Frauen unhinterfragt akzeptiert, insoweit als sie bei ihrer Sicht auf Zugehörigkeiten sich selbstverständlich und entgegen ihrer Ablehnung von Gruppeneinteilungen der westlich genannten Kulturseite zuordnen.

Für die deutschen Frauen und ihre soziale Wirklichkeit machen diese Zuordnungen Sinn: Ein genaueres Hinsehen auf die Inhalte der Konstruktion von Minderheitsfrauen brachte Elemente eines überlieferten europäischen Wissens über nicht europäische Menschen und speziell Frauen zum Vorschein, die auf Migrantinnen in Deutschland bezogen und mit denen ihr Anderssein erklärt wurde. Sie entsprechen auch spezifisch deutschen Bildern und Deutungsmustern, sind aber aufgrund der Nichtidentifikation der deutschen Frauen mit ihrer deutschen Mehrheitsgruppe funktionell anders gelagert und in sich noch widersprüchlicher. Ob Ausländerinnen von den deutschen Frauen als stolz oder nicht selbstbewußt, hochmütig und hinterhältig-schlau oder kleinlaut und stumm, betrügerisch oder ehrlich, unbeholfen oder geschickt, nichtstehend oder schwer arbeitend, unfrei, unterdrückt und schwach oder frei und stark beschrieben werden, hängt nicht von der realen Zugehörigkeit einer speziell benannten Frau ab, sondern von der individuellen Funktion dieser Zuschreibungen für die Selbstdefinition der einzelnen deutschen Frau.

Die Zuweisung von bestimmten Wesenseigenschaften der ausländischen Frau und deren Deutung als durch den Hintergrund einer patriarchalisch-islamischen Kultur geprägt, die individuelle und Gruppenidentitäten in einem einheitlich gedachten Sinnhorizont auslöscht und die Gegensatzbildung von frauenunterdrückendem Orient zu gleichheitsförderndem Okzident und die Projektion von Ängsten erlaubt, wird von den deutschen Frauen auch vorgebracht. Ebenso findet die Zuschreibung einer Gemeinschaftsidentität der ausländischen Frau innerhalb eines üblichen Definitionsrahmens und innerhalb eines hierarchisierenden Einordnungssystems von verschiedenen Ausländergruppen statt, in dem die als türkisch bezeichnete FrauenGruppe an hervorragend minderwertiger Stelle steht. Auch das Darstellungsmuster von Opfersein und individueller Opferbereitschaft der türkischen Frau, ihrer Mitäterschaft an widrigen Lebensverhältnissen, wird thematisiert. Gleichermaßen folgt die Deutung von äußeren Zeichen, die symbolhaft auf einheitlich andersartige Frauen hinweisen, deutschen Standardmustern.

Allerdings ziehen die deutschen engagierten Frauen ihre Trennungslinien quer zu vorhandenen Gruppenzugehörigkeiten und auch quer zum basalen binären Klassifikationssystem sozialer Wirklichkeit: Ihr Einteilungsmuster in traditionelle und nicht traditionelle Frauen macht für sie Sinn innerhalb ihrer Beziehungswirklichkeit und bestimmt ihr Spektrum von Handlungsmöglichkeiten. So beziehen sich die Ungleichheitswahrnehmungen auf verschiedenen Ebenen, faktisch, im Denken, Fühlen, Verhalten, Lebensstil usw. zwar auf den BildHintergrund der traditionellen männerkulturgeprägten türkisch-islamischen Frau, insofern als unter dieser Voraussetzung und unter der Voraussetzung der eigenen unerklärten Zugehörigkeit definiert werden soll, wie und in welcher Weise andere Frauen – gemessen an der Abweichung zum konstruierten NormalBild und am persönlichen Schema – unähnlich oder ähnlich sind. Da dieser Maßstab aber vor allem auf die besondere Persönlichkeit zentriert ist und für *alle* Frauen gilt, werden auch die gesellschaftlich als traditionell kategorisierten, aber vom Schema irgendwie abweichenden, türkischen Frauen in der Deutung der deutschen Frauen nicht zu Ausnahmen erklärt, sondern zu Gleichen, die auch außerhalb der Strukturen gedacht werden. Erst unter dieser Bedingung werden Beziehungen als interessant und sinnvoll erlebt.

Der Einschluß in die Frauengruppe der auf eine bestimmte Art definierten Gleichen und der Ausschluß der vermuteten Ungleichen gleicht der als europäisch identifizierten Haltung und dem überlieferten Muster der Inkorporation in die christlich-abendländische Glaubensgemeinschaft. Für diese wurde festgestellt, daß nur diejenigen, die ihrem anderen Glauben oder ihrer Weltanschauung abschwören, als Mitglieder und Angegliene aufgenommen wurden, alle Widerwilligen jedoch als Nichtdazugehörige ausgestoßen und unter deutschen historischen Umständen sogar vernichtet wurden. Der Fall der deutschen Frauen und ihrer Haltungen in der interaktiven Wahrnehmung und Deutung von Ungleichheiten ist subtiler, dynamischer und komplexer. Ihre Nichtbeachtung von Machtungleichheiten gesellschaftlicher Gruppen in Deutschland trägt zur Aufrechterhaltung ungleicher Ausgangslagen dieser Gruppen bei und beinhaltet gleichzeitig eine Schwächung der machtstärkeren Gruppe dadurch, daß sie die Voraussetzung bildet zur Kontaktaufnahme mit ebenden Angehörigen der machtschwächeren Gruppe und eine eventuell wirklichkeitsverändernde Interaktion erst dadurch zustande kommt.

In Begegnungssituationen werden Migrantinnen von den deutschen Frauen im Sinne ihrer spezifischen Ungleichheitskonstruktion nach dem Grad ihrer Gleichheit mit der Selbstdefinition wahrgenommen, beurteilt und behandelt. Die Einordnung als Dazugehörige ist größtenteils abhängig von den auch für das Selbstbild der deutschen Frauen wichtigen Anhaltspunkten: ihrem äußeren Erscheinungsbild, ihrem engagierten Auftreten und ihrer Fähigkeit, den gesetzten Normen zu entsprechen. Im Zusammenwirken der „privaten“ Vorstellungen der deutschen Frauen über den Wert von Zugehörigkeiten mit gesellschaftlichen Standardvorstellungen über Aussehen, Verhalten und Lebensweisen der weiblichen Angehörigen einer gänzlich fremden Kultur konnten Haltungen und Verhaltensmuster identifiziert werden, die eine durchgängige Ambivalenz der Zuschreibung von Zugehörigkeiten und in den individuellen Umgangsweisen mit realen Gruppenzugehörigen deutlich machen.

Ein unreflektiertes Handeln als Mitglied der machtstärkeren gesellschaftlichen Gruppe existiert als Muster ebenso wie wie ein Hinterfragen dieses Verhaltens, Unterschiede im Machtstatus von Grup-

penangehörigen werden gesehen und in einem größeren theoretischen Rahmen kritisch diskutiert. Ich nehme jedoch im Fall der deutschen engagierten Frauen an, daß die Selbstdefinition als außerhalb von Kategorisierungen stehende Frauen eine praktische Bestätigung durch die interaktive Wirklichkeit verlangt, die eben durch das Zulassen von bestimmten „passenden“ Frauen als kommunikationswerte Partnerinnen erreicht werden soll. Das Muster der einteilenden Perspektive der deutschen Frauen, ihre individuelle Grenzziehung zwischen Ungleichen und Gleichen, bewirken eine Dynamik in ihren Beziehungen zu Migrantinnen, die zum einen die Aktivierung der Mehrheitsbilder von ausländischen Frauen und Verhaltensweisen begünstigt, zum anderen Erschütterungen des Selbstverständnisses und Einsichten erzwingt.

Das Bedingungsgefüge der Wahrnehmungsmechanismen und der subjektiven Deutungen der Beziehungen von engagierten Frauen der deutschen Mehrheitsgesellschaft zu Frauen nichtdeutscher Herkunft kann wie folgt angenommen werden:

Äußere Rahmenverhältnisse der konkreten Situation, verschiedener persönlicher Status oder/und machtungleich vorstrukturierte Begegnungen, bedingen im allgemeinen nicht die Kategorisierungsmöglichkeiten und die Unterscheidungen, die auf dem Muster traditionell versus nicht traditionell basieren. Da vor allem dieser Differenzierung von den deutschen Frauen Sinn unterlegt wird, beeinflusst sie in besonderem Maße die Umgangsweisen mit Migrantinnen. Die Integration in die Kommunikation der deutschen Frauen Gruppe hängt ab von diesem geglaubten Zugehörigkeitsmuster.

Eine Bedingung für die Unterscheidungen im konkreten Begegnungssituationen und in den konkreten Verhaltensweisen ist die Selbstkonstruktion der deutschen Frauen, das heißt diejenigen Vorstellungen, die sie über sich selbst haben. Je dezidiierter diese vertreten werden, desto weniger werden differierende Standpunkte in bezug auf Zugehörigkeiten von ihnen akzeptiert. Die Mitgliedschaft in der Mehrheitsgruppe der Deutschen wird in den Situationen als weder wichtig noch unwichtig wahrgenommen, da situative Kontakte nicht als Gruppenbeziehungen gedeutet werden. Die Deutschen werden zwar einheitlich kategorisiert, aber durch die Ablehnung der Mitgliedschaft, weil sich die deutschen Frauen eben nicht als Mitglieder der etablierten Mehrheitsgruppe sehen, werden Gruppenzugehörigkeit und darauf gründende Machtbeziehungen nicht beachtet. Der starke emotionale – wenn auch negative – Einsatz in das Bewußtsein, zur Gruppe der Deutschen zu gehören, überlagert dennoch alle Begegnungssituationen; es gibt daher – wie schon in den Vorüberlegungen angenommen – viele unterschiedliche Situationen – vorgeprägte und ein Verhalten nahelegende oder weniger bis gar nicht vorgeprägte –, in denen im Sinne der dominanten Mehrheitsgruppe wahrgenommen und gehandelt wird.

Ein Auf-die-anderen-Zugehen ist in den Augen der deutschen Frauen möglich und sinnvoll, wenn Ähnlichkeit festgestellt werden kann. Die Einstufung von Migrantinnen als traditionell oder nicht traditionell entscheidet über eine Kontaktaufnahme. Diese erfolgt im wesentlichen unreflektiert bzw. „zufällig“ derart, daß bei einfach zu leistender Kategorisierung durch das äußere Erscheinungsbild, durch bestimmte Symbole wie Kopfbedeckung, Verhaltensformen und Sprache, die Aufnahme einer intensiven und als befriedigend erlebten Beziehung eher unwahrscheinlich ist. Nicht ausgeschlossen ist dagegen ein oberflächlicher und von vornherein als ungleich eingestufteter Kontakt, dem aber wenig Bedeutung zugemessen wird.

Eine Anerkennung der Beziehung als eine zwischen gleichgearteten und gleichwertigen Partnerinnen ist davon abhängig, welche Übereinstimmungen in Weltanschauung, Werten und Verhalten vermutet werden können. Dabei ist unwichtig, ob die Übereinstimmungen tatsächlich existieren. Solange den Vermutungen nicht durch gegenteilige Wahrnehmungen widersprochen wird, spielt die Herkunft oder Gruppenzugehörigkeit der Frauen, die als Kommunikationsgegenüber angesehen werden, keine Rolle. Mit anderen Worten: die Grenzziehungen der deutschen Frauen sind gültig und kommunikationsbestimmend, solange wie die anderen Frauen nicht die eigene Zugehörigkeit benennen und als gefühlsbesetzte erkennen oder vermuten lassen.

Veränderungen der Beziehungen und Horizontverengungen in den Perspektiven auf Zugehörigkeiten finden dann statt, wenn aus unterschiedlichen Gründen die vorgestellte Gleichheit und die gewünschte gleiche Ebene von den deutschen Frauen nicht hergestellt werden können. Äußere Kontexte, ungünstige situative Rahmenbedingungen und persönliche Eigenarten der anderen werden als dafür

verantwortlich gedeutet. Können Migrantinnen nicht mehr als Ähnliche eingestuft werden, orientieren sich die Sichtweisen der deutschen Frauen an überlieferten Schemata der Wahrnehmung ausländischer Frauen in Deutschland und entsprechender Deutungsmuster: Unterschiede zwischen einzelnen werden nicht mehr wahrgenommen, sondern nur die von Gruppen und der unterschiedliche Grad ihrer Prägung durch eine unterdrückende traditionelle Kultur. Klischeehafte Bilder funktionieren als herkömmliche Gegenparts: die persönliche fortschrittliche Identität wird in einen Gegensatz gestellt zur kollektiven unemanzipierten Identität der anderen. Frau-Sein und Normalkonstruktionen traditioneller Weiblichkeit werden als bestimmend für Migrantinnen gedeutet, im Gegensatz zum eigenen Selbstverständnis der deutschen Frauen, die diese Weiblichkeitsbilder ablehnen und sich weder als Abhängige noch als Opfer fühlen. Das Bild türkisch-arabischer Frauen und das „Orientalische“ werden besonders einheitlich konstruiert und negativ konnotiert. Dadurch wird seine interaktive Funktion deutlich: es wird dann aktiviert, wenn der Interessenlage für das eigene Selbstverständnis von den Kommunikationsbeteiligten nicht entsprochen wird oder wenn es zur Heraushebung der eigenen Ansprüche und Verdienste notwendig wird., zum Absetzen von anderen und zur WiderSpiegelung der eigenen Selbstdefinition. Dabei gilt: Je differenzierter das Selbstbild, desto einheitlicher wird das Bild der anderen und ihre Traditionalität konstruiert.

Die den vertrauten Bildern folgenden Ungleichheitsdefinitionen führen zu Mustern des Verhaltens, die aufgrund der Zugehörigkeit der deutschen Frauen zur dominanten Mehrheitsgruppe ausgrenzend wirken können: hierzu gehören Muster des Helfens, der massiven Durchsetzung von Interessen, des Fallenlassens jeglicher Verständigungsbemühungen. Dominantes Verhalten und Überlegenheitsgefühle der deutschen Frauen kommen auch in ihrer subjektiven Deutung von Verhalten und Erklärungen dazu zum Ausdruck: indem die Prägung durch das Kollektiv negativ eingeordnet und als unterlegen betrachtet wird gegenüber der Nicht-Prägung und der autonomen Handlungsfähigkeit der deutschen Frauen, werden Verhaltensmuster, die von eigenen Vorstellungen abweichen, in der Grundtendenz nie fasziniert, sondern immer geringschätzig-angewidert betrachtet. Bezugspunkt und Maßstab dafür sind jedoch nicht ausschließlich die Differenz zur Selbstkonstruktion, sondern zugleich die Vorstellungen über traditionelles Verhalten von Frauen in der deutschen Normalgesellschaft und die Vorstellungen über kulturell-religiöse Eigenarten der anderen, also die Orientierung an Bildern der Mehrheit sowohl über Frau-Sein und Weiblichkeit als auch über Frauen von Minderheitsgruppen in Deutschland, die äußere Zeichen ungleichen Aussehens und Verhaltens als aussagekräftige Beweise für bestimmte Wesenseigenschaften und gesellschaftlich-kulturelle Ordnungen ansieht. Insbesondere wird Sprache als Zeichen von Zugehörigkeit im Kontext von Begegnungen zum entscheidenden Prüfstein von Ähnlichkeit und die deutsche Sprache als Kommunikationsvoraussetzung gedeutet.

Meine Annahmen in diesem Kontext sind, daß das Selbstverständnismuster der deutschen Frauen eine Angleichung und Anpassung von anderen durch deren Klassifikation als höherwertige, dem Selbstbild entsprechende Frauen, erfordert; daß als Bedingung für Kommunikation dieses Selbstverständnis von den beteiligten anderen Frauen gesehen, verstanden und diskussionslos akzeptiert werden muß; daß die Interaktion zentriert ist auf die Person und die Persönlichkeit der deutschen Frauen und deren Macht über die Zugehörigkeitszuschreibungen. Das gilt für die Zuschreibung einer homogenen Identität als Frau und als Frau einer homogenen nationalen Minderheit als auch für die Leugnung der identifikatorischen Bedeutung von spezifisch differenzierten Gruppenzugehörigkeiten. Je größer die Ablehnung der Zugehörigkeit zur nationalen Mehrheitsgruppe und je höher der Grad an Außenseitertum auf seiten der deutschen Frauen, desto weniger werden Migrantinnen in ihrem Eingebundensein in Gruppenzugehörigkeiten akzeptiert.

Andererseits: wenn Überlegenheitsverhalten und -gefühle nicht fraglos von Migrantinnen hingenommen werden; wenn sie die geforderte Anpassung an die Werte und Normen der deutschen Frauen offen verweigern; wenn von ihnen auf einer differenzierten Gruppenzugehörigkeit als Identitätsangebot bestanden wird; wenn positive Gefühle in diesem Zusammenhang gezeigt werden; wenn diese Gruppenzugehörigkeit eine die deutschen Frauen ausschließende Tendenz vermuten läßt, dann ändert sich die Beziehung und die Kommunikationsform, oder besser: sie werden verändert durch die deutschen Frauen. Entweder werden die anderen zu Ungleichen umdefiniert, um auf dieser Grundlage

das Nicht-Verhältnis oder die Null-Kommunikation einzuleiten, oder aber der Kontakt wird als Freundschaft zu interessanten fremden Frauen deklariert.

Weiterhin ist zu schließen, daß differierendes Verhalten, Aussehen und Existenzformen nur dann als gleich gültig und wertvoll anerkannt werden und Vorwürfe über ausgrenzendes Mehrheitsmachtverhalten ernstgenommen werden bei Angriffen von als gleich und gleich kompetent vermuteten nichtdeutschen Frauen. Nur dann werden Selbstzweifel geäußert. Die Zuweisung einer deutschen Gruppenidentität von außen erzeugt Rechtfertigungsstrategien, aber auch Unsicherheiten über die Bedeutung von Sichtweisen und Zugehörigkeiten, und ein Selbstausschluß in diesem Zusammenhang ist nicht mehr denkbar. Wenn den deutschen Frauen möglich ist, überhaupt unterschiedliche Gruppenzugehörigkeiten zu sehen, ist die Wahrscheinlichkeit hoch, daß Migrantinnen von ihnen als individuelle Andere innerhalb ihrer speziellen Gruppe wahrgenommen werden.

Abweichend vom gesellschaftlichen deutschen Standard, der Migrantinnen durchweg und immer als ungleich anders definiert, definieren die deutschen engagierten Frauen mal übereinstimmend als ungleich anders und mal als gleich anders. Beobachtete Differenzen zwischen Frauen der Mehrheit und der Minderheit und Ungleichheiten ihrer sozialen Wirklichkeit werden in der Deutung der deutschen Frauen als Gleichheit oder Ungleichheit definiert und zwar abhängig vom je persönlichen Interesse, vom versprochenen kommunikativen Nutzwert, von der Neigung und dem Bedürfnis, im Umgang mit Menschen diese weiterzubringen, und vom mehr oder weniger starken und gefestigten Selbstwertgefühl.

Meine Analyse machte deutlich, daß in den Haltungen der deutschen Frauen in Begegnungssituationen und in ihren Beziehungen zu Migrantinnen Perspektivität nur ansatzweise vorhanden ist, wie überhaupt das Hineindenken in andere Menschen und die gefühlsbeteiligte Übernahme ihrer Standpunkte nicht zum Wertekanon im Selbstverständnis der deutschen Frauen gehören. Eine gedankliche Gleichstellung mit dem Eigenen, deren Basis das gemeinsame Frau-Sein, das zusammen Arbeiten, das gemeinsame aktuelle Engagiertsein, das gemeinsame Opfer-gewesen-Sein, usw. sein kann, benennt zwar Übereinstimmungen, läßt in den Äußerungen der deutschen Frauen aber keine Empathie erkennen. Eine Definition der anderen als Nichtgleiche, wenn also die Identifizierungsprozesse den Mehrheitsmustern folgen, ruft Haltungsmuster der Verachtung, der Entrüstung und des aggressiven Ärgers hervor. Trotz der Darstellungsmuster der armen Migrantin in Deutschland, gequält von Unterdrückung und Herabsetzung, und zu einem unwürdigen Leben gezwungen, werden Gefühle wie Bedauern oder Mitleid mit anderen nicht nur nicht geäußert, sondern als unangemessen zurückgewiesen. Hier ist keine feindliche Haltung festzustellen, jedoch auch keine freundliche; nur in unbedeutenden und wenigen Teilbereichen werden Migrantinnen als anziehend exotisch empfunden und idealisiert.

Nebenbei bemerkt ist die Perspektive der deutschen Frauen auf die Männer nichtdeutscher Minderheiten anders: Während die traditionelle Frauengruppe nie als Bedrohung wahrgenommen wird, werden die Verhaltensweisen ihrer Männer durchweg als orientalistisch-despotisch und gewalttätig gedeutet, wenn sie im Kontext ihrer Kultur beschrieben werden; werden sie im individuellen Kontext der deutschen Frauen als mögliche oder reale Partner betrachtet, sind sie dagegen anziehend und erotisch.

Erzwungene Angleichung bewirkt die Bestätigung von Ungleichheiten zwischen deutschen Frauen und Migrantinnen. Möglichkeiten zur Änderung von Konstruktionen durch die überlegenen Subjekte, durch diejenigen, die aufgrund ihrer Macht die konstruierende Seite bilden, sind gleichwohl gegeben und aus ebendieser Verhaltensform abzuleiten. Ausgesprochen rassistisches Verhalten, das ein Wir-Gefühl mit der nationalen Gruppe und die angenommene Überlegenheitsbedrohung der Gruppe voraussetzt, existiert nicht. Besonders ist durch das den deutschen Frauen mögliche Denken über die Welt und ihre Weltsicht anzunehmen, daß eigene Handlungen gemäß den Erkenntnissen über Zweifel und Unsicherheiten und gemäß der Einsicht in deren Gefühlsbestimmtheit zu steuern sind. Weder Selbstbild noch Fremdbild sind somit als unveränderlich zu sehen: sie können sich wie die sie bestimmenden Zugehörigkeitsperspektiven und deren Bedeutung für die je einzelne deutsche Frau wandeln.

Die Voraussetzungen für eine solche Wandlung, die unmittelbar die kommunikative Wirklichkeit von Frauen der deutschen Mehrheit und Frauen nichtdeutscher Herkunft betrifft, möchte ich als Fazit meiner Untersuchung folgendermaßen formulieren: Verständnis und Verständigung zwischen

Frauen unterschiedlicher Gruppenangehörigkeit, die auf der individuellen Ebene nur in Teilen und in unbefriedigender Weise existieren, sind in weiterem Umfang möglich und anzunehmen, wenn

- Machtchancen und ihre ungleiche Verteilung von den engagierten Frauen der deutschen Mehrheitsgesellschaft und von Frauen nichtdeutscher Herkunft nicht nur gesehen, sondern nicht akzeptiert und kritisiert werden;
- die Abgrenzung zu Standardmeinungen nicht im Vordergrund bzw. auf der Bewertungsskala am höchsten steht;
- in persönlichen Begegnungen – und in jeder Situation aufs Neue – Auseinandersetzungen über Bilder, Konstruktionen, Konstruktionsbedingungen und Zugehörigkeiten von Menschen zu Gruppen stattfinden;
- Gefühle gleichweder Art, die mit Zugehörigkeiten verbunden sind, als existent erkannt, nicht negiert, sondern anerkannt und reflektiert werden;
- Verhaltensformen, Einstellungen und Selbstrepräsentationen von Migrantinnen in ihrer Verschiedenheit oder ihrer Gleichheit, aber in jedem Fall akzeptiert werden;
- die Bedeutung gemeinsamer Lebensformen und Lebenserfahrungen von Frauen und die daraus entwickelten Empfindens- und Verhaltensweisen nicht als per se vertraut, positiv und als besser betont, sondern massiv in Zweifel gezogen werden;
- insbesondere die „Sichtbarkeit“ von Andersartigkeit permanent in Frage gestellt und bezweifelt wird;
- egozentrische Denkweisen und Verhaltensarten als solche benannt werden können und Kritik daran akzeptiert wird.

## LITERATURVERZEICHNIS

- ABDULLAH M.S. (1977): Die islamische Frau zwischen Tradition und Emanzipation, in: FITZGERALD M./KHOURY A./WANZURA W. (Hg.): Mensch, Welt, Staat im Islam, Graz/Wien/Köln
- ABDULLAH S. M. (1992): Der Islam will in Deutschland heimisch werden. Situation – Erwartungen – Befürchtungen – Chancen, in: Islam im Abendland, Sonderband 1 der Zeitschrift DIE BRÜCKE, Saarbrücken
- ABEL G. (1995): Interpretationswelten: Gegenwartsphilosophie jenseits von Essentialismus und Relativismus, Frankfurt/Main
- ABIED K. (1991): Weshalb greifen Frauen zum Schleier?, in: taz vom 26. 11., Berlin
- ADLER P. S. (1977): Beyond Cultural Identity: Reflections upon Cultural an Multicultural Man, in: BRISLIN R. W. (Hg.): Cultural learning, East-West-Center, Hawaii, 24 – 41
- ADORNO T. W. u. a. (1968): Der autoritäre Charakter, Bd. 1: Studien über Autorität und Vorurteil, Amsterdam
- ADORNO T.W. und HORKHEIMER M. (Hg.) (1962): Sociologica II, Frankfurt/Main
- AHMAD M. M. (o. J.): Mohammad. Der Befreier der Frauen, in: „Der Islam“, Frankfurt/Main
- AKASHE-BÖHME F. (1993): Frausein – Fremdsein, Frankfurt/Main
- AKASHE-BÖHME F. (Hg.) (1995): Von der Auffälligkeit des Leibes, Frankfurt/Main
- AKCAM T. (1988): Islam bei den Türken in der BRD, in: Blätter des iz3w (Informationszentrum Dritte Welt), H. 147, Freiburg im Brsg.
- AKKENT M. und FRANGER G. (1987): Das Kopftuch – ein Stückchen Stoff in Geschichte und Gegenwart, Frankfurt/Main
- AKPINAR Ü. u. a. (1989): Vertane Chance? Ausländische Lehrerinnen in der interkulturellen Erziehung, Weinheim, Basel
- AKTION GEMEINSINN e. V. (1993): Die „Ausländer“ und wir. Zahlen, Tatsachen, Argumente, Bonn
- ALLIATA V. (1984): Harem. Die Freiheit hinter dem Schleier, Frankfurt/Main
- ALLPORT G. (1954): The nature of prejudice, Cambridge/ Mass. (deutsch 1971: Die Natur des Vorurteils, Köln)
- ALLPORT G. W. (1954/71): Struktur und Ausbreitung des Vorurteils, in: KARSTEN A. (1978): Vorurteil. Ergebnisse psychologischer und sozialpsychologischer Forschung, Darmstadt, 139 – 157
- AMESBERGER H. und HALBMAYR B. (1996): Verführung oder Entscheidung? Frauen im Dunstkreis rechtsextremer Ideologien, in: FUCHS B. und HABINGER B. (Hg.): Rassismen und Feminismen: Differenzen, Machtverhältnisse und Solidarität zwischen Frauen, wien
- AMIR Y. (1969): Contact hypothesis in ethnic relations, in: Psychological Bulletin, Vol. 71, Nr. 5, 319 – 342
- AMIR Y. (1976): The Role of Intergroup Contact in Change of Prejudice and Ethnic Relations, in: KATZ P. A. (Hg.): Towards the Elimination of Racism, New York, 245 – 308
- AMSTUTZ N. und KUONI M. (Hg.) (1994): Theorie – Geschlecht – Fiktion, Basel, Frankfurt/Main
- ANDERSON B. (1988): Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines erfolgreichen Konzepts, Frankfurt/Main, New York
- ANDERSON B. S. und ZINSSER J. (1992): Eine eigene Geschichte: Frauen in Europa, Bd. 1: Verschüttete Spuren: Frühgeschichte bis 18. Jahrhundert, Zürich
- ANDERSON B. S. und ZINSSER J. (1993): Eine eigene Geschichte. Frauen in Europa, Bd. 2: Aufbruch. Vom Absolutismus zur Gegenwart, Zürich
- ANGERER M.-L. (Hg.) (1995): The body of gender: Körper/Geschlechter/Identitäten, Wien
- APOSTOLIDOU N. (1980): Ausländische Frauen – ein aktuelles politisches Thema, in: Informationsdienst zur Ausländerarbeit, H. 1, S. 18 – 19
- ARASTEH J. und R. (1964): Man and Society in Iran, Leiden
- ARBEITSGRUPPE BIELEFELDER SOZIOLOGEN (hg.) (1973): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, Bd. 1: Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie, Reinbek
- ARBEITSGRUPPE FRAUENKONGREß (Hg.) (1985): Sind wir uns denn so fremd? Ausländische und deutsche Frauen im Gespräch, Berlin
- ARENDT H. (1978): Das Handeln, in: LENK H. (Hg.): Handlungstheorien – interdisziplinär II, München, 13 – 87
- ARENDT H. (1981): Vita Activa oder vom tätigen Leben, München (zuerst 1967)
- ARENDT H. (1993): Besuch in Deutschland, Berlin (zuerst 1950)
- ARMBRUSTER L. C./MÜLLER U./STEIN-HILBERS M. (Hg.) (1995): Neue Horizonte? Sozialwissenschaftliche Forschung über Geschlechter und Geschlechterverhältnisse, Opladen



- ASKARI U. (1993): Bauchtanz – Ein Trend mit Folgen? Die Rezeption des orientalischen Tanzes bei deutschen Frauen, Berlin
- ATTESLANDER P. (1984): Methoden der empirischen Sozialforschung, Berlin, New York, 83 – 143
- AUERNHEIMER G. (1988): Der sogenannte Kulturkonflikt. Orientierungsprobleme ausländischer Jugendlicher, Frankfurt/Main
- AUERNHEIMER G. (1989): Kulturelle Identität – ein gegenauflärerischer Mythos?, in: Das Argument 175, 381 – 395
- AUERNHEIMER G. (1990): Einführung in die interkulturelle Erziehung, Darmstadt
- AUERNHEIMER G. (1992): Ethnizität und Modernität, in: RASSISMUS UND MIGRATION IN EUROPA: Beiträge des Hamburger Kongresses „Migration und Rassismus in Europa“ (26. – 29. September 1990), Hamburg, Berlin
- AUSLÄNDERBEAUFTRAGTE DES BERLINER SENATS (Hg.) (1991): Der Islam und die Muslime. Geschichte und religiöse Traditionen, Berlin
- AUSLÄNDERBEAUFTRAGTE DES BERLINER SENATS (Hg.) (1992): Araber in Berlin, Berlin
- AUSLÄNDERBEAUFTRAGTER STUTTGART (Hg.) (1993): Öffentliches Hearing des Ausländerausschusses des Gemeinderats der Landeshauptstadt Stuttgart. Referate und Aussprache, Stuttgart
- AUTONOME FRAUENREDAKTION (Hg.) (1988): Frauenbewegungen in der Welt, Bd. 1: Westeuropa, Argument-Sonderband 150, Hamburg
- AUTONOME FRAUENREDAKTION (Hg.) (1989): Frauenbewegungen in der Welt, Bd. 2: „Dritte Welt“, Argument-Sonderband 170, Hamburg
- AUTONOME FRAUENREDAKTION (Hg.) (1990): Frauenbewegungen in der Welt, Bd. 3: Außereuropäische kapitalistische Länder, Argument-Sonderband 176, Hamburg
- AUTRATA O. u.a. (1989): Theorien über Rassismus, Argument-Sonderband 164, Köln
- AUWÄRTER M./KIRSCH E./SCHRÖTER M. (1976): Seminar: Kommunikation, Interaktion, Identität, Frankfurt
- AXHAUSEN S./FEIL C. (1984): Zum Abbau von Vorurteilen bei Kindern und Jugendlichen. Praktische Erfahrungen, theoretische Erklärungsansätze und pädagogische Modellvorstellungen, München
- BADE K. J. (1983): Vom Auswanderungsland zum Einwanderungsland? Deutschland 1880 – 1980, Berlin
- BADE K. J. (1991): Deutsche in der Fremde. Fremde in Deutschland, München
- BADURA B. (1972): Kommunikative Kompetenz, Dialoghermeneutik und Interaktion. Eine theoretische Skizze, in: BADURA B. und GLOY K. (Hg.): Soziologie der Kommunikation, Stuttgart/Bad Cannstadt
- BADURA B. und GLOY K. (Hg.) (1972): Soziologie der Kommunikation, Stuttgart/Bad Cannstadt
- BAGANA E. und BURGSMÜLLER C. (1980): Mißhandelte ausländische Frauen – ihre soziale und rechtliche Situation, in: ISS 3
- BALIBAR E. (1990a): Rassismus und Nationalismus, in: BALIBAR E. und WALLERSTEIN I.: Rasse, Klasse, Nation, Hamburg
- BALIBAR E. (1990b): Gibt es einen „Neo-Rassismus“?, in: BALIBAR E. und WALLERSTEIN I.: Rasse, Klasse, Nation, Hamburg
- BALIBAR E. (1992a): „Es gibt keinen Staat in Europa“. Rassismus und Politik im heutigen Europa, in: RASSISMUS UND MIGRATION IN EUROPA: Beiträge des Hamburger Kongresses „Migration und Rassismus in Europa“ (26. – 29. September 1990), Hamburg, Berlin, 10 – 29
- BALIBAR E. (1992b): Der Rassismus: auch noch ein Universalismus, in: BIELEFELD U. (Hg.): Das Eigene und das Fremde: neuer Rassismus in der alten Welt?, Hamburg 1992, 175 – 188
- BALK W. und KLEINSCHMIDT S. (Hg.) (1993): „Denk ich an Deutschland...“, Stimmen der Befremdung, Frankfurt/Main
- BALKE F./HABERMAS R./NANZ P./SILLEM P. (Hg.) (1993): Schwierige Fremdheit. Über Integration und Ausgrenzung in Einwanderungsländern, Frankfurt/Main
- BANSE E. (1914): Das Orientbuch, Leipzig
- BARREAU G. (1995): Etre inséré...c'est-à-dire, in: PASCAL C. und JAMET J. (Hg.): L'insertion en question?, Paris
- BARRET M. und McINTOSH M. (1987): Ethnozentrismus im sozialistischen Feminismus, in: Das Argument 163
- BARTHES R. (1964): Mythen des Alltags, Frankfurt/Main
- BARTHES R. (1974): Die Lust am Text, Frankfurt/Main
- BARTHES R. (1992): Kritische Essays, Bd. IV: Das Rauschen der Sprache, Frankfurt/Main
- BARTON A. H. und LAZARSFELD P. F. (1984): Einige Funktionen von qualitativer Analyse in der Sozialforschung, in: HOPF C. und WEINGARTEN E. (Hg.): Qualitative Sozialforschung, Stuttgart

- BASSIRI N. (1991): Nicht ohne den Schleier des Vorurteils. Kritische Anmerkungen einer iranischen Frauenrechtlerin zu Betty Mahmoodys Buch. Zur Lage der Frau im Iran, Frankfurt/Main
- BATZLI S./KISSLING F./ZIHLMANN R. (Hg.) (1994): Menschenbilder – Menschenrechte. Islam und Okzident: Kulturen im Konflikt, Zürich
- BAUER K. (1994): Stichwort: Frauen im Islam, München
- BAUMAN Z. (1991): Moderne und Ambivalenz, in: BIELEFELD U. (Hg.): Das Eigene und das Fremde: neuer Rassismus in der Alten Welt?, Hamburg, 23 – 51
- BAUMGART M. (1989): Wie Frauen Frauen sehen: westliche Forscherinnen bei arabischen Frauen, Frankfurt/Main
- BAUMGARTNER-KARABAK A. und LANDESBERGER G. (1978): Die verkauften Bräute. Türkische Frauen zwischen Kreuzberg und Anatolien, Reinbek
- BAUSINGER H. (Hg.) (1986): Ausländer – Inländer, Arbeitsmigration und kulturelle Identität, Tübingen
- BEAUFTRAGTE DER BUNDESREGIERUNG FÜR DIE BELANGE DER AUSLÄNDER (1995): Bericht der Beauftragten der Bundesregierung für die Belange der Ausländer über die Lage der Ausländer in der Bundesrepublik Deutschland, Bonn: Mitteilungen der Beauftragten der Bundesregierung für die Belange der Ausländer
- BEAUVOIR S. de (1951): Das andere Geschlecht, Hamburg (zuerst 1948: *Le deuxième sexe*, Paris)
- BECK U. (1983): Jenseits von Stand und Klasse? Soziale Ungleichheiten, gesellschaftliche Individualisierung und die Entstehung sozialer Formationen und Identitäten, in: KRECKEL R. (Hg.): Soziale Welt, Sonderband 2: Soziale Ungleichheiten, Göttingen, 35 – 74
- BECKER J. (1977): Alltäglicher Rassismus, Frankfurt/Main
- BECKER J. (1981): Argumentationsmuster von Rassismus in Jugendbüchern, in: RENSCHLER R. und PREISWERK R. (Hg.): Das Gift der frühen Jahre. Rassismus in der Jugendliteratur, Basel
- BECKER H.S. und GEER B. (1979): Teilnehmende Beobachtung: Die Analyse qualitativer Forschungsergebnisse, in: HOPF C. und WEINGARTEN E. (Hg.): Qualitative Sozialforschung, Stuttgart, 139 – 166
- BECKER-SCHMIDT R. und KNAPP G.A. (1987): Geschlechtertrennung – Geschlechterdifferenz. Suchbewegungen sozialen Lernens, Bonn
- BECKER-SCHMIDT R. (1993): Ambivalenz und Nachträglichkeit: Perspektiven einer feministischen Biographieforschung, in: KRÜGER M. (Hg.) (1993): Was heißt hier eigentlich feministisch?: Zur theoretischen Diskussion in den Geistes- und Sozialwissenschaften, Bremen
- BECKER-SCHMIDT R. und BILDEN H. (1991): Impulse für die qualitative Sozialforschung aus der Frauenforschung, in: FLICK U./VON KARDORFF E./KEUPP H./VON ROSENSTIEL L./WOLFF S. (Hg.): Handbuch qualitative Sozialforschung, München, 23 – 33
- BECKER-SCHMIDT R. und KNAPP G.-A. (Hg.) (1995): Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften, Frankfurt/Main, New York
- BEDNARZ D. und KREUEL R. (1998): Allah-Mania, in: DER SPIEGEL special 1, Hamburg, 110 – 113
- BEER P. DE (1997): L'islam en Grande-Bretagne, reconnu mais relégué, in: *Le monde vom 19.* 2.
- BEER U. (1987): Klasse Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik, Bielefeld
- BEIER T. und SCHMIDT S. (1992): Das Fremde als Projektion? Solidaritätsbewegung am Beispiel El Salvador, Frankfurt/Main
- BEITRÄGE ZUR FEMINISTISCHEN THEORIE UND PRAXIS (1990): 27: Geteilter Feminismus: Rassismus. Antisemitismus. Fremdenhaß, Köln
- BEITRÄGE ZUR FEMINISTISCHEN THEORIE UND PRAXIS (1993): 34: Europa einig Vaterland, Köln
- BEITRÄGE ZUR FEMINISTISCHEN THEORIE UND PRAXIS (1993): 35: Feminis – muß, Köln
- BEITRÄGE ZUR FEMINISTISCHEN THEORIE UND PRAXIS (1996): 42: Ent-Fremdung. Migration und Dominanzgesellschaft, Köln
- BELENKY M./CLINCHY B./GOLDBERGER N./TARULE J. (1991): Das andere Denken. Persönlichkeit, Moral und Intellekt der Frau, Frankfurt/Main
- BELL G. (1993): Ich war eine Tochter Arabiens. Das abenteuerliche Leben einer Frau zwischen Orient und Okzident, Bern, München, Wien
- BENARD C. und SCHLAFFER E. (1984): Die Grenzen des Geschlechts. Anleitungen zum Sturz des Internationalen Patriarchats, Reinbek bei Hamburg
- BENARD C. und SCHLAFFER E. (1992): Das Gewissen der Männer. Geschlecht und Moral – Reportagen aus der orientalischen Despotie, Reinbek bei Hamburg

- BENDER-SZYMANSKI D./HESSE H. G. (1987): Migrantenforschung. Eine kritische Analyse deutschsprachiger empirischer Untersuchungen aus psychologischer Sicht, Köln
- BENDIX F. (1964): Max Weber – das Werk, München
- BENEDICT R. (1934): Patterns of culture, New York (deutsch 1949: Kulturen primitiver Völker, Stuttgart)
- BENHABIB S. (1995): Selbst im Kontext. Kommunikative Ethik im Spannungsfeld von Feminismus, Kommunismus und Postmoderne, Frankfurt/Main
- BENJAMIN J. (1990): Die Fesseln der Liebe: Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht, Basel, Frankfurt/Main
- BENJAMIN J. (1996): Phantasie und Geschlecht: Psychoanalytische Studien über Idealisierung, Anerkennung und Differenz, Frankfurt/Main
- BERESWILL M. und EHLERT G. (1994): „Und das is’ irgendwie ’ne ganz andere Kultur, und das Leben is’ ganz anders“: Vom Nutzen der kulturellen Differenz für die Selbstpositionierung reisender Frauen, in: JEDAMSKI D./JEHLE H./SIEBERT U. (Hg.): „...und tät das Reisen wählen!“. Frauenreisen – Reisefrauen, Zürich, Dortmund, 236 – 262
- BERGER H. (1974, 1980): Untersuchungsmethode und soziale Wirklichkeit. Eine Kritik an Interview und Einstellungsmessung in der Sozialforschung, Frankfurt/Main
- BERGER H. (1986): Interkulturelle Beziehungen und ethnische Diskriminierung im Spätkapitalismus, in: peripherie, 24, Berlin, 68 – 79
- BERGER H. (1989): Vom Klassenkampf zum Kulturkonflikt. Wandlungen und Wendungen der westdeutschen Migrationsforschung, in: DITTRICH E. und RADTKE F.-O. (Hg.): Ethnizität. Zur wissenschaftlichen Konstruktion ethnischer Minderheiten, Opladen
- BERGER H./HEßLER H./KAVEMANN B. (1978): Brot für heute, Hunger für morgen. Landarbeiter in Spanien, Frankfurt
- BERGER P. L. und LUCKMANN T. (1970): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit, Frankfurt/Main
- BERGMANN W. und ERB R. (1991): Antisemitismus in der Bundesrepublik Deutschland. Ergebnisse der empirischen Forschung von 1946 – 1989, Opladen
- BERGOLD J. B. und FLICK U. (Hg.) (1987): Ein-Sichten. Zugänge zur Sicht des Subjekts mittels qualitativer Forschung, Tübingen
- BERNARD Y. (1988): L’Orient du XVIème siècle à travers les récits des voyageurs français: regard porté sur la société musulmane, Paris
- BERT R./HABERMAS J./NUNNER-WINKLER G. (Hg.) (1977): Entwicklung des Ichs, Köln
- BERTIN J. (1990): Lokal und universal! Ein Pariser Plädoyer wider die Europäisierung der Kultur, in: Eurotaz, taz vom 17. 5., Berlin
- BEYER M. (1993): Freundinnen der multikulturellen Gesellschaft, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, 35, 97 – 104
- BIELEFELD U. (Hg.) (1992): Das Eigene und das Fremde: neuer Rassismus in der Alten Welt?, Hamburg
- BIELEFELD U. (1992): Das Konzept des Fremden und die Wirklichkeit des Imaginären, in: DERS.: Das Eigene und das Fremde: neuer Rassismus in der alten Welt?, Hamburg, 97 – 128
- BILDEN H. (1980): Geschlechtsspezifische Sozialisation, in: HURRELMANN K. und ULRICH D. (Hg.): Handbuch der Sozialisationsforschung, Weinheim, 777 – 812
- BINDSEIL I. und NOLL M. (Hg.) (1995): Frauen 4. Mit Foucault und Fantasie, Freiburg
- BINEYTOGLU M. (1987): Assimilation als Risikofaktor für den Alkoholkonsum türkischer Jugendlicher, in: Informationsdienst zur Ausländerarbeit, Nr. 4, 13 – 17
- BIRSL U. (1994): Rechtsextremismus: weiblich – männlich? Eine Fallstudie zu geschlechtsspezifischen Lebensverläufen, Handlungsspielräumen und Orientierungsweisen, Opladen
- BISTOLFI R. und ZABBAL F. (1995): Islams d’Europe: Intégration ou insertion communautaire?, (Editions de l’Aube)
- BIZIMANA N. (1985): Müssen die Afrikaner den Weißen alles nachmachen?, Berlin
- BLONDIN D. (1995): Les deux espèces humaines: Autopsie du racisme ordinaire, Paris
- BLUM M. und NESSELER T. (Hg.) (1994): Weibsbilder: Das neue Bild der Frau in Gesellschaft und Politik, Freiburg im Breisgau
- BOCHNER S. (Hg.) (1982): Cultures in Contact. Studies in Cross-cultural interaction. (International Series in experimental Social Psychology, Bd. 1), Oxford/New York/Ontario
- BOCK P. (1970): Culture shock, New York

- BOCK U. und WITYCH B. (1980): Thema: Frau. Bibliographie der deutschsprachigen Literatur zur Frauenfrage 1949 – 1979, Bielefeld
- BOESCH E. E. (1980): Kultur und Handlung. Einführung in die Kulturpsychologie, Bern
- BOGARDUS E. S. (1925): Measuring Social Distances, in: Journal of Applied Sociology, Vol 9, 299 – 308
- BOOS-NÜNNING U. (1990): Einwanderung ohne Einwanderungsentscheidung: Ausländische Familien in der Bundesrepublik Deutschland, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, 23/24, 16 – 25
- BOOTHE B. und HEIGL-EVERS A. (1996): Psychoanalyse der frühen weiblichen Entwicklung, München, Basel
- BORELLI M. (Hg.) (1986): Interkulturelle Pädagogik. Positionen – Kontroversen – Perspektiven, Baltmannsweiler
- BOSERUP E. (1981): Die ökonomische Rolle der Frau in Afrika, Asien und Lateinamerika, Bremen
- BOSSE H. (1979): Diebe, Lügner, Faulenzer, Frankfurt
- BOUQUERET C. (Hg.) (1983, 1988): Isabelle Eberhardt: Sandmeere 1. Tagwerke. Im heißen Schatten des Islam, Reinbek
- BOUQUERET C. (Hg.) (1983, 1989): Isabelle Eberhardt: Sandmeere 2. Notizen von unterwegs. Vergessenssuche. Islamische Blätter, Reinbek
- BOURDIEU P. (1974): Zur Soziologie der symbolischen Formen, Frankfurt
- BOURDIEU P. (1979): Entwurf einer Theorie der Praxis, Frankfurt/Main
- BOURDIEU P. (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital, in: KRECKEL R. (Hg.): Soziale Welt, Sonderband 2: Soziale Ungleichheiten, Göttingen, 183 – 198
- BOURDIEU P./BOLTANSKI L./DE SAINT MARTIN M./MALDIDIER P. (1981): Titel und Stelle. Über die Reproduktion sozialer Macht, Frankfurt/Main
- BOURGIGNON E. (1980): A World of Women, New York
- BOVENSCHEN S. (1980): Die imaginierte Weiblichkeit, Frankfurt/Main
- BRAUN S. (1992): Stichwort: Islam, München
- BRODER H. M. (1992): Was macht Fremdenhaß ohne Fremde, in: taz vom 13.10., Berlin
- BROEK L. VAN DEN (1988): Am Ende der Weißheit: Vorurteile überwinden, Berlin
- BROWNMILLER S. (1975): Against our Will: Men, Women, Rape, New York (deutsch 1984: Gegen unseren Willen. Vergewaltigung und Männerherrschaft, Frankfurt/Main)
- BRÜCK B./KRÜLL M./MILZ H./OSTERLAND A./WEGEHAUPT-SCHNEIDER I. (1992): Feministische Soziologie. Eine Einführung, Frankfurt, New York
- BRÜCKNER M. (1983): Die Liebe der Frauen. Über Weiblichkeit und Mißhandlung, Frankfurt/Main
- BRÜCKNER P. (1980): Das Abseits als sicherer Ort, Berlin
- BRUMLIK M. (1990): Bunte Republik Deutschland?, in: Blätter 1
- BRUNER C. F. (1991): Mädchenforschung in der Bundesrepublik Deutschland. Eine Literaturdokumentation, DJJ – Dokumentation, Weinheim und München
- BRUNNER O./CONZE W./KOSSELEK R. (Hg.) (1984): Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Stuttgart
- BUBLITZ H. (1979): Zur assoziativen und spontanen Theoriebildung bei Frauen aus Arbeiterverhältnissen und was an der Hochschule von ihnen gelernt werden kann, in: METZ-GÖCKEL S. (Hg.): Frauenstudium. Zur alternativen Wissenschaftsaneignung von Frauen, Hamburg
- BÜCKEN H. (Hg.) (1991): Das Fremde überwinden. Vom Umgang mit sich und anderen, Offenbach
- BUCKOW W. D. und LLARYORA R. (1988): Mitbürger aus der Fremde. Soziogenese ethnischer Minoritäten, Opladen
- BUDDE H. und SIEVERNICH G. (1989) (Hg.): Europa und der Orient 800 bis 1900, Berlin
- BUDE H. (1987): Deutsche Karrieren. Lebenskonstruktionen sozialer Aufsteiger aus der Flakhelfergeneration, Frankfurt/Main
- BUDE H. (1991): Die Rekonstruktion kultureller Sinnsysteme, in: FLICK U./VON KARDORFF E./KEUPP H./VON ROSENSTIEL L./WOLFF S. (Hg.): Handbuch qualitative Sozialforschung, München, 101 – 115
- BUDZINSKI M. und SCHIRMER M. (1983): Wie Ausländerbehörden mit Ausländerfamilien umgehen: eine Zusammenstellung von Materialien, Frankfurt
- BÜHLER-NIEDERBERGER D. (1991): Analytische Induktion, in: FLICK U./VON KARDORFF E./KEUPP H./VON ROSENSTIEL L./WOLFF S. (Hg.): Handbuch qualitative Sozialforschung, München, 446 – 450
- BÜLOW F. VON (1889): Reiseskizzen und Tagebuchblätter aus Deutsch-Ostafrika, Berlin

- BUNDESARBEITSGEMEINSCHAFT DER IMMIGRANTENVERBÄNDE (BAGIV) IN DER BUNDESREPUBLIK UND BERLIN (W) (Hg.) (1985): Muttersprachlicher Unterricht in der Bundesrepublik Deutschland. Sprach- und bildungspolitische Argumente für eine zweisprachige Erziehung von Kindern sprachlicher Minderheiten, Hamburg
- BUNDESZENTRALE FÜR POLITISCHE BILDUNG (Hg.) (1989): Türkei, in: Informationen zur politischen Bildung 223, Bonn
- BUNDESZENTRALE FÜR POLITISCHE BILDUNG (Hg.) (1992): Ausländer, in: Informationen zur politischen Bildung 237, Bonn
- BUNDESZENTRALE FÜR POLITISCHE BILDUNG (Hg.) (1993a): Der Islam in Nahen Osten, in: Informationen zur politischen Bildung 238, Bonn
- BUNDESZENTRALE FÜR POLITISCHE BILDUNG (Hg.) (1993b): Ausländer in der Bundesrepublik Deutschland. Dokumentation eines Seminars mit Planspiel „Asylbewerber in Dornberg“, Bonn
- BUONAVENTURA W. (1995): Die Schlange vom Nil. Frauen und Tanz im Orient, Frankfurt/Main
- BUSE G. (1993): Macht – Moral – Weiblichkeit. Eine feministische Auseinandersetzung mit Carol Gilligan und Frigga Haug, Mainz
- BUßMANN H. und HOF R. (Hg.) (1995): Genus – zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften, Stuttgart
- BUTLER J. (1995): Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts, Berlin
- BUTTERWEGGE C. und JÄGER S. (Hg.) (1992): Rassismus in Europa, Köln
- CAGLE L.T. (1973): Interracial housing: A reassessment of the Equal-Status-Contact-Hypothesis, in: Sociology and Social Research 57
- CAHEN C. und GRUNEBaum G. E. von (Hg.) (1968): Der Islam I und II, Fischer Weltgeschichte 14 und 15, Frankfurt/Main
- CAKIR S. (1992): Warum in der monokulturellen Schule monokulturell denkende Lehrer keine interkulturelle Pädagogik umsetzen können, in: gemeinsam, Nr. 25, 62 – 65
- CAMENZIND E. und KNÜSEL K. (Hg.) (1995): Frauen schaffen sich Heimat in männlicher Welt, Zürich
- CASTELNUOVO D. F. (1990): Das Konzept Kulturkonflikt – Vom biologischen Denken zum Kulturdeterminismus, in: DITTRICH E.J. und RADTKE F.-O. (Hg.): Ethnizität. Wissenschaft und Minderheiten, Opladen, 299 – 310
- CASTLES S. (1987): Migration und Rassismus in Westeuropa, West-Berlin
- CASTLES S. (1992): Weltweite Arbeitsmigration, Neorassismus und der Niedergang des Nationalstaats, in: BIELEFELD U. (Hg.): Das Eigene und das Fremde: neuer Rassismus in der Alten Welt?, Hamburg, 129 – 156
- CICOUREL A. V. (1975): Sprache in der sozialen Interaktion, München
- CICOUREL A.V. (1970): Methode und Messung in der Soziologie, Frankfurt/Main
- CLARKE J. u. a. (1979): Jugendkultur als Widerstand, Frankfurt/Main
- CLEMENS B./METZ-GÖCKEL S./NEUSEL A./PORT B. (Hg.) (1986): Töchter der Alma Mater. Frauen in der Berufs- und Hochschulforschung, Frankfurt/Main, New York
- COHEN S. und TAYLOR L. (1977): Ausbruchsversuche. Identität und Widerstand in der modernen Lebenswelt, Frankfurt/Main
- COHN-BENDIT D. und SCHMID T. (1992): „Heimat Babylon“. Das Wagnis der multikulturellen Demokratie, Hamburg
- CONDON J. C. und YOUSEF F. S. (1975): An introduction to Intercultural Communication, Indianapolis
- COOK S. W. (1978): Interpersonal and attitudinal outcomes in cooperating interracial groups, in: Journal of Research and Development in Education, Vol. 12, 97 – 113
- COOPER E. (1915): The Harem and the Purdah, London
- CRAMON-DAIBER B. u. a. (1983): Schwesternstreit – von den heimlichen und unheimlichen Auseinandersetzungen zwischen Frauen, Reinbek bei Hamburg
- CROSS C. E. u. a. (1977): Responding to cultural diversity, in: CROSS D. E./BAKER G. C./STILES L. J.: Teaching in a multi-cultural society. Perspectives and professional strategies, New York
- CROUTIER A. L. (1989): Harems. Le monde derriere le voile, Ed. Belfond
- CURVELLO T. L. (1988): Was bewegt deutsche Frauen sich in der „Ausländerarbeit“ zu betätigen?, in: Die Brücke 44, Saarbrücken
- CYBA E. (1995): Beharrung und Dialog. Feministische Perspektive und soziologische Ungleichheitsanalyse, in: ARMBRUSTER L.C./MÜLLER U./STEIN-HILBERS M. (Hg.): Neue Horizonte? Sozialwissenschaftliche Forschung über Geschlechter und Geschlechterverhältnisse, Opladen, 157 – 169

- CZOCK H. (1988): Eignen sich die Kategorien „Kultur“ und „Identität“ zur Beschreibung der Migrantensituation? in: Informationsdienst zur Ausländerarbeit, H. 1, Frankfurt/Main
- DACKWEILER R. (1995): Ausgegrenzt und eingemeindet: die neue Frauenbewegung im Blick der Sozialwissenschaften, Münster
- DAGAN D. (1993): Die über uns. Deutschland und das Fremde, Berlin
- DAGRON Ch. und KACIMI M. (1990): Arabe, vous avez dit arabe? 25 siècles de regards occidentaux sur les Arabes, Paris
- DANCKWORTT D. (1965): Erziehung zur internationalen Verständigung, München
- DANNER H. (1979): Methoden geisteswissenschaftlicher Pädagogik, München, Basel
- DAUR A. (1990): Solidarität auch mit Fremden, in: Materialien zur politischen Bildung, Heft 1, 36 – 41
- DAVID K. H. (1971): Culture shock and the development of self-awareness, in: Journal of Contemporary Psychotherapy, 4, 1
- DAVIS A. (1982): Rassismus und Sexismus. Schwarze Frauen und Klassenkampf in den USA, Berlin
- DE BRIE C. (1997): An den Grenzen der Freiheit, in: Le monde diplomatique, taz vom 20. 11.
- DE JONG J. (1984): Haremsdame und Heimchen am Herd: Frau und Familie im Spiegel deutscher und türkischer Sichtweisen, Düsseldorf
- DE LEVITA D. J. (1971): Der Begriff der Identität, Frankfurt/Main
- DER SPIEGEL special (1998): Rätsel Islam. Weltmacht hinterm Schleier, Heft 1, Hamburg
- DE RUDDER V. (1986): L'obstacle culturel: La différence et la distance, in: L'Homme et la Société, Janvier, 23 – 49
- DE RUDDER V. (1992): Rassismus und interethnische Beziehungen, in: RASSISMUS UND MIGRATION IN EUROPA: Beiträge des Kongresses „Migration und Rassismus in Europa“ (26. – 29. September 1990), Hamburg, 147 – 161
- DEBUS B. (1990): „Ich spreche als arische Frau“, Rassismus/Sexismus. Bericht über die 8. Bremer Frauenwoche, taz vom 5. April, Berlin
- DELACAMPAGNE CH./GIRARD P. POLIAKOV L. (1984): Über den Rassismus, Frankfurt/Berlin/Wien
- DELATTRE L. (1997): L'islam en Allemagne, plus toléré qu'intégré, in: Le monde vom 18. 2.
- DELCAMBRE A.-M. (1992): Stichwort Islam, Bad Honnef
- DEN HOLLANDER A. N. J. (1955): Der „Kulturkonflikt“ als ideologischer Begriff und als Erscheinung, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 7, 161 – 167
- DERRIDA J. (1986): Positionen: Gespräch mit Henri Rose, Julia Kristeva, Jean-Louis Houdebine, Guy Scarpetta, Wien
- DERRIDA J. (1987): Derrida im Gespräch mit Peter Engelmann, in: BERNARD J. (Hg.): Semiotica Austriaca, Wien, 96 – 110
- DETALLE R. (1990): L'Islam à Berlin-Ouest (unveröffentlichte Examensarbeit des Cycle supérieur am Institut d'Etudes politiques de Paris)
- DETTMAR E. (1989): Rassismus, Vorurteile, Kommunikation: afrikanisch-europäische Begegnung in Hamburg, Hamburg
- DEUL H. (1978): Binationale Familien am Beispiel von mit Türken verheirateten deutschen Frauen in Istanbul, Diplomarbeit, Frankfurt/Main
- DEUTSCHES AUSLÄNDERRECHT (1996): Die wesentlichen Vorschriften des deutschen Fremdenrechts, München
- DEVEREUX G. (1976): Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften, Frankfurt/Main
- DEVEREUX G. (1985): „Es gibt eine kulturell neutrale Psychotherapie“, in: HEINRICHS H.-J. (Hg.): Das Fremde verstehen. Gespräche über Alltag, Normalität und Anormalität, Frankfurt/Main
- DEVITRE E. A. (1978): Probleme familialer Beziehungen von deutschen Frauen und Ausländern am Beispiel einer empirischen Untersuchung mit griechischen Gastarbeitern in Offenbach (wissenschaftliche Hausarbeit), Frankfurt/Main
- DIAS P. V. (1985): Grenzen transkultureller Kommunikation, in: WULF C. und SCHÖFTHALER T. (Hg.): Im Schatten des Fortschritts. Gemeinsame Probleme im Bildungsbereich in Industrienationen und Ländern der Dritten Welt, Saarbrücken/Fort Lauderdale
- DICKOPP K.-H. (1984): Aspekte einer theoretischen Begründung von interkultureller Erziehung, in: REICH H.-H./WITTEK F. (Hg.): Migration – Bildungspolitik – Pädagogik. Forschungsgruppe ALFA, Essen, Landau, 57 – 66
- DIEMER A. (Hg.) (1971): Der Methoden- und Theorienpluralismus in den Wissenschaften, Meisenheim

- DIEZINGER A. u.a. (Hg.) (1994): Erfahrung mit Methode: Wege sozialwissenschaftlicher Frauenforschung, Freiburg i. Br.
- DITTRICH E. J. und RADTKE F.-O. (Hg.) (1990): Ethnizität. Wissenschaft und Minderheiten, Opladen
- DJAÏT H. (1978): L'Europe et l'Islam, Paris
- DODWELL CH. (1989): Jenseits von Istanbul. Die abenteuerliche Reise einer jungen Frau durch Ostanatolien und Iran, München
- DÖLLING I. (1988): Frauen- und Männerbilder, in: Weimarer Beiträge 4, Berlin/DDR, Weimar, 556 – 579
- DRAWER C. und WILß C. (1992): Welche Werte verteidigt das Abendland?, in: Islam im Abendland, Sonderband 1 der Zeitschrift DIE BRÜCKE, Saarbrücken
- DREI TÜRKISCHE SOZIALWISSENSCHAFTLERINNEN (1988): Offener Brief an die Organisatorinnen und Teilnehmerinnen der Fachtagung „Ausländerinnen heute“, in: Informationsdienst zur Ausländerarbeit, Nr 2, 71
- DUBY G. und PERROT M. (1993): Geschichte der Frauen. Band 1: Antike. Band 2: Mittelalter. Band 3: Frühe Neuzeit. Band 4: 19. Jahrhundert. Band 5: 20. Jahrhundert, Frankfurt/Main, New York, Paris
- DUFF C. S. und COHEN B. (1995): Wenn Frauen zusammen arbeiten: Solidarität und Konkurrenz im Beruf, Frankfurt/Main
- DUMONT DU VOITEL W. (1994): Macht und Entmachtung der Frau: eine ethnologisch-historische Analyse, Frankfurt/Main, New York
- DWORSCHAK F. (1985): Wenn Deutsche Ausländer befragen. Zum Zusammenhang zwischen Interviewmerkmalen und Interviewereffekten, in: SIEVERING U. (Hg.): Arbeitsmigrantenforschung in der Bundesrepublik Deutschland, Frankfurt
- ECKER G. (1994): Differenzen. Essays zu Weiblichkeit und Kultur, Dülmen-Hiddingsel
- ECKHARDT-AKTAS D. (1993): Beziehungsweise Frauen. Streit – Solidarität – Tradition, Frankfurt/Main
- EICKELPASCH R und LEHMANN B. (1983): Soziologie ohne Gesellschaft? Probleme einer phänomenologischen Grundlegung der Soziologie, München
- EIFERT C. u. a. (Hg.) (1996): Was sind Frauen? Was sind Männer? Geschlechterkonstruktionen im historischen Wandel, Frankfurt/Main
- EL SAADAWI N. (1980): Tschador. Frauen im Islam, Bremen
- ELIAS N. (1983): Engagement und Distanzierung, in: SCHRÖTER M. (Hg.): Arbeiten zur Wissenssoziologie I, Frankfurt/Main
- ELIAS N. (1987): Die Gesellschaft der Individuen, Frankfurt/Main
- ELIAS N. (1987): Über die Zeit, in: SCHRÖTER M. (Hg.): Arbeiten zur Wissenssoziologie II, Frankfurt/Main
- ELIAS N. (1994): Studien über die Deutschen: Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt/Main
- ELIAS N. und SCOTSON J. L. (1993): Etablierte und Außenseiter, Baden-Baden
- ELLSWORTH J. (1928): White Negroes, in: Sociological and Social Research, 12, 449 – 454
- ELSAS CH. (Hg.) (1983): Identität: Veränderungen kultureller Eigenarten im Zusammenleben von Türken und Deutschen, Hamburg
- ENDE W. und STEINBACH U. (1991): Der Islam in der Gegenwart, München
- ENDE W. und STEINBACH U. (Hg.) (1984): Der Islam in der Diaspora: Europa und Amerika, München
- ENDERWITZ S. (1983): Der Schleier im Islam – Ausdruck von Identität?, in: ELSAS C. (Hg.): Identität. Veränderungen kultureller Eigenarten im Zusammenleben von Türken und Deutschen, Hamburg, 143 – 173
- ENGEL M. und MENKE B. (Hg.) (1995): Weibliche Lebenswelten – gewaltlos? Analysen und Praxisbeiträge für die Mädchen- und Frauenarbeit im Bereich Rechtsextremismus, Rassismus, Gewalt, Münster
- ENGELHARDT E. (1994): Fluten und bedrohliche Explosionen, in: Blätter des iz3w, Nr. 197, 48 – 50
- ENZENSBERGER H. M. (1992): Die große Wanderung. 33 Markierungen, Frankfurt/Main
- ERBAKAN M. S. (1992): Das Schwert des Islam: Realität oder Legende?, in: Islam im Abendland, Sonderband 1 der Zeitschrift DIE BRÜCKE, Saarbrücken
- ERBSLÖH E. (1972): Das Interview, Stuttgart
- ERBSLÖH E./ESSER H./RESCHKA W./SCHÖNE D. (1973): Studien zum Interview, Meisenheim am Glan
- ERDHEIM M. (1982): Fremdkörper, in: Vielvölkerstaat Bundesrepublik. Kursbuch 62, Dez., Berlin
- ERDHEIM M. (1992): Das Eigene und das Fremde. Etnizität, kulturelle Unverträglichkeit und Anziehung, in: HASSE H. (Hg.) (1996): Ethnopschoanalyse: Wanderungen zwischen den Welten, Stuttgart
- ERIKSON E. H. (1979): Identität und Lebenszyklus, Frankfurt/Main
- ERRERA E. (1987): Sept années dans la vie d'une femme. Isabelle Eberhardt: Lettres et journaliers, Arles

- ESSED P. (1992): Multikulturalismus und kultureller Rassismus in den Niederlanden, in: RASSISMUS UND MIGRATION IN EUROPA: Beiträge des Kongresses „Migration und Rassismus in Europa“ (26. – 2. September 1990), Hamburg, 373 – 387
- ESSED P. (1994): Wahrnehmungen und Erfahrungen von Geschlecht und Rassismus in Europa, in: KRAFT M. und ASHRAF-KHAN R. S. (Hg.): Schwarze Frauen der Welt: Europa und Migration, Berlin, 19 – 28
- ESSER E. (1982): Ausländerinnen in der Bundesrepublik Deutschland. Eine soziologische Analyse des Eingliederungsverhaltens ausländischer Frauen, Frankfurt/Main
- ESSER E. (1986): Ausländerforschung und Vorurteile. Unbeabsichtigte Folgen der Verknüpfung von Theorie und Praxis, in: BORELLI M. (Hg.): Interkulturelle Pädagogik, Baltmannsweiler, 64 ff
- ESSER H. (1980): Aspekte der Wanderungssoziologie – Assimilation und Integration von Wanderern, ethnischen Gruppen und Minderheiten, Darmstadt und Neuwied
- ESSINGER H. (1984): Fremde Werte lernen. in: Materialien zum Projektbereich „Ausländ. Arbeiter“, H. 41, 51 ff
- ESSINGER H./UCAR A. (Hg.) (1984): Erziehung in der multikulturellen Gesellschaft. Versuche und Modelle zur Theorie und Praxis interkultureller Erziehung, Baltmannsweiler
- ESTEL B. (1983): Soziale Vorurteile und soziale Urteile: Kritik und wissenssoziologische Grundlegung der Vorurteilsforschung, Opladen (wissenschaftliche Grundlegung?, so zitiert bei SCHWEITZER)
- ETIENNE B. (1989): L'Islam en France, Paris
- EUROTAZ: Fremde Spuren in Europa, taz vom 13. 12. 1990, Berlin
- EVANS-PRITCHARD, E. E. (1965): The Position of Women in Primitive Societies and other Essays in Social Anthropology, London
- EVEN H. und HOFFMANN L. (1986): Soziologie der Ausländerfeindlichkeit, Zwischen nationaler Identität und multikultureller Gesellschaft, Weinheim, Basel
- FALS BORDA O. (1978): Über das Problem, wie man die Realität erforscht, um sie zu verändern, in: MOSER H. und ORNAUER H. (Hg.): Internationale Aspekte der Aktionsforschung, München
- FANON F. (1952): Peau noire masques blancs, Paris (Ed. du Seuil)
- FASHAHI M.-R. (1995): Aristote de Bagdad. De la raison grecque à la révélation coranique, Paris
- FAVRET G. (1994): L'Islam en Allemagne, Paris, Bonn (unveröffentlichtes Manuskript)
- FEIL CH. und FURTNER-KALLMÜNZER M. (1987): Belastungen im Verhältnis zwischen Ausländern und Deutschen – ein Überblick, in: Ausländerarbeit und Integrationsforschung, hrsg. v. DJI, München
- FEMINISTISCHE STUDIEN (1991): 9: Kulturelle und sexuelle Differenzen, Weinheim
- FERCHIOU S. (1978): Production féminine et société patriarcale en Tunisie, in: Questions féministes 2, Paris
- FINK-EITEL H. (1994): Die Philosophie und die Wilden: Über die Bedeutung des Fremden in der europäischen Geistesgeschichte, Hamburg
- FISCHER H. (Hg.) (1983): Ethnologie, eine Einführung, Berlin
- FISCHER U. u. a. (Hg.) (1996): Kategorie: Geschlecht: empirische Analysen und feministische Theorien, Opladen
- FISCHER W. und KOHLI M. (1987): Biographieforschung, in: VOGES W. (Hg.): Methoden der Biographieforschung, Opladen, 25 – 49
- FITZGERALD M./KHOURY A./WANZURA W. (HG.) (1977): Mensch, Welt, Staat im Islam, Graz/Wien/Köln
- FLICK U./VON KARDORFF E./KEUPP H./VON ROSENSTIEL L./WOLFF S. (Hg.) (1991): Handbuch Qualitative Sozialforschung, München
- FOHRBECK K. und WIESAND A. (o. J.): Wir Eingeborenen. Magie und Aufklärung im Kulturvergleich, Reinbek
- FOITZIK A./LEIPRECHT R./MARVAKIS A./SEID U. (Hg.) (1992): „Ein Herrenvolk von Untertanen“. Rassismus – Nationalismus – Sexismus, Duisburg (DISS-Studien)
- FOOKEN I. und LIND I. (1994): Vielfalt und Widersprüche weiblicher Lebensmuster: Frauen im Spiegel sozialwissenschaftlicher Forschung, Frankfurt/Main
- FORKL H. u. a. (Hg.) (1993): Die Gärten des Islam, Stuttgart
- FOUCAULT M. (1973): Archäologie des Wissens, Frankfurt/Main
- FOUCAULT M. (1974): Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften, Frankfurt/Main
- FOUCAULT M. (1976): Mikrophysik der Macht. Über Strafrecht, Psychiatrie und Medizin, Berlin
- FRAKTION DIE GRÜNEN IN LANDTAG NORDRHEIN-WESTFALEN (Hg.) (1993): Dort konnten wir nicht bleiben. Frauen und Flucht, Aachen
- FRANGER G. (1980): Schwangerschaft und Geburt – wie erleben Türkinnen sie in der Heimat und hier, in: ISS 4



- FRANZ F. (1992): Das Prinzip der Abstammung im deutschen Staatsangehörigkeitsrecht, in: RASSISMUS UND MIGRATION IN EUROPA: Beiträge des Kongresses „Migration und Rassismus in Europa“ (26. – 29. September 1990), Hamburg, 237 – 246
- FRAUENVERBAND COURAGE (Hg.) (o. J.): Frauen im Aufbruch. Dokumentation zum internationalen Frauenkongress „Frauen verbinden Welten – Frauen kämpfen international“, Oktober 1994, Köln
- FREGE-WEGHÖFT G. (1992): Ein Leben in der Unsichtbarkeit. Frauen im Jemen, Reinbek bei Hamburg
- FREMGEN G. (1984): ...und wenn du dazu noch schwarz bist. Berichte schwarzer Frauen in der Bundesrepublik, Bremen
- FREUD A. (1946): Das Ich und die Abwehrmechanismen, London
- FREY H. P. und HAUSSER K. (Hg.) (1987): Identität. Entwicklungen psychologischer und soziologischer Forschung, Stuttgart
- FRIEDL E. (1991): Die Frauen von Deh Koh. Geschichten aus einem iranischen Dorf, München
- FRIEDRICH W. und SCHUBARTH W. (1991): Ausländerfeindliche und rechtsextreme Orientierungen bei ostdeutschen Jugendlichen. Eine empirische Studie, Deutschland Archiv 10, 1052 – 1056
- FRIEDRICHS J. und LÜDTKE H. (1977): Teilnehmende Beobachtung. Einführung in die sozialwissenschaftliche Feldforschung, Weinheim und Basel
- FUCHS B. und HABINGER G. (Hg.) (1996): Rassismen und Feminismen – Differenzen, Machtverhältnisse und Solidarität zwischen Frauen, Wien
- FUCHS H.-J. (1986): Das glückliche Bewußtsein und die Krise. Ausländerfeindlichkeit in der Bundesrepublik, Frankfurt/Main
- FUCHS W. u. a. (1973, 1978): Lexikon zur Soziologie, Reinbek
- FUCHS W. (1984): Biographische Forschung, Opladen
- GADAMER H. G. (1960): Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik, Tübingen
- GARANDY R. (1990): Intégrismes, Paris
- GARDET L. (1977): Les hommes de l'Islam. Aproche des mentalités, Paris
- GARFINKEL H. (1967): Studies in Ethnomethodology, Englewood Cliffs
- GASEROW V. (1997): Plädoyer für die „Schattenmenschen“, in: taz vom 16. 10.
- GAST L. (1996): Subjektwerdung und Geschlechtskonstitution. Die Erkenntnislogik der Freudschen Psychoanalyse und ihre Bedeutung für den feministischen Diskurs am Beispiel des Subjektbegriffs, in: GROSZ-GANZONI I.-A. (Hg.): Widerspenstige Wechselwirkungen: feministische Perspektiven in Psychoanalyse, Philosophie, Literaturwissenschaft und Gesellschaftskritik, Tübingen
- GEERTZ C. (1983): Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt/Main
- GEERTZ C. (1990): Die künstlichen Wilden, München
- GEIGER K. (Hg.) (1985): Rassismus und Ausländerfeindlichkeit in Deutschland. Beiträge zu ihrer Erforschung, Kasseler Materialien 5 zur Ausländerpolitik
- GEIGER K.F. (1989): Gesellschaft ohne Ausländerfeinde oder multikulturelle Gesellschaft, in: Autrata O. u. a.: Theorien über Rassismus, Argument-Sonderband 164, Köln, 135 – 157
- GEIßLER H. (1990): Meise zu Meise? Plädoyer für eine „multikulturelle Gesellschaft“, Der Spiegel vom 26.3.
- GERDES K. (1979): Explorative Sozialforschung. Einführende Beiträge aus „Natural Sociology“ und Feldforschung in den USA, Stuttgart
- GERHARD U. (1994): Menschenrechte haben (k)ein Geschlecht, in: BATZLI S./KISSLING F./ZIHLMANN R. (Hg.): Menschenbilder – Menschenrechte. Islam und Okzident: Kulturen im Konflikt, Zürich
- GERL H.-B. (1993): Die bekannte Unbekannte: Frauen-Bilder in der Kultur- und Geistesgeschichte, Mainz
- GERMERSHAUSEN A. und NARR W.-D. (Hg.) (1988): Flucht und Asyl. Berichte über Flüchtlingsgruppen, Berlin
- GERMOTSIS W. (1977): Die ausländischen Arbeitnehmer in der Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland, Dissertation, Bochum
- GEWEHR V. (1980): Assimilationsprobleme türkischer Frauen. Sozialisationstheoretische Aspekte der Eingliederung von weiblichen Arbeitsmigranten, Diplomarbeit, Bochum
- GHODSTINAT F. und SCHUCKAR M. (1987): Weibliche Flüchtlinge aus dem Iran, Frankfurt
- GIDDENS A. (1984): Interpretative Soziologie. Eine kritische Einführung, Frankfurt/Main
- GIDDENS A. (1988): Die Konstitution der Gesellschaft, Frankfurt/Main, New York
- GIESECKE W. (Hg.) (1993): Feministische Bildung – Frauenbildung, Pfaffenweiler
- GIPSER D. und STEIN-HILBERS M. (1980): Wenn Frauen aus der Rolle fallen. Alltägliches Leiden und abweichendes Verhalten von Frauen, Weinheim, Basel

- GIRTLE R. (1980): Vagabunden in der Großstadt, Stuttgart
- GIRTLE R. (1984): Methoden der qualitativen Sozialforschung. Anleitung zur Feldarbeit, Wien, Köln, Graz
- GLAEßNER G.-J. (1986): Gemeinschaft – Antigesellschaftlicher Affekt oder gegenkulturelle Orientierung?, in: GLAEßNER G.-J. und SCHERER K.-J. (Hg.): Auszug aus der Gesellschaft? Gemeinschaften zwischen Utopie und Reaktion, Berlin
- GLASER B. G. (1969): The constant comparative method of qualitative analysis, in: McCALL G. J. und SIMMONS G. L.: Issues in participant-observation. A text and reader, Addison-Wesley
- GLASER B. G. und STRAUSS A. L. (1965): Die Entdeckung gegenstandsbezogener Theorie. Eine Grundstrategie qualitativer Sozialforschung, in: HOPF C. und WEINGARTEN E. (Hg.) (1984): Qualitative Sozialforschung, Stuttgart, 91 – 111
- GLAZER M. und MOYNIHAN D. (Hg.) (1975): Ethnicity: theory and experience, Cambridge
- GLEICHMANN P. u.a. (Hg.) (1984): Macht und Zivilisation, Materialien zu Norbert Elias' Zivilisationstheorie, Bd. 2, Frankfurt/Main
- GLEICHSTELLUNGSBEAUFTRAGTE DER UNIVERSITÄT POTSDAM (Hg.) (1995): Frauen-Prisma 2. Wissenschaftliche Beiträge zur Frauenforschung, Potsdam
- GOFFMAN E. (1975): Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität, Frankfurt/Main
- GOFFMAN E. (1981): Geschlecht und Werbung, Frankfurt/Main
- GOFFMAN E. (1986): Interaktionsrituale: über Verhalten in direkter Kommunikation, Frankfurt/Main
- GOFFMAN E. (1993): Rahmen-Analyse: ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen, Frankfurt/Main
- GOGOLIN I./KROON S./KRÜGER-POTRATZ M./NEUMANN U./VALLEN T. (Hg.) (1991): Kultur- und Sprachenvielfalt in Europa, Münster/New York
- GOLDSCHMIDT D. und SCHÖFTHALER T. (Hg.) (1984): Soziale Struktur und Vernunft. Jean Piagets Modell entwickelten Denkens in der Diskussion kulturvergleichender Forschung, Frankfurt/Main
- GOODE W. J. und HATT P. K. (1956): Die Einzelfallstudie, in: KÖNIG R. (Hg.): Beobachtung und Experiment in der Sozialforschung, Köln, 299 – 313
- GÖTTNER-ABENDROTH H. (1983): Wissenschaftstheoretische Positionen in der Frauenforschung, in: BENDKOWSKI/WEISHAUP (Hg.): Was Philosophinnen denken, Zürich, 253 ff
- GÖTTNER-ABENDROTH H. (1984): Zur Methodologie von Frauenforschung am Beispiel Biographie, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, H. 11, 35 – 39
- GRAMSCI A. (1967): Philosophie der Praxis. Eine Auswahl, hrsg. und übersetzt von Christian Riechers, Frankfurt/Main, 130 ff
- GRANZER S. (1984): Die deutsche Frau in den Kolonien. Erzieherin der heidnischen Frauenwelt und Trägerin deutscher Zucht und Sitte, in: HINZ M. O. u. a. (Hg.): Weiß auf Schwarz. Deutscher Kolonialismus und afrikanischer Widerstand, Berlin, 115 – 118
- GREENBLATT S. (1994): Wunderbare Besitztümer. Die Erfindung des Fremden: Reisende und Entdecker, Berlin
- GREENGLASS E. R. (1995): Geschlechterrolle als Schicksal: soziale und psychologische Aspekte weiblichen und männlichen Rollenverhaltens, Stuttgart
- GREVERUS I.-M. (1972): Der territoriale Mensch, Frankfurt/Main
- GREVERUS I.-M. (1978): Kultur und Alltagswelt, München
- GREVERUS I.-M. (1981): Ethnizität und Identitätsmanagement, in: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie 7, 223 – 232
- GRIEP W. und PELZ A. (1995): Frauen reisen: ein bibliographisches Verzeichnis deutschsprachiger Frauenreisen 1700 bis 1810, Bremen
- GRIESE H. (1990): Was ist eigentlich „deutsch“? Polemische Notizen, in: Materialien zur politischen Bildung, Heft 1, 28 – 35
- GRIFFIN C. (1986): Qualitative methods and female experience. Young women from school to the job market, in: WILKINSON S. (Hg.): Feminist social psychology. Developing theory and practice, Philadelphia
- GROSCHARD A. (1979): Structure du Sérail. La fiction du despotisme asiatique dans l'Occident classique, Paris (éd. Le Seuil, Coll. dir. par J. Lacan)
- GROSSKOPF S. (1982): Kulturschock und Fremdverhaltensunterricht: Ausländische Studenten in der BRD, Dissertation, Univ. Hamburg
- GROSZ-GANZONI I. M. (Hg.) (1996): Widerspenstige Wechselwirkungen: feministische Perspektiven in Psychoanalyse, Philosophie, Literaturwissenschaft und Gesellschaftskritik, Tübingen

- GROßMAß R. und SCHMERL CH. (Hg.) (1996): Leitbilder, Vexierbilder und Bildstörungen: über die Orientierungsleistung von Bildern in der feministischen Geschlechterdebatte, Frankfurt/Main, New York
- GRÜMER K.-W. (1974): Beobachtung, Stuttgart
- GRÜNFELD E. (1939): Die Peripheren. Ein Kapitel Soziologie, Amsterdam
- GRUNEBaum G. E. VON (1969): Studien zum Kulturbild und Selbstverständnis des Islam, Zürich
- GRUPPE FEMINISTISCHER INTERNATIONALISMUS (Hg.) (1989): Zwischen Staatshaushalt und Haushaltskasse: Frauen in der Weltwirtschaft, Hamburg
- GÜMEN S. (1996): Die sozialpolitische Konstruktion „kultureller“ Differenzen in der bundesdeutschen Frauen- und Migrationsforschung, in: BEITRÄGE ZUR FEMINISTISCHEN THEORIE UND PRAXIS, 42 (Ent-Fremdung: Migration und Dominanzgesellschaft), Köln, 77 – 89
- GÜNTER A. (1996): Weibliche Autorität, Freiheit und Geschlechterdifferenz: Bausteine einer feministischen Theorie, Königstein/Taunus
- GÜNTERT H. (1923): Der arische Weltkönig und Heiland, Stuttgart
- GÜNTHER S. und KOTTHOFF H. (1991): Von fremden Stimmen. Weibliches und männliches Sprechen im Kulturvergleich, Frankfurt/Main
- GÜRKAN Ü./LAQUER K./SZABLEWSKI P. (1979): Unterricht mit nicht erwerbstätigen ausländischen Frauen, in: Deutsch lernen, Nr. 1, 31 – 42
- GUSKI R. (1986): Deutsche Briefe über Ausländer: ein sozialpsychologischer Beitrag zum Verständnis der Ablehnung bzw. Hilfe gegenüber Ausländern an Hand von Briefen deutscher Bürger, Bern, Stuttgart, Toronto
- GUILLAUMIN C. (1972): L'idéologie raciste. Génèse et langage actuel, Paris
- GUILLAUMIN C. (1992a): Zur Bedeutung des Begriff „Rasse“, in: RASSISMUS UND MIGRATION IN EUROPA: Beiträge des Kongresses „Migration und Rassismus in Europa“ (26. – 29. September 1990), Hamburg, 77 – 87
- GUILLAUMIN C. (1992b): RASSE. Das Wort und die Vorstellung, in: BIELEFELD U. (Hg.): Das Eigene und das Fremde: neuer Rassismus in der alten Welt?, Hamburg, 159 – 173
- GUZZONI U. (1981): Identität oder nicht: zur kritischen Theorie der Ontologie, Freiburg-München
- HAASE H. (Hg.) (1996): Ethnopschoanalyse: Wanderungen zwischen den Welten, Stuttgart
- HABBE C. (Hg.) (1983): Ausländer: die verfeimten Gäste, Reinbek bei Hamburg
- HABERMANN I. (1979): Überlegungen zur Identitätsbestimmung im transkulturellen Bereich, Diplomarbeit, Frankfurt/Main
- HABERMAS J. (1981): Theorie des kommunikativen Handelns, Bd.I: Handlungsrationalität und gesellschaftliche Rationalisierung, Frankfurt/Main, 152 – 224
- HAGEMANN-WHITE C. (1988): Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren, in: HAGEMANN-WHITE C. und RERRICH M. : FrauenMännerBilder, Bielefeld, S. 224 – 235
- HAGEMANN-WHITE C. und RERRICH M. (1988): FrauenMännerBilder, Bielefeld
- HAGEMANN-WHITE C. (1984): Sozialisation: weiblich – männlich?, Opladen
- HAHN B. (Hg.) (1994): Frauen in den Kulturwissenschaften: von Lou Andreas-Salomé bis Hannah Arendt, München
- HALBLEIB A. u. a. (1993): Rassismus in der weißen deutschen mittelschichtdominierten LesbenFrauenBewegung in Westberlin, Projektkurs-Arbeit am Fachbereich Politische Wissenschaften, Otto-Suhr-Institut, Freie Universität Berlin
- HALL S. (1989): Ausgewählte Schriften, Berlin
- HALL S. (1994): Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2, Hamburg
- HALL S. (1994): Der Westen und der Rest: Diskurs und Macht, in: HALL S.: Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2, Hamburg, 137 – 179
- HALLER I. (1984): Was Inländer von Ausländern lernen können, in: MEINHARDT R. (HG.): Türken raus? oder verteidigt den sozialen Frieden, Reinbek
- HAMBURGER ARBEITSKREIS FÜR PSYCHOANALYSE UND FEMINISMUS (Hg.) (1995): EVAS BIß: Weibliche Aggressivität und ihre Wirklichkeiten, Freiburg im Breisgau
- HAMBURGER F. (1990): Der Kulturkonflikt und seine pädagogische Kompensation, in: DITTRICH E. J. und RADTKE F.-O. (Hg.): Ethnizität. Wissenschaft und Minderheiten, Opladen, 311 – 325
- HAMILTON D. L. (Hg.) (1981): Cognitive processes in stereotyping and intergroup behavior, Hillsdale
- HARAWAY D. (1995): Die Neuerfindung der Natur: Primaten, Cyborgs und Frauen, Frankfurt/Main, New York
- HARDING S. (1994): Das Geschlecht des Wissens: Frauen denken die Wissenschaft neu, Frankfurt/Main, New York

- HARTWIG H. (1984): Türkische Kinder und Jugendliche zwischen Kulturen, in: Materialien zum Projektbereich „Ausländische Arbeiten“, Heft 41, 9 – 49
- HAUBL R. (1991): Modelle psychoanalytischer Textinterpretation, in: FLICK U./VON KARDORFF E./KEUPP H./VON ROSENSTIEL L./WOLFF S. (Hg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung, München, 219 – 223
- HAUG F. (1993): Feminismus als Kritik: Begegnungen mit Feminismus, in: KRÜGER M. (Hg.) (1993): Was heißt hier eigentlich feministisch?: Zur theoretischen Diskussion in den Geistes- und Sozialwissenschaften, Bremen
- HAUG F. (Hg.) (1980): Alltagsgeschichten und Entwurf einer Theorie weiblicher Sozialisation, Argument-Sonderband 45, Berlin
- HAUG F. (Hg.) (1981): Frauen – Opfer oder Täter? Diskussion, Argument Studienheft 46, Berlin
- HAUG F. und HAUSER K. (Hg.) (1988): Küche und Staat. Politik der Frauen, Argument-Sonderband 180, Hamburg
- HAUG F. und WOLLMANN E. (1993): Das Geschlecht der Leistung, Argument-Sonderband 219, Hamburg
- HAUPERT B. (1985): Soziologische Handlungstheorien: Theorie der Interkulturalität, in: THOMAS A. (Hg.): Interkultureller Austausch als interkulturelles Handeln, Saarbrücken, 143 – 172
- HAUSER K. und NOWOTNY H. (1986): Wie männlich ist die Wissenschaft?, Frankfurt/Main
- HAUSER-SCHÄUBLIN B. (Hg.) (1991): Ethnologische Frauenforschung. Ansätze, Methoden, Resultate, Berlin
- HAUSSER K. (1983): Identitätsentwicklung, New York
- HAUSER F. (1987): Zum Identitätskonzept in der Ausländerforschung, in: Ausländerarbeit und Integrationsforschung, hrsg. v. DJI, München
- HAYS H. R. (1964): The Dangerous Sex: The Myth of Feminine Evil, New York (deutsch 1978: Mythos Frau: das gefährliche Geschlecht, Frankfurt/Main)
- HEBENSTREIT S. (1986): Frauenräume und weibliche Identität. Ein Beitrag zu einem ökologisch orientierten Perspektivenwechsel in der sozialpädagogischen Arbeit mit Migrantinnen, Berlin
- HEBENSTREIT S. (1988): Feministischer Ethnozentrismus und Wege zum Verstehen, in: Informationsdienst zur Ausländerarbeit, Heft 3, Darmstadt, 28 – 31
- HECHT-EL MINSHAWI B. (1988): „Wir suchen, wovon wir träumen“. Zur Motivation deutscher Frauen, einen Partner aus dem islamischen Kulturkreis zu wählen, Frankfurt
- HECKMANN F. (1981): Die Bundesrepublik – ein Einwanderungsland?, Stuttgart
- HECKMANN F. (1992): Ethnos, Demos und Nation, oder: Woher stammt die Intoleranz des Nationalstaats gegenüber ethnischen Minderheiten?, in: BIELEFELD U. (Hg.): Das Eigene und das Fremde: neuer Rassismus in der Alten Welt?, Hamburg, 51 – 79
- HEIDARPUR-GHAZWINI A. (1986): Kulturkonflikt und Sexualentwicklung: Sexualentwicklung islamischer Heranwachsender in der Bundesrepublik Deutschland, Frankfurt
- HEILER F. (1977): Die Frau in den Religionen der Menschheit, Berlin/New York
- HEILMEYER J./MANGOLD K./PFISTER T. (Hg.) (1991): Gen-Ideologie – Biologie und Biologismus in den Sozialwissenschaften, Hamburg
- HEINE P. (1989): Ethnologie des Nahen und Mittleren Ostens, Berlin
- HEINRICH K. u.a. (1990): Zwischen Alltagsfrust und Größenwahn. Probleme der Sozialarbeit in Projekten für ausländische Frauen, Weinheim
- HEINRICH K. und SCHULTZ A. (1988): Männliche Ehre und Frauenunterdrückung, in: Informationsdienst zur Ausländerarbeit, Heft 3, 66 – 70
- HEINRICH K. und YILMAZ G. (1986): Sozialarbeit mit türkischen Frauen und Jugendlichen – Neuer Kolonialismus?, in: Informationsdienst zur Ausländerarbeit, Heft 3, 77 – 80
- HEINRICHS H.-J. (1976): Die Besinnung auf das Allgemeine. Zu dem Werk von Claude Lévi-Strauss, in: HAASE H. (Hg.) (1996): Ethnopschoanalyse: Wanderungen zwischen den Welten, Stuttgart
- HEINRICHS H.-J. (1992): Inmitten der Fremde. Von In- und Ausländern, Hamburg
- HEINRICHS H.-J. (Hg.) (1985): Das Fremde verstehen. Gespräche über Alltag, Normalität, Anormalität, Frankfurt/Main
- HEINTZ P. (1957): Soziale Vorurteile. Ein Problem der Persönlichkeit, der Kultur und der Gesellschaft, Köln
- HEINTZ P./HELD T./HOFFMANN-NOWOTNY H. J./LEVY R. (1974): Strukturelle Bedingungen von sozialen Vorurteilen, in: KARSTEN A. (1978): Vorurteil. Ergebnisse psychologischer und sozialpsychologischer Forschung, Darmstadt, 321 – 350
- HEINZ H. (1994): Wunsches Mädchen Mädchens Wunsch: Rückblick auf die Unmöglichkeit des Feminismus, Wien

- HEINZ-FISCHER D. und MERRILL J. C. (Hg.) (1970): International communication: Media, Channels and functions, New York
- HEINZE T. et al. (1980): Interpretation einer Bildungsgeschichte. Überlegungen zur sozialwissenschaftlichen Hermeneutik, Päd extra, Bensheim, 97 – 152
- HEINZE T. (1987): Qualitative Sozialforschung. Erfahrungen, Probleme und Perspektiven, Opladen
- HEINZEN G. und KOCH U. (1985): Von der Nutzlosigkeit erwachsen zu werden, Reinbek bei Hamburg
- HEISE G. (1991): Reise in die schwarze Haut. Ein Tagebuch, Frankfurt/Main
- HELFRICH H. (Hg.) (1995): Frauen zwischen Eigen- und Fremdkultur: Weiblichkeitsbilder im Spannungsfeld von Tradition und Moderne, Münster
- HELLER E. (1992): Arabesken und Talismane: Geschichte und Geschichten des Morgenlandes in der Kultur des Abendlandes, München
- HELLER E. und MOSBAHI H. (1993): Hinter den Schleiern des Islam: Erotik und Sexualität in der arabischen Kultur, München
- HENRICHS N.A. (1971): Zum Problem des Vorverständnisses, in: DIEMER A. (Hg.): Der Methoden- und Theorienpluralismus in den Wissenschaften, Meisenheim
- HENRICH D. (1979): „Identität“. Begriff, Probleme, Grenzen, in: MARQUARD O. und STIERLE K. : Identität, München, 133 – 186
- HERBERT U. (1995): Arbeit, Volkstum, Weltanschauung. Über Fremde und Deutsche im 20. Jahrhundert, Frankfurt/Main
- HERMANN H./TKOCZ C./WINKLER H. (1984): Berufsverlauf von Ingenieuren: Biografieanalytische Auswertung narrativer Interviews, Frankfurt/Main, New York
- HERRMANN U. (1987): Biographische Konstruktionen und das gelebte Leben. Prolegomena zu einer Biographie- und Lebenslaufforschung in pädagogischer Absicht, in: Zeitschrift für Pädagogik, 33, 303 – 323
- HEUER F. und WUTHENOW R.-R. (Hg.) (1995): Gegenbilder und Vorurteil: Aspekte des Judentums im Werk deutschsprachiger Schriftstellerinnen, Frankfurt/Main, New York
- HEYNE C. (1993): Täterinnen: offene und versteckte Aggression von Frauen, Zürich
- HILL P. B. (1984): Räumliche Nähe und soziale Distanz zu ethnischen Minderheiten, in: Zeitschrift für Soziologie, 13, 4, Oktober
- HILMES C. (1990): Die Femme fatale. Ein Weiblichkeitstypus in der nachromantischen Literatur, Stuttgart
- HINZ M. O. u. a. (Hg.) (1984): Weiß auf Schwarz. Deutscher Kolonialismus und afrikanischer Widerstand, Berlin
- HIPPLER J. und LUEG A. (1993): Feindbild Islam, Hamburg
- HIRSCHAUER S. (1996): Wie sind Frauen, wie sind Männer? Zweigeschlechtlichkeit als Wissenssystem, in: EIFERT C. u. a. (Hg.) (1996): Was sind Frauen? Was sind Männer? Geschlechterkonstruktionen im historischen Wandel, Frankfurt/Main, 220 – 274
- HOAGLAND S. (1991): Die Revolution der Moral. Neue lesbisch-feministische Perspektiven, Berlin
- HÖCKNER E. (1989): Das andere, was ist das? Überlegungen gegen die Monotonie der Gleichmacher, in: KOSSEK B. (Hg.): Verkehren der Geschlechter: Reflexionen und Analysen von Ethnologinnen, Wien, 248 – 264
- HOFFMANN L. (1990): Die unvollendete Republik. Zwischen Einwanderungsland und völkischem Nationalstaat, Köln
- HOFFMANN L. (1992): Nicht die gleichen, sondern dieselben Rechte. Einwanderungspolitik und kollektive Identität in Deutschland, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, Nr. 9, 1090 – 1100
- HOFFMANN-NOWOTNY H.-J. (1973): Soziologie des Fremdarbeiterproblems, Stuttgart
- HOFFMANN-RIEM C. (1980): Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 32, 339 – 372
- HOFFMANN-WALBECK K. (1988): Mein Leben ist wie ein fremder Fluß, Reinbek
- HOFSTÄTTER P. R. (1967): Wie Völker einander sehen, in: KARSTEN A. (1978): Vorurteil. Ergebnisse psychologischer und sozialpsychologischer Forschung, Darmstadt, 300 – 320
- HOHMANN J. S. (1982): Schon auf den ersten Blick. Lesebuch zur Geschichte unserer Feindbilder, Darmstadt, Neuwied
- HOHMANN M. (1989): Interkulturelle Erziehung – eine Chance für Europa, in: HOHMANN M. und REICH H. (Hg.): Ein Europa für Mehrheiten und Minderheiten, 1 – 32
- HOLICEK H. (1993): Die Geschichte der „Zigeuner“, Freiburg (unveröffentlichtes Manuskript)
- HONEGGER C. (1991): Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und vom Weib, Frankfurt/Main

- HONEGGER C. (Hg.) (1978): Die Hexen der Neuzeit. Studien zur Sozialgeschichte eines kulturellen Deutungsmusters, Frankfurt/Main
- HONEGGER C. und HEINTZE B. (Hg.) (1981): Listen der Ohnmacht. Zur Sozialgeschichte weiblicher Widerstandformen, Frankfurt/Main
- HOOKS B. (1981): Ain't I a woman? Black women and feminism, Boston
- HOOKS B. (1994): Popkultur – Medien – Rassismus, Berlin
- HOOKS B. (1996): Sehnsucht und Widerstand: Kultur, Ethnie, Geschlecht, Berlin
- HOPF C. (1978): Die Pseudo-Exploration, in: Zeitschrift für Soziologie, H. 2, 97 – 115
- HOPF C. und WEINGARTEN E. (1979): Qualitative Sozialforschung, Stuttgart
- HOPF C. (1982): Norm und Interpretation. Einige methodische und theoretische Probleme der Erhebung und Analyse subjektiver Interpretationen in qualitativen Untersuchungen, in: Zeitschrift für Soziologie, H. 3, Jg. 11, 307 – 329
- HOPF C. (1991): Qualitative Interviews in der Sozialforschung: Ein Überblick, in: FLICK U./VON KARDORFF E./KEUPP H./VON ROSENSTIEL L./WOLFF S. (Hg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung, München, 177 – 182
- HORKHEIMER M. (1963): Persönlichkeit und Vorurteil, in: KARSTEN A. (1978): Vorurteil. Ergebnisse psychologischer und sozialpsychologischer Forschung, Darmstadt, 247 – 260
- HORMUTH S. E. (Hg.) (1979): Sozialpsychologie der Einstellungsänderung, Königstein/Ts.
- HOURLANI A. (1994): Der Islam im europäischen Denken, Frankfurt/Main
- HRADIL S. (1987): Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft. Von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus, Opladen
- HUBER G. L. (1991): Computergestützte Auswertung qualitativer Daten, in: FLICK U./VON KARDORFF E./KEUPP H./VON ROSENSTIEL L./WOLFF S. (Hg.): Handbuch qualitative Sozialforschung, München, 243 – 248
- HUBER G.-L. und MANDL H. (Hg.) (1982): Verbale Daten, Weinheim
- HÜGEL I. (Hg.) (1993): Entfernte Verbindungen. Rassismus Antisemitismus Klassenunterdrückung, Berlin
- HUISKEN F. (1987): Ausländerfeinde und Ausländerfreunde. Eine Streitschrift gegen den geachteten wie den geachteten Rassismus, Hamburg
- HUNKE S. (1990): Allah ist ganz anders. Enthüllung von 1001 Vorurteilen über die Araber, Bad König
- HUNTINGTON S. (1993): Im Kampf der Kulturen, in: DIE ZEIT vom 13.8.
- HURRELMANN K. und Ulich D. (Hg.) (1980): Handbuch der Sozialisationsforschung, Weinheim
- HUSSERL E. (1973): Zur Phänomenologie der Intersubjektivität. Texte aus dem Nachlaß. Dritter Teil: 1929 – 1935, in: KERN I.: Husserliana, Bd. XV, Den Haag
- HUTH C. und MICKSCH J. (Hg.) (1981): Ausländische Frauen. Interviews, Analysen und Anregungen für die Praxis, Frankfurt/Main
- HUTH-HILDEBRANDT C. (1992): Germanozentrismus oder interkulturelles Denken? Deutsche Frauen und ihre Beziehungen zu den Migrantinnen, in: SCHULZ M. (Hg.): Fremde Frauen: Von der Gastarbeiterin zur Bürgerin, Frankfurt/Main
- IAF-WEGWEISER (1986): Mein Partner oder meine Partnerin kommt aus einem anderen Land. Interethnische Ehen, Familien und Partnerschaften, Frankfurt/Main
- ILETMIS G. und MOITZ R. (1993): Europäische Identität – interkulturelles Leben?, in: BUTTERWEGGE C. und JÄGER S. (Hg.): Rassismus in Europa, Köln, 262 – 272
- INSTITUT FÜR DEMOSKOPIE ALLENSBACH (Hg.) (1993): Frauen in Deutschland: Lebensverhältnisse, Lebensstile und Zukunftserwartungen, Die Schering-Frauenstudie, 93, Köln
- INSTITUT FÜR MIGRATIONS- UND RASSISMUSFORSCHUNG e. V. (Hg.) (1992): Rassismus und Migration in Europa, Hamburg, Berlin
- INSTITUT FÜR SOZIALFORSCHUNG (Hg.) (1994): Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit: Studien zur aktuellen Entwicklung, Frankfurt/Main, New York
- INTERNATIONALES FRAUENPLENUM (1995): Den Faden weiterspinnen. Möglichkeiten der Zusammenarbeit von Immigrantinnen, im Exil lebenden und deutschen Frauen, Erfahrungen des Internationalen Frauenplenums W.-Berlin 1988 – 1991, Berlin
- INTERTAZ: Türkische Mädchen in Deutschland, in: taz vom 16. 4. 1994, Berlin
- INTERTAZ: Wie sind die Deutschen?, in: taz vom 2. 10. 1992, Berlin
- IRIGARAY L. (1979): Das Geschlecht, das nicht eins ist, Berlin (zuerst: 1977, Paris)
- IRIGARAY L. (1980): Spiegel des anderen Geschlechts, Frankfurt

- IRIGARAY L. (1987): Zur Geschlechterdifferenz, Wien
- IRIGARAY L. (1991): Die Zeit der Differenz. Für eine friedliche Revolution, Frankfurt/Main
- JÄGER M. (1993): „Feministische“ Argumente zur Untermauerung von Rassismus: Warum liegt Deutschen die Stellung der Einwanderinnen so am Herzen?, in: BUTTERWEGGE C. und JÄGER S. (Hg.): Rassismus in Europa, Köln, 248 – 261
- JÄGER S. (1992): BrandSätze. Rassismus im Alltag, Duisburg
- JÄGER S. (1993): Kritische Diskursanalyse, Duisburg
- JÄGER S. (1993): Wie die Deutschen die „Fremden“ sehen: Rassismus im Alltagsdiskurs, in: BUTTERWEGGE C. und JÄGER S. (Hg.): Rassismus in Europa, Köln, 230 – 248
- JAHODA M./DEUTSCH M./COOK ST.W. (1966): Beobachtungsverfahren, in: KÖNIG R. (Hg.): Beobachtung und Experiment in der Sozialforschung, Köln, Berlin, 77 – 96
- JANNSEN-JUREIT M. (1976): Sexismus – Über die Abtreibung der Frauenfrage, München, Wien
- JANSEN M. (1998): Am Ende der Sackgasse: Mögliche Wende für die Frauenpolitik?, in: Gastkommentar in ERZIEHUNG UND WISSENSCHAFT 4
- JEDAMSKI D./JEHLE H./SIEBERT U. (Hg.) (1994): „...und tät das Reisen wählen!“. Frauenreisen – Reisefrauen, Zürich, Dortmund
- JEHLE H. (1989): Ida Pfeiffer. Weltreisende im 19. Jahrhundert. Zur Kulturgeschichte reisender Frauen, Münster/New York
- JENSEN A. (1983): Integration einer privilegierten Ausländergruppe – Kontingentflüchtlinge aus Südostasien in der Bundesrepublik Deutschland, Diss. Bochum
- JOESTER A. und SCHÖNINGH I. (Hg.) (1992): So nah beieinander und doch so fern: Frauenleben in Ost und West, Pfaffenweiler
- JOSEPH G. I. (1993): Schwarzer Feminismus. Theorie und Politik afro-amerikanischer Frauen, Berlin
- JOUHY E. (1985): Bleiche Herrschaft, dunkle Kulturen: Essays zur Bildung in Nord und Süd, Frankfurt/Main
- JUSTIN E. (1944): Lebensschicksale artfremd erzogener Zigeunerkinder und ihre Nachkommen, Berlin
- JÜTTEMANN G. (Hg.) (1983): Psychologie in der Veränderung, Weinheim
- JÜTTEMANN G. und THOMAE H. (Hg.) (1987): Biographie und Psychologie, Berlin
- JÜTTEMANN G. (Hg.) (1985): Qualitative Forschung in der Psychologie, Weinheim
- KABBANI R. (1986): Europe's myth of orient, London
- KABBANI R. (1989): A letter to cristendom, London
- KABBANI R. (1993): Mythos Morgenland. Wie Vorurteile und Klischees unser Bild vom Orient bis heute prägen, München
- KABOU A. (1991): Et si l'Afrique refusait le développement?, Paris (dtsh. 1993: Weder arm noch ohnmächtig: eine Streitschrift gegen schwarze Eliten und weiße Helfer, Basel)
- KADE S. (1983): Methoden des Fremdverstehens. Ein Zugang zu Theorie und Praxis des Fremdverstehens, Bad Heilbrunn
- KALB, P. E. (Hg.) (1983): Wir sind alle Ausländer, Weinheim, Basel
- KALPAKA A. (1986): Handlungsfähigkeit statt „Integration“. Schulische und außerschulische Lebensbedingungen und Entwicklungsmöglichkeiten griechischer Jugendlicher, München
- KALPAKA A. (1992): Die Hälfte des geteilten Himmels, in: SCHULZ M. (Hg.): Fremde Frauen: Von der Gastarbeiterin zur Bürgerin, Frankfurt/Main
- KALPAKA A. (1994): Die Hälfte des (geteilten) Himmels: Frauen und Rassismus, in: UREMOVIC O. und OERTER G. (Hg.): Frauen zwischen Grenzen: Rassismus und Nationalismus in der feministischen Diskussion, Frankfurt/Main, New York, 33 – 47
- KALPAKA A. und RÄTHZEL N. (1985 a): Für kulturelle und politische Autonomie der Einwanderer, in: Informationsdienst zur Ausländerarbeit, H. 1
- KALPAKA A. und RÄTHZEL N. (1985 b): Paternalismus in der Frauenbewegung?!, in: Informationsdienst zur Ausländerarbeit, H. 3, 21 – 27
- KALPAKA A. und RÄTHZEL N. (Hg.) (1990): Die Schwierigkeit, nicht rassistisch zu sein, Leer
- KAMPHOEVENER E. S. VON (1958): Am alten Brunnen des Bedesten, Hamburg
- KAMPHOEVENER E. S. VON (1975): An Nachtfeuern der Karawan-Serail, 3 Bände, Reinbek bei Hamburg
- KAMPHOEVENER E. S. VON (o. J.): Damals im Reiche der Osmanen. Ein Märchen der Wirklichkeit aus der Türkei, Gütersloh
- KANG C.-S. (1990): Institutioneller Rassismus und ausländische Frauen, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, 27, 120 – 126

- KANG Ch. S. (1994): Sisterhood – ein frommer Wunsch?, in: Blätter des iz3w, Nr. 197, 40 – 43
- KAPPELER S. (1994): „Als Frau habe ich kein Land“ – aber einen deutschen Paß. Strukturen des Nationalismus in der Politik der deutschen Frauenbewegung, in: UREMOVIC O. und OERTER G. (Hg.): Frauen zwischen Grenzen: Rassismus und Nationalismus in der feministischen Diskussion, Frankfurt/Main, New York, 92 – 107
- KAPPERT P. (1991): Von der Bagdadbahn bis zur Immigration türkischer Gastarbeiterfamilien – zur Geschichte der gegenseitigen Wahrnehmung oder: eine Chronologie der Mißverständnisse, in: Acta Hohenschwangau, 110 – 126
- KARLIN A. M. (1930a): Novellen aus China, Insulinde und der Südsee, Berlin
- KARLIN A. M. (1930b): Im Banne der Südsee. Die Tragödie einer Frau, Minden, Berlin, Leipzig
- KARLIN A. M. (1933): Erlebte Welt. Das Schicksal einer Frau, Minden, Berlin, Leipzig
- KARLIN A. M. (1995): Einsame Weltreise: Erlebnisse und Abenteuer einer Frau im Reich der Inkas und im Fernen Osten, Freiburg im Breisgau
- KARSTEN A. (1966): Vorstellungen von jungen Deutschen über andere Länder. Ein Bericht über die bisherige Forschung, in: Schriftenreihe der Stiftung für internationale Länderkenntnis der Jugend, H. 1, Frankfurt/Main
- KARSTEN A. (Hg.) (1978): Vorurteil – Ergebnisse psychologischer und sozialpsychologischer Forschung, Darmstadt
- KATSARAKIS N. (1974): Probleme kultureller und gesellschaftlicher Integration griechischer Arbeitnehmer in der BRD. Exemplarische Untersuchung in Bereich des Freizeitverhaltens, Dissertation, Aachen
- KATZ D. und BRALY K. W. (1935): Rassistische Vorurteile und Rassenstereotypen, in: KARSTEN A. (1978): Vorurteil. Ergebnisse psychologischer und sozialpsychologischer Forschung, Darmstadt, 35 – 59
- KATZ P. A. (Hg.) (1976): Towards the Elimination of Racism, New York
- KELMAN H. C. (Hg.) (1965): International behavior, New York, Chicago
- KESKIN H. (1978): Die Türkei. Vom Osmanischen Reich zum Nationalstaat – Werdegang einer Unterentwicklung, West-Berlin
- KEßLER H. (1989): Crises? What crises? in: DIE BRÜCKE, Nachrichten, Meinungen, Kultur für Gleichberechtigung und Völkerverständigung, Saarbrücken, H. 51
- KEUPP H. und BILDEN H. (Hg.) (1989): Verunsicherungen. Das Subjekt im gesellschaftlichen Wandel, Göttingen
- KHALID D. (1982): Die Problematik der muslimischen Diaspora in Europa und Amerika, in: Orient, H. 1, Jg. 23, 45 – 80
- KHAN M. Z. (o. J.): Die Frau im Islam, in: „Der Islam“, Frankfurt/Main
- KHELLA K. (1983): Ausländer in der Bundesrepublik, 3. Aufl., Hamburg
- KHELLA K. (1985): Jederzeit, überall, mit allen Waffen. Imperialismus heute, Hamburg
- KIPER H. (1988): „Sexualität“ in autobiographisch geprägter Literatur der MigrantInnen, in: Informationsdienst zur Ausländerarbeit, Heft 3, 75 – 79
- KIPPENBERG H.-G. und LUCHESI B. (1978): Magie. Die sozialwissenschaftliche Kontroverse über das Verstehen fremden Denkens, Frankfurt/Main
- KLEFF H.G. (1984): Vom Bauern zum Industriearbeiter. Zur kollektiven Lebensgeschichte der Arbeitsmigranten aus der Türkei, Mainz
- KLEFF S. u.a. (1990): BRD-DDR: alte und neue Rassismen im Zuge der deutsch-deutschen Einigung, Frankfurt/Main
- KLEINING G. (1982): Umriß zu einer Methodologie qualitativer Sozialforschung, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 34
- KNAPP G.-A. (1988): Die vergessene Differenz, in: Feministische Studien, 6, 12 – 31
- KNAPP G.-A. (1993): Der „weibliche Sozialcharakter“ – Mythos oder Realität? Soziologische und sozialpsychologische Aspekte des Sozialcharakter-Konstrukts, in: KRÜGER M. (Hg.) (1993): Was heißt hier eigentlich feministisch?: Zur theoretischen Diskussion in den Geistes- und Sozialwissenschaften, Bremen
- KNAPP G.-A. (1995): Das Seiende als Text des Werdens lesen: Tradition der Kritik identitätslogischen Denkens im Feminismus, in: Frauen-Prisma, Wissenschaftliche Beiträge zur Frauenforschung, Potsdam
- KNAPP G.-A. und WETTERER A. (Hg.) (1992): Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie, Freiburg (Forum Frauenforschung 6)
- KNIGHT U. und KOWALSKY W. (1991): Deutschland nur den Deutschen?, Erlangen, Bonn, Wien
- KOBAC A. (1992): Wie treibender Sand. Das berauschte Leben der Isabelle Eberhardt, München
- KOCH G. (Hg.) (1995): Auge und Affekt. Wahrnehmung und Interaktion, Frankfurt/Main



- KOCH-KLENSKE E. (Hg.) (1991): Die Töchter der Emanzen. Kommunikationsstrukturen in der Frauenbewegung, München
- KOEBNER T. und PICKEROTT G. (Hg.) (1987): Die andere Welt. Studien zum Exotismus, Frankfurt/Main
- KOHL K.-H. (1987): „Abwehr und Verlangen“. Der Umgang mit dem Fremden, Frankfurt/Main
- KOHL K.-H. (1989): Cherchez la femme d'Orient, in: BUDDE H. und SIEVERNICH G. (Hg.): Europa und der Orient 800 – 1900, Berlin, 356 – 368
- KOHLBERG L. und TURIEL E. (1978): Moralische Entwicklung und Moralerziehung, in: PORTELE G. (Hg.): Neue Ansätze zur moralischen Entwicklung und Erziehung, Weinheim, 13 – 80
- KOHLI M. (1978): „Offenes“ und „geschlossenes“ Interview: Neue Argumente zu einer alten Kontroverse, in: Soziale Welt, 1 – 25
- KOHLI M. und ROBERT G. (Hg.) (1984): Biographie und soziale Wirklichkeit, Stuttgart
- KOHN-LEY C. und KOROTIN I. (Hg.) (1994): Der feministische „Sündenfall“? Antisemitische Vorurteile in der Frauenbewegung, Wien
- KOLK S. (1994): Von der Selbsterfahrung über die Selbsterkenntnis zur Einsicht: Ein Befreiungsweg im Kontext feministischer Bildungsarbeit, Bielefeld
- KOLOGLU O. (1971): Le Turc dans la presse française (dès débuts jusqu'à 1815), Beirut (éd. Al-Hayat)
- KÖNIG K. (1989): Tschador, Ehre und Kulturkonflikt: Veränderungsprozesse türkischer Frauen und Mädchen durch die Emigration und ihre soziokulturellen Folgen, Frankfurt
- KÖNIG R. (1962): Das Interview, Köln
- KÖNIG K./STRAUBE H./TAYLAN K. (1988): Oya – Fremde Heimat Türkei, München
- KONUK K. (1996): Unterschiede verbünden. Von der Instrumentalisierung von Differenzen, in: FUCHS B. und HABINGER G. (Hg.): Rassismen und Feminismen: Differenzen, Machtverhältnisse und Solidarität zwischen Frauen, Wien, 233 – 239
- KOOLWIJK J. VAN und WIEKEN-MEYER M. (Hg.) (1974 ff): Techniken der empirischen Sozialforschung. Ein Lehrbuch in acht Bänden, München
- KOONZ C. (1994): Mütter im Vaterland. Frauen im Dritten Reich, Reinbek bei Hamburg
- KOPPERT C. (Hg.) (1993): Glück, Alltag und Desaster. Über die Zusammenarbeit von Frauen, Berlin
- KORTE H. (1984): Die etablierten Deutschen und ihre ausländischen Außenseiter, in: GLEICHMANN P. u.a. (Hg.): Macht und Zivilisation. Materialien zur Norbert Elias' Zivilisationstheorie, Bd. 2, 261 – 279
- KOSSEK B. (Hg.) (1989): Verkehren der Geschlechter: Reflexionen und Analysen von Ethnologinnen, Wien
- KRAFCHYZK J. (1994): Weiblichkeitsbilder und ihre soziale Differenzierung. Die australischen Kolonien in den Reiseberichten von Louisa Anne Meredith, Jane Franklin und Ellen Clacy (1835 – 1855), in: JEDAMSKI D./JEHLE H./SIEBERT U. (Hg.): „...und tät das Reisen wählen!“. Frauenreisen – Reisefrauen, Zürich, Dortmund, 293 – 308
- KRAFT H. und LIEBS E. (Hg.) (1993): Mütter-Töchter-Frauen: Weiblichkeitsbilder in der Literatur, Stuttgart, Weimar
- KRAFT M. und ASHRAF-KHAN R. S. (1994): Schwarze Frauen der Welt. Europa und Migration, Berlin
- KRAMER H. (1988): Die Europäische Gemeinschaft und die Türkei, Baden-Baden
- KRAPPMANN L. (1969): Soziologische Dimensionen der Identität, Stuttgart
- KRASBERG U. (1979): Ich mache die Nacht zum Tag. Emanzipation und Arbeitsemigration. Griechische Frauen in Deutschland und Griechenland, Frankfurt/Main
- KREILE R. (1993): EMMA und die „deutschen Frauen“. „an's Vaterland, an's teure, schließt euch an...“, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, 35, 123 – 130
- KRISTEVA J. (1990): Fremde sind wir uns selbst, Frankfurt/Main
- KROCKOW C. GRAF VON (1995): Von deutschen Mythen: Rückblick und Ausblick; ein Essay, Stuttgart
- KROMSCHRÖDER G. (1983): Als ich ein Türke war, Frankfurt/Main
- KRÜGER M. (Hg.) (1993): Was heißt hier eigentlich feministisch?: Zur theoretischen Diskussion in den Geistes- und Sozialwissenschaften, Bremen
- KUCKERTZ B. (Hg.) (1992): Das grüne Schwert. Weltmacht Islam – Bedrohung oder Erlösung?, München
- KUDERA S. u. a. (1984): Kohortendifferenzierte Lebensverläufe und Arbeits-, Lebens- und Politische Orientierungen. Am Beispiel von Postbeamten des Mittleren Dienstes, München
- KUHN A. und ROTHE V. (1982): Frauen im deutschen Faschismus, Band 1, Düsseldorf
- KÜHN R. (1990): Ein schwieriges Erbe: Deutschtum. Zu einigen Besonderheiten des deutschen Nationalismus, in: Materialien zur politischen Bildung, Heft 1, 23 – 28

- KÜRSAT-AHLERS H. E. (1992): Das Stigma des Einwanderers, in: Dies. (Hg.): Die multikulturelle Gesellschaft: Der Weg zur Gleichstellung?, Frankfurt/Main, 41 – 93n; Dies. (Hg.): Die multikulturelle Gesellschaft: Der Weg zur Gleichstellung?, Frankfurt/Main, 41 – 93
- KULA O. B. und BRAUNE P. (1989): Ein Trauenspiel. 700 Jahre Deutsch-Türkische Begegnung im Spiegel der deutschen Literatur, in: Die Brücke, Nr. 48, 31 – 35
- KULLIK R. (1990): Frauen „gehen fremd“: eine Wissenschaftsgeschichte der Wegbereiterinnen der deutschen Ethnologie, Bonn
- KUNTZ A. und PFLEIDERER B. (Hg.) (1987): Fremdheit und Migration, Berlin, Hamburg
- KÜNZLER E. (1993): Zum westlichen Frauenbild von Musliminnen, Würzburg
- LAILA Y. A. (1981): Integration und Entfremdung. Zur Situation ausländischer Studenten in der Bundesrepublik Deutschland. (Afrikanisch-asiatische Aspekte Bd. 1), Göttingen
- LAMBECK K. (1984): Kritische Anmerkungen zur Bilingualismusforschung, Tübingen
- LAMNEK S. (1988): Qualitative Sozialforschung, Bd. I: Methodologie, München
- LAMNEK S. (1989): Qualitative Sozialforschung, Bd. II: Methoden und Techniken, München
- LANDESAMT FÜR VERFASSUNGSSCHUTZ BADEN-WÜRTTEMBERG (1993): Islamische Extremisten, Stuttgart
- LANDESINSTITUT FÜR SCHULE UND WEITERBILDUNG / GESELLSCHAFT FÜR INTERNATIONALE KOMMUNIKATION UND KULTUR e. V. (Hg.) (1993): WeltBilder. Lese- und Arbeitsbuch, Bonn
- LANDWEER H. (1990): Das Märtyrerinnenmodell. Zur diskursiven Erzeugung weiblicher Identität, Pfaffenweiler
- LANG S. und RICHTER D. (Hg.) (1994): Geschlechterverhältnisse – schlechte Verhältnisse: verpaßte Chance der Moderne, Marburg
- LANGENOHL-WEYER A. (1980): Ausländerrecht und Frauendiskriminierung, in: Informationsdienst zur Ausländerarbeit, H. 1, 28 – 34
- LANGHEITER E. (1989): Mittäterinnen oder Opfer?, in: KOSSEK B. (Hg.): Verkehren der Geschlechter: Reflexionen und Analysen von Ethnologinnen, Wien, 36 – 45
- LAQUEUR T. (1992): Auf den Leib geschrieben: die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud, Frankfurt/Main, New York
- LAUDOWICZ E. (Hg.) (1992): Fatimas Töchter. Frauen im Islam, Köln
- LAUTMAN F. (1973): Soziologische Analyse der Mischehen: Ablehnung von Gruppen oder wechselseitiger kompensatorischer Austausch, in: Zentralblatt für Ehe und Familienkunde
- LAZREG M. (1990): Feminism and Difference: The Perils of Writing as a Woman on Women in Algeria, in: HIRSCH M. und FOX KELLER E. (Hg.): Conflicts in Feminism, New York
- LE VINE R. A. (1973): Culture, behavior and personality, Chicago
- LEBER B. (1978): Methoden und Ziele der Beratung von Nichteuropäern, in: Diakonie, Zeitschrift des Diakonischen Werkes
- LEGEWIE H. (1987): Interpretation und Validierung biographischer Interviews, in: Jüttemann G. und THOMAE H. (Hg.): Biographie und Psychologie, Berlin
- LEGEWIE H. (1991): Feldforschung und teilnehmende Beobachtung, in: FLICK U./VON KARDORFF E./KEUPP H./VON ROSENSTIEL L./WOLFF S. (Hg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung, München, 189 – 193
- LEGGEWIE C. (1990): Das fremde Selbst – eine xenologische Betrachtung, in: Multi Kulti. Spielregeln für die Vielvölkerrepublik, 97 – 119
- LEGGEWIE C. (1990): Multi Kulti. Spielregeln für die Vielvölkerrepublik, Rotbuch Taschenbuch 28
- LEGGEWIE C. und SENOCAR Z. (Hg.) (1993): Deutsche Türken – Türk Almanlar, Reinbek bei Hamburg
- LEHMANN A. (1983): Erzählstruktur und Lebenslauf. Autobiographische Untersuchungen, Frankfurt
- LEIPRECHT R. (1990): „...da baut sich ja in uns ein Haß auf...“ Zur subjektiven Funktionalität von Rassismus und Ethnozentrismus bei abhängig beschäftigten Jugendlichen – eine empirische Untersuchung, Hamburg, Berlin
- LEIRIS M. (1979): Die eigene und die fremde Kultur, Frankfurt/Main
- LEISTEN T. (1993): Islam und Europa, in: FORKL H. u. a. (Hg.): Die Gärten des Islam, Stuttgart, 43 – 47
- LEITNER H. (1982): Lebenslauf und Identität. Die kulturelle Konstruktion von Zeit in der Biographie, Frankfurt
- LENHARDT G. (1985): Ethnische Identität und sozialwissenschaftlicher Instrumentalismus, in: DITTRICH E. J. und RADTKE F.-O. (Hg.): Ethnizität. Wissenschaft und Minderheiten, Opladen, 191 – 213

- LENK H. (Hg.) (1977): Handlungstheorien – interdisziplinär IV: Sozialwissenschaftliche Handlungstheorien und spezielle systemwissenschaftliche Ansätze, München
- LENK H. (Hg.) (1978): Handlungstheorien – interdisziplinär II: Handlungserklärungen und philosophische Handlungsinterpretation, München
- LENTZ A. (1995): Ethnizität und Macht: ethnische Differenzierung als Struktur und Prozeß sozialer Schließung im Kapitalismus, Köln
- LENZ I. (1995): Geschlecht, Herrschaft und internationale Ungleichheit, in: BECKER-SCHMIDT R. und KNAPP G.-A. (Hg.): Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften, Frankfurt/Main
- LENZ I. (1996): Grenzziehungen und Öffnungen: Zum Verhältnis von Geschlecht und Ethnizität zu Zeiten der Globalisierung, in: LENZ I. und GERMER A. (Hg.): Wechselnde Blicke: Frauenforschung in internationaler Perspektive, Opladen, 200 – 228
- LENZ I. und LUIG U. (Hg.) (1990): Frauenmacht ohne Herrschaft: Geschlechterverhältnisse in nichtpatriarchalischen Gesellschaften, Berlin
- LENZ I. und GERMER A. (Hg.) (1996): Wechselnde Blicke: Frauenforschung in internationaler Perspektive, Opladen
- LENZ I./MANSFELD C./SCHULTZ D. (1988): Angst vor dem Fremden? Zum Rassismus in der deutschen Frauenbewegung und Frauenforschung, in: Informationsdienst zur Ausländerarbeit, 3, 39 – 44
- LEPSIUS M. R. (1986): Interessen und Ideen. Die Zurechnungsproblematik bei Max Weber, in: NEIDHARDT F./LEPSIUS M. R./WEIß J. (Hg.): Kultur und Gesellschaft, Sonderheft 27 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Opladen
- LEVI-STRAUSS C. (1980): Mythos und Bedeutung, Frankfurt/Main
- LEVI-STRAUSS C. (1987): Race et histoire, Paris (zuerst: 1952, pour Unesco)
- LEWIN K. (1946): Tat-Forschung und Minderheitenprobleme, in: DERS. (1953): Die Lösung sozialer Konflikte, Bad Nauheim, 278 – 298
- LEWIN K. (1953): Die Lösung sozialer Konflikte, Bad Nauheim
- LEWIN K. (1982): Aktionsforschung und Minderheitenprobleme, in: GRAUMANN C.-F. (Hg.): Kurt-Lewin-Gesamtausgabe, Bd. 7, Bern
- LEWIS B. (1987): Die Welt der Ungläubigen: wie der Islam Europa entdeckte, Frankfurt/Main
- LEY K. (1979): Frauen in der Emigration. Lebens- und Arbeitssituation italienischer Frauen in der Schweiz, Frauenfeld/Stuttgart
- LIEDTKE F. u. a. (Hg.) (1991): Begriffe besetzen, Strategien des Sprachgebrauchs in der Politik, Wiesbaden
- LIEFMANN E. (1951): Mittelalterliche Überlieferungen und Antisemitismus, in: Psyche 9, 481 – 496
- LIEGLE L. (1980): Kulturvergleichende Ansätze in der Sozialisationsforschung, in: HURRELMANN K. und ULLICH D. (Hg.): Handbuch der Sozialisationsforschung, Weinheim
- LINK J. (1982): Kollektivsymbolik und Mediendiskurse, in: kultuRRevolution, 1, 6 – 20
- LINK J. (1986): Noch einmal: Diskurs. Interdiskurs. Macht., in: kultuRRevolution, 11, 4 – 7
- LILLI W. (1982): Grundlagen der Stereotypisierung, Göttingen
- LIPP W. (1979): Kulturtypen, kulturelle Symbole, Handlungswelt. Zur Pluralität von Kultur, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 31, 45off
- LISSNER A./SÜSSMUTH R./WALTER K. (Hg.) (1988): Frauenlexikon: Traditionen, Fakten, Perspektiven, Freiburg im Breisgau, Basel, Wien
- LIST E. (1993): Fremde Frauen, fremde Körper. Über Alterität und Körperlichkeit in Kultur- und Geschlechtertheorien, in: WIDEE (Hg.): Nahe Fremde – fremde Nähe: Frauen forschen zu Ethnos, Kultur, Geschlecht, Wien, 123 – 143
- LIST E. (1996): Politik, Geschlecht, Lebensform. Perspektiven feministischer Theorie und Praxis, in: GROSZ-GANZONI I.-A. (Hg.): Widerspenstige Wechselwirkungen: feministische Perspektiven in Psychoanalyse, Philosophie, Literaturwissenschaft und Gesellschaftskritik, Tübingen
- LOENHOFF J. (1992): Interkulturelle Verständigung: zum Problem grenzüberschreitender Kommunikation, Opladen
- LOISKANDL (1966): Edle Wilde, Heiden und Barbaren. Fremdheit als Bewertungskriterium zwischen Kulturen, Wien
- LOREY I. (1996): Immer Ärger mit dem Subjekt: theoretische und politische Konsequenzen eines juristischen Machtmodells: Judith Butler, Tübingen
- LOYCKE A. (Hg.) (1992): Der Gast, der bleibt: Dimensionen von Georg Simmels Analyse des Fremdseins, Frankfurt/Main, New York, Paris

- LUBIG E. (1990): Segregation, Integration, Binnenintegration. Argumente für einen Perspektivwechsel in der Arbeitsmigrationsforschung, in: *Ausländer und Stadtentwicklung*, hrsg. vom Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung des Landes Nordrhein-Westfalen, ILS-Schriften, 30, 24 – 29
- LUCKMANN T. (1986): Grundformen der gesellschaftlichen Vermittlung des Wissens. Kommunikative Gattungen, in: LEPSIUS M. R. und WEIß J. (Hg.): *Kultur und Gesellschaft*, Opladen, 192 – 211
- LÜDERS M. (Hg.) (1992): *Der Islam im Aufbruch? Perspektiven der arabischen Welt*, München
- LUHMANN N. (1975): Interaktion, Organisation, Gesellschaft. Anwendungen der Systemtheorie, in: LUHMANN N. (Hg.): *Soziologische Aufklärung*, Opladen
- LUHMANN N. (1990): *Die Wissenschaft von der Gesellschaft*, Frankfurt/Main
- LUKACS G. (1981): *Die Zerstörung der Vernunft*, Band 3: Irrationalismus und Soziologie, Neuwied
- LUSCHAN F. VON (1922): *Völker, Rassen, Sprachen*, Berlin
- LUTZ H. (1986): Migrantinnen aus der Türkei – Eine Kritik des gegenwärtigen Forschungsstandes, in: *Migration und Ethnizität*, Heft O, Berlin
- LUTZ H. (1989): Orientalische Weiblichkeit. Das Bild der Türkin in der Literatur konfrontiert mit Selbstbildern, in: *Informationsdienst zur Ausländerarbeit*, H. 4, 32 – 38
- LUTZ H. (1989): Unsichtbare Schatten? Die „orientalische Frau“ in westlichen Diskursen, in: *Peripherie* 37, Berlin
- LUTZ H. (1991): *Welten verbinden – Türkische Sozialarbeiterinnen in den Niederlanden und der Bundesrepublik Deutschland*, Frankfurt
- LUTZ H. (1992): Mittlerinnen zwischen Einwanderergemeinschaft und Aufnahmegesellschaft, in: INSTITUT FÜR MIGRATIONS- UND RASSISMUSFORSCHUNG e. V. (Hg.): *Rassismus und Migration in Europa*, Hamburg, Berlin, 388 – 407
- LUTZ H. (1993): Sind wir uns immer noch fremd? Konstruktion von Fremdheit in der weißen Frauenbewegung, in: HÜGEL I. (Hg.): *Entfernte Verbindungen. Rassismus Antisemitismus Klassenunterdrückung*, Berlin, 138 – 156
- LUTZ H. (1994): Konstruktionen von Fremdheit: Ein „blinder Fleck“ in der Frauenforschung?, in: NESTVOGEL R. (Hg.): „Fremdes“ oder „Eigenes“?: *Rassismus, Antisemitismus, Kolonialismus und Rechtsextremismus aus Frauensicht*, Frankfurt/Main
- LYOTARD J. F. (1977): *Das Patchwork der Minderheiten*, Berlin
- MACIVER R. M. (1949): *Discrimination and national welfare*, New York
- MAGRIBA LWANGA G. (1993): Deutsch – nein danke? Anmerkungen zu Staatsangehörigkeit, BürgerInnenrechten und Verfassung, in: HÜGEL I. (Hg.): *Entfernte Verbindungen. Rassismus Antisemitismus Klassenunterdrückung*, Berlin, 260 – 273
- MAGIROS A. (1995): Foucaults Beitrag zur Rassismustheorie, *Argument-Sonderband* 233, Hamburg
- MAHMOODA B. (1990): *Nicht ohne meine Tochter*, Bergisch Gladbach
- MAIHOFER A. (1995): *Geschlecht als Existenzweise*, Frankfurt/Main
- MAILLART E. (1988): *Flüchtige Idylle: zwei Frauen unterwegs nach Afghanistan*, Zürich (zuerst 1948: *Auf abenteuerlicher Fahrt durch Iran und Afghanistan*)
- MAILLART E. (1990): *Turkestan – Solo: eine Frau reist durch die Sowjetunion*, Stuttgart (zuerst 1937: *Des monts célestes aux sables rouges*, Paris)
- MAKHLOUF C. (1979): *Changing Veils*, Austin
- MALINOWSKY B. (1939): The group and the individual in functional analysis, in: *American Journal of Sociology*, Bd. 44, 938 ff
- MAMOZAI M. (1982): *Herrenmenschen. Frauen im deutschen Kolonialismus*, (1989: *Schwarze Frau, weiße Herrin, Frauenleben in den deutschen Kolonien*), Reinbek bei Hamburg
- MAMOZAI M. (1990): *Komplizinnen*, Reinbek bei Hamburg
- MANSFELD C. (1985): Über die Beziehungen zwischen Ausländerfeindlichkeit und Frauenfeindlichkeit, in: *Loccumer Protokolle 9: Kultur und Emanzipation*, Rehbürg-Loccum
- MANSFELD C. (1987): Deutsche Frauen in Projekten der Sozialarbeit und Sozialforschung mit Ausländerinnen, Motivationen, Konflikte, Chancen, in: *Informationsdienst zur Ausländerarbeit*, H.2, 50 – 53
- MARBURGER H. (Hg.) (1991): *Schule in der multikulturellen Gesellschaft: Ziele, Aufgaben und Wege interkultureller Erziehung*, Frankfurt/Main (Werkstatt-Berichte Nr. 3, Interkulturelle Forschungs- und Arbeitsstelle Fachbereich Erziehungs- und Unterrichtswissenschaften TU-Berlin)
- MARKEFKA M. (1990): *Vorurteile – Minderheiten – Diskriminierung. Ein Beitrag zum Verständnis sozialer Gegensätze*, Neuwied, München

- MARQUARD O. und STIERLE K. (1979): Identität, München
- MARQUARDSSEN-KAMPHÖVENER E. (1916): Das Wesen des Osmanen, München
- MARROW A. J./FRENCH J. R. (1945): Changing a stereotype in industry, in: *Journal of Social Issues*, 3, 33 – 37
- MASSON P. (1981): Interpretative Probleme in Prozessen interkultureller Verständigung, in: Schmied-Kowarzik und Stagl J. (Hg.): *Grundfragen der Ethnologie. Beiträge zur gegenwärtigen Theoriediskussion*, Berlin, 124 – 150
- MAURER S. (1996): Zwischen Zuschreibung und Selbstgestaltung. Feministische Identitätspolitiken im Kräftefeld von Kritik, Norm und Utopie, Tübingen
- MAYER H. (1975): Außenseiter, Frankfurt/Main
- MAYNARD M. (1995): Das Verschwinden der „Frau“. Geschlecht und Hierarchie in feministischen und sozialwissenschaftlichen Diskursen, in: ARMBRUSTER L.C./MÜLLER U./STEIN-HILBERS M. (Hg.): *Neue Horizonte? Sozialwissenschaftliche Forschung über Geschlechter und Geschlechterverhältnisse*, Opladen, 23 – 39
- MAYRING P. (1988): *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundfragen und Techniken*, Weinheim
- MAYRING P. (1990): *Einführung in die qualitative Sozialforschung: eine Anleitung zu qualitativem Denken*, München
- McROBBIE A. (1985): Tanz und Phantasie, in: COHEN P./BAETHGE M./McROBBIE A.: *Verborgene im Licht. Neues zur Jugendfrage*, Frankfurt/Main
- McROBBIE A. und GARBER J. (1979): Mädchen in der Subkultur, in: CLARKE J. u.a.: *Jugendkultur als Widerstand*, Frankfurt/Main
- MEAD G. H. (1968): *Geist, Identität und Gesellschaft*, Frankfurt/Main (zuerst 1934: *Mind, Self and Society*, Chicago)
- MEAD M. (1958): *Mann und Weib. Das Verhältnis der Geschlechter in einer sich wandelnden Welt*, Hamburg (12. Aufl. 1979)
- MEHLER F. (1986): Jugendsubkulturen und Jugendkultur. Zur problematischen Rezeption englischer Forschungsergebnisse, in: *deutsche Jugend*, Nr. 7/8, 304 – 310
- MEILLASSOUX C. (1976): *Die wilden Früchte der Frau. Über häusliche Produktion und kapitalistische Wirtschaft*, Frankfurt/Main
- MEINHARDT R. (Hg.) (1984): *Türken raus? oder verteidigt den sozialen Frieden*, Reinbek
- MEMMI A. (1987): *Rassismus*, Berlin (zuerst 1982: *Le Racisme. Description, Définition, Traitement*, Paris)
- MENSCHIK J. (1977): *Feminismus. Geschichte-Theorie-Praxis*, Köln
- MENZEL P. A. (1993): *Fremdverstehen und Angst: Fremdenangst als kulturelle und psychische Disposition und die daraus entstehenden interkulturellen Kommunikationsprobleme*, Bonn
- MERKEL J. (Hg.) (1994): *Das Mädchen als König. Orientalische Frauenmärchen*, Zürich
- MERLEAU-PONTY M. (1966): *Phänomenologie der Wahrnehmung*, Berlin
- MERNISSI F. (1987): *Geschlecht, Ideologie, Islam*, München
- MERNISSI F. (1992): *Die Angst vor der Moderne. Frauen und Männer zwischen Islam und Demokratie*, Hamburg, Zürich
- MERNISSI F. (1993): *Die vergessene Macht. Frauen im Wandel der islamischen Welt*, Berlin
- MERNISSI F. (1994): *Der Harem in uns: die Furcht vor dem Anderen und die Sehnsucht der Frauen*, Freiburg
- MERNISSI F. (1991): *Die Sultanin. Die Macht der Frauen in der Welt des Islam*, Frankfurt/Main
- MERTEN K. (1987): Das Bild der Ausländer in der deutschen Presse, in: *Ausländer und Massenmedien*, 69 – 78
- MERTON R. K. und KENDALL P. L. (1946): Das fokussierte Interview, in: HOPF C. und WEINGARTEN E. (1979) (Hg.): *Qualitative Sozialforschung*, Stuttgart, 171 – 204
- METZ-GÖCKEL S. (Hg.) (1979): *Frauenstudium. Zur alternativen Wissenschaftsaneignung von Frauen*, Hamburg
- METZ-GÖCKEL S. (1994): „Es gibt keine Hierarchie von Unterdrückungen“. Zur Konstruktion von Nationalität, Ethnie und Geschlecht am Beispiel der Entwicklung der französischen Staatsbürgerschaft, in: NESTVOGEL R. (Hg.): „Fremdes“ oder „Eigenes“? *Rassismus, Antisemitismus, Kolonialismus, Rechtsextremismus aus Frauensicht*, Frankfurt/Main, 252 – 271
- METZGER A. und HERBOLD P. (1982): *Zur sexualspezifischen Rolle der Frau in der türkischen Familie: ihr Wissen, ihre Erfahrungen und ihre Einstellungen*, Berlin
- MEULENBEULT A. (1988): *Scheidelinien. Über Sexismus, Rassismus und Klassismus*, Reinbek bei Hamburg

- MEUSER M. (1995): Geschlechterverhältnisse und Maskulinitäten. Eine wissenssoziologische Perspektive, in: ARMBRUSTER L.C./MÜLLER U./STEIN-HILBERS M. (Hg.): *Neue Horizonte? Sozialwissenschaftliche Forschung über Geschlechter und Geschlechterverhältnisse*, Opladen, 107 – 134
- MEYER Th. (Hg.) (1989): *Fundamentalismus in der Welt*, Frankfurt/Main
- MEYER U. I. (1992): *Einführung in die feministische Philosophie*, Aachen
- MEYER ZUM FELDE A. (1990): Der Traum vom orientalischen Leben. Anpassung an die Gesellschaft oder resignierende Rückkehr. Deutsche Frauen in der Türkei, in: *Der Tagesspiegel* vom 30. September, Berlin
- MEZ A. (1922): *Die Renaissance des Islam*, Heidelberg
- MICHEL R. (1925): Materialien zu einer Soziologie des Fremden, in: *Jahrbuch für Soziologie*, Bd. 1, Karlsruhe
- MICKSCH J. (1989): *Kulturelle Vielfalt statt nationaler Einfalt. Eine Strategie gegen Nationalismus und Rassismus*, Frankfurt/Main
- MIES M. (1978): Methodische Postulate zur Frauenforschung, in: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis* 1, 41 – 63
- MIES M. (1984): Frauenforschung oder feministische Forschung? Die Debatte um feministische Wissenschaft und Methodologie, in: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, H. 11, 40 – 60
- MIES M. und SHIVA V. (1995): *Ökofeminismus: Beiträge zur Theorie und Praxis*, Zürich
- MIHÇIYAZGAN U. (1990): Moscheen türkischer Muslime in Hamburg. Dokumentation zur Herausbildung religiöser Institutionen türkischer Migranten, Hamburg (Behörde für Arbeit, Gesundheit und Soziales)
- MILES M. B. und HUBERMAN (1984): *Qualitative data analysis. A sourcebook of new methods*, Beverly Hills
- MILES R. (1990): Die marxistische Theorie und das Konzept „Rasse“, in: DITTRICH E. J. und RADTKE F.-O. (Hg.): *Ethnizität, Wissenschaft und Minderheiten*, Opladen, 155 – 177
- MILES R. (1991): *Rassismus. Einführung in die Geschichte und Theorie eines Begriffs*, Hamburg
- MILES R. (1992): Einwanderung nach Großbritannien: Eine historische Betrachtung, in: *Rassismus und Migration in Europa, Beiträge des Hamburger Kongresses „Migration und Rassismus in Europa“* (26. – 29. September 1990), Hamburg, Berlin
- MILGER P. (1988): *Die Kreuzzüge. Krieg im Namen Gottes*, München
- MILKAU-KAUFMANN B. und RÖTZER F. (1986): Georges Devereux. Zum Verständnis der Psychoanalyse als epistemologischer und kulturübergreifender Disziplin, in: HASSE H. (Hg.) (1996): *Ethnopschoanalyse: Wanderungen zwischen den Welten*, Stuttgart
- MILLER N. D. und BREWER M. B. (Hg.) (1984): *Groups in Contact. The Psychology of Desegregation*, Orlando, Florida
- MILLETT K. (1982): *Im Iran, Reinbek bei Hamburg*
- MINAI N. (1981): *Women in Islam*, New York
- MINAI N. (1984): *Schwester unter dem Halbmond. Muslimische Frauen zwischen Tradition und Anpassung*, Stuttgart
- MINCES J. (1990): *La Femme Voilée. L'Islam au féminin*, Paris (dtsh. 1992: *Verschleiert. Frauen im Islam*, Reinbek bei Hamburg)
- MINHORST N. (1996): Das „Dritte Welt“ – Bild in den bundesdeutschen Fachperiodika im Zeitraum von 1960 – 1992. Eine inhaltsanalytische Untersuchung, Hamburg
- MISCHLER A. L. (1965): Personal Contact in International Exchanges, in: KELMAN H. C. (Hg.): *International Behavior*, New York, 552 – 554
- MITEINANDER LERNEN – OGRENELIM B. (Hg.) (1995): *Frauen im Fremdland. Bildungsarbeit, Beratung und Psychotherapie mit Migrantinnen*, Wien
- MITSCHERLICH A. (1964): Zur Psychologie des Vorurteils, in: KARSTEN A. (1978): *Vorurteil. Ergebnisse psychologischer und sozialpsychologischer Forschung*, Darmstadt, 270 – 285
- MITSCHERLICH M. (1990): *Über die Mühsal der Emanzipation*, Frankfurt/Main
- MITSCHERLICH M. (1993): *Kulturschock: Umgang mit Deutschen/Margarete Mitscherlich und Irene Runge*, Hamburg
- MITSCHERLICH M. (1987): *Die friedfertige Frau*, Frankfurt/Main
- MODELMOG I. und KIRSCH-AUWÄRTER E. (Hg.) (1996): *Kultur in Bewegung: Beharrliche Ermächtigungen*, Freiburg i. Br.
- MOHANTY C. T. (1988): Aus westlicher Sicht: Feministische Theorie und koloniale Diskurse, in: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, H. 23, 149 – 162
- MOHR H. (1994): Gesellschaftliche Bildproduktion und Religion I – Fremdzeichenrepertoire und Symbolkonflikte, in: *Medienprojekt Tübinger Religionswissenschaft*, 30 – 46

- MOI T. (1985): *Sexual/Textual Politics: Feminist Literary Theory*, London
- MONTESQUIEU (1951): *Vom Geist der Gesetze*, hrsg. von Ernst Forsthoff, Tübingen
- MORGENROTH C. (1996): *Die engagierte Frau: Frauen und Interessenorganisationen*, Münster
- MORTIMER E. (1990): *Identitätsstiftender Islam*, in: Eurotaz, taz vom 10. 5., Berlin
- MOSER H. und ORNAUER H. (Hg.) (1978): *Internationale Aspekte der Aktionsforschung*, München
- MOSER H. und ZEDLER P. (1983): *Aspekte qualitativer Sozialforschung*, Opladen
- MOSSE G. L. (1990): *Die Geschichte des Rassismus in Europa*, Frankfurt/Main
- MOSSE G. L. (1997): *Das Bild des Mannes. Zur Konstruktion der modernen Männlichkeit*, Frankfurt/Main
- MOUCHARD Ch. (1987): *Aventurieres en crinoline*, Paris (deutsch 1990: *Unentwegte Reisende des 19. Jahrhunderts*, Hannover)
- MÜHLFELD C. u. a. (1981): *Auswertungsprobleme offener Interviews*, in: *Soziale Welt*, Jg. 32, 325 – 352
- MÜHLMANN W. E. (1964): *Rassen Ethnien Kulturen*, Neuwied, Berlin
- MÜHLMANN W. E. und MÜLLER E. W. (1966): *Kulturanthropologie*, Köln, Berlin
- MÜLLER H. (1967): *Rassen und Völker im Denken der Jugend. Vorurteile und Methoden zu ihrem Abbau*, Stuttgart
- MÜLLER H. (1988): *Interkulturelle Erziehung heißt Festschreibung der Außenseiterposition*, in: *Fremdeninfo*, Nr. 11, 32 ff
- MÜLLER I. (1980): *Zur Stellung der Frau im Islam*. CIBEDO-Dokumentation, Nr. 6/7, Köln
- MÜLLER-DINCU B. (1981): *Gemischt-nationale Ehen zwischen deutschen Frauen und Ausländern in der Bundesrepublik. Eine familiensoziologische Analyse ihrer Situation und Problematik*, Wiesbaden
- MÜNSCHER A. (1980): *Ausländische Frauen: Annotierte Bibliographie*, München (DJI-Materialien)
- MÜNZ R./SEIFERT W./ULRICH R. (1997): *Zuwanderung nach Deutschland: Strukturen, Wirkungen, Perspektiven*, Frankfurt/Main, New York
- MUSEUMSPÄDAGOGIK/BESUCHERDIENST DER STAATLICHEN MUSEEN ZU BERLIN (Hg.) (1993): *Von Allah bis Zakat. Ausgewählte Stichworte zum Islam*, Berlin
- NADIG M. (1986): *Die verborgene Kultur der Frau*, Frankfurt/Main
- NADIG M. (1986): *Zur ethnopsychoanalytischen Erarbeitung des kulturellen Raums der Frau*, in: *Psyche*, H. 3, Jg. 40, 193 – 219
- NADIG M. (1990): *Frauen und nationale Identität*, in: *Widerspruch* Nr. 20, 105 – 113
- NADIG M. (1991): *Formen von Frauenkultur aus ethnopsychoanalytischer Sicht*, in: HAUSER-SCHÄUBLIN B. (Hg.): *Ethnologische Frauenforschung*, Berlin, 212 – 250
- NADIG M. (1993): *Antworten auf das Fremde*, in: WIDEE (Hg.): *Nahe Fremde – Fremde Nähe. Frauen forschen zu Ethnos, Kultur, Geschlecht*, Wien, 15 – 56
- NAGEL A. (1983): *Aktionsforschung. Gesellschaftsstrukturen und soziale Wirklichkeit. Zum Problem der Vermittlung von Theorie und Praxis im sozialwissenschaftlichen Forschungsprozeß*. (Europäische Hochschulschriften Reihe 11, Päd. Bd. 168) Frankfurt/Bern
- NAGGAR M. (1994): *„Ich bin frei, du bist unterdrückt“ – Ein Vergleich feministischer und islamistischer Frauenbilder*, in: *Medienprojekt Tübinger Religionswissenschaft*, 208 – 220
- NAGL-DOCEKAL H. (1992): *Weibliche Ästhetik oder „Utopie des Besonderen“?*, in: *Die Philosophin* 5, Forum für feministische Theorie und Philosophie, Tübingen
- NAGL-DOCEKAL H. und PAUER-STUDER H. (Hg.) (1993): *Jenseits der Geschlechtermoral. Beiträge zur feministischen Ethik*, Frankfurt/Main
- NAVE-HERZ R. (1988): *Die Geschichte der Frauenbewegung in Deutschland*, Bonn
- NEIDHARDT F./LEPSIUS M. R./WEIß J. (Hg.) (1986): *Kultur und Gesellschaft*, Sonderheft 27 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Opladen
- NESTVOGEL R. (1985): *Aktuelle und historische Einschätzungen einheimischer Kulturformen*, in: GEHRING-HAUSEN J. und SEEL P. C. (Hg.): *Interkulturelle Kommunikation und Fremdverstehen*, München
- NESTVOGEL R. (1987): *Interkulturelles Lernen ist mehr als „Ausländerpädagogik“*. Ansätze zu einer Theorie und Praxis interkulturellen Lernens, in: *Informationsdienst zur Ausländerarbeit*, H. 2, 64 – 71
- NESTVOGEL R. (1991): *Interkulturelles Lernen oder verdeckte Dominanz? Hinterfragung „unseres“ Verhältnisses zur „Dritten Welt“*, Frankfurt/Main
- NESTVOGEL R. (Hg.) (1994): *„Fremdes oder Eigenes“. Rassismus, Antisemitismus, Kolonialismus, Rechtsextremismus aus Frauensicht*, Frankfurt/Main
- NESTVOGEL R. (1996): *Zum Umgang mit Bildern von „Fremden“*, in: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis (Ent-Fremdung: Migration und Dominanzgesellschaft)*, Köln, 53 – 63

- NEUMARK F. (1980): Zuflucht am Bosphorus. Deutsche Gelehrte, Politiker und Künstler in der Emigration, 1933 – 1953, Frankfurt/Main
- NEUSEL A./TEKELI S./AKKENT M. (Hg.) (1991): Aufstand im Haus der Frauen. Frauenforschung aus der Türkei, Berlin
- NEVEU C. (Hg.) (1995): Nations, frontières et immigration en Europe, Paris
- NEW INTERNATIONALIST (Hg.) (1986): Frauen, ein Weltbericht, Berlin
- NG R. (1989): Geschlecht, Ethnizität oder Klasse?, in: *Das Argument* 175, 395 – 405
- NIEKRAWITZ C. (1990): Interkulturelle Pädagogik im Überblick. Von der Sonderpädagogik für Ausländer zur interkulturellen Pädagogik für Alle, Frankfurt/Main
- NIETHAMMER L. (Hg.) (1980): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis – die Praxis der „Oral History“, Frankfurt/Main
- NIPPA A. (1991): Haus und Familie in arabischen Ländern: vom Mittelalter bis zur Gegenwart, München
- NITZSCHKE V. (Hg.) (1982): Multikulturelle Gesellschaft – multikulturelle Erziehung?, Stuttgart (= Brennpunkte der Bildungspolitik, 10)
- NKRUMAH K. (1965): *Neololonialism: The last stage of Imperialism*, London
- NORMAN D. A. und RUMELHART D. E. (1978): *Strukturen des Wissens*, Stuttgart
- NUNNER-WINKLER G. (Hg.) (1991): *Weibliche Moral. Die Kontroverse um eine geschlechtsspezifische Ethik*. Frankfurt/Main
- NUNNER-WINKLER G. (1994): Zur Definition von Frauenforschung, in: SENATSKOMMISSION FÜR FRAUFORSCHUNG (Hg.): *Sozialwissenschaftliche Frauenforschung in der Bundesrepublik Deutschland: Bestandsaufnahme und forschungspolitische Konsequenzen*, Berlin
- OEPEN M. (1982): Interkulturelle Kommunikation, ihre Bedeutung für die Segregation und Integration von Immigranten, in: *Migration. Texte über die Ursachen und Folgen der Migration I. (Kulturelle Identität, Kulturelle Praxis 2)*, Berlin
- OEVERMANN U./ALLERT T./KONAN E./KRAMBECK J. (1979): Die Methodologie einer „objektiven Hermeneutik“ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften, in: SOEFFNER H.-G. (Hg.): *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*, Stuttgart, 352 – 434
- OGUNTOYE K./OPITZ M./SCHULTZ D. (Hg.) (1986): *Farbe bekennen: afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte*, Berlin
- OLIVER C. (1982): *Western Women in Colonial Africa*, Westpoint
- OPITZ C. (1984): Der „andere Blick“ der Frauen in die Geschichte, in: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, H. 11, S. 61 – 71
- OPITZ C. (1996): Kulturvergleich und Geschlechtsbeziehungen in der Aufklärung: Lady Wortley Montagus „Briefe aus dem Orient“, in: EIFERT C. u. a. (Hg.) (1996): *Was sind Frauen? Was sind Männer? Geschlechterkonstruktionen im historischen Wandel*, Frankfurt/Main, 156 – 175
- ORLAND B. und SCHEICH E. (Hg.) (1995): *Das Geschlecht der Natur. Feministische Beiträge zur Geschichte und Theorie der Naturwissenschaften*, Frankfurt/Main
- OSTERMANN Ä. und NICKLAS H. (1976): *Vorurteile und Feindbilder*, München, Berlin, Wien
- OSTNER I. (1987): Scheu vor der Zahl? Die qualitative Erforschung von Lebenslauf und Biographie als Element einer feministischen Wissenschaft, in: VOGES W. (Hg.): *Methoden der Biographie und Lebenslaufforschung*, Opladen, 103 – 123
- OTYAKMAZ B. Ö. (1995): *Auf allen Stühlen: das Selbstverständnis junger türkischer Migrantinnen in Deutschland*, Köln
- ÖZELSEL M. (1990): *Gesundheit und Migration. Eine psychologisch-empirische Untersuchung an Deutschen sowie Türken in Deutschland und in der Türkei*, München
- ÖZELSEL M. (1992): Frauen im Islam. Betrachtungen aus kulturanthropologischer Perspektive, in: *Islam im Abendland, Sonderband 1 der Zeitschrift DIE BRÜCKE*, Saarbrücken, 79 – 91
- PÄDAGOGISCHER DIENST DER STAATLICHEN MUSEEN PREUßISCHER KULTURBESITZ (Hg.) (1992): *Islam – Was ist das? Anmerkungen zur Entstehungsgeschichte, Verbreitung, Kunst und Kultur*, Berlin
- PANKE-KOCHINKE B. (1993): *Göttinger Professorenfamilien: Strukturmerkmale weiblichen Lebenszusammenhangs im 18. und 19. Jahrhundert*, Pfaffenweiler
- PARETO V. (1968): *Traité de Sociologie Générale, Oeuvre Complète, Tome XII*, Genf
- PARK R. (1928): *Human Migration and the Marginal Man*, in: *American Journal of Sociology*, Vol. 23, 881 – 893



- PARKIN F. (1983): Strategien sozialer Schließung und Klassenbildung, in: KRECKEL R. (Hg.): Soziale Welt, Sonderband 2: Soziale Ungleichheiten, Göttingen, 121 – 135
- PARSONS T./SHILS E./LAZARFELD P. F. (1975): Soziologie – autobiographisch. Die Berichte zur Entwicklung einer Wissenschaft, Stuttgart
- PIERCE C.S. (1970): Schriften II. Vom Pragmatismus zum Pragmatizismus, Frankfurt/Main
- PELZ A. (1982): Außenseiterinnen und Weltreisende, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Heft 7, 29 – 36
- PELZ A. (1993): Reisen durch die eigene Fremde. Reiseliteratur von Frauen als autogeographische Schriften, Köln, Weimar, Wien
- PIAGET J. (1951): Wie sich bei Kindern die Vorstellung von Heimatland und Ausland entwickelt, in: KARSTEN A. (1978): Vorurteil. Ergebnisse psychologischer und sozialpsychologischer Forschung, Darmstadt, 98 – 120
- PINL C. (1993): Vom kleinen zum großen Unterschied. „Geschlechterdifferenz“ und konservative Wende im Feminismus, Hamburg
- PINN I. und NEBELUNG M. (1992): Vom „klassischen“ zum aktuellen Rassismus in Deutschland. Das Menschenbild der Bevölkerungstheorie und Bevölkerungspolitik, Duisburg (DISS-Texte Nr. 17)
- PINN I. und WEHNER M. (1992): „Haremsdame“ oder „Kopftuchtürkin“. Das Bild der islamischen Frau in den westlichen Medien, in: Islam im Abendland, Sonderband 1 der Zeitschrift DIE BRÜCKE, Saarbrücken, 92 – 105
- PINN I. und WEHNER M. (1995): EuroPhantasien – Die islamische Frau aus westlicher Sicht, Duisburg
- POLIAKOV L. u. a. (1992): Rassismus. Über Fremdenfeindlichkeit und Rassenwahn, Hamburg, Zürich
- POLLOCK C. (1984): Der gebannte Dämon; arabische Frauen zwischen Phantasie und Wirklichkeit, Bielefeld
- POLLOCK C. (1986): Zwischen Kuß & Cous Cous. Reise- und Verhaltenstips für Frauen (und deren Begleiter), die islamische Länder besuchen, Bielefeld
- PORTELE H. (Hg.) (1978): Neue Ansätze zur moralischen Entwicklung und Erziehung, Weinheim
- POSER M. (1994): Weibliche Lebensentwürfe: Zwischen Kontinuität und Bruch, Bielefeld
- POSSELT R.-E./SCHUMACHER K. (1991): Dem Haß keine Chance! – Projekthandbuch „Rechtsextremismus“. Handlungsorientierte Gegenstrategien und offensive, ausländerfreundliche Auseinandersetzungsformen mit rechtsextremistischen und rassistischen Tendenzen in der Jugendszene. Eine Sammlung von Ideen, Aktionen, Projekten, Argumenten und Beispielen aus der (offenen) Jugendarbeit, Schwerte
- PÖTTERING H.-G. (1993): Die Europäische Union und die Welt des Islam, in: Europa als Auftrag 10 (Schriftenreihe der EVP-Fraktion im Europäischen Parlament und der CDU/CSU-Fraktion im Deutschen Bundestag), Bonn
- POTTS L. (Hg.) (1988): Aufbruch und Abenteuer. Frauen-Reisen um die Welt ab 1785, Berlin
- POTTS L. und KRÜGER D. (1993): Aspekte generativen Wandels in der Migration: Bildung, Beruf und Familie aus der Sicht türkischer Migrantinnen der ersten Generation, in: ZEITSCHRIFT FÜR FRAUFORSCHUNG 11
- PRASAD N. (1994): Verinnerlichter Kolonialismus, in: UREMOVIC O. und OERTER G. (Hg.): Frauen zwischen Grenzen: Rassismus und Nationalismus in der feministischen Diskussion, Frankfurt/Main, New York, 161 – 167
- PRENGEL A. (1989): Verschiedenheit und Gleichberechtigung in der Bildung. Eine Studie zur Bedeutung der Interkulturellen Pädagogik für eine Pädagogik der Vielfalt, Marburg
- PRENGEL A. (1990): Annäherung an eine egalitäre Politik der Differenzgedanken gegen Sexismus und Rassismus, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, H. 27, 127 – 134
- PRO FAMILIA (1980): Jahresbericht zum Modellprojekt Familienberatung für Ausländer. Untersuchung von Hausbesuchen als Mittel der Beratung und zur Vermittlung von Wissen und Einstellungen türkischer Frauen zu Ehe, Schwangerschaft und Verhütung, Frankfurt/Main
- PROKOP U. (1978): Weiblicher Lebenszusammenhang. Von der Beschränktheit der Strategien und der Unangemessenheit der Wünsche, Frankfurt/Main
- PRÖMM A. (1993): Rassistische Blockaden – blockierter Antirassismus?, Köln, Frankfurt/Main
- PROSS H. (1978): Die Männer. Eine repräsentative Untersuchung über die Selbstbilder von Männern und ihre Bilder von der Frau, Reinbek bei Hamburg
- PUSCH L. F. (1991): Nur für Frauen oder Warum reden wir eigentlich noch mit denen?, in: GÜNTHER S. und KOTTHOFF H. (Hg.): Von fremden Stimmen. Weibliches und männliches Sprechen im Kulturvergleich, Frankfurt/Main, 361 – 366

- PUSCH L. F. (1993): „Ladies first“. Ein Gespräch über Feminismus, Sprache und Sexualität, Bamberg
- QUASTHOFF U. (1973): Soziales Vorurteil und Kommunikation. Eine sprachwissenschaftliche Analyse des Stereotyps, Frankfurt/Main
- RAASCH S. (1997): Arbeit, soziale Sicherung und Geschlechterdifferenz, in: Wirtschaft im Umbruch – Zukunft der Arbeit, Sonderbeilage der Heinrich Böll Stiftung, taz vom 18.12.
- RADTKE F.-O. (1992): Lob der Gleich-Gültigkeit. Die Konstruktion des Fremden im Diskurs des Multikulturalismus, in: BIELEFELD U. (Hg.): Das Eigene und das Fremde: neuer Rassismus in der Alten Welt?, Hamburg
- RASSISMUS UND MIGRATION IN EUROPA, Beiträge des Kongresses „Migration und Rassismus in Europa“ (26. bis 30. September 1990), Hamburg, Berlin, Argument-Sonderband 201
- RÄTHZEL N. (1990): „Abgrenzung ist ein Zeichen von Schwäche“. Interview in der taz vom 11. 12., Berlin
- RÄTHZEL N. (1993a): Zur Bedeutung der Asylpolitik und neuem Rassismus bei der Reorganisierung der nationalen Identität im vereinten Deutschland, in: BUTTERWEGGE C. und JÄGER S. (Hg.): Rassismus in Europa, Köln, 213 – 230
- RÄTHZEL N. (1993b): Selbstunterwerfung in Bildern der anderen. Zur Beziehung von ethnischen Verhältnissen, Geschlechterverhältnissen und Klassenverhältnissen, in: WIDEE (Hg.): Nahe Fremde – Fremde Nähe. Frauen forschen zu Ethnos, Kultur, Geschlecht, (Frauenforschung 24), Wien, 145 – 175
- RÄTHZEL N. (1996): Weltweite Frauensolidarität gegen nationale Großmachtpolitik und Alltagsrassismen?, in: FUCHS B. und HABINGER G. (Hg.): Rassismen und Feminismen: Differenzen, Machtverhältnisse und Solidarität zwischen Frauen, Wien, 198 – 216
- RAUCHFLEISCH U. (Hg.) (1994): Fremd im Paradies. Migration und Rassismus, Basel
- REHBEIN J. (1985): Interkulturelle Kommunikation. (Reihe Kommunikation und Institution, 12), Tübingen
- REICHEL S. (1993): Frustriert, halbiert und atemlos – Die Emanzipation entläßt ihre Frauen, München
- REICHERTZ J. (1991): Objektive Hermeneutik, in: FLICK U./VON KARDORFF E./KEUPP H./VON ROSENSTIEL L./WOLFF S. (Hg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung, München, 223 – 228
- REINSBERG C. (1996): Frauenrepräsentationen im klassischen Athen, in: EIFERT C. u. a. (Hg.) (1996): Was sind Frauen? Was sind Männer? Geschlechterkonstruktionen im historischen Wandel, Frankfurt/Main
- RENKA M. (1994): Nationalismus und Rassismus – kein Thema für Feministinnen? Ein polemisch-nachdenklicher Exkurs, in: UREMOVIC O. und OERTER G. (Hg.): Frauen zwischen Grenzen: Rassismus und Nationalismus in der feministischen Diskussion, Frankfurt/Main, New York, 169 – 179
- RENNER E. (1975): Erziehungs- und Sozialisationsbedingungen türkischer Kinder. Ein Vergleich zwischen Deutschland und der Türkei, Rheinstetten
- RENSCHLER R. UND PREISWERK R. (Hg.) (1981): Das Gift der frühen Jahre. Rassismus in der Jugendliteratur, Basel
- RICHARD F. (1995): Raphael du Mans, missionnaire en Perse au XVIIème s.: II. Etats et Mémoire, Paris
- RICHARDSON S. A./DOHRENWEND B. S./KLEIN D. (1965): Die „Suggestivfrage“. Erwartungen und Unterstellungen im Interview, in: HOPF C. und WEINGARTEN E. (Hg.) (1984): Qualitative Sozialforschung, Stuttgart, 205 – 231
- RICHTER-DRIDI I. (1981): Frauenbefreiung in einem islamischen Land – ein Widerspruch?, Frankfurt/Main
- RICOEUR P. (1972): Der Text als Modell: hermeneutisches Verstehen, in: BÜHL W. L. (Hg.): Verstehende Soziologie. Grundzüge und Entwicklungstendenzen, München, 252 – 283
- RIESNER S. (1990): Junge türkische Frauen der zweiten Generation in der Bundesrepublik Deutschland: eine Analyse von Sozialisationsbedingungen und Lebensentwürfen anhand lebensgeschichtlich orientierter Interviews, Frankfurt/Main
- RIPPL G. (Hg.) (1993): Unbeschreiblich weiblich. Texte zur feministischen Anthropologie, Frankfurt/Main
- RITSERT J. (1996): Einführung in die Logik der Sozialwissenschaften, Münster
- RÖBEN B. und WILß C. (Hg.) (1996): Verwaschen und verschwommen: fremde Frauenwelten in den Medien, Frankfurt/Main
- ROBINSON J. W. und PRESTON J. D. (1976): Equal-Status Contact and Modification of Racial Prejudice: A Reexamination of the Contact Hypothesis, in: Social Forces, Vol. 54, 911 – 924
- RODINSON M. (1991): Die Faszination des Islam, München
- RODRIGUEZ E. G. (1996a): Migrantinnenpolitik jenseits des Differenz- und Identitätsdiskurses, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis (Ent-Fremdung: Migration und Dominanzgesellschaft), 42, Köln, 99 – 111
- RODRIGUEZ E. G. (1996b): Frau ist nicht gleich Frau, nicht gleich Frau, nicht gleich Frau... Über die Notwendigkeit einer kritischen Dekonstruktion in der feministischen Forschung, in: FISCHER U. u. a. (Hg.): Kategorie: Geschlecht: empirische Analysen und feministische Theorien, Opladen, 163 – 190

- ROHNSTOCK K. (Hg.) (1994): Stiefschwestern. Was Ost-Frauen und West-Frauen voneinander denken, Frankfurt/Main
- ROKEACH M. (1960): The open and the closed mind, New York
- ROMMELSPACHER B. (Hg.) (1987): Weibliche Beziehungsmuster, Frankfurt/Main
- ROMMELSPACHER B. (1990): „Sie bedrohen unser Selbstbild“ – Flüchtlinge und EmigrantInnen gehören zu den Opfern der deutschen Dominanzkultur. Gespräch in der taz vom 7. 5., Berlin
- ROMMELSPACHER B. (1991): Mitmenschlichkeit und Unterwerfung. Zur Ambivalenz der weiblichen Moral, Frankfurt/Main
- ROMMELSPACHER B. (1993): Die Borniertheit der weißen Mittelschichtsfrau. Das Primat des Patriarchats oder: Rassismus in Deutschland scheint eine Männersache zu sein, in: taz vom 16. 4., Berlin
- ROMMELSPACHER B. (1994): Frauen in der Dominanzkultur, in: UREMOVIC O. und OERTER G. (Hg.): Frauen zwischen Grenzen: Rassismus und Nationalismus in der feministischen Diskussion, Frankfurt/Main, New York, 18 – 33
- ROMMELSPACHER B. (1995a): Dominanzkultur: Texte zu Fremdheit und Macht, Berlin
- ROMMELSPACHER B. (1995b): Schuldlos – schuldig? Wie sich junge Frauen mit dem Antisemitismus auseinandersetzen, Hamburg
- ROSEN R. (1980): Die Frau und der Islam, in: Informationsdienst zur Ausländerarbeit, H. 1
- ROSEN R. (1982): „Einer ist gestreift und einer ist kariert...“ Bikulturelle Ehen in der Bundesrepublik Deutschland an Hand der Erfahrungen der Interessengemeinschaft der mit Ausländern verheirateten Frauen, in: Psychosozial, h. 16, Jg. 5, 38 – 62
- ROSEN R. (1986): Muß kommen, aber nix von Herzen. Zur Lebenssituation von Migrantinnen. Unter besonderer Berücksichtigung türkischer Frauen, Opladen
- ROSENBERGER S. (1996): Geschlechter – Gleichheiten – Differenzen: Eine Denk- und Politikbeziehung, Wien
- ROTEN I. VON (1993): Vom Bosphorus zum Euphrat. Eine Reise durch die Türkei, Zürich, Dortmund
- ROTTER G. (Hg.) (1993): Die Welten des Islam. Neunundzwanzig Vorschläge, das Unvertraute zu verstehen, Frankfurt/Main
- RUDOLPH W. (1993): Ethnos und Kultur, in: FISCHER H. (Hg.): Ethnologie, eine Einführung, Berlin, 47 – 68
- RUF W. (1985): Ökonomie und Rassismus, in: GEIGER K.F. (Hg.): Rassismus und Ausländerfeindlichkeit in Deutschland. Beiträge zu ihrer Erforschung, Kassel, 81 – 111
- RUHLOFF J. (1982): Bildung und national-kulturelle Orientierung, in: DERS. (Hg.): Aufwachsen im fremden Land. Probleme und Perspektiven der „Ausländerpädagogik“, Frankfurt/Main, 175 – 205
- RUHLY S. (1976): Orientation to intercultural communication, in: APPELBAUM R. L. und HART R. P. (Hg.): Modules in speech communication, Modcom, o. O.
- RUNGE I. (1993): Das Ende ist bekannt: Ausländerfeindlichkeit und Fremdenhaß in der DDR, in: BUTTERWEGGE C. und JÄGER S. (Hg.): Rassismus in Europa, Köln, 58 – 71
- SABRA M. (1991): Frauenrecht – Männerrecht, in: blätter des izzw, Nr. 172, 26 – 29
- SACKVILLE-WEST V. (1993): Eine Frau unterwegs nach Teheran, Frankfurt/Main (zuerst 1926: Passenger to Teheran, London)
- SAID E. W. (1981): Orientalismus, Frankfurt/Main, Berlin, Wien
- SAID E. W. (1994): Kultur und Imperialismus. Einbildungskraft und Politik im Zeitalter der Macht, Frankfurt/Main
- SAMANA H. (1977): Die Mischehe in Gießen. Forschung über interkulturelle Ehen in einer Stadt unter besonderer Berücksichtigung kommunikativer Aspekte, Gernersheim
- SAMOVAR L. A. und PORTER R. E. (Hg.) (1976): Intercultural communication. A reader, Belmont
- SANDER G. (1992): Rasse, Sexualität, Seuche. Stereotypen aus der Innenwelt der westlichen Kultur, Reinbek bei Hamburg
- SANDFUCHS U. (Hg.) (1981): Lehren und Lernen mit Ausländerkindern, Bad Heilbrunn
- SARKHOCH S. (1996): Die internationale feministische Theorie neu hinterfragt, in: LENZ I. und GERMER A. (Hg.): Wechselnde Blicke: Frauenforschung in internationaler Perspektive, Opladen 1996, 78 – 114
- SARTRE J. P. (1968): Kolonialismus und Neokolonialismus, Reinbek bei Hamburg
- SARTRE J. P. (1994): Überlegungen zur Judenfrage, Reinbek bei Hamburg (zuerst 1954: Réflexions sur la question juive, Paris)
- SAUSSURE F. DE (1931): Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft, Berlin

- SCHAEFFER-HEGEL B. und WARTMANN B. (Hg.) (1984): *Mythos Frau. Projektionen und Inszenierungen im Patriarchat*, Berlin
- SCHÄFER B. und PETERMANN F. (Hg.) (1988): *Soziale Vorurteile in Wissenschaft und Gesellschaft*, Köln
- SCHÄFER B. und SIX B. (1978): *Sozialpsychologie des Vorurteils*, Stuttgart
- SCHÄFFTER O. (Hg.) (1991): *Das Fremde. Erfahrungsmöglichkeiten zwischen Faszination und Bedrohung*, Opladen
- SCHAPS R. (1992): *Hysterie und Weiblichkeit. Wissenschaftsmythen über die Frau*, Frankfurt/Main, New York
- SCHATTENHOLZER E. (1993): *Das Wort und die Tatsachen oder Was nehme ich, wenn ich wahrnehme?: ein Plädoyer für entzerrte Wahrnehmung, ausgehend von Beispielen aus der Literatur und Literaturgeschichte*, Wien
- SCHEU U. (1977): *Wir werden nicht als Mädchen geboren, wir werden dazu gemacht. Zur frühkindlichen Erziehung in unserer Gesellschaft*, Frankfurt/Main
- SCHEUCH E. R. (1967): *Das Interview in der Sozialforschung*, in: KÖNIG R. (Hg.): *Handbuch der empirischen Sozialforschung*, Bd. I, Stuttgart, 136 – 196
- SCHIERHOLZ H. (1977): *Friedensforschung und politische Didaktik. Studien zur Kritik der Friedenspädagogik*, Opladen
- SCHIFFAUER W. (1984): *Religion und Identität. Eine Fallstudie zum Problem der Reislamisierung bei Arbeitsmigranten*, in: *Schweizer Zeitschrift für Soziologie*, H. 2, 485 ff
- SCHIMMEL A. (1995a): *Meine Seele ist eine Frau. Das Weibliche im Islam*, München
- SCHIMMEL A. (1995b): *West-östliche Annäherungen: Europa in der Begegnung mit der islamischen Welt*, Stuttgart, Berlin, Köln
- SCHIRILLA N. (1996): *Die Frau, das Andere der Vernunft? – Frauenbilder in der arabisch-islamischen und europäischen Philosophie*, Frankfurt
- SCHLETT R. (1988): *Flucht aus dem Schleier. Über die Situation von iranischen Frauen, die in der BRD leben*, FR vom 3. 12.
- SCHLUCHTER W. (1979): *Die Entwicklung des okzidentalen Rationalismus*, Tübingen
- SCHMALZ-JACOBSEN C. und HANSEN G. (Hg.) (1995): *Ethnische Minderheiten in der Bundesrepublik Deutschland: ein Lexikon*, München
- SCHMAUßER B. (1991): *Blaustrumpf und Kurtisane: Bilder der Frau im 19. Jahrhundert*, Stuttgart
- SCHMIDBAUER W. (1982): *Die hilflosen Helfer. Über die seelische Problematik der helfenden Berufe*, Reinbek
- SCHMIDT-KODDENBERG A. (1989): *Akkulturation von Migrantinnen. Eine Studie zur Bedeutsamkeit sozialer Vergleichsprozesse zwischen Türiinnen und deutschen Frauen*, Opladen
- SCHNEIDER-WOHLFAHRT U. u. a. (1990): *Fremdheit überwinden. Theorie und Praxis des interkulturellen Lernens in der Erwachsenenbildung*, Opladen
- SCHOEPS J. H. und SCHLÖR J. (Hg.) (1995): *Antisemitismus. Vorurteile und Mythen*, München
- SCHÖFTHALER T. (1983): *Kultur in der Zwickmühle. Zur Aktualität des Streits zwischen kulturrelativistischer und universalistischer Wissenschaft*, in: *Das Argument* 125, 333 – 347
- SCHÖLER-MACHER B. (1994): *Die Fremdheit der Politik: Erfahrungen von Frauen in Parteien und Parlamenten*, Weinheim
- SCHOLL-LATOUR P. u.a. (1992): *Das grüne Schwert. Weltmacht Islam – Bedrohung oder Erlösung?*, München
- SCHRÖDER G. und SCHUCKAR M. (Hg.) (1984): *Oh, Schwester, die Ehre liegt in der Unabhängigkeit. Iranische Frauen zwischen Reislamisierung, Marxismus und Autonomie*, Gießen
- SCHRÖDER H. (1994): *Der Antifeminismus und Antisemitismus Otto Weiningers*, in: KOHN-LEY C. und KOROTIN I. (Hg.): *Der feministische „Sündenfall“? Antisemitische Vorurteile in der Frauenbewegung*, Wien, 60 – 83
- SCHRÖTER M. (Hg.) (1983): *Arbeiten zur Wissenssoziologie, I und II*, Frankfurt/Main
- SCHRÖTER S. (1990): *Frauenmacht oder Sklaverei der Urzeit. Wissenschaftliche Annäherung an einen Mythos*, Frankfurt/Main
- SCHUCKAR M. (1983): *Der Kampf gegen die Sünde. Frauenbild und Moralpolitik in der Islamischen Republik Iran*, Gießen
- SCHUCKAR M. (1988): *Kein Ort – Nirgends? Politische Emigrantinnen aus dem Iran in der Bundesrepublik Deutschland*, in: *Informationsdienst zur Ausländerarbeit*, Heft 3, 60 – 65
- SCHULTZ D. (1990a): *„Das Geschlecht läuft immer mit...“ Die Arbeitswelt von Professorinnen und Professoren*, Breysach

- SCHULTZ D. (1990b): Unterschiede zwischen Frauen – ein kritischer Blick auf den Umgang mit „den Anderen“ in der feministischen Forschung weißer Frauen, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, 27, 45 – 57
- SCHULTZ D. (1993): Kein Ort nur für uns allein. Weiße Frauen auf dem Weg zu Bündnissen, in: HÜGEL I. (Hg.): Entfernte Verbindungen. Rassismus Antisemitismus Klassenunterdrückung, Berlin, S. 157 – 187
- SCHULZ M. (1985): „Mein Name Keskin“. Ich habe mich als Türkin verkleidet, Darmstadt
- SCHULZ M. (1992a) (Hg.): Fremde Frauen: Von der Gastarbeiterin zur Bürgerin, Frankfurt/Main
- SCHULZ M. (1992b): Arbeitsmigrantinnen in der BRD. Eine Bibliographie, in: dies. (Hg.): Fremde Frauen: Von der Gastarbeiterin zur Bürgerin, Frankfurt/Main
- SCHULZE R. (1991): Politischer Islam und westliche Mißverständnisse, in: Blätter des izzw, Nr. 172
- SCHULZE R. (1993): Im Banne des Islam. Anmerkungen zur Islamischen Begeisterung, in: FORKL H. u. a. (Hg.): Die Gärten des Islam, Stuttgart, 379 – 382
- SCHULZE R. (1994a): Geschichte der islamischen Welt im 20. Jahrhundert, München
- SCHULZE R. (1994b): Die arabische Welt in der jüngsten Gegenwart 1986 – 1993, in: HAARMANN U. (Hg.): Geschichte der arabischen Welt, München, 592 – 616
- SCHULZE R. (1998): Die islamische Welt in der Neuzeit (16. – 19. Jahrhundert), in: NOTH A. und PAUL J. (Hg.): Der islamische Orient: Grundzüge seiner Geschichte, Würzburg, 333 – 406
- SCHUNTER-KLEEMANN S. (Hg.) (1992): Herrenhaus Europa: Geschlechterverhältnisse im Wohlfahrtsstaat, Berlin
- SCHÜTT P. (1981): Gibt es in der Bundesrepublik Rassismus?, in: Frankfurter Hefte, H. 6, Jg. 36, 31 – 40
- SCHÜTZ A. (1971a): Gesammelte Aufsätze. Bd. 1: Das Problem der sozialen Welt. Teil 1: Zur Methodologie der Sozialwissenschaften, Den Haag, 3 – 55
- SCHÜTZ A. (1971b): Der Fremde: ein sozialpsychologischer Versuch, in: Schütz A.: Gesammelte Aufsätze, Bd. 2: Studien zur soziologischen Theorie. Teil 2: Angewandte Theorien, Den Haag, 53 – 70
- SCHÜTZ A. (1974) (zuerst 1932): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt, Frankfurt/Main
- SCHÜTZ F. (1977): Die Technik des narrativen Interviews, Bielefeld
- SCHÜTZE F. (1983): Biographieforschung und narratives Interview, in: „Neue Praxis“ 13, 283 – 293
- SCHWABENTHAN S. (1990): Islam. Immer mehr deutsche Frauen richten sich nach Mekka, in: marie claire, Juli, München
- SCHWARZ G. (1986): Rassismus und Antijudaismus als Gegenstand von Frauenforschung und Frauenpolitik, in: FU-Berlin, Institut für Soziologie, Frauenplenum (Hg.): Konferenz: Tagung „Frauen, Macht, Wissenschaft“, Berlin
- SCHWEITZER H. (1994): Der Mythos vom interkulturellen Lernen: zur Kritik der sozialwissenschaftlichen Grundlagen interkultureller Erziehung und subkultureller Selbstorganisation ethnischer Minderheiten am Beispiel der USA und der Bundesrepublik Deutschland, Hamburg
- SECK A. (1983): Die Schwarz-Weiße Liebesordnung. Senegalesische Erfahrungen, in: Palaver 4
- SEIDEL-PIELEN E. (1995): Unsere Türken – Annäherung an ein gespaltenes Verhältnis, Berlin
- SEKRETARIAT DER DEUTSCHEN BISCHOFSKONFERENZ (Hg.) (1993): Christen und Muslime in Deutschland. Eine pastorale Handreichung, Bonn
- SELLACH B. (Hg.) (1985): Das Vertraute im Spiegel des Fremden. Forschungsberichte aus einem Projekt mit Frauen in der Türkei, ISS Materialien 32
- SIEGLER B. (1991): Deutsche Rechte – einig gegen die USA und den Krieg, in: taz vom 27. 2.
- SHAMS R. (1983): Bi-nationale Ehen zwischen deutschen Frauen und Ausländern aus der Dritten Welt. Zur spezifischen Situation dieser Ehen in der Bundesrepublik. Möglichkeiten und Grenzen psychosozialer Hilfe, Diplomarbeit, Bremen
- SHIPMAN P. (1995): Die Evolution des Rassismus: Gebrauch und Mißbrauch von Wissenschaft, Frankfurt/Main
- SIEBERT-OTT G. (1991): Sprachliche Homogenität und kollektive Identität. Der Beitrag der Geisteswissenschaften zum sprachkritischen Diskurs über sprachliche, kulturelle und nationale Identität, in: LIEDTKE F. u. a. (Hg.): Begriffe besetzen, Strategien des Sprachgebrauchs in der Politik, Wiesbaden, 355 – 373
- SIEBERT U. (1993): „Von anderen, von mir und vom Reisen“. Selbst- und Fremdkonstruktionen reisender Frauen um 1900 am Beispiel von Käthe Schirmacher und Emma Vely, in: WIDEE (Hg.): Nahe Fremde – fremde Nähe: Frauen forschen zu Ethnos, Kultur, Geschlecht, Wien, 177 – 216
- SIEBERT U. (1996): Konstruktion von Differenzen. Selbstrepräsentationen von Frauen in Reisetexten, (Dissertation), Tübingen
- SILBERMANN A. (1982): Sind wir Antisemiten?, Köln

- SILVERMAN M. (1992): Rassenkonstruktion und Einwanderung in Frankreich, in: RASSISMUS UND MIGRATION IN EUROPA: Beiträge des Kongresses "Migration und Rassismus in Europa" (26. – 29. September 1990), Hamburg, 314 – 332
- SIMMEL G. (1908): Exkurs über den Fremden, in: (1958) Soziologie, Tübingen
- SIMONS M. A. (1979): Racism and Feminism: A Schism in the Sisterhood, in: Feminist Studies 5, Nr. 2
- SIX U. (1988): Ethnische Vorurteile. Möglichkeiten und Grenzen ihrer Reduktion durch Massenmedien, in: SCHÄFER B. und PETERMANN F. (Hg.): Soziale Vorturteile in Wissenschaft und Gesellschaft, Köln
- SNYDER M. (1983): Warum Vorurteile sich immer bestätigen, in: Psychologie Heute, 2, 7, Juli
- SODHI K. S./Bergius R./Holzkamp K. (1957): Urteile über Völker, in: KARSTEN A. (1978): Vorurteil. Ergebnisse psychologischer und sozialpsychologischer Forschung, Darmstadt, 157 – 184
- SOMMER J. (1987): Dialogische Forschungsmethoden. Qualitative Sozialwissenschaften, München
- SOMMER T. (Hg.) (1993): Der Islam – Feind des Westens?, Zeit-Punkte 1, o. O.
- SOZIALWISSENSCHAFTLICHE FORSCHUNG UND PRAXIS FÜR FRAUEN e. V. (Hg.) (o. J.): Blick zurück im Zorn. Dokumentation des Kongresses\_ „Frauen gegen Nationalismus – Rassismus/Antisemitismus – Sexismus“, 16. 18. November 1990 in Köln, Köln
- SPIVAK G. C. (1987): In Other Worlds: Essays in Cultural Politics, New York
- STAATLICHE KUNSTSAMMLUNGEN DRESDEN (1995): Im Lichte des Halbmonds. Das Abendland und der türkische Orient, Dresden
- STARK F. (1991): Im Tal der Mörder. Eine Europäerin im Persien der dreißiger Jahre, Stuttgart, Wien (zuerst: London 1936)
- STARK F. (1993): Pässe, Schluchten und Ruinen: die abenteuerliche Reise einer Frau auf den Spuren Alexanders des Großen in Kleinasien, Stuttgart, Wien
- STEINBRÜGGE L. (1992): Das moralische Geschlecht. Theorien und literarische Entwürfe über die Natur der Frau in der französischen Aufklärung, Stuttgart
- STEINER-KHAMSI G. (1992): Multikulturelle Bildungspolitik in der Postmoderne, Opladen
- STEINHILBER B. (1986): Migration und Lebenslauf: eine Analyse lebensgeschichtlicher Interviews mit türkischen Frauen, Tübingen
- STEMPEL M. (1986): Zwischen Koran und Grundgesetz. Religiöse Betätigung muslimischer Ausländer in der Bundesrepublik Deutschland, Hamburg
- STOLZ R. (1994): Die Mullahs am Rhein, in: Die Welt vom 19. 3.
- STOPCZYK A. (1980): Was Philosophen über Frauen denken, München
- STRAUSS A. L. (1959): Mirrors and Masks. The Search of Identity, The Free Press Corp. (deutsch 1974: Spiegel und Masken. Die Suche nach Identität, Frankfurt/Main)
- STREEK J. (1985): Kulturelle Codes und ethnische Grenzen. Drei Theorien über Fehlschläge in der interethnischen Kommunikation, in: REHBEIN J. (Hg.): Interkulturelle Kommunikation, Tübingen
- SÜD-STRÖMUNGEN (Hg.) (1995): Frauen aus Afrika, Asien und Lateinamerika, (Dokumentation), Köln
- SUMNER W. G. 1940 (zuerst 1906): Folkways. A study of the Sociological Importance of Usages, Manners, Customs, Mores and Morals, London
- SYNDRAM K. U. (1989): Der erfundene Orient in der europäischen Literatur vom 18. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts, in: BUDDE H. und SIEVERNICH G. (Hg.): Europa und der Orient 800 – 1900, München, S. 324 – 341
- TAGUIEFF P.A. (1988): La Force du préjugé. Essai sur le racisme et ses doubles, Paris.
- TAGUIEFF P.A. (1992): Die Metamorphosen des Rassismus und die Krise des Antirassismus, in: BIELEFELD U. (Hg.): Das Eigene und das Fremde: neuer Rassismus in der alten Welt?, Hamburg, 221 – 268
- TAHERI A. (1994): Im Schatten des Halbmonds. Der neue Feind des geeinten Deutschlands: der Islam, in: Wochenpost 3 vom 13. 1.
- TAJFEL H. (1982): Gruppenkonflikt und Vorurteil. Entstehung und Funktion sozialer Stereotypen, Bern/Stuttgart/Wien
- TAWAKOLI P. (1976): Integrations- und Reintegrationsproblematik der in der Bundesrepublik Deutschland lebenden iranischen Ärzte und ihrer nach Iran zurückgekehrten Kollegen, Diss. Bochum
- TAZ (1997): wenig Bildung für Ausländer. Beauftragte der Bundesregierung für Ausländer, Schmalz-Jacobsen, legt Bericht vor: „National befreite Zonen“ in Ostdeutschland. Probleme für Migranten beim Bildungszugang, 11. 12.
- TAWIL R. H. (1979): Mein Gefängnis hat viele Mauern, Bonn

- TEKIN A. (1994): Unterschiede wahren, Zusammenarbeit möglich machen, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, 36, 103 – 110
- TERHART E. (1979): Ethnographische Schulforschung in den USA. Ein Literaturbericht, in: Zeitschrift für Pädagogik, 25, 291 – 306
- TERHART E. (1981): Intuition – Interpretation – Argumentation, in: Zeitschrift für Pädagogik, 27, 769 – 793
- THEWELEIT K. (1977): Männerphantasien, Bd. 1: Frauen, Fluten, Körper, Geschichte, Frankfurt/Main
- THEYE T. (Hg.) (1985): Wir und die Wilden. Einblicke in eine kannibalische Beziehung, Hamburg
- THOMAS A. (Hg.) (1983): Erforschung interkultureller Beziehungen: Forschungsansätze und Perspektiven. (SSIP Bulletin Nr. 51) Saarbrücken/Fort Lauderdale
- THOMAS A. (Hg.) (1985): Interkultureller Austausch als interkulturelles Handeln, Saarbrücken/Fort Lauderdale
- THORNTON L. (1989): Frauenbilder. Zur Malerei der „Orientalisten“, in: BUDDE H. und SIEVERNICH G. (Hg.): Europa und der Orient 800 – 1900, Gütersloh, München
- THREE RIVERS A. (1994): Kulturelle Etikette. Ein Ratgeber für die wohlmeinende Antirassistin, Berlin
- THÜRMER-ROHR C. (1989): Der Chor der Opfer ist verstummt, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, H. 11 (4. Aufl.), 71 – 83
- THÜRMER-ROHR C. (1990): Befreiung im Singular. Zur Kritik am weiblichen Egozentrismus, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, H. 28, 9 – 17
- THÜRMER-ROHR C. (1993): Wir sind nicht Reisende ohne Gepäck. Fragen der letzten zwei Jahre an die westliche Frauenbewegung, in: HÜGEL I. (Hg.): Entfernte Verbindungen. Rassismus Antisemitismus Klassenunterdrückung, Berlin, 188 – 204
- THÜRMER-ROHR C. (1994): Verlorene Narrenfreiheit: Essays, Berlin
- THÜRMER-ROHR C. (1996): Die postmoderne These vom Tod der Geschichte. Feminismus und der Holocaust, in: GROSZ-GANZONI I.-A. (Hg.): Widerspenstige Wechselwirkungen: feministische Perspektiven in Psychoanalyse, Philosophie, Literaturwissenschaft und Gesellschaftskritik, Tübingen
- TIBI B. (1984): Orient und Okzident. Feindschaft oder interkulturelle Kommunikation?, in: Neue Politische Literatur, 67 – 286
- TIBI B. (1992): Die fundamentalistische Herausforderung: der Islam und die Weltpolitik, München
- TILLNER C. (Hg.) (1994): Frauen – Rechtsextremismus, Rassismus, Gewalt: feministische Beiträge, Münster
- TODOROV T. (1982): La conquete de l'Amérique. La question de l'autre, Paris (deutsch 1985: Die Eroberung Amerikas. Das Problem des Anderen, Frankfurt/Main)
- TODOROV T. (1989): Nous et les Autres, Paris
- TOKER A. (1993): Eurozentristisches Feindbild oder Kritik am Islam?, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, 35, 115 – 122
- TÖNNIES F. (1887): Gemeinschaft und Gesellschaft, Leipzig
- TÖNNIES S. (1995): Der westliche Universalismus: eine Verteidigung klassischer Positionen, Opladen
- TORKAN (1984): Kaltland: Wah'schate Ssard, Hamburg
- TRABER M. (1971): Rassismus und weiße Vorherrschaft, Freiburg
- TRIBOU G. (1995): L'entrepreneur musulman. L'islam et la rationalité d'entreprise, Paris
- TRÖGER A. (1981): „Ich komme da mit den feministischen Gedanken nicht mit...“, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 5, München, 39 – 50
- TSIAKALOS G. (1983): Ausländerfeindlichkeit – Tatsachen und Erklärungsversuche, München
- TSIAKOLOS G. (1990): Der Beitrag von Ethologie und Anthropologie zur Bildung gesellschaftsrelevanter Kategorien, in: DITTRICH E. J. und RADTKE F.-O. (Hg.): Ethnizität – Wissenschaft und Minderheiten, Opladen, 227 – 243
- TWENHÖFEL R. (1984): Kulturkonflikt und Integration. Zur Kritik der Kulturkonfliktthese, in: Schweizer Zeitschrift für Soziologie, H. 2, 405 ff
- ÜCÜNCÜ S. (o. D.): Vorurteile gegen Ausländer. Ursachen und Folgen eines integrationshemmenden Faktors, in: Migration. Texte über die Ursachen und Folgen der Migration, Teil 1: Ausländerfeindlichkeit
- UDINK B. (1991): Hinter Mekka. Eine Frau erlebt den Islam, Leipzig und Weimar
- ULMI M. (1989): Frauenfragen, Männergedanken: zu Georg Simmels Philosophie und Soziologie der Geschlechter, Zürich
- UREMOVIC O. und OERTER G. (Hg.) (1994): Frauen zwischen Grenzen: Rassismus und Nationalismus in der feministischen Diskussion, Frankfurt/Main, New York
- VAN DIJK T. A. (1993): Subtiler Rassismus in westlichen Parlamenten, in: BUTTERWEGGE C. und JÄGER S. (Hg.): Rassismus in Europa, Köln, 200 – 213

- VASKOVICS L./BUBA H. P./MÜLLER W./UELTZEN W. (1984): Genetisches Verhalten in gemischtnationalen Ehen, Bamberg
- VASSAF G. (1985): Wir haben unsere Stimme noch nicht laut gemacht. Türkische Arbeiterkinder in Europa, Felsberg
- VEREIN SOZIALWISSENSCHAFTLICHE FORSCHUNG UND BILDUNG FÜR FRAUEN (Hg.) (1994): Zur Krise der Kategorien: Frau, Lesbe, Geschlecht, Frankfurt/Main
- VEREIN FÜR SOZIALWISSENSCHAFTLICHE FORSCHUNG UND PRAXIS FÜR FRAUEN e. V. (Hg.) (o. J.): Blick zurück im Zorn. Dokumentation des Kongresses: „Frauen gegen Rassismus/Antisemitismus – Sexismus“ 16. – 18. November 1990 in Köln
- VÖCKING H. (1984): Die Präsenz des Islam in der Bundesrepublik Deutschland IV, in: CIBEDO-Dokumentation Nr. 23
- VOGES W. (Hg.) (1987): Methoden der Biographie und Lebenslaufforschung, Opladen
- VOGT A. (1991): Liebeserklärungen an Teheran. Deutsche Frauen berichten über den Alltag in Iran/Ärger über Mahmoody-Bestseller, in: Der Tagesspiegel vom 7. Juli, Berlin
- VÖLGER G./WELCK K. VON (Hg.) (1985): Geliebt, verkauft, getauscht, geraubt. Zur Rolle der Frau im Kulturvergleich, Köln
- VOLMERG B. (1984): Ausländerfeindlichkeit im Industriebetrieb? Ergebnisse aus einer empirischen Untersuchung, in: MOSER H. und PREISER S. (Hg.): Umweltprobleme und Arbeitslosigkeit: gesellschaftliche Herausforderungen an die Politische Psychologie, Weinheim
- VOLMERG U. (1983): Validität im interpretativen Paradigma. Dargestellt an der Konstruktion qualitativer Erhebungsverfahren, in: MOSER H. und ZEDLER P. (Hg.): Aspekte qualitativer Sozialforschung. Studien zu Aktionsforschung, empirischer Hermeneutik und reflexiver Sozialtechnologie, Opladen
- VOSS E. (Hg.) (1994): Kultur der Abschreckung. Europa zwischen Rassismus im Innern und Abschottung nach außen, Hamburg
- WAGNER I. (1993): Nur Reisen ist leben. Frauen unterwegs, München
- WAGNER U. (1983): Soziale Schichtzugehörigkeit, formales Bildungsniveau und ethnische Vorurteile. Unterschiede in kognitiven Fähigkeiten und der sozialen Identität als Ursache für Differenzen im Urteil über Türken, Berlin
- WAGNER U. (O. J.): Eine sozialpsychologische Analyse ethnischer Vorurteile, in: Migration. Texte über die Ursachen und Folgen der Migration, Teil 1: Ausländerfeindlichkeit
- WALDENFELS B. (1990): Der Stachel des Fremden, Frankfurt/Main
- WALKER B. (1993): Ohne Titel. Redebeitrag zum Thema „Alltäglicher Rassismus“, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, 35, 91 – 95
- WALLERSTEIN I. (1990): Die Konstruktion von Völkern, in: BALIBAR E. und WALLERSTEIN I.: Rasse, Klasse, Nation, Hamburg
- WALTHER W. (1980): Die Frau im Islam, Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz
- WALZER M. (1996): Lokale Kritik – globale Standards: zwei Formen moralischer Auseinandersetzung, Hamburg
- WANIEK E. (1992): (K)ein weibliches Schreiben, in: Die Philosophin, Forum für feministische Theorie und Philosophie, Heft 5, 45 – 60
- WARTENPFUHL B. (1996): Destruktion – Konstruktion – Dekonstruktion. Perspektiven für die feministische Theorieentwicklung, in: FISCHER U. u.a. (Hg.): Kategorie: Geschlecht: empirische Analysen und feministische Theorien, Opladen, 192 – 209
- WATSON G. B. (o. J.): Orient and Occident: an opinion study. Institute of Pacific Relations, New York
- WATSON J. (1950): Some social and psychological situations related to change in attitude, in: Human Relations, 3, 15 – 56
- WAX R. H. (1979): Das erste und unangenehmste Stadium der Feldforschung, in: GERDES K. (Hg.): Explorative Sozialforschung. Einführende Beiträge aus „Natural Sociology“ und Feldforschung in den USA, Stuttgart, 68 – 74
- WEBB E. J./CAMPBELL D. T./SCHWARTZ R. D./SECHREST L. (1975): Nichtreaktive Meßverfahren, Weinheim/Basel
- WEBER M. (..): Der Rationale Okzident??
- WEBER M. (1972): Wirtschaft und Gesellschaft, Tübingen
- WEBER M. (1990): L'Ethique protestante et l'Esprit du capitalisme, Paris, (zuerst 1920: Die Protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus, in: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, Bd. 1, Tübingen)



- WEBER-KELLERMANN I. (1991): *Frauenleben im 19. Jahrhundert: Empire und Romantik*, Biedermeier, Gröndzeit, München
- WEIDENFELD W. und KORTE K.-R. (1991): *Die Deutschen: Profil einer Nation*, Stuttgart
- WEIDMANN A. (1974): Die Feldbeobachtung, in: KOOLWIJK J. VAN und WIEKEN-MEYSER M. (Hg.) (1974 ff): *Techniken der empirischen Sozialforschung. Ein Lehrbuch in acht Bänden*, München
- WEIGEL S. (1987a): *Die Stimme der Medusa*, Dülmen
- WEIGEL S. (1987b): Die nahe Fremde – das Territorium des „Weiblichen“. Zum Verhältnis von „Wilden“ und „Frauen“ im Diskurs der Aufklärung, in: KOEBNER T. UND PICKEROTT G. (Hg.): *Die andere Welt. Studien zum Exotismus*, Frankfurt/Main, 171 – 199
- WEIGEL S. (1993): ‚Leib und Bildraum‘ (Benjamin) – Zur Problematik und Darstellbarkeit einer weiblichen Dialektik der Aufklärung, in: KRÜGER M. (Hg.) (1993): *Was heißt hier eigentlich feministisch?: Zur theoretischen Diskussion in den Geistes- und Sozialwissenschaften*, Bremen
- WEISS F. (1991): Frauen in der urbanethnologischen Forschung, in: HAUSER-SCHÄUBLIN B. (Hg.): *Ethnologische Frauenforschung*, Berlin, 250 – 281
- WESTPHAL M. (1996): Arbeitsmigrantinnen im Spiegel westdeutscher Frauenbilder, in: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, 42 (Ent-Fremdung: Migration und Dominanzgesellschaft), Köln, 17 – 28
- WETTERER A. (1986): „Ja, geben tut’s das, aber mir ist das nie passiert!“. Was sagen subjektive Diskriminierungserfahrungen über die objektive Situation von Wissenschaftlerinnen aus?, in: CLEMENS B./METZ-GÖCKEL S./NEUSEL A./PORT B. (Hg.): *Töchter der Alma Mater. Frauen in der Berufs- und Hochschulforschung*, Frankfurt/Main, New York, 273 – 286
- WETTERER A. (1992): *Profession und Geschlecht. Über die Marginalität von Frauen in hochqualifizierten Berufen*, Frankfurt/Main, New York
- WHITE H. (1986): *Auch Klio dichtete oder Die Fiktion des Faktischen*, Stuttgart
- WICHTERICH C. (1990): Ganz nah und ganz fern. Bilder – Begegnungen – Bedenkzeit, in: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, 27, 9 – 20
- WICHTERICH C. (1995): *Frauen der Welt. Vom Fortschritt der Ungleichheit*, Göttingen
- WIDEE (Wissenschaftlerinnen in der Europäischen Ethnologie) (Hg.) (1993): *Nahe Fremde – Fremde Nähe. Frauen forschen zu Ethnos, Kultur, Geschlecht*, (Frauenforschung 24), Wien
- WIEDEMANN P. (1991): Gegenstandsnahe Theoriebildung, in: FLICK U./VON KARDORFF E./KEUPP H./VON ROSENSTIEL L./WOLFF S. (Hg.): *Handbuch qualitative Sozialforschung*, München, 440 – 445
- WIEDEMANN P. M. (1986): *Erzählte Wirklichkeit. Zur Theorie und Auswertung narrativer Interviews*, München
- WIEDEMANN P. M. (1987): *Strukturierungshilfen bei der Auswertung von Forschungsszenarios* (Forschungsbericht 3/87), Institut für Psychologie, TU Berlin, Berlin
- WILKENING C. (1985): „Ärger ist eine Quelle der Stärke“. Ausländische und deutsche Frauen in einem Qualifikationsprojekt für ausländische Mädchen im Frauenprojekt INCI, in: *Informationsdienst zur Ausländerarbeit* 4, 59 – 67
- WILLIAMS R. (1986): Karl Marx und die Kulturtheorie, in: NEIDHARDT F./LEPSIUS M. R./WEIß J. (Hg.): *Kultur und Gesellschaft, Sonderheft 27 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Opladen
- WILLIS P. (1982): *Spaß am Widerstand. Gegenkultur in der Arbeiterschule*, Frankfurt/Main
- WIPPERMANN W. (1997): „Wie die Zigeuner“: Antisemitismus und Antiziganismus im Vergleich, Berlin
- WITKEN H. A./MOORE C. A./GOODENOUGH D. R./COX P. W. (1977): Field-Dependent and Field-Independent Cognitive Styles and Their Educational Implications, in: *Review of Educational Research*, Vol. 47, Nr. 1, 1 – 64
- WITZEL A. (1982): *Verfahren der qualitativen Sozialforschung*, Frankfurt/Main
- WITZEL A. (1985): Das problemzentrierte Interview, in: JÜTTEMANN G.: *Qualitative Forschung in der Psychologie*, Weinheim
- WOBBE T. (1995): Umbrüche: Traditionslinien, thematische Felder und theoretische Motive der deutschen Frauenforschung, in: *Frauen-Prisma, Wissenschaftliche Beiträge zur Frauenforschung*, Potsdam
- WOBBE T. und LINDEMANN G. (Hg.) (1994): *Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht*, Frankfurt/Main
- WODAK R. und SCHULZ M. (1991): Meine Mutter ist meine beste Freundin, in: GÜNTHER S. und KOTTHOFF H. (Hg.): *Von fremden Stimmen. Weibliches und männliches Sprechen im Kulturvergleich*, Frankfurt/Main, 333 – 360

- WOELKE G. (1982): Traditionen: Familie, Kultur und Religion, in: SCHLAFFKE W. und VOSS R. von (Hg.): Vom Gastarbeiter zum Mitarbeiter: Ursachen, Folgen und Konsequenzen der Ausländerbeschäftigung in Deutschland, Köln
- WOLBERT B. (1984): Migrationsbewältigung. Orientierungen und Strategien. Biographisch-interpretative Fallstudien zur „Heirats-Migration“ dreier Türkinnen, Göttingen
- WOLBERT B. (1989): Orientierungen und Strategien in der Remigration von Türkinnen. Forschungsstand und Forschungsfragen, in: Informationsdienst zur Ausländerarbeit, H. 4, 43 – 47
- WOLF N. (1993): Die Stärke der Frauen. Gegen den falsch verstandenen Feminismus, München
- WOLF-ALMANASREH R. (1980): Die soziale Lage der mit Ausländern verheirateten deutschen Frauen in der Bundesrepublik, in: Evangelische Akademie Hofgeismar
- WULF C. und SCHÖFTHALER T. (Hg.) (1985): Im Schatten des Fortschritts. Gemeinsame Probleme im Bildungsbereich in Industrienationen und Ländern der Dritten Welt, Saarbrücken/Fort Lauderdale
- WYSOCKI G. VON (1980): Die Fröste der Freiheit. Aufbruchphantasien, Frankfurt/Main
- YABANCI C. (1986): Die kleine Schere im Kopf, in: Informationsdienst zur Ausländerarbeit, Heft 1, 20ff
- YABANCI C. (1988a): Deutsche Sozialarbeiter, nehmen Euren Hut, in: Sozial extra, Nr. 9, 30ff
- YABANCI C. (1988b): Die Fürsorgeindustrie hat ihre Schuldigkeit getan, in: Die Brücke, Nr. 45, 18ff
- YURTDAS B. (1992): Wo mein Mann zu Hause ist, Reinbek bei Hamburg
- ZAJONC R. B. (1979): Die Konzepte des Gleichgewichts, der Kongruenz und der Dissonanz, in: HORMUTH S. E. (Hg.): Sozialpsychologie der Einstellungsveränderung, Königstein/Ts.
- ZEDLER P. und MOSER H. (Hg.) (1983): Aspekte qualitativer Sozialforschung, Opladen
- ZENTRUM FÜR TÜRKEISTUDIEN (Hg.) (1995): Migration und Emanzipation: Türkische Frauen in Nordrhein-Westfalen verwirklichen ihre beruflichen und privaten Vorstellungen, Opladen
- ZIMMERMANN M. (1989): Verfolgt, vertrieben, vernichtet. Die nationalsozialistische Vernichtungspolitik gegen Sinti und Roma, Essen
- ZIPPER K. (1982): Die Welt des Orientteppichs. Zehn Essays, Graz
- ZUR MÜHLEN P. V. (1977): Rassenideologien – Geschichte und Hintergründe, Berlin, Bonn
- ZURMÜHL U. (1995): Der „koloniale Blick“ im entwicklungspolitischen Diskurs; Welt-Bilder und Bilder-Welten in der Entwicklungszusammenarbeit, (SPEKTRUM 43, Berliner Reihe zu Gesellschaft, Wirtschaft und Politik in Entwicklungsländern), Saarbrücken

## ANHANG

### *Interviewleitfaden Entwurf I*

Aufforderung: Wie, wann und warum kamen die Kontakte zu ausländischen Frauen zustande? Erzähl doch bitte mal!

### *Interviewleitfaden Entwurf II*

Individueller Lebensentwurf und Lebensgeschichte  
Anderskulturelle Kontakte: Ausgestaltung  
Kommunikationsprobleme und Lösungen  
Zukunftsvorstellungen  
Reflexion und Einschätzung

### *Interviewleitfaden Entwurf III*

#### Individueller Lebensentwurf

Kindheit und Jugend: Familiensituation / Familienstruktur / berufliche Situation der Eltern / gesellschaftliches Engagement der Familie / Autoritätsstruktur / geschlechtsspezifische Situation / Schule / Wunschträume und Phantasien / Freunde / Sexualität / Zukunftsvorstellungen / Ansprüche, Selbstverständnis als Mädchen bzw. Frau / anderskulturelle Kontakte: Bilder, Vorstellungen / Perspektive des Kindes und Jugendlichen / Einschätzung, Verarbeitung heute

Falls erforderlich: konkretisierende Fragen (aus den jeweils vorangegangenen Interviews entstanden), zum Beispiel:

Wo und wie bist du aufgewachsen? Wer lebte in der Familie? Wer hat sich in der Familie um die Kinder gekümmert? Mit wem konntest und hast du deine Probleme erörtert? Wer besorgte den Haushalt? Gab es Konflikte? Wann und welche? Hast du dir als Kind vorgestellt, später so zu leben wie deine Eltern? Woran erinnerst du dich besonders gern, wenn du an deine Kindheit, Jugend und Eltern denkst? Bist du gern zur Schule gegangen? Hast du Sprachen (gern) gelernt? Welche Freizeitbeschäftigungen waren für dich wichtig? Hast du dir etwas Besonderes für dich erträumt? Mit wem hast du darüber gesprochen? Hat dir Religion etwas bedeutet? Fandest du dich attraktiv? Konntest du mit jemand über Sexualität reden? Kannst du dich an erste Freunde erinnern? Wolltest du Kinder haben? Hattest du bestimmte Erziehungsvorstellungen? Hattest du ausländische Schulkameraden oder Freunde? Warst du mal längere Zeit im Ausland? Wie lange, aus welchem Grund?

#### Kontakt zu und Praxen im Umgang mit Migrantinnen

Kontaktaufnahme/Attraktivität/Vorstellungen über zukünftige Kontakte und Kontaktformen/Kommunikationsverhalten/Identifikation/Weiblichkeitsvorstellungen/Reflexion eigenkulturelle Identität/Wahrnehmungen des eigenen Körpers/Phantasien/Problemverarbeitung/Zukunft

Kannst du erklären, warum der Kontakt gerade zu ausländischen Frauen für dich wichtig wurde? Welche Anteile deiner Persönlichkeit bzw. welche Eigenschaften führten deiner Meinung nach zur Kontaktaufnahme? War der Zeitpunkt (innerhalb deines Lebens) von Bedeutung für die Gestaltung der Beziehungen? Möchtest du den Kontakt weiterhin aufrechterhalten? Welche Ereignisse oder Erlebnisse mit den anderen Frauen haben dich besonders beeindruckt? Welche Verhaltensanforderungen werden an dich gestellt im Umgang mit islamischen Frauen? Passt du dich an? Unterscheiden sich die Verhaltensnormen von denen deutscher Kontakte? Fühlst du dich den orientalischen Frauen verbunden/zugehörig als Frau? Sind sie dir näher als die Männer? In welchen Situationen empfindest du Nähe/Distanz zu ihnen? Hast du das Gefühl, von den anderen Frauen akzeptiert zu werden? Gibt es per-

sönliche Erfahrungen mit einer Frau, die du als besonders positiv oder besonders negativ erlebt hast? Ist dir deine äußere Erscheinung wichtig? Würdest du dich bzw. bestimmte Verhaltensformen von dir eher als ‚weiblich‘ – im Sinne von Kulturellen Vorstellungen über Weiblichkeit – etikettieren oder eher als ‚männlich‘? Wie siehst du dich als Frau in unserer Gesellschaft: eher stark oder eher schwach? Denkst du, daß ausländische Frauen glücklicher oder unglücklicher sind als du? Gibt es für dich bestimmte Verhaltensregeln im Umgang mit anderen Frauen? Wie schätzt du die Beziehungen ein in Konfliktsituationen? Wie sollten deiner Meinung nach auftretende Probleme gelöst werden? Ärgerst du dich manchmal über dein eigenes Verhalten? Was bringen die die Beziehungen zu ausländischen Frauen? Welchen Stellenwert hatten/haben diese in deinem Leben? Hast du schon mal überlegt, die Beziehungen abzubauen? Wann, weshalb? Wie sollten sie in Zukunft laufen? Siehst du einen Unterschied zwischen ausländischen Frauen, die in Deutschland leben, und Frauen dieser Kultur in ihrem eigenen Land? Siehst du die eigene Kultur mit kritischen Augen? Und die fremde? Wie solltest du als deutsche Frau im Idealfall mit den anderen Frauen umgehen? Konntest du dir vorstellen, mit einem/einer ausländischen/deutschen Partner/in zusammenzusein? Hast du besondere Vorstellungen über dein weiteres Leben? Willst du mir noch etwas Wichtiges sagen?

*„Die Geschichte der R.“*

Ach ja, ja. Hmm. Ja, R... z. B., inzwischen ist sie glaub ich 23, ich kenne sie, na, seit circa 9 bis 10 Jahren, ist hier in Berlin großgeworden. Und zwar so mit 9 oder 10 ist sie nach Berlin gekommen mit ihren älteren Brüdern, und ist dann von einem Bruder – die Schwester war auch noch da, die hat auch lange bei ihrer Schwester gewohnt – aber eben von ihren Geschwistern hier großgezogen worden. Was heißt, erzogen worden, sie ist im Grunde nicht erzogen worden, sondern ausgenutzt worden, die ganze Zeit eben, äh... also hat auch ihren Hauptschulabschluß nicht gemacht und war eben immer in den Familien eingebunden zwecks Babysitting, zwecks Kochen, Einkaufen etc. etc. Äh, dann, als...haben wir, dann hat sie ne Weile, äh, inner Eisdiele hier gearbeitet, versuchte, sich auch son bißchen von der Familie abzusetzen, und, ähm, als die Familie eben merkte, R... wird flügge, äh, da wurde geregelt, also R... mußte heiraten. Und dann hat sie das erste Mal geheiratet, äh, ist gleich am nächsten Tag nach der Hochzeit abgehauen, äh, gut, dann wurde diese Ehe annulliert, ähm, wenig später wurde sie dann aber wieder in die nächste Ehe getrieben, äh...die hat vielleicht ne Woche gedauert (lacht), und dann ist sie wieder abgehauen. Dann wurde sie in den Libanon zu ihren Eltern geschickt, äh...hat im Libanon dann wieder geheiratet, von sich aus, aber im Grunde auch auf Druck, weil da ist halt auch, tagtäglich kamen da Nachbarinnen oder so mit unverheirateten Männern an, und äh letztendlich hatte sie sich halt son bißchen in einen verliebt und wollte dann eben ihre Ruhe haben und hat gesagt: ja gut, dann heirate ich ihn. Aber kam dann, ja, der dritte Mann, der war Libyer, studierte noch, also sie haben im Libanon geheiratet, dann sind sie zurück nach Libyen zu den Eltern. Und sie kam dann aber letztes Jahr nach Deutschland zurück, äh, (stöhnt) weil die Eltern also von diesem dritten Mann, die waren mit ihr nicht einverstanden, weil sie eben schon mehrmals verheiratet war und dann eben auch ne Frau aus Deutschland, also, äh (holt tief Luft), sie entsprach eben nicht dem, was...was die Eltern sich vorstellten, ne, als Schwiegertochter. Jedenfalls sie kam zurück hier nach Deutschland, alleine, und lebte so richtig auf. Sie war verheiratet, von daher konnte sie ihren Geschwistern gegenüber sagen, Moment mal, ihr habt mir überhaupt nichts mehr zu sagen, ich bin jetzt ne verheiratete Frau und mein Mann gestattet das. Der liebe Mann war aber nicht da, der hat vieles eben nicht gesehen, was R... hier machte. Und R..., wie gesagt, blühte auf, äh, versuchte ihren Hauptschulabschluß nachzuholen und hat eben hier ihre früheren Freunde aus der Schule und was weiß ich woher wiedergetroffen, und gemacht und getan, lebte aber eben immer noch bei ihrer Schwester. Dann kam ihr Mann, der kam nach, und, äh...ja und da kam es dann halt, also der war halt zum ersten Mal in Europa, wurde dann auch von, von Familienangehörigen, also von Männern, aus ihrer Verwandtschaft hier aufgehetzt, also daß die ihm sagten, ja hier jetzt kannst mal sehen, ne, deine Frau, und die hat hier schon zig Männer gehabt, und haben ihm meinetwegen gesagt, ja mit dem ist sie gegangen, mit dem ist sie gegangen (zeigt mit dem Finger)...ähm, solche Sachen eben. Jedenfalls das führte dazu, äh, daß eben...die beiden sich auch nicht mehr verstanden, dann auch die Situation, die lebten da eben bei R...s Schwester, in ner beengten Situation halt, hatten eben nicht ihr eigenes Reich und so. Äh, das ganze ging kaputt, R..., äh, kam Anfang diesen Jahres, ja rief sie mich an, hilf mir, ich will weg, und eben diesmal endgültig. Naja, und dann hab ich ihr halt auch geholfen, zunächstmal hab ich sie ne Woche nach Westdeutschland geschickt zu meinem Bruder. Sie war halt auch geschlagen worden, als sie meint, also als sie von sich gegeben hatte, daß sie den dritten Mann eben jetzt auch nicht mehr will, daß sie sich scheiden lassen wollte und daß sie eben ihr eigenes Leben jetzt führen wollte, ist sie von ihrer Schwester und von ihrem Mann geschlagen worden. Naja, und, aber wie gesagt, also, ich hab ihr dann verholffen da rauszukommen, hab ihr dann auch hier in

Berlin nen Zimmer besorgt, äh, Arbeit besorgt, äh, und inzwischen ist sie auch da raus, also, sie hat dann, also ich hab ihr sozusagen ne Starthilfe gegeben, und sie hats dann auch geschafft. Und am Anfang, äh, war die Familie natürlich total dagegen. Wir haben auch am Anfang eben Angst gehabt, äh, einer der Brüder könnte durchdrehen, weißte. Äh... Naja, aber es ist Gott sei Dank nicht passiert...aber eben am Anfang wurde... existierte sie für die Familie eben nicht mehr, ne, wurde gesagt, wir haben, wir kennen keine R... mehr, es ist nicht mehr unsere Schwester und was weiß ich. (...)

Und bei ihr, also innerhalb von nen paar Monaten, hat sich das dann aber stabilisiert, die Familie sah, R... verkommt nicht, wie es am Anfang auch geheißen hat, und lebt nicht wie ne Nutte oder so, sondern sie macht gewisse Sachen, sie verdient ihren Lebensunterhalt, sie hatte dann, äh, auch n festen Freund, also, den sie schon immer haben wollte, n Türke, mit dem ist sie auch inzwischen verheiratet, und ich hab jetzt vor paar Tagen gehört, sie ist schwanger. Und ich hoffe, sie wird jetzt mit ihm wirklich glücklich, weil, also, ich weiß von ihr, diese Liebesbeziehung ging schon über Jahre hinweg, wurde aber eben von ihrer Familie, oder auch von der Familie dieses Jungen, unterbunden. Ja, und jetzt haben sie sich halt durchgesetzt, beide wohl, und sind zusammengekommen. Ich hoffe, sie werden glücklich. Aber eben ja, es dauerte n paar Monate und dann, äh, war dann doch wieder sone Annäherung da, ne, daß dann zuerstmal so der ältere Bruder äh äh vorsprach, ne, bei ihr mal vorbeischaute. Und dann hatte sie in nullkommanichts wieder unheimlich guten Kontakt zu ihrer Familie, ne, also daß sie dann immer wieder da zum Essen ging und äh denen erzählte, ich treff mich heut...ich geh heute Abend mit meiner Schwester ins Kino oder solche Sachen, ne. Und dann, ja, da kann man mal sehen, wie schnell sich sowas doch ändert, und wie schnell jetzt meinetwegen so Angehörige sich mit dem, was...was Sache ist, dann auch abfinden müssen. (2806 – 2986/4)

